PRESENTED TO THE Shelf No. 2230.56

Public Library of the City of Boston

SICUT PATRIBUS, SIT DEUS NOBIS

BOSTONIA CONDITA A.D. 1630.

CIVITATIS REGIMINE DONATA A.D. 1822.

By Joshua Bates, Esq.

Received

FREMDE VÖLKER

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Boston Public Library

https://archive.org/details/fremdevolkerethn00ober

RICHARD OBERLÄNDER

FREMDE VÖLKER

ETHNOGRAPHISCHE

SCHILDERUNGEN AUS DER ALTEN UND NEUEN WELT

PRACHT-AUSGABE

MIT 280 ILLUSTRATIONEN

LEIPZIG UND WIEN

VERLAG VON JULIUS KLINKHARDT

1883.

BOSTON PUBLIC

+
23305

Ungleich verteilt sind des Lebens Guter
Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht.
Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.

Schiller (Braut von Messina).

Verfasser und Verleger behalten sich sämtliche Rechte vor.

VORWORT.

Wohl der weitaus gröfsere Teil der Bewohner unserer Erde hat nur eine dürftige Kenntnis von den Lebensverhältnissen seiner Mitmenschen; erst durch das Studium der Völkerkunde wird es möglich, die Begriffe von Menschheit und Volkstum zu läutern, sowie heimische und fremde Einrichtungen und Sitten unbefangen zur Vergleichung zu bringen und zu beurteilen.

Aber die Völkerkunde ist eine durchaus neue Wissenschaft. Im Altertum und im Mittelalter, als man nur selten gröfsere Reisen unternahm, und die Hilfswissenschaften der Völkerkunde noch in den Anfängen der Entwickelung oder selbst noch gar nicht gepflegt waren, da war das, was man sich von den Menschen erzählte, die «über dem Berge» wohnten, ganz eigentümlicher und oft wundersamer Art und «gewissenhafte» Reisende wufsten gar viel Unglaubliches zu berichten.

Da sollte an den Quellen des Ganges ein Volk wohnen, dem der Mund fehlte. Es waren sanfte Leute, die sich nur vom Dunste gebratenen Fleisches und dem Dufte der Blumen nährten: statt des Mundes hatten sie zum Atemholen nur Löcher im Gesicht. Auch Langohrige wollte man gesehen haben, bei denen das Ohr den Fufs berührte, die auf den Ohren schliefen, und so körperkräftig waren, dafs sie Bäume mit den Wurzeln aus der Erde ziehen konnten. Man wufste ferner von einem Volke einäugiger Menschen zu berichten, welche Hundsohren und das Auge mitten auf der Stirn, emporstehendes Haar und eine zottige Brust hatten.

Ein berühmter Gelehrter des Altertums, Ktesias aus Knidos, ein Zeitgenosse des Xenophon und Leibarzt des Königs von Persien, erzählt ganz ernsthaft von Pygmäen, schwarzen Zwergen von 1 m Länge, mit Haaren, die bis auf die Kniee herabhängen und ihnen als Kleidung dienen. Ihr sämtlicher Hausrat und selbst die Tiere stehen in gleichem Verhältnisse der Gröfse zu der ihrigen, so dafs z. B. die Pferde dort «nicht gröfser als bei uns die Lämmlein sind».

Nachbarn der Pygmäen sind die Hundskopfmenschen oder Kynokephalen, die nicht reden können, sondern bellen. Das merkwürdigste an denselben bleibt ihr Hundskopf auf dem menschlichen Körper und die langen Klauen an den Fingern. Bei alledem verschmähen sie nicht die Wohlthat anständiger Kleidung, ja sie treiben Handel mit Früchten.

Mit den Fortschritten der Wissenschaft schwanden selbstverständlich die Wunderberichte und der Glaube an dieselben, und wenngleich es heute noch bisweilen vorkommen soll, dafs es manche Reisende mit ihren Berichten nur wenig genau nehmen und kräftige Farben auftragen, um sich interessant zu machen, so verfallen sie doch, gottlob! nur zu bald der scharfen Kritik, welche unnachsichtlich Erlogenes widerlegt und Ungereimtes zu beseitigen versteht.

Denn in unserem unvergleichlichen Jahrhundert, das so viele Entdeckungen aufzuweisen und schon so viele Rätsel gelöst hat, ist besonders auch das Studium des Menschen mit einer grofsen Menge von Thatsachen bereichert worden. Das von jeher ungastliche Afrika ist in unseren Tagen nicht mehr undurchdringlich, das Festland Australien ist gleichfalls von einem Ende zum anderen durchzogen worden: an allen Küsten der verschiedenen Ozeane landen europäische Fahrzeuge; Kaufleute, Missionäre und Männer der Wissenschaft gehen bis tief in das Innere der Kontinente.

Fast alle Völker des Erdballs sind beobachtet, beschrieben und bildlich dargestellt worden, man studiert ihre Sitten, ihre Sprache und ihre Religion, ihre Gewerbsamkeit und ihre Überlieferungen: unsere Museen sind reich an Waffen und Geräten, Trachten und Werkzeugen aller Völker und wir haben vollauf Mittel zum Studium fremder Rassen.

Mit den Fortschritten der Wissenschaft wuchs auch das Streben, alle die schwarzen, braunen, gelben und weifsen Menschen, die man zerstreut vorfand, in ein gewisses System einzureihen, sie zu klassifizieren — in Rassen zu sondern. Darin aber lag von jeher eine der gröfsten Schwierigkeiten der Völkerkunde. Die verschiedenen Versuche, diese Aufgabe zu lösen, gelangen meist deshalb nicht, weil die Völkerkundigen gewöhnlich beim Aufstellen der systematischen Einteilung der Völker in Gruppen bald gewisse äufsere Merkmale, wie die Hautfarbe, die Haare, den Gesichtswinkel, den Schädel u. s. w., bald die Sprache, oder gewisse geistige Eigenschaften als den wesentlichsten Unterscheidungspunkt in den Vordergrund gestellt hatten. Indem man das eine oder andere zu sehr bevorzugte, geriet man auf Abwege und unhaltbare Hypothesen.

Ich will den Leser nicht ermüden mit einer Aufzählung aller der verschiedenen Rasseneinteilungen, die man, von Blumenbach, dem Vater der Völkerkunde, beginnend, bis auf die neueste Zeit versucht hat, und noch versucht, denn noch ist nichts zur Entscheidung der Frage reif genug oder abgeschlossen und die Rasseneinteilung, welche die einen befriedigt, mifsfällt vielen anderen Forschern der Wissenschaft.

In dem vorliegenden Werke habe ich mich an die Rasseneinteilung des Herrn Prof. Dr. Friedrich Müller in Wien angelehnt, der mir das schwierige Problem am einfachsten und verständlichsten gelöst zu haben scheint.

Aber die Gruppierung war für mich nur Nebensache. In das frische, lebendig pulsierende Leben wollte ich hineingreifen und in angenehm-plaudernder Weise die fremden Völker unseres Erdballs nach Rasse und Stamm, nach Sitten und Gebräuchen, Lebensanschauungen und Gewohnheiten, schildern: das prunkende Gewand für mein Werk aber wählte ich zum gefälligen Texte deshalb, weil mir an dem Versuche lag, die «Wilden» auch «salonfähig» zu machen.

Die wohlwollende Aufnahme, welche das Werk während seines lieferungsweisen Erscheinens gefunden, lassen mich hoffen, dafs ich meine Aufgabe im grofsen und ganzen zur Zufriedenheit der zahlreichen Freundinnen und Freunde desselben gelöst habe: volle Befriedigung für mein Streben aber würde ich finden, wenn es mir gelungen sein sollte, durch meine wahrheitsgetreuen Schilderungen einige Sympathie für die vielfach verkannten Naturmenschen zu gewinnen, von denen ich manche geschmähte Rasse auf meinen langjährigen Reisen und bei meinen umfassenden Studien besser kennen, ja ich will sagen achten und schätzen gelernt habe.

Leipzig, am 24. September 1882.

Richard Oberländer.

INHALT.

Mongolen.

Japaner. Älteste Geschichte des Reiches Japan (1). Charakter des Volks (4). Religiöse Verhältnisse (5). Gesetze des Reichs (6). Arzneikunde und Astronomie (8). Sprache, Schrift und Litteratur (11). Theater (12). Rangordnung (14). Tracht (15). Strafsenleben. Innere Einrichtung der Wohnungen. Speisen und Getränke (18). Kaufleute (20). Antiquitätenhändler (22). Industrie (23). Musik, Feste und Lustbarkeiten (24). Gaukler (29). Das Leben nach dem Tode. Familienleben (30). Landwirtschaft. Viehzucht (31). Jagd (33). Taufe. Hochzeit (34). Hausgötter (35). Tod. Begräbnis (37). Das neue Japan (39).

Chinesen. Geschichte des Landes (41). Die drei Landesreligionen (42). Parabel, die Gleichgiltigkeit in Religionssachen entschuldigend (44). Pagoden (45). Unterrichtswesen (47). Beamten- und Gelehrtenstand (50). Der Kaiser und die Kaiserin (51). Mandarinen (52). Bürgerliche und ländliche Stände. Bettelwesen (54) Trachten. Verkrüppelte Füfse der Frauen (55). Architektur. Wohnungen (56). Kochkunst (58). Opiumgenufs (60). Strafsenleben, Handel und Industrie (62). Der Porzellanturm (63). Theekultur (64). Ackerbau (66). Gesetzgebung (67). Strafen (68). Öffentliche Feste (70). Theater (72). Musik (73). Verlobungen und Hochzeiten (74). Krankheit und Tod (78). Begräbnisfeierlichkeiten. Ahnenkultus (79).

Uralaltaier und Indochinesen. — Uralaltaier. Die chinesische Mauer (81). Typus und Charakter der Uralaltaier (83). Buddhismus. Lamaismus (84). — Kirgisen. Wohnungen (86). Nahrung. Kleidung (88). Heirat. — Ostjaken (89). Kalmüken (Ölöten) (90). Lamatempel. Dalai Lama (94). Baschkiren (95). Jakuten (96). Schamanismus (99). — **Indochinesen.** Anamiten (100). Laosvölker in Siam (104). Siamesen (105). Etikette (106). Weifse Elefanten (107). Priesterschaft (Talapoinen) (108). Pegu. Talaings. Karen (110). Hochzeitsgebräuche (112). Nationales Erziehungssystem (114).

Malayen.

Verwandtschaft der Malayen mit den Mongolen (115). **Malayen.** Charakteristik der Rasse. Sprachen (116). Charakter des Volks (117). Staatseinrichtung (118). Industrie (119). Kleidung und Wohnung (121). Die Orang laut (Seemenschen) (122). Gesetze (124). Hochzeitsgebräuche (125). Feierlichkeiten bei der Geburt eines Kindes (125). Krankheit. Tod (126). Unterhaltungen und Spiele (127). Dajaken (128). Tracht, Lebensweise, Sitten und Gebräuche (130). Hochzeitsgebräuche (133). Das Koppesnellen (133).

Polynesier (135). Schöpfungs- u. s. w. Sagen der Maori, der Tonganer u. s. w. (136). Religiöse Anschauungen der Polynesier (137). Maori, Tätowierung, Kleidung, Hausbau (141). Waffen, Kindererziehung (142). Eine Erzählung der Maori (143). Kannibalismus (144). Markesaner (144). Tracht der Markesaner (145). Wohnungen (146). Nahrung und tägliche Beschäftigung der Markesaner (147). Politische Einrichtungen. Begräbnisweise (148). Kanaken (150). Religion, Überlieferungen, Standesunterschiede (151). Kava, Ärztliche Behandlung in Krankheitsfällen (152). Beschäftigung und Spiele der Hawaiier (153). Tahitier. Charaktereigentümlichkeiten (156). Begräbnis. Rangordnungen (158). Religion und Priesterschaft (159).

Melanesier. Vitier (162). Kannibalismus. Charakter des Volks (164). Volksleben der Vitier (165). Kleidung und Schmuck (166). Lebensweise und Beschäftigungen, Hochzeitsgebräuche, Götzen (168). Sagen und Erzählungen der Polynesier. Tonganer (169). Aussterben der Polynesier (170).

Papua und Australier.

Papua. Typische Merkmale der Rasse (175). Buginesen und Makassaren (176). Bürgermiliz (Kabesaran) der Buginesen (177). Sage über die Herkunft der Papua (178). Papua von der Marianastrafse auf Neu-Guinea (180). Geschicklichkeit und Behendigkeit derselben. — Papua vom Utanataflufs (182). Sitten und Gebräuche, Waffen u. s. w. der Utanaten (183). Waku (186). Hochzeitsgebräuche der Waku (187). Leichenfeierlichkeiten, Götzendienst (188). Tracht. Wohnungen (190). Neu-Kaledonier (190). Abnahme der Bevölkerung. Verschönerungsmittel (191). Hütten, Nahrungsmittel (192). Waffen (194). Religiöse Vorstellungen (195). Begräbnisfeierlichkeiten (196).

Australier. Typus. Sprache. Nahrung (198). Waffen (200). Lebensweise der Australier (203). Kleidung und Schmuck (204). Tänze. Korroberi (206). Sitten und Gebräuche. Charaktereigentümlichkeiten (207). Krankheit und Tod (208). Untergang der Rasse (210).

Neger.

Äthiopen. Mohren. Charakteristische Merkmale der Negerrasse (211). Sudanneger — Bantuvölker (212). **Sudanneger.** Mandingo (212). Wohnungen, Lebensweise, Sitten u. s. w. der Mandingo (214). Die Kruneger der Pfefferküste. Fanti und Aschanti von der Goldküste (216). Sagen der Aschanti (217). Sitten und Gebräuche der Aschanti (218). Von den Eweern (219). Die Ffons in Dahomeh (220). Begräbnis der Könige von Dahomeh (221). Amazonengarde (222). Fetischismus (223). Kamerunneger (224). Kleidung, Regierungsform, Wahl eines Königs (226). Besuch der Residenz eines Negerkönigs (227). Begräbnis eines Königs (228). Furcht vor dem Vergiften (230). Der Mann im Monde als Hausarzt (231). Neger im mittleren Sudan (232). Auf dem Markte in Bornu (233). Familienwohnungen (234). Vergnügungen, Hochzeiten (236). Die Musgo (237). Waffen, Wohnungen, Beschäftigungen (238). Die Sonrhay-Neger in Baghirmi. Haarfrisuren, Tracht (239). Baumwohnungen (240). Wadai (241). Neger an den Quellen des Nil (242). Die Schilluk und andere Stämme (242). Die Niam-Niam oder Sandeh (244). Lebensweise der Niam-Niam (245). Kunstfertigkeit, Gesang, Begräbnisweise (247). König Munsa der Monbuttu (248). Zwergvölker, Akka. Buschmänner (250). Lebensweise der Buschmänner (251). Waffen. Straufsenjagd (254). Brautwerbung der Buschmänner (255). Charakterisierung der Neger durch Henry M. Stanley (256).

Bantuvölker (259). Reisen Livingstones (260). Die Bakoba und Makalaka (261). Schmollistrinken. Frisuren (262). Das Pelele der Mangandschafrauen. Abnormitäten der Mode bei den Mittu (263). Vom Sklavenhandel (264). Kaffern (266). Haartouren, Trachten, Wohnungen (268). Im Kaffernkraal (269). Bewaffnung, Jagdszenen (270). Geräte, Tabaksgenufs, Biertrinken (272). Lebensweise der Kaffern (273). Regendoktoren, Krankheit, Tod (274). Hochzeitsgebräuche. Scheu vor den Schwiegermüttern. Musik (275). Hottentotten (276). Wohnung, Kleidung (278). Vielweiberei, Kindererziehung (279). Jagden (280). Musik. Religiöse Vorstellungen (282). Sagen (283). Adoption von Eltern (284).

Indianer.

Abstammung und Charakteristik der Rasse (285). Tolteken. Indianer in Mexiko (286). Aufsere Erscheinung des Indianers (288). Indianer der Tierra Caliente. Wohnung. Nahrungsweise (290). Pulque (291). Lebensweise, Sprachen der Indianer in Mexiko (293). Aberglaube, Nagualismus (294). Aus dem religiösen Leben der Indianer von Mexiko (295). Schwitzbad. Blutvermischungen (297). Indianer im Gebiet des Amazonas (298). Kleidung, Schmuck (299). Tabakschnupfen. Bereitung des Pfeilgiftes (Curare) (300). Jagd, Fischfang und Schildkrötenfang (301). Das Zähmen von Tieren (304). Tod und Begräbnis (305). Die Tehueltschen oder Patagonier (306). Nahrung, Kleidung, Schmuck, Wohnungen (307). Geistige Getränke (308). Religiöse Feste (310). Brautwerbung der Tehueltschen (311). Stellung der Frauen. Das Durchstechen der Ohrläppchen (314). Krankheit, Tod, Begräbnis (315). Spiele und Lustbarkeiten (316). Ausrottung der Indianer Nordamerikas (318). Stammesnamen (319). Im Wigwam. Charaktereigentümlichkeiten, Sitten und Gebräuche (320). Tracht, Bewaffnung (322). Religiöse Vorstellungen (323). Erzählungen und Sagen (324). Bilderschrift (330). Paradiessagen der Indianer Nordamerikas (332). Medizinmänner (333). Tabaksgenufs. Tänze (334). Tod. Begräbnis. Häuptlinge (336). „Kindtaufe“ (338).

Arktiker.

Arktiker oder Hyperboreer (341). Typus der Eskimo (342). Religiöse Begriffe (343). Gerichtsverfahren (344). Kleidung (345). Tätowierung, Wohnungen (346). Hausgeräte, Familienleben, Nahrung, Speisezettel (347). Spiel und Tanz (348). Brautwerbung (350). Kunstfertigkeit. Männerboote und Weiberboote (351). Seehundsfang (352). Walfischfang (354). Der Zustand der Seelen nach dem Tode (356).

Mittelländische Völker.

Kaukasier. — Die Nuba-Fulah-Rasse. — Hamiten. — Semiten.

Kaukasier. — Hamiten. — Semiten. Charakteristik der mittelländischen Rasse (357). **Kaukasier** (359). Die Bergvölker des Kaukasus (Adighe) (360). Tscherkessen. Erziehung der Knaben. Sklavenhandel mit Mädchen (362). Georgier (364). Leben und Sitten (366). Gerichtsverfahren der Adighe (367). Tracht (368). Waffen (369). Nogaier (370). Kasaken (372). Tracht und Lebensweise (373). Charakter des Volks. Poesie (374). Leben in den Stanitzen (375). Plastuni. Erziehung der Knaben (376). Dschigitoffka, Festlichkeiten (378).

Die **Nuba-Fulah-Rasse.** Die Barabra und die Fulah (379). Religiöse Gebräuche der Mohammedaner (380). Beschäftigungen und Sitten der Fulah (381) Barabra oder Nubier (382). Leben und Sitten der Barabra (383).

Hamiten. Einteilung des Hamitischen Stammes (384). Die Nachkommen der alten Ägypter (385). Wohnungen, Lebensweise, Sitten der Fellah (386). Ägyptische Händler (387). Charakteristik der Fellah (390). Eine ägyptische Schule (392). Leben und Sitten der Kopten (393). Berber. Nutzen der Dattelpalme (394). Vom Dromedar (396). Die Schilluh (398). Die Imoscharh oder Tuareg (399). Lebensweise und Waffen der Tuareg (400). Kabylen. Kleidung, Gesellschaftliche Einrichtungen u. s. w. (402). Landbevölkerung in Marokko (404). Lebensweise Die Klasse der Schürfa (Scherif). Charakter der Marokkaner (406). Ostafrikaner. Galla (408). Religion, Gesetze u. s. w. der Galla (409). Handel mit Gallamädchen. Tod und Begräbnis (410).

Semiten. Die zu den Semiten gehörenden Familien (411).

Typus, Charakter der Abessinier. Brundo (Verzehren lebendigen Fleisches) (412). „Ländlich, sittlich“, Tracht (414). Ein Ersatzmittel für Seife. Krankheiten (415). Sympathiemittel, das „Besprechen von Krankheiten“, das Heilverfahren abessinischer Wundärzte Die Falascha (abessinische Juden) (416). Ismaelitische Araber oder Beduinen. Liebesleben, Hochzeitsgebräuche (418). Gastfreundschaft, Religion (419). Pilgerkarawanen, Adams grofser Fufs, Stammeseinteilung; der Scheich (420). Trachten, Wohnungen (423). Arabische Pferde. Kochkunst der Beduinen (423). Die Juden in Tunis (424). Geschmacklose Tracht der Jüdinnen in Tunis; künstliche Mästung derselben vor der Hochzeit (426). Wohnungen im Judenviertel (427). Hochzeitsgebräuche (428). Die Juden in Marokko (430).

Indogermanen.

Rassen in Ostindien: Dravida und Hindu (431). Sprache in Hindustan (432).

Die **Dravidarasse.** Die Khond. Leben und Sitten der Khond (433). Charakter. Menschenopfer (Meriah) (434). Die Bhilla und Kolhstämme (437). Geschickte Diebe (438). Die Toda in den Nilagiris. Inneres einer Todahütte (439). Leben und Sitten der Toda (440). Vielmännerei. Eheliche Verhältnisse. Begräbnisfeierlichkeiten (442).

Die **Hindu.** Typus. Der Brahmanismus. Brahmanen (444). Götterlehre (446). Die Büfser (Fakirs) (448). Sonderung der Hindu in Kasten. Brahmanen (449). Erpressungen der Brahmanen. Das Aswamedha oder Pferdeopfer (450). Die Kasten der Kschatria, Waisy und Sudrah. Die Chandala (Pariah). Banianen. Die Dschainareligion (451). Betelkauen. Lebensweise. Punsch (454). Tierhospitäler. Kleidung (455). Leichenverbrennung. Sattis oder das Verbrennen der Witwen beim Tode der Männer. Hochzeitsgebräuche (456). Industrie (458). — **Zigeuner** (461). Lebensweise der Zigeuner (462).

Iranier. Die iranische oder persische Gruppe des indogermanischen Stammes. Tadschik und Usbeken (463). Charakter und Sitten der Perser (464). Kleidung. Die Religion des Zarathustra (466). Religion. Strafsenleben (467). Begrüfsungsweise, Titel- und Komplimentiersucht. Brautwerbung. Hochzeitsfeierlichkeiten (468). Leben im Enderun. Häusliches Leben (469). Übertriebene Höflichkeit bei Besuchen (470). Poesie (471). Handel und Wandel (472). Die Parsen. Religionsansichten (474). Priester. Kleidung. Familienleben (475). Armenier. Religion und Sitten (478). Kurden. Charakter und Lebensweise (482). Schlufs (486).

VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN.

Die 280 Abbildungen des Werkes verteilen sich in nachstehend näher angegebener Weise.

Die in schrägliegender Schrift gedruckten Abbildungen sind ganzseitige Illustrationen.

Kopfleiste und Initiale zu Japaner (1).
Strafsenleben in Japan (3).
In einem buddhistischen Tempel (4).
Ein Sintotempel (Mia) (5).
Inneres eines buddhistischen Tempels (7).
Das Harakiri. Vornehmer Japaner, sich den Bauch aufschlitzend (9).
Das Moxen (11).
In einer Kleinkinderschule (13).
Ein Schreiber (15).
Ein Kassierer (16).
Japaner aus niederer Kaste (17).
Vornehme Japaner (19).
Beim Kunsthändler (21).
Seiler. Verfertiger von lackierten Hüten. Spiegelpolierer. Fächermacherinnen (23).
Palankinträger (25).
Tanzende Priester am Feste ihres Schutzpatrons (26).
Prozession des Dämon beim Matsuri des Kanda-Miodjin (27).
Vor einer Herberge (29).
Barbier und Haarkünstler (32).
Fächertanz. Wahrsager (33).
Das Puppenfest (35).
Ein Gott des Glücks (36).
Hochzeitsfeier im Familienheiligtum (37).
Begräbnisfeierlichkeiten. Vornehmer Japaner besucht das Grab seiner Eltern (39).
Schlufsvignette (40).
Kopfleiste und Initiale zu Chinesen (41).
Die Seelen der Abgeschiedenen vor dem Richterstuhle Fo's (43).
Haupthalle einer Pagode (46).
Eingang zu einer Pagode (47).
Schulkinder (48).
Ein Sommerpalast des Kaisers (49).
Ein Mandarin. Ein Gelehrter. Ein Bürger. Eine junge Frau von Stand (51).
Verkruppelte Füfse (55).
Typen aus dem Volke (57).
Eine Familienwohnung (59).
Opiumraucher (61).
Antike Porzellanvasen (63).
Antike Kunstgegenstände aus Bronze (65).
Chinesischer Landmann (66).
Gemüsehändlerin (67).
Segelwagen chinesischer Landleute (69).
Strafsenbild (71).
Strafe des Kangue (73).
Tragische Schauspieler (75).
Schachspieler. Musiker (77).
Sarg eines Vornehmen (79).
Magazin von Gegenständen und Geräten für Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten (80).
Schlufsvignette (80).
Kopfleiste und Initiale zu Uralaltaier und Indochinesen (81).
Kalka, vom Norden der Wüste Gobi (83).
Bekenner des Lamaismus mit Gebetrad (85).
Kirgisische Braut (87).
Ostjaken-Familie (89).
Figur des Siddharta (90).
Lamaitische Kirchenmusik (91).
Baschkiren (93).
Jakute und Jakutin (97).
Vornehmer Jakute (98).
Tanzende Schamanen (99).
Vornehmer Anamite im Palankin (101).
Gewerbtreibende Birmanen (101).
Soldaten der Kaiserlichen Garde in Anam (103).
Anamitischer Mandarin (106).
Tochter eines vornehmen Laos (107).
Wilde Mu-tseu von der chinesischen Grenze (109).
Weihe eines Talapoinen (111).
Talaings aus Pegu (113).
Schlufsvignette (114).
Kopfleiste und Initiale zu Malayen (115).
Malayen (117).
Malayen auf Java (119).
Malaye im Reisegewande (120).
Junge Malayin (121).
In einer malayischen Familie (123).
Malayische Kinder (124).
Malayische Praue (125).
Rebab-Spieler (127).
Kris-Tanz der Malayen (129).
Dajaken, zum Kampfe gerüstet (131).
Maorihäuptling und Frau (135).
Kriegstanz der Maori (137).
Tätowierung eines Häuptlings der Maori (141).
Tätowierte Hand und tätowiertes Bein eines Markesaners (142)
Markesaner (Krieger und Greis, im Hintergrunde eine Frau) (143).
Junge Markesanerin (147).
Markesaner (Jüngling und Knabe an ein Götzenbild gelehnt) (149).
Frauen von Hawaii (151).
In der Brandung schwimmende Hawaiier (153).
Junge Tahitier (155).
Junge Tahitierinnen (157).
Ländliche Wohnung auf Tahiti (161).
Viti-Insulaner. König Thakombau von den Viti-Inseln (163).
Mbure der Vitier. Inneres eines Mbure ni sa (Tempel der Fremden) auf Viti (167).
In der Grotte der Insel Hunga (171).
Schlufsvignette (174).
Kopfleiste und Initiale zu Papua und Australier (175).
Soldaten der Kabesaran auf Celebes (177).
Papuatypen (179).
Karonpapua (181).
Familienwohnung der Papua im Humboldt-Hafen (183).
Häuptling der Utanaten, zum Kampfe gerüstet (185).
Utanaten (187).
Papua von der Marianastrafse (189).
Junge Neukaledonier (191).
Nächtliches Pilupilu der Neukaledonier (193).
Schlufsvignette (194).
Australische Lubras (195).
Australische Eingeborene aus der Gegend am Murray (199).
Eingeborene der australischen Kolonie Viktoria (203).
Eingeborener von Südostaustralien (205).
Australier. Mann und Lubra in einem Wirlie aus Baumrinde (205).
Begräbnisstätte australischer Eingeborener (209).
Schlufsvignette (210).
Kopfleiste und Initiale zu Neger (211).
Vornehme Mandingofamilie in St.-Louis, Senegambien (213).
Dienerin (Mandingo) in St.-Louis, Senegambien (215).
Alter Aschanti (217).
Junger Krieger der Ffons (221).
Fanti (223).
Negerkönig von der Westküste Afrikas mit seiner Hauptfrau (225).
Negerkönige von der Westküste von Afrika (227).
Ein Palawer der Neger von der Westküste Afrikas (229).
Haartrachten der Negerinnen an der Goldküste (231).
Panzerreiter des Königs von Bornu (233).
Markt in Bornu (235).
Dorf der Musgo (237).
Häuptling der Sonrhay (239).
Überfall einer Kriegswohnung der Sonrhay (241).
Eine Schillukfamilie (243).
Dorf der Schilluk im Winter (243).
Ein Häuptling der Niam-Niam (245).
Ein Sänger der Niam-Niam (245).
Der Monbuttukönig Munsa in vollem Staate (247).
König Munsa tanzt vor seinen Weibern (249).
Dorf der Niam-Niam (249).
Ein junger Akka (251)

Weiber der Buschmänner (253).
Angriff von wilden Büffeln auf Reisende (257).
Stutzer der Makalaka am Sambesi (259).
Hofdamen eines Königs der Makalaka (261).
Mangandschafrau mit dem Pelele (263).
Sklaventransport nach der Küste (265).
Ein Kaffernmädchen. Junger Kaffer im Staatsanzug (267).
Ein Kaffernkraal (269).
Tanz der Kaffern (271).
Hottentotten (277). Buschmänner (277).
Eine Hopojagd in Südafrika (281).
In einem Hottentottenkraal (283).
Schlufsvignette (284).
Kopfleiste und Initiale zu Indianer (285).
Indianerin von der Tierra caliente in Mexiko (287).
Tortillas backende Indianerinnen von Mexiko (289).
Einsammeln des Magueysaftes zur Pulquebereitung (293).
Indianer vom Amazonenstrom (297).
Wie die Indianer vom Amazonenstrom Tabak schnupfen (301).
Elternglück am Amazonenstrom (303).
Lagerstätte der Tehueltschen (305).
Tanz der Tehueltschen (309).
Pferdeopfer bei den Tehueltschen (313).
Begräbnis der Tehueltschen (315).
Nayas-Indianer. Zum Tanze geschmückt (Tag und Nacht). Flachköpfe (317).
Häuptling der Krähenindianer (319).
Krieger bei der Toilette (321).
Im Wigwam (323).
Ein Indianerdorf (325).
Yute-Indianer (327).
Pahnies (329).
Bilderschrift der Indianer Nordamerikas (331).
Ballkostüme der Indianer (335).
Büffeltanz (337).
Schlufsvignette (340).
Kopfleiste und Initiale zu Arktiker (341).
Häuptling einer Eskimohorde (343).
Das Winterhaus (Iglu) der Eskimo (345).
Eskimo im Kajak (349).
Das Weiberboot (Umjak) der Eskimo (349).
Hundeschlitten der Eskimo (351).
Mit dem Hundeschlitten auf der Reise (353).
Kopfleiste und Initiale zu Kaukasier, Hamiten und Semiten (357).
Ein Adighe (Tscherkesse) (361).
Adighe (Tscherkessinnen) (363).
Georgierinnen (365).
Adighe (Lesghierinnen) (367).
Adighe (Lesghier) (369).
Lesghinka, Tanz der kaukasischen Bergvölker (371).
Knabe aus dem Stamme der Nogaier (373).
Typus eines Kasaken (375).
Dschigitoffka in der Kasakensteppe (377).
Typus der Fulah in Nordwestafrika (379).
Typus der Barabra in Nubien (379).
Ein Derwisch und eine Frau aus dem Volke in Nubien (383).
Eine Ägypterin. Ägyptische Tänzerin (385).
Ein Kopte. Ägyptischer Eselstreiberjunge (387).
Eine Ägypterin (389).
Berber der Sahara (391).
Berber aus Algerien (393).
Berberinnen aus Algerien (395).
Kaffeeservice aus einem vornehmen Hause in Algier (397).
Tuareg in der Wüste Sahara (399).
Ein Targi (401).
Dame aus dem Harem des Bey von Algier (403).
Kabylen (405).
Ostafrikaner (407).
Sklavinnen aus den Gallaländern (413).
Wasserträgerin in Abessinien (415).
Abessinischer Scharfschütz (415).
Haremsdamen aus Südarabien (417).
Ein aus Mekka zurückgekehrter Pilger (Hadsch) (419).
Araberin aus Medina (421).
Eine Judenfamilie in Tunis (425).
Eine Judenfamilie in Marokko (429).
Schlufsvignette (430).
Kopfleiste und Initiale zu Indogermanen (431).
Khonds (433).
Ein Meriah-Opfer in Khondistan (435).
Dravida aus den Stämmen der Bhilla und Kolh (437).
Toda. Frau und Kind (439).
Toda (441).
Bergbewohner des nordwestlichen Indien im Kampf gegen die Engländer (443).
Ein Fakir (445).
Festlicher Aufzug der Hindu (447).
Hindu. Typen aus dem Volke (449).
Hindumädchen (451).
Eine indische Bajadere (453).
Hinduweib (457).
Zigeunerin (461).
Tadschik und Usbeke (463).
Typen aus Persien (465).
Perserinnen im Enderun (465).
Persischer Nomade. Kurdischer Hirt. Nomadisierender Derwisch. Persischer Nomade (469).
Parsen in Bombay (473).
Parsikinder (475).
Armenischer Kaufmann und persischer Eselstreiber (479).
Armenier (481).
Kurdischer Häuptling (483).
Kurdischer Jäger (485).
Schlufsvignette (486).

JAPANER.

Älteste Geschichte des Reichs Japan. Mikado und Sjogun. Reformen des Mikado. Sturz des Sjogun. Charakter des Volkes. Die Religion der Sinto und des Buddhismus. Gesetzgebung. Arzneikunde und Astronomie. Sprache. Litteratur. Schauspielkunst. Rang- und Kastenordnungen der Bevölkerung. Volksbildung. Trachten. Industrie. Öffentliche Belustigungen. Geburt. Hochzeit. Tod.

s mufs irgendwo ein festes Land geben, komm, wir wollen es suchen.» sprach einst Isanagi zur Göttin Isanami. Darauf warf er sein mit Edelsteinen geziertes Schwert in die Luft, an dem sich Wassertropfen ansetzten. So bildete sich der erste feste Punkt im Weltenraume: eine Insel, die den Namen «Von selbst zusammengeströmt» — Ono-Korosima — erhielt. Dort liefs der Gott samt seinem Weibe sich nieder, und um das Eiland herum entstanden allmählich die übrigen japanischen Inseln.

Isanagi schmückte die Landschaft mit der herrlichsten Pflanzenwelt und berief acht Millionen Menschen dahin, seine Gemahlin Isanami aber erschuf den Feuergott, die Wassergötter und das fruchtbare Erdreich. Nachdem sie ihr Werk angeschaut und gefunden, dafs es gut war, setzten sie die Sonne als höchste Macht über alles Geschaffene an den Himmel.

Dieses reizende Märchen ist als Schöpfungsgeschichte seit uralten Zeiten unter dem Volke der Japaner verbreitet.

So beginnt Japan, das Reich des Sonnenaufgangs, seine Geschichte schon vor der Weltschöpfung. Bis dahin hatten sieben himmlische Gottheiten, aus dem Nichts geboren, nacheinander im Chaos gehaust. Das siebente Götterpaar aber, Isanagi-no-Mikodo, und dessen Gemahlin Isanami-no-Mikodo sind die Schöpfer des japanischen Reiches.

Auf Isanagi folgte eine Reihe irdischer Regenten, bis um das Jahr 660 mit Zin-Mu, dem ersten geistlichen Erbkaiser oder Mikado, die eigentliche Geschichte beginnt. Dankbar für die Gunst, die ihm die erhabene Stammmutter, die grofse göttliche Sonne, auf seinen Eroberungszügen erwiesen, erkor er ihr Bild zu seinem Wappen und liefs dasselbe, wie es morgens beim

Aufgang sich zeigt, auf seinen Bannern, seinem Panzer und seinem Kriegsfächer darstellen. Noch heute ist die rote Kugel auf weifsem Felde das Wappenbild Japans.

Der Mikado indessen besafs blofs eine geistliche, keine weltliche Macht und die Grofsen des Reiches, die Daimio, wurden mit der Zeit übermütig. Jeder suchte sein Gebiet auf Kosten des andern zu vergröfsern. Die Gewalt des Mikado reichte nicht aus und es kam zu blutigen Bürgerkriegen.

Um diesem Zustande ein Ende zu machen, beschlofs der Mikado Go-Toba ein kräftiges Heer auszurüsten, mit dessen Oberbefehl er im Jahre 1185 seinen ältesten Sohn Minamoto no Joritomo mit dem Titel eines Sjogun, d. h. Krongeneral, betraute. (Die chinesische Benennung Taikun, grofser Fürst, kam erst später in Gebrauch.)

Joritomo war ein tapferer junger Krieger, der als Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres viele Siege erfocht. Blindlings war ihm die Armee ergeben und durch solche Erfolge kühn gemacht, strebte er mehr und mehr darnach, von seinem Vater, dem Mikado, unabhängig zu werden. Er rifs auch alle militärischen Angelegenheiten an sich und beschränkte den Staatshaushalt sowie die Macht des legitimen Herrschers.

Im Jahre 1191 mufste der Vater notgedrungen die neue Ordnung der Dinge anerkennen und den Emporkömmling neben sich dulden. Seitdem hatte Japan zwei Herrscher nebeneinander, einen geistlichen, den Mikado, welcher in Kioto residierte und einen weltlichen, den Taikun (grofser Fürst) oder Sjogun, welcher in Kamakura seinen Herrschersitz aufschlug.

Zu Beginn unsers Jahrhunderts lag Japan gleichsam noch aufser dem Gesichtskreise Europas. Der grofse Ozean, jetzt regelmäfsig von Dampfern durchkreuzt, ward damals in seinem nördlichen Teile nur wenig von Handelsfahrzeugen besucht. Japan war ohne lebhafte Beziehungen zum Auslande und nur den Chinesen und Holländern war ein sehr beschränkter Handelsverkehr erlaubt. Aber kein Gebiet liegt uns mehr fern. «Orient und Occident sind nicht mehr zu trennen.» dieses Gœthesche Wort sollte sich auch hier bewahrheiten: auf die Dauer konnte das wunderliche Inselreich des Sonnenaufgangs nicht mehr vereinsamt bleiben, heute stehen die ehemals verschlossenen Thore Japans weit offen, die Fesseln sind gefallen und das Volk ist glücklich, dafs es sich nach seinem Fortschrittsdrange frei entfalten und bewegen kann.

Durch das Auftreten der Europäer aber kam ein Geist des Aufruhrs unter die Daimios, der sich namentlich gegen den weltlichen Kaiser, den Sjogun, richtete und im Jahre 1868 mit dessen Sturz endete.

Für Japan ist mit dieser Herstellung seiner alten Kaisermacht und der dadurch bedingten Niederwerfung des partikularistischen Adels, in dessen Bann es bis dahin gefangen lag, der Stillstand beendet und es betritt dieses Reich die Bahnen hoffnungsvollen Fortschrittes. Die rote Scheibe in der Nationalflagge ist nicht länger ein Siegel auf einem verschlossenen Schreiben, sondern das, was sie ja ursprünglich bedeutete, die aufgehende Sonne, die sich vorwärts bewegt und aufwärts steigt inmitten der aufgeklärten Nationen der Erde.

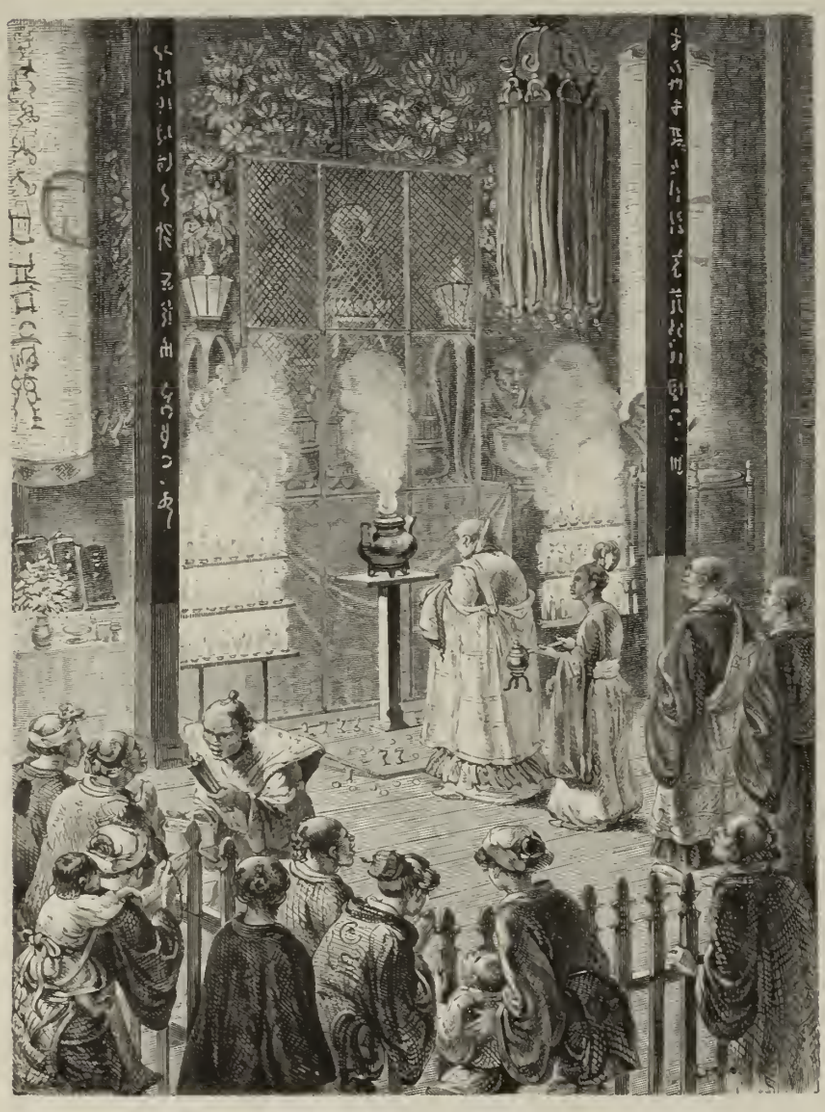
Der wahrhaft überraschende und in der Geschichte einzig dastehende Eintritt von Reformen in dem Lande des nunmehr allein herrschenden Mikado, das sich noch bis vor zwei Decennien streng gegen allen europäischen Einflufs abgeschlossen hatte, ist nur zu verstehen, wenn wir in Kürze die Charakter-Grundzüge, die geistigen Eigentümlichkeiten und die moralischen Eigenschaften des japanischen Volkes zusammenfassen und uns vergegenwärtigen.

Den Japaner unterscheidet von allen anderen Asiaten eine merkwürdige geistige Befähigung und das Bestreben fremde Bildungselemente anzunehmen und zu assimilieren. Dies bezeugt die Schnelligkeit, mit welcher in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die chinesische Kultur sich in Japan ausbreitete, nachdem sie über Korea dorthin gelangt war: ferner der rasche Eingang europäischer Bildung im 16. Jahrhundert, deren Vertreter damals noch hauptsächlich die lateinischen Völker waren.

Strafsenleben in Japan.

Boston Public Library.

Unter den Geisteskräften der Japaner herrscht im allgemeinen der Verstand vor der Phantasie vor. der Begriff des Idealen ist bei ihnen noch kaum zur Entwickelung gekommen. Dessenungeachtet übertreffen ihre Kunstbestrebungen, ihre Zeichnungen und Gemälde, ihre Schnitzwerke aus Holz und Elfenbein, ihre Vasen und andere Gerätschaften die der Chinesen weitaus und zeigen in ihrer inneren Auffassung eine bemerkenswerte Verwandtschaft mit den Produkten der Kulturvölker des Westens. Durch ein angeborenes Schönheitsgefühl stehen die Japaner auf einer ungleich höheren Stufe der Gewerbsamkeit als die Chinesen.



In einem buddhistischen Tempel.

Leitstern und gewissermafsen Religion des Volkes ist die ungemessene Ehrfurcht vor seinen Gebietern: dies ist die Quelle seiner guten Gefühle und die Grundlage seines Wohlbefindens. Das Verhältnis ist ein patriarchalisches. Von jeher war der Japaner gewohnt, sich regieren zu lassen, die Regierung übt die strengste Aufsicht und duldet keinen Übergriff.

Für die mathematischen Wissenschaften hat das Volk eine besondere Anlage. Im Rechnen bringen sie es ohne viele Mühe zu einer grofsen Fertigkeit. Schon in der aufserordentlichen Genauigkeit, mit welcher japanische Handwerker darauf sehen, dafs alles, was aus ihren Händen hervorgeht, durchaus rechtwinkelig und scharfeckig sei, zeigt sich ihr mathematischer Sinn. Sie bedienen sich des Zirkels und Winkelmafses bei den unbedeutendsten Verrichtungen. Als sehr gewandte Kaufleute lassen sie sich ebensowenig im Grofshandel wie im Handverkauf überlisten und geben sich auch sonst alle Mühe, es den durch ihre Handelsgröfse hervorragenden Völkern, sowohl den europäischen als den asiatischen, vollkommen gleich zu thun. Ehe man in Europa an die jetzt überall gebräuchlichen Verkehrsmittel dachte, hatte Japan gute Landstrafsen, welche in dichtem Netze den ganzen Staat überzogen, Postschiffe und Pferdeposten, Laufzettel und Postkarten, auf denen die einzelnen Stationen verzeichnet waren.

Unter ihren moralischen Eigenschaften verdienen bei Männern und bei Frauen die Tugenden der Vaterlandsliebe, Tapferkeit und ein Mut, der sich nicht selten zu heroischer Todesverachtung

steigert, gerühmt zu werden. Andere Tugenden der Japaner sind ihre Geduld, ihre feste, vor keiner Mühe und Schwierigkeit zurückschreckende Beharrlichkeit im Verfolgen und Ausführen vorgenommener Pläne, sowie ihre Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit. Sie sind aufserdem in hohem Grade gastfrei, mildthätig gegen Arme und dankbar für empfangene Wohlthaten. Auch ihre aufserordentliche Reinlichkeitsliebe, die sich in ihrem ganzen Sein und Leben auf den ersten Blick bemerkbar macht, die Mäfsigkeit und Einfachheit ihrer Lebensweise sind anerkennenswert.

Der gänzlich ungestörte Friede, sowol im Innern, als auch mit dem Auslande, wirkten günstig auf die Entwickelung des Ackerbaues, des inneren Handels, sowie eines vielseitigen Kunst- und Gewerbefleifses ein. Ferner entwickelte sich jener hohe Grad sozialer Bildung in dem Umgange untereinander, wodurch jeder Anstofs und jede Reibung zwischen den sonst schroff geschiedenen

Ein Sintotempel (Mia).

Boston Public Library

Volksklassen vermieden und die vollkommenste Duldung aller Religionsparteien und Sekten ermöglicht wurde. In keinem andern Lande endlich sind nicht allein grobe Verbrechen und Missethaten, sondern selbst leichtere Übertretungen so beispiellos selten.

In die religiösen Verhältnisse Japans einen genauen Einblick zu gewinnen, hält deshalb sehr schwer, weil so viele Sekten entstanden sind und der ursprüngliche Gottesdienst unterging, während eine neue Religion in das Land kam und allerlei Vermischungen stattfanden.

Gegenwärtig bestehen zwei Hauptreligionen; zu der einen, der Sinto, bekennen sich die Anhänger der alten Staatsreligion, die andere ist der Buddhismus. Daneben findet man als dritte die Lehre des Konfuzius, vertreten durch die Sekte der Suto, die jedoch nur wenige Anhänger zählt.

Nach dem Glauben der Sinto thronte zu Anfang der Dinge im höchsten Himmel ein Gott, der sich selbst erschaffen hatte, und dann die Welt in der Weise schuf, wie wir es eingangs mitgeteilt haben. Die Anbetung der Sinto gilt vorzüglich der Sonnengöttin. Letztere ist zu erhaben.

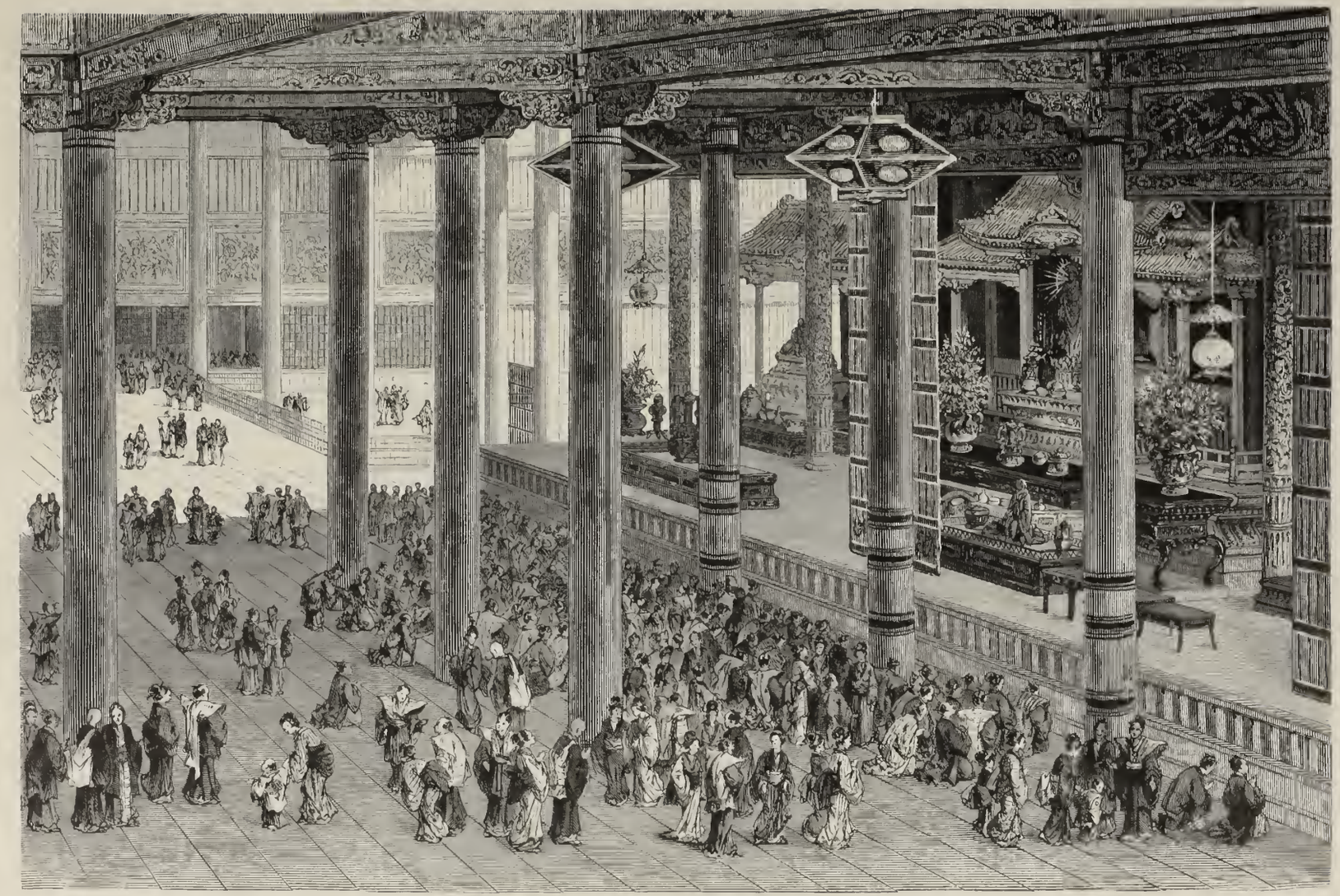
als dafs der Betende sich unmittelbar an sie wenden dürfte. Er mufs die Vermittelung der Kami anrufen, von denen es zwei Klassen giebt, eine höhere, zu der blofs geborene Götter gehören, und eine niedere, welche die zu Göttern erhobenen oder selig gesprochenen Menschen umfafst. Die Seele des Menschen ist unsterblich und es findet eine ewige Vergeltung statt. Himmlische Richter sprechen den Toten das Urteil und öffnen ihnen entweder das Paradies, in welchem die Kami thronen, oder stürzen sie in die Hölle. Das Haupt der Sinto-Priester ist der geistliche Herrscher, der Mikado. Die Priester heifsen Kanusi, Negi oder Sianin. Man unterhält sie aus den öffentlichen Kassen, durch besondere Legate und mildthätige dargebrachte Opfer. Auf der Strafse tragen sie über ihrem weltlichen Gewande meist noch das Priesterkleid, das aus einer weifsen oder gelben Kattunjacke besteht. Sie wohnen in kleinen, bei den Tempeln erbauten Häuschen und werden bei ihren gottesdienstlichen Handlungen von ihren Frauen unterstützt.

Im allgemeinen sind die Sinto-Tempel klein: rings um sie herum liegen die freundlichen Friedhöfe, auf denen fromme Gemüter ihren Lieben Grabmonumente gesetzt haben. Die kleinen Tempel tragen den Namen Mia, d. h. Wohnplätze der unsterblichen Seelen. Meistens führen hohe, aus Basaltsteinen zusammengesetzte Treppen nach den Mia hinauf, und vor den Treppen stehen besondere Pforten oder Tori, auf deren Querbalken mit vergoldeten oder roten Lettern der Name des Tempels und einige Sinnsprüche angeschrieben sind.

Ein runder Metallspiegel auf dem Altare ist der einzige Schmuck des Innern, dessen ernste Einfachheit in Verbindung mit der Sauberkeit des Holzwerks und der besondern Feinheit der Matten, welche den Boden bedecken, einen sehr angenehmen Eindruck hervorbringen. Vor dem heiligen Spiegel, der den Mittelpunkt des Kamidienstes bildet, liegt in den meisten Tempeln auf einer Stufe des Altars der Weihwedel — ein kleiner Stab aus Cedernholz mit einem Büschel geweihter Papierstreifen.

Der japanische Buddhismus hat Mönchs- und Nonnenorden, Monstranzen, Rauchgefäfse, den Krummstab, Rosenkranz, Reliquien, Talismane u. s. w. und er kennt auch den Ablafs. Auf den Altären der Buddha-Tempel, welche sich wesentlich von den einfachen Mia unterscheiden und mehr oder weniger die bizarren, phantastischen Formen der indischen Pagoden zur Schau tragen, befinden sich Kandelaber, Weihrauchbecken, künstliche Blumensträufse, bronzene Tierbilder und dergleichen. Manchmal stehen die grofsen Götzenbilder auf dem Altare hinter prächtigen Goldgittern, und in den Nebenkapellen sieht man viele kleinere Bildsäulen von Heiligen und einzelne Votivgemälde. Einige Tempel enthalten kolossale, durch zwei Stockwerke reichende Bildsäulen, in anderen sind ganze Wände von oben bis unten mit Miniaturstatuetten von einer und derselben Form bedeckt. Geschnitzt, gemalt, von Holz, von Stein und Bronze erscheint Buddha in allen Ecken und Enden, bald aufrecht, bald sitzend auf der Lotusblume, oder segnend, betend, in Betrachtung versunken.

Die Gesetze des Reiches sind mit Blut geschrieben. Viele Verbrechen, die man in Europa kaum für Verbrechen hält, werden mit dem Tode bestraft. Mit der Todesstrafe verbindet sich Vermögenseinziehung und die Familie des Verbrechers wird von unauslöschlicher Schande getroffen. Wer in Japan etwas begangen hat, worauf der Tod steht, wird sich daher womöglich selbst entleiben. Bei den Vornehmen ist in solchen Fällen der Selbstmord allgemein üblich und besteht im Harakiri oder Aufschlitzen des Bauches. Man giebt sogar den Knaben in dieser «Kunst» Unterricht. Erfolgt die Verhaftung ehe der Verbrecher sich das Leben nehmen konnte, so besticht die Familie den Henker, dafs er ihn auf der Folter töte. Vor dem Gesetz gilt er dann für unschuldig, die Familie erhält die Leiche zurück und Ehre und Vermögen sind gerettet. Da das Vergehen, infolge dessen jemand gezwungen ist, auf so plötzliche Weise vom Schauplatze des Lebens abzutreten, sehr oft ein unbewufstes sein kann, insofern ein Beamter durch irgend einen an und für sich schuldlosen Akt sich die Ungnade des Kaisers zuzuziehen vermag, so ist ein jeder derselben stets auf einen Befehl zum Bauchaufschlitzen vorbereitet. Aufser einem offiziellen und dem Anzuge, welchen jeder



Inneres eines buddhistischen Tempels.

Boston Public Library.

Beamte bei Feuersbrünsten anzulegen verpflichtet ist. besitzt er noch einen dritten. in welchem das Bauchaufschlitzen geschieht. und nie tritt er eine Reise an. ohne den letzteren mit sich zu führen. Der Anzug besteht aus einem aus weifser Hanfleinewand gefertigten Rocke und dergleichen Beinkleidern. ohne das Wappenschild. welches sonst jeder auf den Röcken und Jacken gedruckt oder gestickt trägt. und das anzeigt. wessen Vasall oder Unterthan der Betreffende ist. Sobald die Ordre des Kaisers eingetroffen. ladet das Opfer seine vertrauten Freunde zu dem für die Exekution bestimmten Tage ein und bewirtet sie mit Saki (Reisbranntwein).

Nachdem sie eine Zeit lang beisammen gesessen und sich eifrig unterhalten. nimmt er feierlich von den Anwesenden Abschied und läfst sich das Todesurteil noch einmal vorlesen. Hierauf hält er noch eine Rede. beugt den Kopf zur Erde. zieht seinen Säbel und schneidet sich damit den Leib auf. Diese letztere Prozedur ist jedoch nicht immer buchstäblich zu nehmen; der Delinquent ritzt sich vielmehr gewöhnlich nur kreuzweise die Bauchhäute und ein hinter ihm stehender vertrauter Diener schlägt ihm den Kopf ab. .

Ist ein Todesurteil gesprochen. so vollzieht man es öffentlich und nicht selten mit Grausamkeit. Das Enthaupten ist die gewöhnlichste Strafe. es werden aber auch Verbrecher gekreuzigt und verbrannt. Schwere Delinquenten zerfleischt der Henker mit Säbelhieben. und er mufs es verstehen. sechzehn Hiebe zu führen. ohne dafs er den Tod giebt. Junge Adlige pflegen ihre Waffen dazu herzugeben. um sie einzuweihen oder die Güte derselben zu prüfen.

Die gewöhnlichen Gefängnisse haben eine humane Einrichtung. Die Gefangenen finden darin Luft. Licht. Wärme und eine angemessene Nahrung. Hat sich der Verbrecher aber schuldig bekannt und ist seine Missethat eine schwere. so sperrt man ihn in einen Raum ein. der durch den Namen Goguja oder Hölle hinreichend bezeichnet ist. Die einzige Öffnung desselben ist ein Loch in der Decke. Der Gefangene erhält die schlechteste Nahrung. man gestattet ihm kein Bett. und seine einzige Bekleidung ist ein Gürtel von Stroh. das Zeichen der Schande.

Unter den Körperstrafen nehmen die Brandmarkung und die Geifselung den ersten Rang ein. Statt des glühenden Eisens. das man in Europa früher verwandte. bedient man sich bei der Brandmarkung einer Lanzette. mit der man an dem linken Arme des Übelthäters einen Einschnitt von gewisser Form hervorbringt. in den man dann Pulver reibt. um ihn auf immer sichtbar zu machen. Ein Verbrecher. welcher einundzwanzigmal gebrandmarkt wurde und nochmals in die Hände der Gerechtigkeit fällt. wird ohne Gnade und Barmherzigkeit geköpft.

Mit grofser Umsicht sorgt man dafür. dafs alle Klassen mit den Verordnungen und Gesetzen bekannt werden. In jedem Orte befindet sich daher eine mit einem Gitter umgebene Schaubühne. von welcher herab jedes neue Gesetz mit lauter Stimme ausgerufen wird. Die Polizeiverordnungen werden auf dieselbe Weise bekannt gemacht. Abschriften der Gesetze und Verordnungen werden nach geschehener Verlesung angeheftet. damit sie das Volk stets vor Augen habe.

Die Arzneikunde und die Astronomie sind die Wissenschaften. welche in Japan die meiste Pflege finden. Ganz besonders sind es die Ärzte. welche im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt das Volk zum Baden anhalten. und da die Hautkultur in Japan mit Recht hochgehalten wird. so wendet man das Baden zur Beförderung der Gesundheit dort noch weit allgemeiner an als bei uns. Der Japaner ist an das Baden so gewöhnt. wie an das tägliche Brot. doch übertreibt er bisweilen den Gebrauch und den Wärmegrad. denn bis 50 Grad Celsius kann fast jeder ohne Beschwerde ertragen. Die Reichen haben in ihren Häusern höchst zweckmäfsig eingerichtete Badestuben: das gemeine Volk benützt die öffentlichen Bäder. die sich in allen Strafsen vorfinden und für einen geringen Betrag zugänglich sind. Männer. Frauen und Kinder baden gleichzeitig in demselben Bassin. ohne dafs dies zu Unzuträglichkeiten Anlafs giebt. Das Merkwürdigste dabei aber ist. dafs nach genommenem Bade Männer sowohl wie Frauen vollständig nackt und von der Hitze feuerrot wie Krebse über die Strafse nach ihren Wohnungen laufen. Aus Scheu vor den Europäern ist man jedoch in den Hafenstädten zurückhaltender geworden.

Das Harakiri. Vornehmer Japaner sich den Bauch aufschlitzend.

Boston Public Library.

Die japanischen Ärzte haben die Akupunktur (Baunscheidtismus) und die Moxa als Heilmittel eingeführt. In der Anwendung der Nadel, die von Gold oder Silber sein und eine tadellose Glätte und äufserst feine Spitze haben mufs, haben sie eine besondere Geschicklichkeit. Um die Kolik zu heilen, werden in der Gegend des Unterleibs, in welcher der Schmerz seinen Sitz hat, mit diesen Nadeln sechs oder neun tiefe Stiche gemacht.

Die Moxa oder der Brandcylinder wird aus den Blättern der Beifufspflanze geformt und auf dem Körper abgebrannt. Meist setzt man diese, grofse Schmerzen verursachenden Cylinder in doppelter Reihe längs der Wirbelsäule, auf den Brustkasten oder hinter die Ohren, ja auf die Stirn. Das Moxen soll gegen Verdauungsbeschwerden, Magenleiden, Seitenstechen, Zahnschmerzen u. s. w. helfen. Man geht bei beiden Gewaltmitteln von der Annahme aus, dafs auf diese Weise schädliche Gase aus dem Körper des Kranken entfernt werden.

Mit den Gesetzen der Himmelserscheinungen ist man ziemlich genau bekannt.

Die Art, wie man das Jahr berechnet und die Zeit einteilt, ist von der unsrigen verschieden. In der Chronologie benützt man drei Cyklen, die von einander unabhängig und neben einander in Gebrauch sind. Der einfachste ist der Dai oder die Regierungszeit des jemaligen Mikado. Der zweite Cyklus, Nengo genannt, fängt mit irgend einer wichtigen Begebenheit an, welche der Mikado auszeichnen will und die so lange läuft, bis eine andere Begebenheit für bedeutsam genug erachtet wird, um mit ihr eine neue Ära zu beginnen. So hatte z. B. ein Mikado beschlossen, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und den Genufs durchzukosten, den das Versenken in buddhistische Religionsträumereien ihm gewähren sollte. Diesen Zeitraum taufte er mit der hochklingenden Bezeichnung «Nengo genrohf», d. h. der Anfang des Segens der Natur und Kunst. Der dritte Cyklus ist ein astronomischer und umfafst einen Zeitraum von sechs Jahren, der nach den zwölf Zeichen des Himmels (die sogenannten zwölf Äste, Ziguni nositzi) und nach den fünf Elementen berechnet wird.

Es mag der Erwähnung nicht unwert sein, dafs die Japaner diese fünf Elemente (Feuer, Wasser, Erde, Holz, Metall) verdoppeln, je nachdem sie einfaches Produkt der Natur sind oder im Dienste des Menschen sich befinden. So heifst Kino-ye das Holz als Baum, Kino-to das Zimmerholz; Fino-ye ist das Feuer als Blitz, Fino-to das Feuer, das mit Holz u. s. w. angebrannt wird; Tsoetsno-ye ist die Erde, unberührt von der Hand des Menschen, Tsoetsno-to die zu Porzellangeschirren u. s. w. verarbeitete Thonerde; Kanno-ye ist das Metall in seinem Urzustande, Kanno-to das zu Schmuck, Gerätschaften u. s. w. verwandte Metall; Mietso-ye ist das Wasser im Meer, in Flüssen, Bächen und Quellen; Mietso-to dagegen bezeichnet auffallenderweise nur das stehende (Sumpf-) Wasser.

Das Jahr ist kein Sonnenjahr, sondern ein Mondjahr und wird, wie das unsrige, in zwölf Monate geteilt. Das Jahr beginnt mit dem Februar, dem Monat der Freude; darauf folgen die des Kleiderwechsels (März), der Knospen (April), der Blüten (Mai), des Umpflanzens (Juni), der Trockenheit (Juli), des Briefwechsels (August), der fallenden Blätter (September), der langen Nächte (Oktober), der Götterlosigkeit (November, weil die Götter in diesem Monat auf Besuch beim Mikado sind), des Schnees (Dezember) und des Jahresschlusses (Januar).

Die Einteilung des Tages in Stunden ist eine sonderbare. Von den zwölf Stunden, welche der Tag hat, treffen sechs auf den Tag und sechs auf die Nacht. Daraus folgt, dafs die Stunden des Tages, vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, blofs während der Tag- und Nachtgleiche dieselbe Länge wie die Stunden der Nacht haben. Im Sommer sind die Stunden des Tages, im Winter die der Nacht länger. Eigentlich sollte man die Länge der Stunden von Tag zu Tag, oder wenigstens von Woche zu Woche festsetzen; das aber geschieht nicht und man begnügt sich, in jedem Vierteljahre bekannt zu geben, welche Länge während der drei nächsten Monate die Stunden des Tages und die der Nacht haben werden.

Uhren sind seit langer Zeit bekannt.

Die japanische Sprache ist sehr reich und hat einen weichen, angenehmen Klang. Neben den eigenen Schriftarten, ist seit 284 v. Chr. die chinesische eingeführt. Das vornehmste ist das Alphabet Katakana, dessen Name «Teil von Buchstaben» daher stammt, dafs es den chinesischen Charakteren entnommen ist. Es hat 48 wirkliche Buchstaben. Aufser dem Katakana-Alphabet sind noch drei andere in Gebrauch, die ebenfalls aus Buchstaben bestehen, alle vier mögen deren 300 zählen. Nimmt man die drei- bis vierhundert chinesischen Charaktere hinzu, welche keine einzelnen Laute, sondern Begriffe darstellen und deren man sich mit Vorliebe bedient, so erhält man einen Reichtum von Schriftzeichen, der es schon begreiflich macht, dafs das blofse Lesen- und Schreibenlernen bei den Japanern keine Kleinigkeit ist.

Das Moxen.

Boston Public Library

Aus der chinesischen Kursivschrift hat man das Hirakana abgeleitet, welches von Frauen, von Leuten aus dem Volke und selbst von Gelehrten bei Niederschriften gewöhnlichen Inhalts, sowie für Romane, Gedichte und Komödien benutzt wird. Zu Arbeiten ernsteren Inhalts, sowie zum Druck der heiligen Bücher wird das Katakana verwendet.

Alle Frauen lernen in der Jugend das Hirakana, aber nur dieses schreiben. Auch die Männer müssen es verstehen, lernen aber aufserdem das Katakana. So kommt es, dafs alle Männer lesen können, was ihre Frauen schreiben, dafs diese aber die Schriftzüge ihrer Gatten nur dann zu enträtseln im Stande sind, wenn die Herren sich zum Gebrauch des Hirakana herabgelassen haben.

Zum Unterschied von der chinesischen Sprache ist die japanische mehrsilbig und zwar in dem Grade, dafs z. B. das japanische Wort für unser «ich» (watakusi) viersilbig und die Mehrzahl «wir» (watakusidomo) sogar sechssilbig ist. Gleich ihren westlichen Nachbarn schreiben die Japaner mit senkrecht stehenden Zeilen von der Rechten zur Linken.

Die Buchdruckerkunst ist seit Jahrhunderten bekannt, besitzt aber keine beweglichen Typen, sondern verwendet Holztafeln, auf denen die Charaktere eingeschnitten sind.

Die japanische Litteratur umfafst Werke über die Geschichte, Erdkunde, Reisen, Philosophie und Naturgeschichte, Encyklopädien, Schauspiele und Gedichte. Am 1. März 1867 erschien die erste Zeitung unter dem Titel «Ban kok 'schin bun schi»: Papier zu sehen und zu hören aus allen Ländern.

Die meisten botanischen, zoologischen, physikalischen, anatomischen und taktischen Werke sind illustriert; ferner die Bücher über Waffen, Pferde, Jagd und Fischerei, Garten- und Landbau, Baumzucht, Architektur, Astronomie, Erdbeben, Meteorologie, sodann Staatskalender und Genealogien, Romane, Geschichtswerke und historische Monographien, nicht minder die Werke über Mythologie, Völkerkunde und Altertumswissenschaft. Alle die bildlichen Darstellungen zeugen bei vielen Fehlern von äufserster Lebendigkeit, von Sinn und Verständnis für die Bedeutung und das Charakteristische der Formen.

Die Schauspiele entnehmen ihre Stoffe meist der Sage oder der Geschichte des Landes und schildern die Thaten und Schicksale der alten Helden und Götter. Die dramatische Handlung begleitet die Hauptperson gewöhnlich von der Geburt bis zum Tode und folgt ihr nicht blofs von Insel zu Insel, sondern sogar von der Erde in den Himmel. Die Dekorationen sind glänzend; da man aber die Perspektive nicht kennt, so können sie auf einen künstlerischen Wert keinen Anspruch machen.

Zum Nachteile der mimischen Wirkung ist der den Schauspielern gewidmete Raum nicht erhöht, sondern nur durch ein niedriges metallenes Gitter von den Zuschauern getrennt. Die Darstellungen beginnen entweder in einer frühen Nachmittagsstunde oder spät am Abend. Häufig giebt man aber die Stücke nicht in der Weise, dafs man das eine Drama ausspielt und dann erst das zweite folgen läfst, sondern in Fragmenten, indem man die ersten Aufzüge jedes Stückes auf einander folgen läfst, dann mit den zweiten Akten beginnt und so bis zum Schlufs fortfährt. Frauen dürfen die Bühne nicht betreten, ihre Rollen werden von Knaben gespielt.

In Japan gilt es für eine Schande, des Lesens und Schreibens unkundig zu sein. Volksschulen giebt es in Überflufs; in jedem Dorfe ist sicher eine, und in den Städten findet man sie fast in jeder Strafse, woraus erklärbar ist, dafs auf jede Schule im Durchschnitt nicht mehr als dreifsig bis vierzig Kinder kommen. Die Kinder sitzen zwanglos im Lehrzimmer und der Schulmeister sagt ihnen Sätze vor, welche sie nachsprechen. Zunächst mufs jedes Kind, wie bei uns das Abc, das Irova lernen. Dasselbe besteht aus vier Zeilen und enthält die Grundtöne der Sprache, die ein kleines Gedicht bilden, dessen Anfangswort Irova lautet, daher die Benennung:

Irova ninoveto tsirinuru wo.
Wagayo tarezo tsune naramu.
U wi no okuyama ketu koyete.
Asaki yumemisi evime Sczu un.

Zu Deutsch:

Farbe und Geruch sind vergänglich.
Was kann es in unserer Welt Beständiges geben?
Der heutige Tag ist im tiefen Abgrund des Nichts verschwunden.
Er war das gebrechliche Bild eines Traums.

Die Bevölkerung Japans teilt sich in acht Klassen, deren Rangordnung genau bestimmt ist und deren Grenzen so fest gehalten werden, dafs nur in den allerseltensten Fällen ein Übergang aus einer Klasse in die andere stattfindet. Fast ohne Ausnahme bleibt der Japaner in der Kaste, der er vermöge seiner Geburt angehört und für deren Pflichten er erzogen worden ist.

Die erste dieser Klassen ist die der Fürsten (Daimios), die zweite die der Adligen (Hattamottos). Aus ersterer wählt man die Staatsräte, die Minister, die Statthalter und die Generäle.

In einer Kleinkinderschule.

Boston Public Library.

Die Daimios führen den Ursprung ihrer Familien, wie die Mikados, auf «die göttliche Sonne» unmittelbar zurück, oder sie sind aus dem Geschlechte der Mikados selbst entsprossen. Ihnen gehört der Grund und Boden ihrer Herrschaften als erbliches Lehen. Je nach der Gröfse dieser Territorien stuft sich Macht und Reichtum der Daimios mannigfach ab. Eigene Militärhaltung, selbständige Verwaltung und Rechtspflege erhebt die mächtigsten derselben fast zu Souveränen.

Die Hattamottos leben im Solde der Regierung, besorgen als Yakunine den Zolldienst, fungieren als Polizeibeamte, üben als Offiziere die Milizen ein und überwachen die Fremden. Als äufseres Abzeichen ihrer Funktionen tragen sie nur einen runden, zugespitzten Lackhut und zwei Säbel im Gürtel an der linken Seite — einen grofsen mit zweihändigem Griffe und einen kleinen.

Die dritte Klasse besteht aus den Sinto- und den buddhistischen Priestern. Die Sintopriester tragen einen kleinen, schwarzlackierten Hut, auf dessen Spitze sich eine gleichfarbige Verzierung mit einem kleinen weifsen Kreuz erhebt. Das Gewand der buddhistischen Priester ist vorherrschend grau, zuweilen schwarz, braun, rot oder gelb; eine Schärpe und ein Bruststück vollenden den Anzug. Mitunter haben sie ein Chorhemd darüber geworfen.

Die vierte Klasse begreift die Krieger oder die Vasallen des Adels in sich. In früheren Zeiten konnten die Krieger ihre Dienste Jedermann anbieten, der zum Aufgebot der Truppen berechtigt war, gegenwärtig sind sie an ihre Lehnsherren gebunden.

Aus diesen vier Klassen bestehen die oberen Stände, und diese allein sind berechtigt, zwei Degen zu tragen.

An der Spitze des Bürgerstandes stehen als fünfte Klasse die Unterbeamten und die Ärzte. Man zollt ihnen Achtung und das Gesetz erlaubt ihnen, einen Degen zu tragen.

In der sechsten Klasse rangieren alle Kaufleute und Händler, welche ihr Geschäft im Grofsen betreiben. Während man die Fürsten und den Adel zu sinnlosen Ausgaben verleitet, verbietet man den Kaufleuten jeden ungehörigen Luxus durch strenge Gesetze.

Die siebente Klasse vereinigt die sämtlichen Kleinhändler und Handwerker. Nur die Gerber gehören nicht zu dieser Klasse.

Die achte Klasse wird von den Landleuten und den Handarbeitern aller Art gebildet. Wie sehr ihre Mitglieder in der Bildung und in der Art der Beschäftigung voneinander abweichen mögen: ein charakteristisches Merkmal ist allen gemeinsam — die Armut. Man erdrückt den Städter durch Abgaben, und den Landleuten, welche meist Leibeigene sind, bürdet das Lehnswesen so viele Lasten auf, dafs sie nicht frei zu atmen vermögen. Trotzdem scheinen diese Unglücklichen zufrieden zu sein und denken jedenfalls an keine Auflehnung gegen die Ordnung der Dinge, die für sie so stiefmütterlich sorgt. Sie sind mit wenigem zufrieden, leben mit der gröfsten Mäfsigkeit und haben ihre Freude an dem Mitgenufs der Feste und Umzüge, die man ihnen unentgeltlich bietet.

Es folgt nun die Klasse der Ausgestofsenen (Jetas), nämlich die der Gerber und aller, welche mit Häuten und Fellen der Tiere zu thun haben. Die beispiellose Verachtung, der man sie preisgiebt, steht mit dem Lehrsatze des Sinto-Glaubens, dafs jede Berührung eines toten Körpers verunreinige, im innigsten Zusammenhange. Man schliefst diese Klasse Menschen von der Gesellschaft völlig aus. Sie dürfen nicht in den gewöhnlichen Städten wohnen und keinen öffentlichen Ort besuchen. Diese Verachtung geht so weit, dafs man sie bei Volkszählungen unberücksichtigt läfst und den Raum, den sie an einer Strafse in besonderen Dörfern bewohnen, in die Länge des Weges nicht einrechnet. Eine Behörde würde sich selbst beschimpfen, wollte sie von dem Dasein solcher Menschen Notiz nehmen.

Die Tracht der Japaner ist sehr einfach. Die der Männer besteht aus einem bis auf die Knöchel reichenden Rocke, der sich von unseren Schlafröcken nur durch kürzere, bis an die Ellbogen reichende Ärmel unterscheidet. Dieser Rock (Kirimon), der übereinandergeschlagen und mit einer Schnur zusammengehalten wird, ist je nach der Lebenslage des Besitzers von Baumwolle oder

Seide und fast immer dunkel und einfarbig, oder ganz fein karriert. Die Beinkleider sind bei dem niederen Volke gesetzmäfsig eng anschliefsend und stets von Baumwolle, bei dem Adel und bei allen Beamten von Seide und weit. Über dem Rocke wird von den Wohlhabenden stets eine auf die Hüften fallende Jacke getragen, deren sehr weite Ärmel mit Taschen versehen sind, in denen die kleinen Utensilien, wie Papier zu Taschentüchern u. s. w., aufbewahrt werden. Hemden sind unbekannt. Die Füfse stecken in baumwollenen weifsen Strümpfen, über die jedoch das Beinkleid bis auf die Knöchel fällt. Diese Strümpfe haben eine besondere Abteilung für die grofse

Ein Schreiber.

Zehe, um zwischen derselben und den übrigen Zehen den Bügel der Strohsandalen festzuhalten, die von Jung und Alt, Reich und Arm, Adel und Volk, Kaiser und Bettler getragen werden. Sie sind äufserst kunstlos und billig und werden unterwegs ohne weiteres weggeworfen und durch neue ersetzt, die man für weniges Geld in jeder Strafse kaufen kann. Bei schmutzigem Wetter werden statt der Sandalen Holzgaloschen getragen, welche aus einem horizontalen Fufsbrett und zwei daruntergenagelten perpendikulären Brettchen von 5 bis 7 cm Höhe bestehen. Es gehört nicht wenig Geschicklichkeit dazu, auf solch hohen Dingern zu gehen, immer aber bleiben sie unsicher und man mufs stets balancieren, was der Figur ein groteskes Aussehen giebt.

Der japanische Zopf ist von dem chinesischen sehr verschieden. Die Japaner scheren nur den Vorderkopf bis an den Scheitel, während sie das übrige Haar lang wachsen lassen. Es wird von hinten nach dem Scheitel gekämmt und zu einem Zöpfchen in der Gröfse und Form eines Fingers gebunden, mit Pomade sehr glatt gemacht und nach vorn übergelegt.

Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich nur wenig von der Tracht der Männer. Ihr Hauptbekleidungsstück ist der erwähnte Schlafrock aus Seide oder Baumwollenzeug und wattiert. Er wird übereinandergeschlagen und mit einem breiten Seidengürtel (Obi) zusammengehalten. Um den Oberkörper ziemlich lose hängend, zieht man ihn unten straff um die Glieder, so dafs die freie Bewegung der Füfse gehemmt wird und die Schönen einen watschelnden Gang annehmen. Statt der Beinkleider tragen die Frauen einen Rock oder vielmehr ein dünnes Tuch, das um den Körper geschlagen wird und alle Unterröcke vertritt. Während die Männerröcke stets einfarbig und dunkel sind, gefallen sich die Frauen und Mädchen in den lebhaftesten Farben und Mustern, in deren Auswahl sie grofsen Geschmack zeigen. Ärmel und Kragen sind einfach gestickt. Ebenso kostbar wie oft der Rock ist auch der über einen Fufs breit getragene bereits erwähnte Gürtel. Bei jedem jungen Mädchen wird die Schleife dieser Schärpe hinten, bei Frauen vorn getragen.

Ein Kassierer.

Boston Public Library

Die Natur hat alle Japanerinnen mit einem prachtvollen Haarschmuck beschenkt. Dies wird von ihnen auch dankend anerkannt, und der Aufbau des Kopfes bildet ein Studium und eine Kunst des schönen Geschlechtes. Mag eine Japanerin noch so arm, mit Lumpen bedeckt oder häfslich sein, begegnet man ihr früh morgens oder spät abends, in den Strafsen der Hauptstadt oder in der ärmlichsten Hütte am einsamen Bergabhange, stets wird sie ihr Haar sauber gekämmt, mit Blumen oder mit einem Stückchen Krepp verziert und zu jenem eigentümlichen Knoten geschürzt haben, der ebenso hübsch als geeignet ist, die Schönheit und die reiche Fülle des Haares auf das Vorteilhafteste in Sicht zu bringen.

Weder Männer noch Frauen machen sich das Haar selbst. Bei jenen besorgt es der Barbier, bei diesen entweder die Dienerin oder ein anderes weibliches Wesen. Da die Herstellung der Coiffure jedoch eine Arbeit von mehreren Stunden erfordert, so wird sie nicht täglich erneuert. Um sie während der Nacht keinen Fährlichkeiten auszusetzen, hat man sonderbare, aus Holz geschnitzte Kopfbänke erfunden, in denen der Nacken ruht.

Eine Kopfbedeckung tragen die Japanerinnen nie; sie würden den zarten Aufbau des Haarschmuckes gefährden.

Die verheirateten Frauen erkennt man an zwei Merkmalen, durch welche sie sich nach der Hochzeit entstellen: sie rasieren die Augenbrauen ab und färben ihre Zähne schwarz.

Japaner aus niederer Kaste.

Boston Public Library.

Männer und Frauen sind leidenschaftliche Raucher. Doch die eleganten Miniaturpfeifen mit Metallspitzen und Köpfen, nicht gröfser als der Nagel am kleinen Finger, haben nichts Widerliches. Die Tabakstasche von gepreſstem lederartigen Papier und das Futteral aus gleichem Stoff sind zierlich und elegant wie die Pfeife selbst, und das Rauchen wird auch nicht übertrieben. Zwei, drei Pfeifen, und aus jeder nur zwei, drei Züge, damit ist das Gelüste gestillt. Die Pfeife wird sorgfältig in ihren Behälter zurückgebracht und dieser an einen ebenso fein als bizarr geschnitzten Knopf aus Elfenbein oder hartem Holz an den Gürtel gehängt oder bis auf weiteres in diesen selbst gesteckt.

Die Damen sind grofse Freundinnen des Schminkens. Sie bemalen Gesicht, Hals und Nacken bis über die Schultern weifs und die Backen und Lippen rot. Von weitem macht dies einen sehr guten Effekt, aber in der Nähe ist es oft störend, weil die Farben gewöhnlich zu stark aufgetragen werden. Ein aufsergewöhnlicher Schmuck bei jungen Mädchen ist noch das Vergolden der Lippen, nach japanischen Begriffen wahrscheinlich bezaubernd, nach unseren häfslich und entstellend.

Die Strafsen machen einen einförmigen Eindruck. Die Häuser haben in der Regel blofs ein Stockwerk mit einem Dachgeschofs. Letzteres wird zuweilen als geräumiges Wohnzimmer benutzt, dient aber vielfach auch zur Unterbringung der Dienstboten oder als Vorratskammer. Das Dach erhebt sich selten höher als 8 m über die Erde. Die Ränder desselben treten vorn, hinten und zu beiden Seiten ziemlich weit hervor, so dafs nicht blofs der rings um das Haus laufende um 75 cm erhöhte Gang, sondern auch der Raum vor und hinter den Eingangs- und Ausgangsthüren gegen den Regen geschützt sind.

Die Wände bestehen fast ohne Ausnahme aus fichtenen Brettern, die man der Länge nach so gut neben einander zu befestigen weifs, dafs die Fugen dicht schliefsen. Die vor den Papierfenstern befindlichen Bretter laufen in Falzen und können in die Höhe geschoben werden. In den Kaufläden nimmt man gewöhnlich die ganze Vorderseite der Wand weg, so dafs man von der Strafse aus den Laden frei überblicken kann: die Handwerker lassen hinter den emporgeschobenen Fensterbrettern Bambusgitter nieder, um ungestört arbeiten zu können.

Die innere Ausstattung der Häuser ist nach unseren Begriffen dürftig. Da die Japaner kauern, nicht sitzen, so fehlen in der Regel Stühle, obgleich man sie kennt und bei feierlichen Zusammenkünften immer benutzt. Die unteren Klassen kauern mit übereinander geschlagenen Beinen, die vornehmeren halten dies für gemein und ruhen auf den Knieen aus. Ebenso wenig als Stühle sind Tische im allgemeinen Gebrauch.

Die Japaner essen an der Erde kauernd, jeder für sich, von Schüsseln, die auf lackierten Fufsgestellen stehen. Die Suppe wird unmittelbar aus der Schüssel getrunken, nachdem die in ihr schwimmenden Stücken Fleisch mit einem zugeschnitzten Hölzchen herausgeholt worden sind. Einige lackierte Schalen und Schüsseln, die unvermeidlichen spitzen Speisehölzchen, welche auch in China im Gebrauch sind, einige Porzellantassen und gelegentlich ein irdener Löffel bilden das ganze Tischgeschirr. Das Hauptgericht aller japanischen Mahlzeiten bildet der Reis, welcher am besten gekocht wird, indem man ihn in ein Tönnchen von sehr leichtem Holze einschliefst und so in ein Gefäfs mit siedendem Wasser eintaucht. Bei dem Mittagsmahle des Bürgers steht die grofse Schüssel aus lackiertem Holze, die ihn enthält, in der Mitte des aus Stroh geflochtenen Tischtuchs, welches über die Matten des Fufsbodens gebreitet ist. Jeder der Tischgenossen, die um das Tischtuch niederkauern, füllt sich eine grofse Porzellantasse bis über den Rand. Ohne weiteres führt er diese an den Mund, ohne sich der die Gabel ersetzenden Stäbchen zu bedienen. Letztere benutzt er nur, um den Rest der in der Tasse befindlichen Bissen zum Munde zu bringen, oder die vegetabilische Nahrung mit einem Stückche Fleisch, Krabbe oder Geflügel zu würzen, das er nach seinem Geschmack von den Lackschüsseln nimmt, welche die verschiedenen Fleischspeisen tragen.

Vornehme Japaner.

Boston Public Library.

Gewürzt sind diese Gerichte mit Seesalz, Pfeffer und Soja. Weiche oder harte Eier, gekochte Gemüse, Salat aus jungen Bambustrieben oder aus Lotoszwiebeln vervollständigen das bürgerliche Mittagsmahl. Thee und Saki, die man heifs und ohne Zucker trinkt, sind unerläfsliche Begleiter desselben. Die sie enthaltenden Gefäfse stehen auf kastenförmigen Kohlenpfannen. Das allerliebste Tischgeschirr, die Becher, Schalen, Büchsen, Teller von lackiertem Holz, die Vasen, Tassen und Flacons von Porzellan, die lackierten, porösen, irdenen Theekannen, die Anmut der Bewegungen, die Geschicklichkeit der meist feinen Hände der Tischgesellschaft geben derselben das Gepräge einer Versammlung von grofsen Kindern, die mehr zu ihrem Vergnügen essen, als um ihren Hunger zu stillen.

Der etwas erhöhte Fufsboden, der sich durch das ganze Haus zieht, ist mit weifsen Matten bedeckt, die man mit Stroh füttert; der Gebrauch, zu dem sie bestimmt sind, schreibt unabänderlich für diese Matten (Kin) eine Länge von 2 und eine Breite von 1 m vor. Die Japaner sitzen bei Tage fast beständig auf ihnen, mögen sie nun ihre Waren verkaufen, oder rauchen, oder mit ihren Freunden sprechen. In der Nacht schlafen sie auf einer dieser Matten und nehmen eine zweite zur Decke.

In der Mitte des Wohnzimmers befindet sich ein vertiefter Raum von viereckiger Form, der mit Ziegeln ausgelegt und mit Sand gefüllt ist. Auf dem letzteren brennt fortwährend ein Kohlenfeuer, über dem jederzeit in einem Dreifufse ein Theekessel schwebt.

Die feuerfesten Warenhäuser von schwarzem oder weifsem Stuck haben schwarzgraue Dächer, hier und da mit weifser Spitzenverzierung; alles übrige daran ist Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Nüancen des Rot- und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Grau wechselt.

Von vielen Kaufläden hängen braunrote oder indigoblaue Gardinen herab, und die vielgestaltigen Aushängeschilder, welche deren Bestimmung meist symbolisch anzeigen, glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Strafse stehender Kobold in den Spielzeugladen, dort hängt ein gigantischer Fächer, bunte Fahnen wehen von langen Bambusstangen, vor den gröfseren Kaufhäusern aber steht meist ein hohes Balkengerüst, von dem unter zierlich geschnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldener oder roter Inschrift auf buntem Grunde herabreicht. Zuweilen thront auf dem Firstbalken ein phantastisch geschnitzter Drache mit geringeltem Schuppenschweife.

Die weitaus interessantesten von allen Kaufläden sind die Trödelbuden; es giebt deren unzählige und von den verschiedensten Arten, wie bei uns, vom Kunst- und Antiquitätenhändler bis zum Alt-Eisen-Kram herab. Man sieht dort die schönsten Sachen und fühlt sich jeden Augenblick versucht, still zu stehen, alle die Raritäten zu betrachten und zu betasten, denn in Japan hindert daran keine neidische Glasscheibe. Der Laden nimmt meist die ganze Front des schmalen Hauses ein, der Estrich, auf dem der Besitzer kauert, ist zugleich Ladentisch. Die Ware wird, wie bei uns in den Schaufenstern, zur Seite und im Hintergrunde auf Gestellen ausgelegt, oder hängt an Schnüren von der Decke herab.

In den Trödelbuden findet man, als namentlich schön und sauber gearbeitet, alte Lack- und Bronzesachen und allen möglichen Hausrat, ferner besonders schöne Metallverzierungen für Brief- und Tabakstaschen und Knöpfe zum Festhalten der letzteren.

Der japanische Luxus beschränkt sich auf wenige Gegenstände; unter diesen stehen die verzierten Rauchgeräte in erster Reihe: man sieht solche bei den Trödlern in zahlloser Menge und bunter Mannigfaltigkeit und von der kunstreichsten Arbeit. Die japanische Kunst hat den grofsen Vorzug, Charakteristik und Verständnis niemals der minutiösen Wahrheit zu opfern. Vorzüglich sind ferner die Arbeiten in ciselierter Bronze, und auch unter diesen wieder die älteren ausgezeichnet. Vor allem werden Tiere dargestellt; in kleineren Stücken besonders Schildkröten, Frösche, Eidechsen, Schlangen, Grillen, Käfer, andere Insekten auf Blättern und Schilf; in den gröfseren kommen Reiher, Drachen, Tiger, ein phantastischer Fasan und mythische Löwen vor.

Beim Kunsthändler.

Boston Public Library

Die Formen der Gefäfse sind vornehm und mannigfach und mahnen oft an altgriechische Muster. Zuweilen ist die Verzierung graviert oder eine silberne Randleiste, gewöhnlich in erhabener Arbeit, eingelegt; der Gufs ist wie die Ciselierung breit und frei und wahrhaft künstlerisch.

Weit mehr als diese Kleinigkeiten fesselt aber das mittelalterlich aussehende Rüstzeug den Blick des Europäers. Die japanischen Rüstungen sind leichter als die europäischen aus der Zeit der Chevalerie, denn sie bestehen gewöhnlich aus starkem Leder oder Bambus, sind mit lackiertem Metall überzogen, werden aus vielen einzelnen Stücken zusammengesetzt und dann mit dicken seidenen Schnüren durchflochten. Jede vornehme Familie hat ihre Farbe, welche auch von ihren Vasallen und Trabanten getragen wird. Die Kriegsmasken sind gleichfalls von Leder und Eisen aus mehreren Stücken gegliedert; der Kriegsfächer hat ein eisernes Gestell und dient im Handgemenge als Streitkolben. Der Helm erinnert an die alten Sturmhauben. Bald ist er silberglänzend, bald stahlblau mit blanken Buckeln und Bügeln. Vorn sitzt eine Metallverzierung von phantastischer, oft halbmondförmiger Form, und in den oberen Knopf werden mitunter Federn gesteckt. Eine Helmdecke von schwerem, kostbarem Stoffe, die oft sehr reich gestickt ist, doch bei den gemeinen Soldaten nur einfach erscheint, schützt den Nacken und reicht bis zur Schulter hinab. Die Daimios und hohen Staatsbeamten legen ihre Rüstungen nur beim Ausbruche einer Feuersbrunst an: dann haben sie die Pflicht, zu Pferde zu erscheinen und die Löschanstalten zu leiten. Zur vollen Rüstung gehört ein Sturmfähnchen, das durch zwei am Rückenharnisch angebrachte Ösen gesteckt wird und über dem Haupte des Kriegers flattert. Auch schöne Bogen kann man in den Waffenhandlungen finden. Das Bogenschiefsen wird von den Japanern jeden Alters und Geschlechts mit Leidenschaft und grofser Fertigkeit geübt; man hat Bogen und Pfeile von allen Gröfsen, sogar in Miniaturformat. Letztere können in vier Stücke zerlegt und bequem in der Tasche getragen werden; junge Mädchen benützen sie zum Scheibenschiefsen im Zimmer. Der Bogen eines Kriegers hat etwa 2 m 75 cm Länge, und wenn er nicht gespannt ist, eine starke Krümmung nach aufsen, nur der kräftigste Arm vermag die Sehne ganz auszuziehen und die Spannkraft ist wirklich ungeheuer. Von vorzüglicher Arbeit sind auch die dünnen Pfeile aus Bambusrohr mit eiserner Spitze und dreifacher Befiederung. Von Jahr zu Jahr aber verschwinden jetzt diese mittelalterlichen Rüstungen mehr um dem Schiefsgewehr und der modernen Uniformierung Platz zu machen.

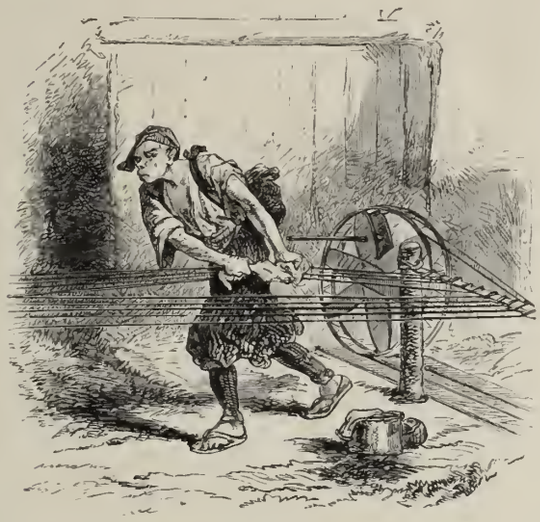
Da fast jeder Beamte einen Degen, die höheren sogar zwei Stück tragen, so steht die Schwertfegerkunst in voller Blüte. Die hohe Vollendung dieser Kunst deutet übrigens darauf hin, dafs dieselbe schon seit langer Zeit eine eifrige Pflege gefunden haben mufs, und wirklich teilt auch schon ein älterer Reisender mit, dafs er mit einem japanischen Degen einen eisernen an 2 cm dicken Bolzen durchgeschlagen habe, ohne dafs dadurch die Klinge irgendwie beschädigt worden sei. Auch versteht man das Auslegen des Stahls der Klingen mit Gold, Silber, Stahl, Kupfer oder Bronze. Auch die Degengriffe sind kunstvoll gearbeitet; sie bestehen gewöhnlich aus Gold oder einer Goldlegierung und bilden einen Vogel oder sonst ein Tier, das sich bequem zur Handhabe eignet.

In allen Handwerken leistet man Vortreffliches. Manche Arbeitszweige fehlen bei uns, weil die Sitten und Bräuche anders sind. Das Verfertigen von Visitenkarten, von Fächern und von lackierten Hüten, welche letztere durchaus wasserdicht sind, sind spezifisch japanische Gewerbszweige, in welchen sehr viele Arbeiter beiderlei Geschlechts beschäftigt werden. Die Art der Handgriffe ist aber von den europäischen verschieden, schon deshalb, weil der Japaner nicht auf einem Stuhle sitzt.

Der Triumph der japanischen Industrie sind die Lackwaren. So grofs ist die Fertigkeit der einheimischen Arbeiter in der Herstellung dieser Arbeiten mittels des unvergleichlichen Firnisses vom Firnisbaum (Rhus vernix), dafs selbst die billigsten japanischen Lackwaren noch den besten europäischen an die Seite gestellt werden können. Eine zweckmäfsige Verteilung der Arbeit findet dabei statt. Der Schreiner verfertigt das Holzwerk, liefert dieses an den Lackverkäufer ab,

der es zum Schlosser schickt und von diesem geht es an den eigentlichen Lackierer, der die Arbeit in seiner Privatwohnung verrichtet und bei derselben grofse Geduld und Ausdauer bethätigt.

Die Anwendung des Papiers ist wohl nirgend so allgemein als dort; es dient und wird verwendet, aufser zum Schreiben und Drucken, zu Fensterscheiben, Taschentüchern, zu Kleidungsstücken, Lichtdochten, Bindfaden und hunderterlei anderen Zwecken. Auch als Leder wird es benutzt.



Seiler.

Verfertiger von lackierten Hüten.

Spiegelpolierer.

Fächermacherinnen.

Handwerker.

Boston Public Library.

Die Masse nimmt jede Oberfläche und Farbe an, deren das natürliche Leder fähig ist, und man hat in Japan sogar alte französische Ledertapeten täuschend davon nachgemacht. Den Hauptbestandteil alles japanischen Papiers bilden die Bastfäden eines Maulbeerbaums (Broussonetia papyrifera). Einige Arten zeichnen sich durch grofse Festigkeit aus und sind kaum zerreifsbar, andere bestechen das Auge durch Feinheit und Glanz. Die Farbe ist sehr verschieden, meist gelblich; das helle, kalte Weifs unserer mit Chlor gebleichten Fabrikate kennt man in Japan nicht. Sehr hübsch sind viele ihrer bunten und goldgesprenkelten Papiere, besonders aber eine Art, die bisweilen zu Fensterscheiben verwendet wird, mit feinen, als durchsichtige Wasserzeichen eingepreſsten Mustern.

Spielzeugladen giebt es unzählige. Die Japaner sorgen auf das liebreichste für ihre Kinder und sind sehr erfinderisch in Jugendbelustigungen. Manche Läden enthalten nur Puppen in allen Gröfsen und Anzügen — die Mädchen spielen dort so gern damit wie bei uns — die Knaben haben ihre Säbel, Peitschen, Steckenpferde und man findet Spielsachen für jedes Alter und für jedes Bedürfnis. Kreisel giebt es gegen dreifsig Arten; viele derselben sind sehr künstlich: sie laufen bergan, tanzen auf dem Seile, zerspringen in Stücke, die sich wieder drehen u. s. w. Ihre Drachen haben die abenteuerlichsten Gestalten und einzelne machen sogar Musik. Mit Kreiseln und Drachen ergötzen sich vielfach auch Erwachsene, wie denn die Japaner überhaupt bei allem Lebensernst grofse Freunde von Scherz und Spiel sind.

Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder von gesundem, köstlichem Humor, zu denen jetzt vielfach die Fremden den Stoff liefern müssen; daneben sieht man Landschaften, Tiere, Mordgeschichten und andere Genresachen, auch schöne Damen in prächtigem Schmuck.

Man verkauft in den Buchläden illustrierte Werke in unverhältnismäfsiger Zahl und Hunderte von blofsen Bilderbüchern. Die Mehrzahl der Bilderbücher enthält ein buntes Allerlei, oft sind die widersprechendsten Dinge mit ausgelassener Laune auf einem Blatte durcheinander geworfen.

Bei der leichten japanischen Bauart ist uns ein Blick in die Häuser ohne grofse Schwierigkeiten gestattet, entweder vom Strom, von den Kanälen, oder von der Strafse aus. Drinnen herrscht durchgängig die gröfste Reinlichkeit. Die Wände, Tapeten, Papierscheiben, das Gerät und die Matten sind fast überall appetitlich sauber und man scheut sich, mit schmutzigen Stiefeln einzutreten. Der Japaner läfst seine Sandalen draufsen. Scherz und Lachen würzen jede Unterhaltung; die Eingeborenen sind von Natur dazu aufgelegt. Kindlich bis in das vorgerückteste Alter umgiebt man sich mit Spielereien und setzt durch die unnachahmliche Grazie in Verwunderung, welche man in der Verfertigung von uns zum Teil völlig unbekannten Tändeleien entfaltet. Überall sieht man heitere und frohe Gesichter und überall hört man Musik. Diese Heiterkeit atmen auch die Gemälde, die uns das häusliche Leben darstellen.

Bei den Gastmählern bilden Musik und Tanz einen Hauptbestandteil der Vergnügungen. Die hauptsächlichsten Instrumente sind die Flöte, eine Art Syrinx, die Trompete, die Muschel, die Trommel, die Laute. Der Gotto, die neunsaitige japanische Harfe, liegt auf dem Boden und wird mit künstlichen Nägeln aus Elfenbein, welche sich die Spielerin über die drei ersten Finger der rechten Hand steckt, geschlagen. Der Effekt ist namentlich dann von besonderem Reiz, wenn die Vorstellungen unter freiem Himmel, an einem schönen Sommerabende auf der Bambusveranda eines Hauses stattfinden, das mit einer Guirlande bunter Papierlaternen erleuchtet ist. Auch die Laute (Samsin) darf dabei nicht fehlen. Die Männer zünden sich ihre Pfeifen an, die Frau des Hauses reicht geschäftig den Saki herum und alles zeigt sich mit diesem einfachen Vergnügen befriedigt.

Die Japaner kennen die wohlthätige Einrichtung eines Ruhetags in der Woche nicht. Wirft aber der Bürger seine Arbeit bei Seite und stürzt er sich in die Feste, an denen kein Mangel ist, dann ist er auch ausgelassen heiter und dem Vergnügen ganz hingegeben. Die gröfste Lust des Bürgers ist, den schönen Festtag mit Frau und Kind und guten Freunden in der freien Natur zuzubringen; man besucht die Totenäcker, Kami-Höfe und schön gelegenen Theehäuser; die älteren Leute ergehen sich in heiteren Gesprächen, die jüngeren erfreuen sich an geselligen Spielen, angeln oder schiefsen mit kleinen Bogen nach der Scheibe, beides Vergnügungen, denen auch die weibliche Jugend sehr hold ist. Diese Feste, welche sich mit unseren Kirchweihen und Faschingslustbarkeiten vergleichen lassen, sind unter dem Namen Matsuri bekannt. Jeder Tempel der Stadt hat sein jährliches Matsuri in Verbindung mit Festzügen und den verschiedensten Volksbelustigungen. Der mystische Sinn dieser Feierlichkeiten ist verloren gegangen, die moralische Bedeutung derselben in Vergessenheit geraten.

Verschiedene dieser Feste erinnern noch durch ihre Namen an die alten Nationalgötter, z. B. an Ten-sjo-Daizin, die Göttin der Sonne, Sosano wo no Mikoto, den Gott des Mondes, Mitsu no Kami, den Gott des Wassers, Inari, den Schutzgott des Reises, Yebis, den Gott des Meeres, Hatschiman, den Kriegsgott u. a. Was diese Feste besonders charakterisiert, sind theatralische Aufzüge und Prozessionen, die mit dem gröfsten Pompe ausgeführt werden. Musikanten, Tänzer und Tänzerinnen (auch tanzende Priester), Fackelträger, Wahrsager, Masken, Illuminationen und Volksspiele, wie Bogenschiefsen, Pferderennen, Ringkämpfe, öffentliche Lotterien u. s. w. spielen dabei die Hauptrolle. Ein Jahrmarkt, in dessen Buen Früdchte, Fische, Bäckereien, Zuckerwaren, Blumen, Fächer, Strohflechtereien und Papierlaternen feil geboten werden, fehlt niemals.

Die Matsuri einer grofsen Stadt, in welcher die Tempel nach Hunderten zählen, genau zu schildern, ist ein Ding der Unmöglichkeit.

Palankinträger.

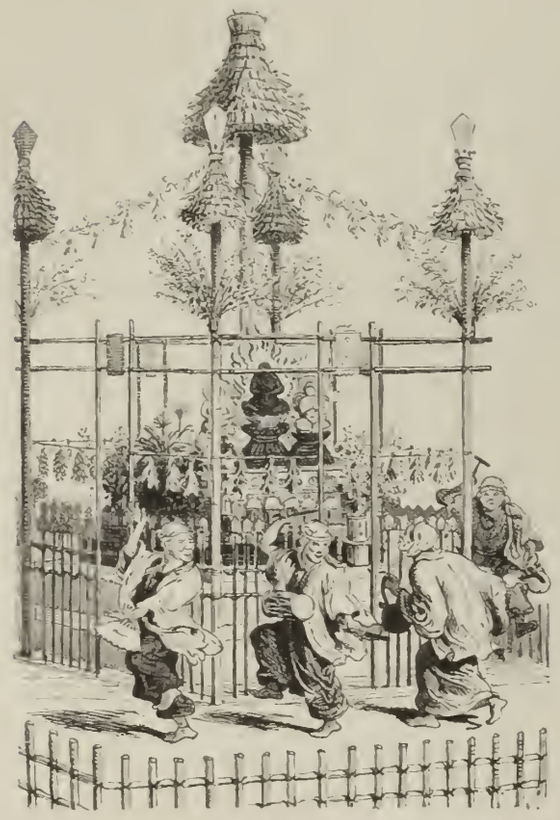
Boston Public Library.

Am 24. Tage des 8. Monats (September) lassen die Priester des Tem-man-go-Tempels auf einem Büffelwagen das Bild ihres Gottes durch die Stadt ziehen. Die Beamten der Familien, welche die Bonzen dieses Tempels patronisieren, folgen dem zweirädrigen Karren, während ihre Diener die Schachteln und Behälter nachtragen, in denen die heiligen Geräte des Tempels aufbewahrt werden.

Während der grofsen, nur alle zwei Jahre stattfindenden Prozession des Tempels Kanda-Miodjin, wird eine ganze Kavalkade historischer Personen vorgeführt. Der Wagen des heiligen Miodjin wird von zwei Büffeln und einer grofsen Anzahl gläubiger Anhänger und Verehrer, die sich mit Strohseilen vorgespannt haben, durch die Strafsen gezogen. Wenige Schritte hinter dem Wagen trägt man auf einer Plattform den scheufslichen Kolossalkopf des Dämons, über welches der Heilige siegte. Die guten Leute aus dem Volke zeigen einander die Hörner des Ungeheuers,

den stacheligen Schnauzbart. die blutunterlaufenen Augen. Um den Effekt bei der Prozession recht grausig zu machen. blasen die Bonzen dazu auf Muscheln und stofsen lautes Geheul aus. Weiter erblickt man auch das Beil. mit welchem der Kopf des Dämon von dem Heiligen abgeschlagen wurde.

In einigen Tempeln wird der Todestag Buddhas in wahrhaft grofsartiger Weise gefeiert. Dabei wird ein entsprechendes Gemälde aufgerollt. welches Buddha unter einem Baume ausgestreckt darstellt. versenkt in ewige Ruhe. Sein Gesicht macht einen feierlichen Eindruck und deutet an. dafs er selber sich in die Nirwana versenkt hat. Die um ihn versammelten Jünger blicken auf ihn mit Trauer und Bewunderung. Die Mühseligen und Beladenen. die Parias. beweinen den mildthätigen Freund. der sie mit Nahrung und Almosen versah: er war ihr Tröster. dessen Worte der Barmherzigkeit ihnen die Aussicht eröffneten. dafs auch sie einst befreit werden sollten. Auch die Tiere. ja alle Kreaturen sind schmerzlich erregt. dafs er tot ist. welcher alles. was lebt. sei es unter welcher Gestalt. schonte und unangetastet liefs. Die Genien der Erde. des Wassers und der Luft nahen sich andachtsvoll: ihnen folgen die Fische und Vögel. Insekten und Kriechtiere und viele Vierfüfser. unter denen namentlich der weifse Elefant hervortritt. in welchem ja. wie bekannt. die höchste Stufe der brahmanischen Seelenwanderung verkörpert ist.

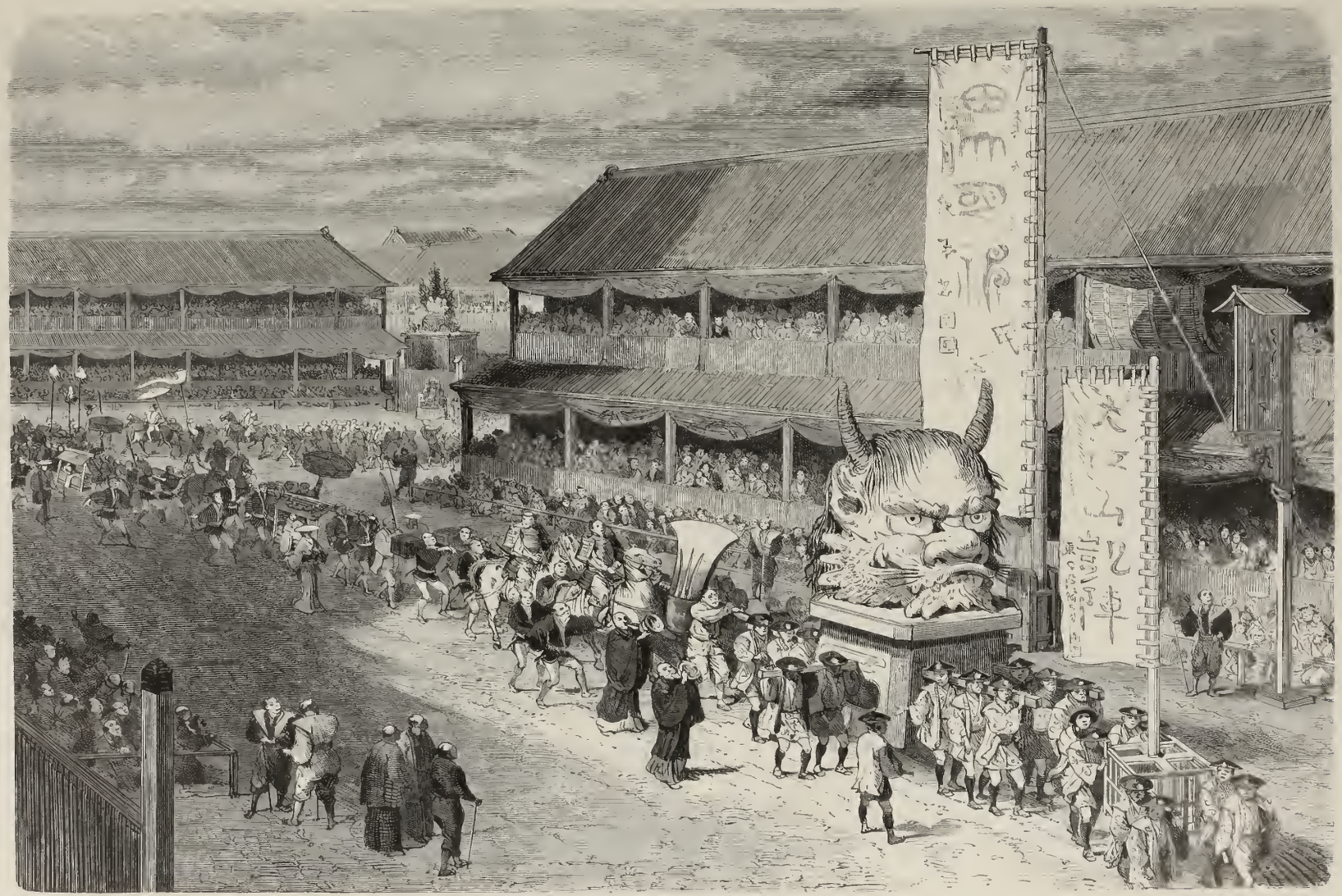


Tanzende Priester am Feste ihres Schutzpatrons.

Neben den Matsuri bestehen noch verschiedene andere Feste. so das Laternenfest. das Neujahrsfest u. a. Letzteres. Siogwatz genannt. wird durch Besuch der Tempel und der Gräber in religiöser Weise gefeiert.

Für den Kaufmann ist der Schlufs des alten und der Beginn des neuen Jahres ein wichtiger Abschnitt. denn zu dieser Zeit müssen die ausstehenden Gelder eingezogen und die Schulden bezahlt werden. Da hier das Kreditgeben blüht. hat ein Jeder vollauf zu thun. So eilen denn heute der Kaufmann und der Pfandleiher. der Gemüse- und der Fischhändler. der Töpfer. Schmied. Reis- und Ölverkäufer und mancher andere Händler und Kreditgeber. mit dem Rechenbrett in der einen. Büchern und Rechnungen in der andern Hand. durch die ungewöhnlich verkehrsreichen Strafsen. ihre Schuldner aufzusuchen und möglichst viel Geld heimzutragen. In jenem Hause dort herrscht ein reges Leben und Treiben. Der Eigentümer hat seine Zahlungen eingestellt und hält jetzt Familienrat. um sich mit Hilfe seiner Verwandtschaft vielleicht mit seinen Gläubigern zu vergleichen. Der Familienrat tagt im Hinterzimmer. da der Laden zum Zeichen der Zahlungseinstellung vom Eigentümer geschlossen worden ist. Nach langen Verhandlungen wird endlich eine Vereinbarung erzielt und durch lautes Händeklatschen beider Parteien besiegelt. Jeder klatscht für sich dreimal in die Hände. das ist zum Abschlusse eines jeden Geschäfts nötig und ersetzt den in Europa früher mehr als jetzt gebräuchlichen Handschlag.

Auch überschickt man seinen Nachbarn und Freunden Glückwunschkarten. Welcher Art diese Glückwünsche sind. möge der Leser aus folgenden Beispielen ersehen:



Prozession des Dämon beim Matsuri des Kanda-Miodjin.

Boston Public Library.

„Helle Wolken begrüfsen die aufgehende strahlende Sonne, zehntausend Freuden heifsen den Frühling willkommen. Mögen Alle diese Tage allgemeinen Friedens besingen und sich in Gemeinschaft des Frühlingseintritts erfreuen! Möge jede Thür Glück und Freude haben und jedes Land mit Frieden gesegnet sein!

Dein Glück sei so grofs als das Meer im Osten, und mögest Du so alt wie die Berge im Süden werden! Die Pfirsich des Landes der Götter reift in dreifsig Jahrhunderten: möge das Haus am Seestrande mit neunzig Herbsten mehr gesegnet sein!

Die drei Sterne: Frieden, ein Amt und ein hohes Alter mögen in Deiner Thür einziehen und Söhne, Reichtümer und Ehren Dein Thor segnen!

Alles Glück kommt vom Himmel.

Wie das Licht und der Wind ihren Umgang durch die Welt halten, so steigt der fröhliche Frühling vom Himmel zu uns nieder."

Wie man sieht, spricht sich nur in einem dieser Glückwünsche ein frommer Gedanke aus. Alle anderen beschäftigen sich mit den Reizen der Natur, oder mit den irdischen Dingen, die den Menschen wünschenswert erscheinen.

Auch die öffentlichen Vergnügungen gehen beim Neujahrsfeste keineswegs leer aus. Musikanten durchziehen die Stadt, Drachen in den verschiedensten Formen steigen auf und alles giebt sich ungebundener Lustigkeit hin, wobei — sehr viel Saki getrunken wird.

Mit den Papierdrachen weifs die Jugend einen lustigen Krieg zu führen, denn da in das Garn eine Mischung von Wachs und Glassplittern eingewoben ist, vermag es das Garn eines andern Drachen abzuschneiden. Mancher Jüngling erobert hier das Herz seiner Schönen durch geschicktes Manövrieren mit diesen Papiervögeln, welche er bald hoch aufsteigen läfst, um einem gefährlichen Gegner zu entgehen, bald hinabzieht, um ein fremdes Garn zu durchschneiden. In geschickten Händen ist es ein stets wechselvolles Spiel und mit Stolz rühmt sich dieser oder jener, zehn bis fünfzehn fremde Drachen abgeschnitten zu haben, ohne selbst einen einzigen zu verlieren.

Zur Feier des Neujahrsfestes werden die Strafsen von einem Ende der Stadt bis zum andern mit Bambusrohr bepflanzt. Jeder Bürger hat über seiner Thür eine mit einem grünen Kranz umgebene Trophäe aufgesteckt, die stets aus einer Orange, einem Reiskuchen und einem Seekrebs besteht: die beste Frucht, die besten Gemüse und der beste Fisch. Im Innern der Häuser sind ganze Pyramiden von Reiskuchen jeder Gröfse aufgehäuft — Geschenke, welche der Hausherr den Freunden und Dienern der Familie widmet. Die Kaufleute kramen eine Sammlung von Fächern und Porzellanbowlen aus, welche sie den Vorübergehenden, die ihnen ein frohes Fest wünschen, zum Andenken anbieten. Überall, wo man einkehrt, ist der Tisch gedeckt und die Gastfreundschaft erheischt es, dafs man den Besucher einlade, am Mahl teilzunehmen.

Jeder hat sein schönstes Festgewand angelegt: die jungen Mädchen und Kinder erscheinen in tadellosen Anzügen, mit sorgfältig gepflegtem Haarputz. Die vornehmen Leute haben ihr officielles Ceremoniengewand angezogen und werden von ihren Damen begleitet, die auf einem ungeheuren Theebrett die Visitenkarten von aufserordentlicher Gröfse nachtragen.

Einer besonderen Beliebtheit erfreuen sich nicht nur bei solchen festlichen Gelegenheiten, sondern auch im allgemeinen die Gaukler. Wir haben jetzt in Europa dann und wann Gelegenheit die Gewandtheit japanischer Jongleurs in Kraftstücken anzustaunen, aber die Gesellschaften, welche zu uns kommen, gehören doch nur denen der dritten, höchstens der zweiten Klasse an. Da giebt es z. B. Equilibristen, welche allerlei Kunststücke mit einer falschen Nase vollführen, die sich aufserordentlich verlängern läfst. Sie machen ähnliche Kunststücke auch mit Bambusstäben, welche sie auf eine sinnreiche Art in der Mitte des Gesichts zu befestigen verstehen. Nicht weniger interessant sind jene Gaukler, welche wir mit unseren Taschenspielern vergleichen können. Wenn man von den Kraftstücken und von der Eskamotage absieht, worin sie eine geradezu staunenswerte Geschicklichkeit zeigen, so ist das Ganze von einem Ende bis zum andern eigentlich nur, sowohl in Worten, wie in Handlungen, eine Art Persiflage oder spöttische Verneinung dessen, was den Zuschauern als wunderbar oder überraschend vorkommt.

Ihr Hauptarbeitszeug ist der Fächer und mit diesem wissen sie Kunststücke zu machen, die geradezu bewunderungswürdig sind und als Phantasmagorien nichts zu wünschen übrig lassen.

Bemerkenswert ist, dafs auch die Geistlichen sich mit Gaukelspielen abgeben und teilweise dieselben gleichsam professionsmäfsig betreiben. In manchen Kamitempeln halten die Bonzen Marionettentheater; sie spielen allerdings nur am Feste ihres Schutzpatrons und geben nur solche

Vor einer Herberge.

Boston Public Library

Stücke zum besten, deren Vorwurf aus der Geschichte der alten Mikados genommen wird. Dazu kommen noch geistliche Tänze, welche vor dem Publikum aufgeführt werden.

An diese öffentlichen Feste schliefsen sich als Familienfeste an das Flaggenfest, an welchem die Knaben zu Jünglingen erklärt und bunte Flaggen, Wappenschilder, Glocken u. s. w. an den Häusern aufgehängt werden, und das Puppenfest (Sanguatz-San-nitsi-no-matsuri). Diese letztere Feier fällt stets auf den dritten Tag des dritten Monats, also in unserm April. Es ist das Fest

der weiblichen Jugend, die mit Früchten und Blumen dabei beschenkt wird. Die Hausmutter schmückt das beste Zimmer mit Pfirsichzweigen und Blumen, zwischen welchen sie die Puppen aufstellt, die dem Mädchen gleich nach der Geburt geschenkt worden sind, zumeist hübsch angeputzte Figuren, welche den Mikado und allerlei andere Personen des kaiserlichen Hofes vorstellen. Auch wird ein Festmahl veranstaltet und die Speisen werden von den jungen Mädchen eigenhändig bereitet.

So vergeht das Leben der Japaner in Arbeit der ehrenhaftesten Art und in Vergnügungen, die ganz den Charakter des Volkes wiederspiegeln. Über das zukünftige Leben machen sie sich wenig Sorgen. Eigentümlich sind die Vorstellungen, welche man von der Unsterblichkeit hat und die mit dem Buddhismus in Zusammenhang stehen. Fragt man einen Bonzen, wohin die Seele des Menschen komme, so erhält man keine bestimmte Antwort, aber soviel ist ausgemacht, dafs sie von dienenden Geistern des Höllenrichters in Empfang genommen wird. Dort wird Gericht über sie gehalten, und sie müssen zunächst vor einem Spiegel niederknieen. Der bärtige Höllenrichter, welcher das Protokoll führt, macht ein grimmiges Gesicht dazu. Die Seelen, welchen Verbrechen zur Last fallen, müssen je nach der Beschaffenheit derselben, in einem oder in mehreren der konzentrischen Höllenkreise umherirren. Sobald sie hinlänglich vorbereitet sind, kommen sie der Reinigung halber in das Fegefeuer. Der Deckel des Eingangs zu demselben wird ihnen jedoch erst geöffnet, nachdem sie es soweit gebracht haben, dafs sie nicht mehr rückfällig werden; dann können sie ihre Seelenpilgerung fortsetzen. Die Seelen arger Bösewichter hausen in Einöden, unter Getrümmer und Giftpflanzen, und zwischen diesen treiben sich grauenhafte Dämonen umher. Gewöhnlich sind dieses Stellen, wo einst ein blutgieriger Ritter oder Feudalherr seine Schandthaten verübte. Aber die Rache liefs nicht auf sich warten: er wurde ermordet und seine Burg ging in Flammen auf. Nun kommt er bei Nachtzeit und geht um: er wird gepeinigt durch das Andenken an die Abscheulichkeiten, welche er während der Zeit seines Lebens verübte, und arg gequält durch Höllengeister und die Schlachtopfer, die er einst hinmordete.

So geräuschvoll und regsam das Leben in den Strafsen und Läden der Städte sich entfaltet, so ruhig und beschaulich geht es in dem Innern der Häuser, in den Privatwohnungen her. In die Eintönigkeit eines Morgens bringt nicht selten der Besuch eines Freundes oder Verwandten einige Abwechselung; und wie es im westlichen Morgenlande üblich ist, mit Mokka und Pfeifen aufzuwarten, so pflegt man dies auch in Japan zu thun, nur dafs an die Stelle des Kaffee der allbeliebte Thee tritt.

Gegen das Ende des Besuchs trägt der gastfreie Wirt oder die Hausfrau auf einem grofsen Blatt Papier, das zum Teller dient und bald weifs, bald bunt bemalt ist, ein süfses Gebäck auf, dessen Güte von allen Reisenden gerühmt wird.

Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich auch die Liebhaberei der Japaner, Zwerggestalten und Atrappen herzustellen. Da trägt man z. B. eine Dschunke (Boot) aus Porzellan den zum Essen niedergekauerten Gästen und Familienmitgliedern zu. Die Dschunke wird auseinander genommen und entpuppt sich nun als vollständiges Theegeschirr mit vorzüglich schönen kleinen Tassen aus sogenanntem Eierschalen-Porzellan. Alle dergleichen Dinge dienen zur Zierde der Zimmer, die man auch auf andere Weise, mit Blumen und Vogelkäfigen ausschmückt. Von der Decke herab hängen bunte Papierlaternen und zwischen ihnen ziehen sich Seidenfäden mit kleinen, bunten Glasglöckchen, die beim leisesten Windzug einen Ton gleich der Äolsharfe erklingen lassen. Die Etikette verlangt es, dafs von den aufgetragenen Leckerbissen eingesteckt werde und zwar schlägt man dieselben in ein Blatt Papier und verbirgt diese kostbare Habe in die bauschigen Ärmel, die zugleich den Dienst einer Tasche verrichten.

Werden gröfsere Mahlzeiten oder gar Schmausereien gegeben, so bringt jeder Gast einen, auch zwei Diener mit und schickt sie mit den Überbleibseln des Gastmahls nach Hause.

Gewöhnlich sind bei solchen gröfseren Veranlassungen auch Damen zugegen, die sich gleich den Männern mit Pfeifen versehen müssen, um duftende blaue Ringel in die Luft zu blasen.

Noch einen kurzen Ausflug auf das Land wollen wir unternehmen, ehe wir das wunderliche Reich Japan verlassen.

Wir legen den Weg auf prächtigen, gut gepflasterten Chausseen, den Tokaido, zurück, vielleicht den herrlichsten Strafsen der Welt. Der Tokaido ist zu beiden Seiten mit Bäumen eingefafst, von denen viele ansehnliche Dimensionen haben und dem Wanderer einen angenehmen Schatten bereiten. Durch Dämme, Wasserleitungen, Schleusen u. s. w. ist für die Sicherheit des Weges bei Regen und gegen Überschwemmungen gesorgt. An den Teilungen der Wege stehen Wegezeiger, auf denen die Entfernungen von den Hauptorten des Landes bemerkt sind. Die japanische Meile (Ri) ist etwas gröfser als ein Kilometer. Reisekarten geben genaue Auskunft über alle Strafsen des Reiches, Reisebücher beschreiben die interessantesten Punkte in der Nähe des Weges, führen die Namen der berühmtesten Berge an, machen auf die wichtigsten Wallfahrtsorte und auf sonstige Merkwürdigkeiten aufmerksam, enthalten Regeln über das Wetter, verschiedene Mafsstäbe und aufserdem stets eine Sonnenuhr in Gestalt von Papierstreifen, welche sich aufrichten lassen. Indessen vermifst man alle Transportmittel, um Reisende oder deren Gepäck fortzubringen, denn Postwagen, Omnibusse und Eisenbahnen für den allgemeinen Verkehr giebt es noch nicht. Unterwegs begegnen uns einzelne Postläufer, welche die Briefpakete an einem Stocke auf dem Rücken tragen und damit im Geschwindschritt täglich 40 Kilometer zurücklegen, alsdann die Briefe einem andern Boten übergeben, der sie weiter zu befördern hat.

Wir erreichen endlich ein Landgut und wundern uns nicht wenig, dort Rindvieh, Schweine, Schafe, die unsere Bauernhöfe beleben, fast durchgängig zu vermissen. Wohl sieht man einzelne Lastpferde, die mit dem Ertrage der Ernte beladen sind, aber nicht die übrigen Haustiere: statt dessen tummeln sich die Menschen fleifsig umher, enthülsen den Reis mit grofsen Schlägeln aus Holz und verrichten allerlei andere Arbeiten, die mit dem Landbau in Zusammenhang stehen. Gegen den Genufs vom Fleisch der Haustiere, besonders der Kühe, sträubt sich das durch Sitte und religiöse Vorstellungen eingenommene Gefühl der Japaner. Sonderbarerweise verabscheut man auch sogar die Kuhmilch als «weifses Blut». Butter und Käse sind deshalb auch unbekannte Artikel. Beim Verzehren der Hühner, die man übrigens nur in geringer Zahl hält, hilft man sich in origineller Weise über das durch die Sinto-Religion verpönte Blutvergiefsen hinweg. Man stopft ihnen nämlich den Kropf übermäfsig voll Reiskörner und läfst sie dann trinken. Infolge dessen ersticken sie durch den aufquellenden Reis.

Das japanische Pferd gehört zu den leichten Pferderassen, ist klein von Statur, dabei aber voll und kräftig gebaut, mit starkem, breitem Kreuz. Man pflegt die Pferde nicht zu beschlagen, sondern bindet ihnen Strohgeflechte an die Füfse. Dadurch wird aber der Huf stark abgenutzt und selbst das beste Pferd ist nach dem sechsten Jahre kaum noch zu gebrauchen. Die Sättel sind mit niederen Polstern versehen und äufserst hart, so dafs einer, der an europäische Sättel gewöhnt ist, einen längeren Ritt nicht ohne viel Beschwerde wird aushalten können. Die an kurzen Musselinbändern hängenden Steigbügel gleichen goldgefirnifsten Pantoffeln. Das Gebifs ist stark, die Zügel von Seide oder Musselin, aber nichtsdestoweniger sehr fest.

In den Strafsen der Stadt bekommt man selten ein Reitpferd, noch weniger vor Wagen gespannte Pferde zu Gesicht. Die Stelle unserer Stadtfuhrwerke vertritt ein eigentümliches Möbel, die Dschinrikischia oder Dschinrischka, eine Art Kinderwagen auf zwei Rädern, der von einem Eingeborenen, Ninsogo genannt, gezogen wird. Übrigens ist das Fahren in einer Dschinrischka durchaus nicht unbequem und, abgesehen davon, dafs man sein Gefährt mit Leichtigkeit lenken kann, wohin man will, leistet es auch ganz Erstaunliches in Bezug auf Schnelligkeit.

Die Getreidefelder erscheinen dem Europäer wie Gartenanlagen. Die beim Reisbau so höchst wichtige Bewässerung macht ein sehr genaues Nivellieren der Fruchtfelder erforderlich.

Das Reisland ist fürstliches Besitztum, das dem Landmann zu Lehen gegeben wird und dieser hat dem Grundherrn bedeutende Abgaben zu entrichten. Auf die Tafeln der Fürsten und Vornehmen wird nur Reis aufgesetzt, dessen Körner besonders ausgelesen und durch ihre Gröfse ausgezeichnet sind. Kein beschädigtes Korn darf darunter sein. Bei Tisch selbst verzehren die Vornehmen auch nur den Reis, welcher sich in der Mitte der Schüsseln befindet, und überlassen das Übrigbleibende dem Gesinde.

Barbier und Haarkünstler.

Boston Public Library.

Die Jagd ist ausschliefsliches Privilegium der Daimios. Wir glauben uns beim Anblick eines Jagdzuges plötzlich in das Mittelalter unseres eigenen Vaterlandes versetzt. Der Jagdherr naht zu Rofs, begleitet von festlich geschmückten Herren und einer zahlreichen Dienerschar. Die Einen halten die jagdlustige Meute, die anderen tragen abgerichtete verkappte Falken auf der Faust. Jetzt jagen die Hunde den scheuen Kranich auf, der Jäger nimmt dem Falken die Haube ab und zeigt ihm das Wild. In Todesangst steigt der Kranich, um seinem Feinde zu entfliehen, bis hoch über die Wipfel der Bäume, aber schon ist er besiegt und sinkt schwer verwundet zu den Füfsen des Landesfürsten, den wir bei der Jagd belauscht haben.

Ein altes Herkommen schrieb dem Sjogun vor, dem Mikado jährlich einen Kranich zu übersenden, den er eigenhändig erlegt hatte. Der Kranich, dieser Wappenvogel des Landes, gilt für ein Symbol des Glücks und darf eigentlich nur mit Falken oder mit dem Bogen erlegt werden. Dem Europäer will das Fleisch dieses Vogels nicht munden, er findet es thranig und

Fächertanz.

Boston Public Library.

fade, dem Geschmack der Japaner aber gilt es als ausgesuchte Leckerei, die bei keinem fürstlichen Schmause fehlen darf. Ein Kranich wird deshalb mit 24 bis 42 Mark bezahlt.

Neben dem Kranich stellt man auch gern dem schlauen Reineke (Kitsne) nach. Der Fuchs spielt im Aberglauben des Volkes eine wichtige Rolle, er wird als die Inkarnation alles Bösen betrachtet und darum nach alter Weise gern mit Pfeil und Bogen gejagt.

Wahrsager.

Boston Public Library.

Wir schliefsen unsere Mitteilungen über Japan mit einer kurzen Beschreibung der Ceremonien und Gebräuche, welche bei der Geburt, der Hochzeit und dem Tode stattfinden.

Hat der kleine Weltbürger das Licht der Welt erblickt, so wird er alsbald mit den Wohlthaten eines Bades bekannt gemacht und wird von allen Unbequemlichkeiten frei gehalten, welche die Bewegungen seiner jungen Gliedmafsen irgendwie beschränken könnten. Diese beneidenswerte Freiheit erleidet erst eine Unterbrechung, wenn er einen Namen erhalten soll. Ist der Namenlose ein Knabe, so findet diese wichtige Feier am 31. Tage nach der Geburt statt: bei einem Mädchen dagegen am 30. Tage.

An diesem festgesetzten Tage wird das Kind in Prozession in den Familientempel getragen: dem feierlichen Zuge schliefst sich das ganze Gesinde an, welches die Garderobe des Kindes trägt: letztere ist um so reichhaltiger und kostbarer, je höher der Stand und der Reichtum des Vaters sind. Den Rückzug deckt ein weiblicher Dienstbote mit einer Schachtel in den Händen: in dieser befindet sich das Geld zur Belohnung der diensthuenden Priesterin und zugleich ein Streifen Papier, welcher drei Namen enthält. Die Priesterin verrichtet nun ihre Gebete und sonstigen heiligen, von der Religion bestimmten Handlungen, und legt dem Gott, der in dem Tempel wohnt, die Namen zur Auswahl vor. Ist diese Wahl seitens des Gottes erfolgt, so verkündigt sie den Versammelten, wie man von nun an nach dem Willen der Gottheit das Kind heifsen soll, und besprengt es mit Wasser. Den Schlufs dieser Feierlichkeit bilden heilige, von musikalischen Instrumenten begleitete Gesänge, welche den Dank der Eltern gegen den Gott aussprechen und Glück und Segen für den «Täufling» erflehen sollen. Von da an trägt man das mit einem Namen in die bürgerliche Gesellschaft aufgenommene Kind in verschiedenen anderen Tempeln herum und endlich zu dem nächsten Verwandten des Vaters. Dieser beschenkt es mit einer Handvoll Hanf, als Sinnbild langen Lebens, mit Talismanen, Reliquien und sonstigen wert und heilig gehaltenen Dingen. Der neugeborene Knabe empfängt aufserdem noch zwei Fächer (da er für Schwerter noch zu klein ist), die ihm Mut verleihen sollen. Diese Anschauung von der Eigenschaft der Fächer könnte befremdlich erscheinen: allein da man in Japan sogar grofse Kriegsfächer hat, welche nicht nur als Keulen, sondern auch zur Luftzufächelung zu gebrauchen sind, so kann dort recht füglich ein Fächer die Stelle unserer hölzernen Kinderschwerter vertreten.

Ist das neugeborene Kind ein Mädchen, so erhält es vom nächsten Verwandten eine Muschel, indem man unter dieser das Sinnbild der Schönheit und des Liebreizes versteht.

Im allgemeinen heiraten die Japaner früh: die Jünglinge meist vor dem zwanzigsten, die Mädchen mit dem sechzehnten Lebensjahre.

Auf der Strafse begegnet uns eine feierliche, wenn auch bunte Prozession. In einer Sänfte, welche geschmackvoller ist als die gewöhnlichen, trägt man, wie ein Blick in das Innere derselben zeigt, ein junges Mädchen mit weifsem Kleide und langwallendem Schleier. Darauf folgt eine Menge festlich gekleideter Männer und aufs prunkendste herausgeputzter Frauen — Verwandte und Freundinnen des Mädchens. Sodann kommen die Musici, welche lustig aufspielen und einen Wagen anführen, den mehrere wunderlich aufgezäumte Pferde ziehen und auf welchen Küchengeräte, Matten, Möbel, ein Spinnrad und ein Webstuhl geladen sind. Auf Befragen, was dieser Zug zu bedeuten habe, erfährt man, dafs eine Braut samt ihrer Mitgift in die Wohnung des Bräutigams gebracht wird. Also eine Hochzeit!

Wie in Japan die meisten Ereignisse des Lebens mit bestimmten Ceremonien verknüpft sind, so sind auch mit dem heitersten Feste des Menschendaseins besondere Gebräuche verbunden. Wenn der Tag der Vermählung festgesetzt ist, so überschickt der Bräutigam der Braut so viele und so kostbare Geschenke, als es seine Vermögensverhältnisse nur irgend gestatten. Die Braut nimmt dieselben zwar in Empfang, aber nur, um sie an ihre Eltern abzutreten, als einen Beweis der Dankbarkeit für die genossene Erziehung. Die Eltern aber wollen auch nicht an Freigebigkeit zurückstehen und machen auch ihrerseits der Tochter Gegengeschenke, die ihrem neuen Lebensberufe angemessen sind, und verbrennen hierauf feierlichst das Mädchenspielzeug. Dann fährt man die Habe der Braut in ihre zukünftige Wohnung.

Vor dem Hause des Bräutigams macht der Zug Halt und die Braut wird von zwei Führerinnen, Jugendgespielinnen, in das Familienheiligtum geleitet, wo der Bräutigam inmitten der Verwandten und Freunde ihrer Ankunft entgegensieht. In dem entlegensten Teile einer jeden Wohnung befindet sich ein Heiligtum, in welchem ohne jede priesterliche Vermittelung bei Familienfesten den Hausgöttern Verehrung dargebracht wird. Ein leichtes, mit rotem Teppich behängtes Gerüst von Cedernholz, in der Regel mit zwei Absätzen, bildet den Altar. Der obere Absatz trägt die gewöhnlich aus hartem Holz geschnitzten Götterbilder, daneben auf jeder Seite eine eherne Lampe: der untere Absatz enthält in drei lackierten Gefäfsen die dargebrachten Opfer (zu Neujahr zwei Reisbrote, zwei in Silberpapier gewickelte Fische und zwei ebenfalls mit Silberpapier umhüllte Gefäfse mit Reisbranntwein). In der Mitte der Hauskapelle, wie wir das Zimmer nennen wollen, breiten bei Hochzeitsfeierlichkeiten über den unteren Absatz ein niedliches

Das Puppenfest.

Boston Public Library.

Kiefer- und ein blühendes Pflaumenbäumchen ihre Ästchen: auf der Platte stehen Kraniche und Schildkröten, welche als Symbole der männlichen Kraft und der weiblichen Schönheit, sowie einer langen und glücklichen Ehe gelten. Auch darf die hochzeitliche Kerze nicht fehlen. Aufserdem trägt ein Tisch daneben allerlei Gefäfse zum Essen, und Geschirr mit Saki gefüllt. An der Rückwand des Altars hängen heilige Bilder, einige Schritte vor ihm brennen auf hohen Bronzeleuchtern zwei mächtige Kerzen. Zwischen diesen Leuchtern wirft sich die Festgesellschaft auf die Kniee, um die Schutzgötter des Hauses anzurufen.

Solcher Hausgötter giebt es sieben, welche dem Menschen je eines der irdischen Güter: langes Leben, Reichtum, tägliche Nahrung, Zufriedenheit, Klugheit, Ruhm und Liebe zu verleihen vermögen. Nur selten stellt sich eine Familie unter den Schutz aller dieser Götter: in der Regel begnügt sich der Mann des Volks, den Schutzgott der täglichen Nahrung anzurufen,

dem er vielleicht noch den Schutzgott des Reichtums hinzufügt. Aufser den genannten beiden pflegt der Kaufmann noch die Schutzgötter der Zufriedenheit und des langen Lebens anzubeten. Diese vier faſst man daher gewöhnlich als die Götter des Glücks zusammen.

Die Mythologie dieser Götter ist höchst einfach, enthält eine Reihe sehr freundlicher Züge und lehrt eine kindlich-naive, wunderbar reine Moral, die vielleicht nicht weniger als die nationale Sinto-Religion dazu beigetragen hat, die kindliche Heiterkeit und Geistesfrische zu erhalten, durch welche die arbeitenden Klassen des Volks sich auszeichnen.

Übrigens verdient die Verehrung dieser Götter kaum den Namen der Götzendienerei. Der Japaner ist sich wohlbewufst, dafs dieselben nur Kinder seiner Phantasie sind und macht sich kein Gewissen daraus, sich über dieselben lustig zu machen so oft es ihm gefällt, wie unzählige, zum Teil höchst ergötzliche Karikaturen bezeugen.

Zu Zeiten ist das Familienheiligtum Zeuge einer besonders feierlichen Ceremonie. Wir erwähnten schon oben, dafs der Buddhismus den Rosenkranz kennt: der buddhistische Rosenkranz hat aber nur dann seine volle Wirkung, wenn er ganz genau und vorschriftsmäfsig abgebetet wird: die geringste Ungenauigkeit benimmt ihm die Kraft. Nun ist aber erklärlich, dafs dann und wann ein Irrtum vorkommt und für solche Fälle giebt es eine besondere Mönchsbrüderschaft, welche das Monopol der Ausbeutung des sogenannten grofsen Familien-Rosenkranzes hat. So ein Bonze führt ein mächtiges Instrument mit sich, das einer Boaschlange gleicht, und legt dasselbe in die Hände der Familie, deren Angehörige im Kreise knieen. Der Mönch selbst steht vor dem Hausgötzen und leitet die erforderliche Operation vermittelst eines Holzes und eines Hammers. Nachdem er das Zeichen gegeben, stimmen Vater, Mutter und Kinder das vorgeschriebene Gebet aus voller Kehle an. Die grofsen und kleinen Kugeln werden in Bewegung gesetzt: die Hände bewegen sich maschinenmäfsig, während das Schreien immer lauter wird und so lange dauert, bis alle, denen nun der Schweifs von der Stirne herabrinnt, matt und müde werden. Doch das Glück ist vollständig, weil man weifs, dafs die Götter zufriedengestellt sind.

Ein Gott des Glücks.

Boston Public Library.

Die Frau beginnt hier, im Familienheiligtum, ihren ersten Pflichten als Hausfrau nachzukommen. Sie schenkt fleifsig ein und das Zutrinken geht von einem zum andern, wobei eine Menge von Förmlichkeiten beobachtet werden. Am Abend kommen dann die geladenen Gäste und alles ergötzt sich an Essen und Sakitrinken.

In den höheren Ständen geht die Hochzeit mit vielen Feierlichkeiten vor sich und ist mit grofsen Festen gepaart. Bei vielen religiösen Sekten findet eine Trauung durch die Priester statt, bei anderen ist dieselbe jedoch ein rein bürgerlicher Akt. Streng hält man darauf, dafs die Frau aus demselben Stande ist, wie der Mann, ja für höhere Beamte und Würdenträger ist dies sogar Gesetz.

Die einmal geschlossene Ehe kann nicht willkürlich gelöst werden, wiewohl viele Japaner, deren Ehe kinderlos bleibt, ihre Frauen den Eltern zurückschicken. Gewöhnlich wird nicht viel dagegen eingewandt, obgleich ein solches Verfahren ungesetzlich ist.

Die Kindererziehung ist nicht etwa eine weichliche. Das Kleine wird schon früh den Einflüssen von Wind und Wetter ausgesetzt. Man gewöhnt das nackte Wesen, welchem das Haar abgeschnitten worden ist, auch an die brennende Mittagssonne. Die Mutter trägt den

Säugling wie ein Paket auf dem Rücken und zwar in einer so zweckmäfsigen Weise, dafs sie dabei nicht ermüdet und dafs namentlich dabei die Bauerfrauen Feldarbeit verrichten können.

Die Familie beweint ein hingeschiedenes Mitglied, bringt die Leiche an einen anderen Ort und umhüllt sie mit einem Gewande so, dafs man mit dem Saum den Kopf, mit den Ärmeln die Füfse bedeckt. Das Haupt wird nach Norden gerichtet, das Gesicht, welches mit einem florähnlichen Schleier verhüllt ist, nach Osten. Man hegt nämlich den Aberglauben, dafs, wenn der Totgeglaubte nur scheintot wäre, jener Schleier die leichtere Rückkehr ins Leben ermögliche.

Der Dahingeschiedene pflegt vor seinem Tode die Art der Bestattung zu bestimmen, ob sein Leichnam beerdigt oder verbrannt werden soll. Hatte er sich für die Verbrennung entschieden,

Hochzeitsfeier im Familienheiligtum.

so bewegt sich der Leichenzug nach einem, zu diesem Zwecke bestimmten Hügel, auf welchem einige Öfen in einer engen Hütte stehen. Während die Verbrennung vor sich geht, spricht der Priester Gebete, worauf der älteste Sohn die Gebeine und die Asche in eine Urne sammelt, sie in die Gruft beisetzt und mit Erde bedeckt.

Die Zeit, wenn das Begräbnis stattzufinden hat, ist nicht gesetzlich geregelt: manche Familien behalten den Toten länger im Hause; andere schreiten schneller zur Bestattung, je nachdem der Verstorbene einen höheren oder niederen Grad in der bürgerlichen Gesellschaft eingenommen hatte. Bei den höheren Beamten z. B. erfordert es der gute Ton, dafs sie naybun (inkognito) sterben, d. h. dafs man erst längere Zeit nach dem Ableben ihren Tod bekannt giebt.

Wenn der Schleier des Inkognito gelüftet wird, so werden zuvörderst alle Tapeten, Schleier und verschiebbare Thüren umgekehrt, so dafs das Unterste zu oberst zu stehen kommt, ebenso wendet man das Innere der Gewänder nach aufsen als Zeichen der tiefsten Trauer.

Ein Priester verrichtet dann seine Gebete bei dem Leichnam. die Familie aber hält sich ganz zurückgezogen und erscheint für alles aufser ihr Vorgehende vor lauter Kummer teilnahmlos. Daher stellt sich ein Freund derselben. angethan mit dem feiertäglichen Kleide. unter die Hausthür. um die Beileidsbezeigungen entgegen zu nehmen.

Das Grab wird unterdessen in den Grüften eines Tempels bereitet und wird. in Form eines Brunnens. mit Zement ummauert. damit kein Wasser in dasselbe eindringen kann. Nach diesen Vorbereitungen wird die Leiche gewaschen und in ein weifses Gewand gekleidet. auf dem sich viele heilige Zeichen vom Priester eingeschrieben befinden. Die unseren Särgen entsprechenden Behältnisse. in denen die Toten nach ihrer letzten Ruhestätte gebracht werden. sind unverhältnismäfsig niedrig und eng: sie sind nur 1 m hoch. 75 cm in ihrem oberen und 50 cm in ihrem unteren Durchmesser. Zur Aufklärung dieser merkwürdigen Erscheinung erfahren wir. dafs die Zusammendrückung des Leichnams mittels eines Pulvers. Dosia geheifsen. erfolgt. das man in die Ohren. Nasenlöcher und den Mund des Toten einschüttet. worauf die Gliedmafsen eine ungeheure Biegsamkeit erhalten sollen! Die vornehmen Japaner werden in mächtigen Krügen. wahren Meisterwerken der einheimischen Töpferkunst. beigesetzt. Da bedarf es denn ziemlich kräftiger Fäuste und nicht geringer Anstrengung. um Körper. Brust und namentlich die Schultern des Verstorbenen durch den engen Hals des Krugs hinabzudrücken. Der Sarg für Kleinbürger und für das Volk besteht in der Regel aus einer einfachen Tonne aus Fichtendauben mit Reifen aus Bambusrinde.

Der Leichenzug ordnet sich in folgender Form: Voran gehen die Fackelträger. hinter diesen Priester mit Gebetbüchern und Weihrauchfässern. denen Diener mit Bambusstangen folgen: an letzteren befinden sich Laternen. Sonnenschirme und Papierfähnchen. welche mit entsprechenden Sinnsprüchen beschrieben sind. Dann folgt die Bahre mit der seltsamen cylinderförmigen Last: den Zug beschliefsen die Freunde und Verwandten. gehüllt in weifse Trauergewänder.

Nach Verlauf von sieben Wochen hat die strenge Trauer um den Toten ihre Endschaft erreicht. In dieser Zeit opfern die nächsten Verwandten desselben täglich eine Art Kuchen am Grabe. und zwar den ersten Tag einen. den zweiten Tag zwei und so fort bis am letzten Tag des Trauertermins die Kuchenopfer auf die Zahl neunundvierzig gestiegen sind. Am fünfzigsten Tage endlich dürfen die Männer ihr Haupt- und Barthaar scheren und danken allen denjenigen. welche ihre Teilnahme bei dieser Familientrauer öffentlich kundgegeben haben. Nun wird zwar noch eine Zeit lang getrauert. allein unter Wegfall der äufseren Zeichen.

Neben den Gräbern werden Pfosten mit Sinnsprüchen aufgerichtet. wie:

Der Weise schmückt sein Haus mit seinem Ruhme
Und lange wird sein Gedächtnis nach ihm leben.

In der Regel schliefst sich an die Sittensprüche ein Wink für die Lebenden an. dafs sie. wenn es nicht vergönnt ist. lebenslänglich in der Vollkommenheit zu leben und ihr Haus mit ihrem Ruhme zu schmücken. die Hoffnung auf ein glückliches Jenseits darum nicht aufzugeben brauchen. Es giebt ein untrügliches Mittel. zur ewigen Seligkeit zu gelangen. — man mufs die Priester mit reichen Gaben bedenken.

Vor allen neuen Gräbern und vor vielen. deren dichte Berankung von längst vergangenen Zeiten spricht. findet man frische Sträufse und Opferkerzen und am Laternenfest (Bong) werden die Friedhöfe glänzend beleuchtet. Dieses Fest wird gegen Ende des August abgehalten und dauert drei Nächte oder Tage lang: die Hauptfeier jedoch beginnt am Mittag des mittleren Tages und dauert die darauf folgende Nacht durch. Es ist ein alter Glaube. dafs die Verstorbenen des Jahres einmal und zwar zu der eben bezeichneten Zeit der Hauptfeier auf die Erde zurückkommen. um diejenigen wiederzusehen. mit denen sie hienieden einst zusammengelebt hatten. Die Japaner pflanzen an ihren Gräbern Bambusstöcke auf. als Zeichen der Bewillkommung ihrer abgeschiedenen Gäste: diese Stangen tragen eine Menge erleuchteter Laternen. die so nahe

beisammen angebracht sind, dafs sie zauberhafte Helle ringsum verbreiten. Am Abend des zweiten Tags, wenn nach der allgemeinen Annahme die Seelen der Gestorbenen in ihre Wohnungen zurückkehren, wird ein kleines Strohfahrzeug gebaut, das auf allen Seiten mit Laternen und Lichtern geschmückt ist. Um Mitternacht erfolgt eine feierliche Prozession, wo unter dem Schall der Musik und dem lauten Rufen der Menge das Schiffchen ans Meer getragen wird.

Begräbnisfeierlichkeiten.

Dort läfst man dasselbe vom Winde in die See treiben. Bläst ein frischer Zug die Lichter, so fängt das Stroh Feuer und das kleine Fahrzeug treibt als Flamme dahin, die schliefslich zischend in der Flut verlöscht.

Vornehmer Japaner besucht das Grab seiner Eltern.

In vorstehenden Schilderungen haben wir das alte Japan kennen gelernt. Mit dem Sturz des Sjogun und der Thronbesteigung des Mikado ist vieles anders geworden, wie wir schon eingangs angedeutet haben und wie wir neuerdings in Europa vielfach zu sehen und zu hören Gelegenheit haben. Namentlich ist in den von den Europäern bewohnten Hafenstädten ein

neues Japan entstanden, welches mit dem alten nur noch wenig gemein hat. Es ist die im Umgange mit Europäern aufgewachsene neue Generation, welche leider weniger anspricht, da sie nur das Streben nach Geld kennt, aber für japanische Tradition, Sitten und Gebräuche, Anschauung und Poesie wenig Sinn und Empfänglichkeit besitzt. Der Mikado hat sich ebenfalls reformiert. Bisher hatte man ihn, um ihm für seine politische Erniedrigung einen Ersatz zu bieten, als Halbgott behandelt, der abgeschlossen von der Aufsenwelt lebte und dessen heiliger Name gar nicht ausgesprochen werden durfte. Plötzlich aber trat derselbe aus seiner Abgeschlossenheit hervor und ergriff die Zügel der Regierung mit der Botschaft an die einberufene Landesvertretung «sich dem Zeitgeiste anzupassen». Die von dem Mikado in allen Zweigen der Verwaltung eingeführten Veränderungen sind überall durchgreifend und stehen einzig in ihrer Art da. Kein russischer Zar hat es je gewagt, seine souveräne Macht in einer solchen Ausdehnung geltend zu machen.

Zur Charakteristik der neuen Ära glauben wir nicht besser schliefsen zu können, als mit den Worten der im Jahre 1869 vom Mikado erlassenen Proklamation:

> „Die Völker der Erde machen grofsartige Fortschritte, die Leute begeben sich hierhin und dorthin, während allein unser Land an alten Sitten und Gewohnheiten haftet und nichts von den Bewegungen der fremden Nationen weifs. Wir, in unsere neun Mauern eingezwängt, kümmern uns nicht um das Neue, was in der Aufsenwelt vorgeht, und lassen aufser acht, dafs selbst eine Versäumnis von nur einem einzigen Tag Nachteil für hundert Jahre bringen und uns die Verwünschung aller Leute zuziehen kann, nicht minder auch Mifsachtung unseres Landes von Seiten fremder Völker. Auch werden dadurch alle unsere Vorfahren schwer bekümmert. Ein so grofses Mifsgeschick möchten wir von unserem Volke abwenden und deshalb haben wir alle Mitglieder der kaiserlichen Familie und die Daimios zum Reichsrat einberufen und geloben, dafs wir in die Fufsstapfen unserer göttlichen Vorfahren treten wollen und Nippon sorgfältig mit eigener Hand zu regieren gedenken, um vom Volke alles Mifsgeschick fern zu halten. Wir wollen das Land frei machen und das Volk soll sich so sicher fühlen, als ob seine Häuser auf dem Gipfel des heiligen Fusi yama ständen. Das ist mein aufrichtiger Wunsch.“

Boston Public Library.

CHINESEN.

Geschichte des Landes. Typische Merkmale des Volkes. Religion. Erster Unterricht. Staatsschulen. Der Kaiser und der hohe Adel. Civil- und Militärbeamte. Mandarinen. Gelehrtenadel. Tracht der Männer und Frauen. Verkrüppelte Füfse. Wohnungen. Speisen und Getränke. Erfindungen und Fertigkeiten. Gewerbe und Industrie. Ackerbau. Theekultur. Gesetzgebung. Öffentliche Feste. Theater und Musik. Hochzeits- und Begräbnis-Feierlichkeiten.

hina nennt sich gern Tschung-Kwa, das Reich der Mitte, denn die Gelehrten des Volkes nehmen in ihrer Selbstüberhebung fünf Himmelsgegenden an. Selbstverständlich liegt China oder Tschina, wie es in alten buddhistischen Werken genannt wird, als fünfte und wichtigste Himmelsgegend in der Mitte des Erdballs.

Schon mit dem Jahre 1522 beginnt die Handelsverbindung der Chinesen mit den Europäern, denn zu dieser Zeit setzten sich die Portugiesen auf der Insel Hiang-schang an der Mündung des Tigerflusses unterhalb Kanton fest. Aber noch heute steht China weit ab von der westlichen Kultur. In jedem Chinesen lebt eine tiefe Abneigung, sich von den Gebräuchen der Vorfahren zu trennen. Mochten auch Dynastien auf Dynastien folgen, in den Staatseinrichtungen wurde wenig geändert. Rebellionen wüteten unablässig im Lande, doch nie erzeugte eine Revolution eine neue Weltanschauung und der Zusammenhang einer viertausendjährigen Kultur ist niemals unterbrochen worden: China ist trotz aller Aufstände das konservativste Land der Welt.

Wie lange aber wird diese Eigenart noch bestehen? Durch die letzten Kriege ist die Fortdauer des chinesischen Reiches als eines unabhängigen und abgeschlossenen, nur an seinen Grenzen mit der übrigen Welt verkehrenden Staates eine Unmöglichkeit geworden. Keine normalen Verhältnisse existieren, alles ist vom Grunde aus unterwühlt. Volk wie Regierung haben jedes Gefühl der Sicherheit verloren, das Beamtenwesen ist durch und durch korrumpiert. Verarmung und Verwilderung greifen immer mehr um sich, eine tiefe Abneigung gegen die Mandschu-Dynastie ist allgemein und die Regierung mufs, so schwer es ihr fällt, ein Zugeständnis nach dem andern machen. Eine Zersetzung des Reiches und dessen dreifache Teilung unter die Britten, Amerikaner und Russen wird das letzte Ergebnis der notwendig immer und immer wiederkehrenden

westmächtlichen Verwickelungen im östlichen Asien sein. denn die Weltgeschichte löst oder reifst die dürren Äste von dem gesunden und lebenskräftigen Baume. damit nicht der Kreislauf seiner Säfte und sein Wachstum gehemmt werde.

Wir können an dieser Stelle nicht die Geschichte des Volkes verfolgen. welches. der Sage nach. als barbarischer Nomadenstamm um 3000 bis 2700 vor Chr. vom Abhange des Künlün nach den heutigen Wohnsitzen wanderte. Neunzehn Dynastien herrschten im Lande. bis sie den fremden Mongolen. welche von 1279 bis 1368 regierten. den Platz räumen mufsten. Tschu-yuan-tschang. gewesener Hirt. Mönch und Räuber. vertrieb im letztgenannten Jahre die unter sich uneinigen Mongolen-Häuptlinge vom heimatlichen Throne. bestieg denselben unter dem Namen Tai-tsong und ward der Gründer der glorreichen Dynastie der Ming. welche bis zum Jahre 1644 dem Reiche sechzehn Regenten gab.

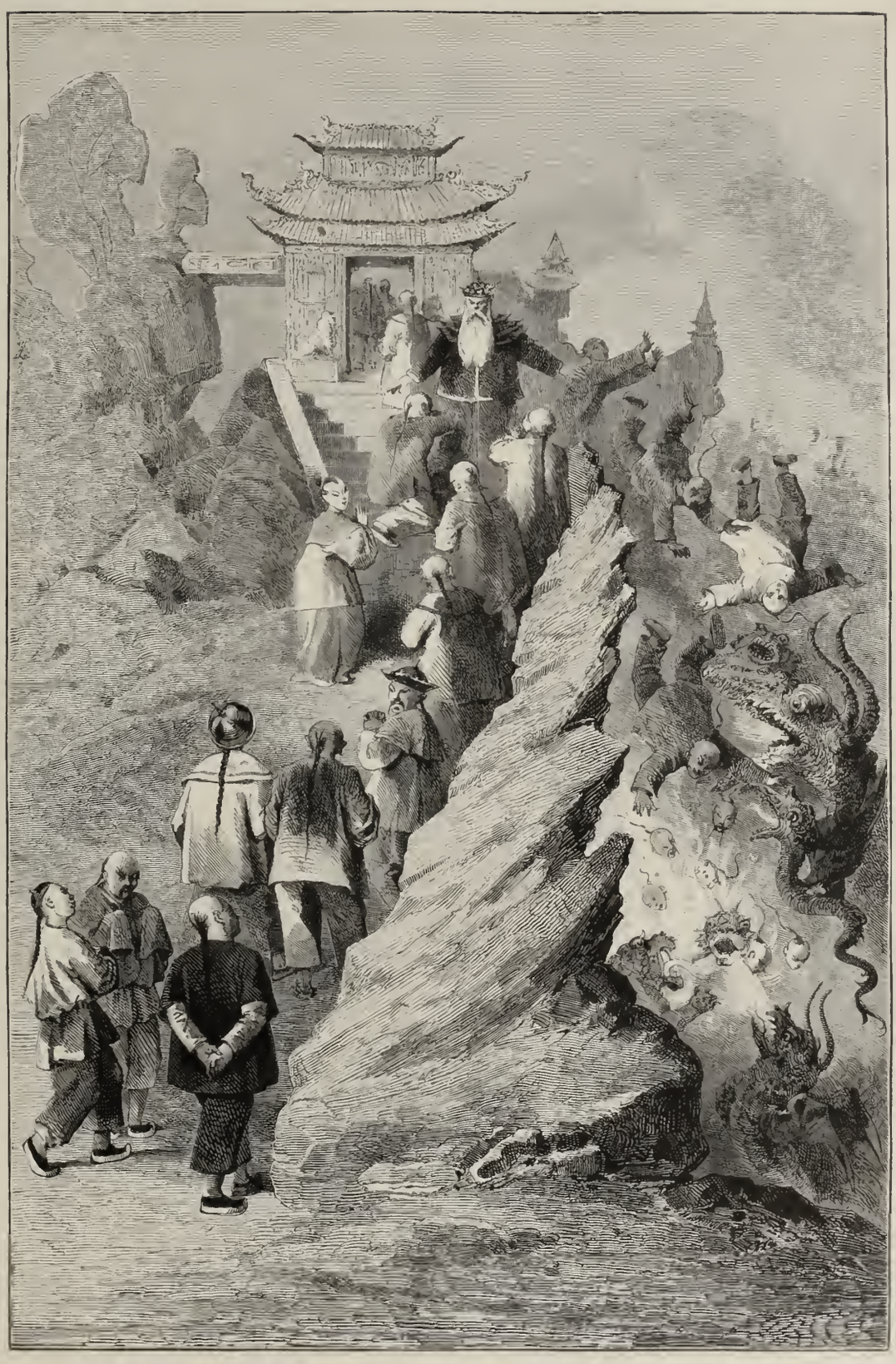
Auf die Ming folgte als zweiundzwanzigste Dynastie die der Mandschu. welche noch heute seit dem Jahre 1644 unter dem Namen Tsing. die Reinen. das Reich der Mitte regiert.

Die zahlreichen Nationen. welche China bewohnen. haben in ihrer äufseren Erscheinung viel Übereinstimmendes. Sie halten die Mitte zwischen dem schmächtigen. zartgebauten Hindu und dem robusteren Europäer: Hände und Füfse sind bei ihnen auffällig klein und zierlich. Die Hautfarbe wechselt je nach der südlicheren oder nördlicheren Lage der von ihnen bewohnten Landschaft und schwankt zwischen bräunlich und gelb. Das Haar und die Augen sind durchgehends schwarz. ersteres schlicht und glänzend: das Barthaar ist gleichfalls schwarz. doch nur dünn und spärlich. Die Gesichtsumrisse sind oval. bei der Jugend nicht häfslich. nach dem dreifsigsten Jahre aber nehmen sie durch die hervortretenden Backenknochen einen harten Ausdruck an. Ein eigentümliches Gepräge erhält die Physiognomie durch die scheinbar schiefe Stellung der Augen. welche darin ihren Grund hat. dafs die Augenlider sich im inneren Winkel nur wenig öffnen. Die Frauen sind auffallend klein und neigen zur Wohlbeleibtheit. was übrigens durchgängig als besonderer Vorzug gilt.

Die Chinesen bekennen sich zu einer der drei Landesreligionen. Die des Lao-tse gilt für diejenige. welche am meisten von der alten Urreligion des Landes bewahrt hat. Der weise Lao-tse (geboren 565 v. Chr.) ist der Stifter der Taoreligion. seine Anhänger sind die Tao-tse. welche ihren Meister als inkarnierte Gottheit ansehen und ein beschauliches Leben für besonders verdienstlich halten: daher die grofse Anzahl von Klöstern. Nachgerade ist die Lehre des Lao-tse durch seine Anhänger entstellt und zu einem absurden Dogma verdorben worden: die «Doktoren der Vernunft». wie sich die Priester nennen. machen sich viel mit Geistern und Dämonen zu schaffen. geben sich mit Magie und Sterndeuterei ab. sind Phantasten. welche den Trank der Unsterblichkeit suchen. auf Mittel sinnen in den Himmel aufzufliegen und schliefslich zum allgemeinen Gespötte geworden sind.

Die respektabeln Leute im Lande bekennen sich zur Lehre des Konfuzius (Kong-fu-tse. Sohn des Meister Kong). Die von Konfuzius (geboren 551 v. Chr.) verfafsten und gesammelten Werke sind die heiligen Schriften der Chinesen. nach denen sich ihre Lebensanschauungen und ihre Lebensführung im Privat- und Staatsleben entwickelt und gestaltet haben. Es sind deren drei: der I-King enthält die ältesten Überlieferungen auf dem Gebiete des Geisteslebens; der Schu-King hat die Geschichte Chinas bis in das 7. Jahrhundert v. Chr. zum Inhalt und der Schi-King. von welchem wir eine deutsche Übersetzung Friedrich Rückerts besitzen. ist das Buch der Lieder.

Die Anhänger der Konfuzius-Lehre bekümmern sich wenig um Ursprung. Schöpfung und Ende der Welt: diese Lehre ist eher eine Moralphilosophie als eine Religion zu nennen. Vor allen Dingen schärft sie Gerechtigkeit. Liebe zu dem Nächsten und Ehrfurcht vor den Eltern ein. Sie ist ein Stück Civilisation. eine Vorschriftslehre für die Kunst. mit jedermann in Frieden zu leben und je nach seiner bürgerlichen Stellung entweder zu befehlen oder zu gehorchen.



Die Seelen der Abgeschiedenen vor dem Richterstuhl Fo's.

Boston Public Library.

Der Kaiser ist Patriarch dieser Lehre und dem Staat obliegt die Sorge für die bürgerlichen Einrichtungen, für die Verehrung der Genien des Himmels, der Erde, der Gestirne, Gebirge, Flüsse u. s. w., sowie für die Seelen der Vorfahren.

Eine Tafel mit der Namensschrift des Konfuzius steht in allen Schulen: vor ihr verneigen sich Lehrer und Schüler: sein Bild hängt in den Akademien und überall, wo die Gelehrten sich versammeln und wo Prüfungen abgehalten werden. Die jetzt noch in nicht geringer Zahl vorhandenen Abkömmlinge des Konfuzius bilden den einzigen Erbadel, welchen China kennt und ihr Stammbaum ist ohne Zweifel der älteste in der Welt.

Die eigentliche Volksreligion ist der Buddhismus. Nach China gelangte diese Lehre Siddhartha's, der dort Fo genannt wird, aus Turkestan zu Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. Die buddhistische Konfession ist über Tibet und die Mongolei, über Ceylon, ganz Hinterindien, China und Japan verbreitet und zählt mehr Anhänger als irgend eine andere Religion — dreihundert fünfunddreifsig Millionen Seelen! Sie besteht im allgemeinen in der Bändigung und Überwindung des eigenen Selbst, in den Empfindungen des Mitleides, des Wohlwollens und der Barmherzigkeit, durch welche die Umwandlung und Erneuerung der belebten Wesen erreicht werden soll. Wer sich diese Heiligkeit zu eigen gemacht hat, gelangt aus dem sturmbewegten Meere des Weltlebens hinüber an das jenseitige Ufer der Ruhe: er ist befreit von fernerer Seelenwanderung, von dem Wechsel der Geburt und des Todes und von den Fesseln des Leibes. Er erreicht Nirwana, einen Seelenzustand, dem nichts im weltlichen Dasein entspricht — er ist buddha, d. h. erweckt. Wer aber die Hauptgebote: kein belebtes Wesen zu töten, nicht zu stehlen, keusch zu leben, nicht zu lügen, keine berauschenden Getränke zu genieſsen, nicht aufrichtig beobachtet, dessen Seele sinkt in den Abgrund Naraka, wo sie den schrecklichen Qualen Jamantapas anheimfällt.

Im Mittelalter trat als angeblicher Reformator des Buddhismus Tsong-Kaba (geb. 1357, gest. 1419) in dem mongolischen Lande Amdo auf. In seinem Kam-rein-tsien-bo, d. h. «dem stufenweise zur Vervollkommnung führenden Weg», bietet er eine neue Deutung der buddhistischen Lehre. Die Priester und Mönche des Buddhismus nennt man Bonzen, die des reformierten Buddhismus, der nur in einigen Provinzen des Westens herrscht, heifsen Lamas.

Im gewöhnlichen Leben kümmern sich die Chinesen sehr wenig um Ausübung ihrer religiösen Pflichten. Man erzählt sich zur Erklärung und zur teilweisen Entschuldigung dieser Gleichgiltigkeit in religiösen Dingen die nachstehende Parabel:

«Fo, Lao-tse und Kong-fu-tse, die Gründer der drei Religionen, unterhielten sich einstens im Schattenreiche über ihre Bestrebungen und Erfolge. Nach einem langen, langen Gespräch kamen sie überein, dafs das Menschengeschlecht im argen liege. Da entschlossen sie sich, nochmals zur Welt unterhalb des Mondes zu steigen, um Leute zu finden, geeignet, die vergessenen Lehren der Tugend und Gerechtigkeit zu erneuen. Viele Länder und Städte haben die drei Weisen durchzogen, sie haben niemanden gefunden. Da verliefsen sie die bewohnten Gegenden, überschritten Wüsten und Einöden und sind gewaltig durstig geworden. Endlich sahen sie eine Quelle, neben ihr einen alten Mann, der sie bewachte. «Gehe Du hin, Fo, und bitte um Wasser», sprachen Kong-fu-tse und Lao-tse. «Dir ist das Betteln angeboren, man sieht's an Deinen zahlreichen Scharen von Bettelmönchen.»

«Wer bist Du?» frug der Alte den Heiligen.

«Ich bin Fo.» spricht dieser, «der ehemals im Westen erschienen.»

«Ei, ei, Du bist der berühmte Fo, von dem ich so viel gehört. Du giltst für einen gutherzigen Mann: Dir werde ich auch Wasser geben, sobald Du mir eine Frage beantwortest. Ihr Buddhisten sagt, alle Menschen sind gleich: warum habt Ihr denn da einen Dalai Lama, Erzbischöfe und Bischöfe, Äbte und Äbtissinnen, Pfaffen, Mönche und Nonnen aller Art?»

Fo verneigte sich und ist davon gegangen. Lao-tse tritt auf. «Wer bist Du?» fragte der alte Mann.

«Ich bin Lao-Kiun.» «Ah. ah. Stifter der Taolehre. ich kenne Dich. Du hast einen guten Namen; Wasser bekommst Du. sobald Du mir eine Frage beantwortest. Ihr Taoleute rühmt Euch des Elixirs der Unsterblichkeit. habt Ihr so etwas oder nicht?»

«Natürlich besitzen wir dies Geheimmittel. Du siehst ja, mich hat es unsterblich gemacht.»

«Nun. Lao-tse.» spricht der Alte. «warum hast Du denn da die kindliche Liebe vergessen und hast Deinen Vater sterben lassen?»

Meister Lao-tse kommt in grofse Verlegenheit. geht zurück und sagt zu Kong-fu-tse: «Bruder. jetzt mufst Du zum impertinenten Alten. wir beide, Fo und ich. sind dem Kerl nicht gewachsen.»

«Wer bist Du?» fragte wiederum der Greis.

«Mich kennst Du nicht? Ich bin Kong-Tschong-ni aus dem Lande Lu, der erhabene. der weise. der einzige Mann.»

«Ei so. ei so! Ich kenne Dich jetzt schon. Du bist der allberühmte Kong-fu-tse. der Lehrer des Mittelreichs. Ach. wie könnte ich Dich dursten lassen: doch zuvor löse mir eine kleine Schwierigkeit. Deine Vorschriften über kindliche Liebe sind vortrefflich. Sagst Du doch unter anderem: So lange Deine Eltern leben. verlasse sie niemals. mufst Du aber weggehen. so bleibe wenigstens an einem bestimmten Orte. damit sie Dich zu finden wissen. Sage. Freundchen. warum ziehst Du denn auf und ab im Lande und kommst noch in diese wüste Gegend?»

Auch Meister Kong mufste sich beschämt zurückziehen.

Nun setzten sich die drei durstigen Weisen und beratschlagten über den gescheiten Alten dort an der Quelle.

«Glück auf.» sagt Fo zu den beiden anderen, «haben wir auch kein Wasser, so haben wir doch den rechten Mann gefunden, um unsere verblichene Lehre aufzufrischen und die Menschheit zu erneuen.» Da machen sich alle drei zusammen auf. gehen zu dem Greis und schütten ihr Herz aus. Der lächelt und spricht: «Meine lieben. guten Herren. Ihr scheint gar nicht zu wissen. wer ich eigentlich bin. Seht mich einmal recht an! Schaut her! Blofs mein oberer Teil ist Fleisch und Blut. hier unten bin ich von Stein. Von Tugend und Gerechtigkeit kann ich ein Langes und Breites predigen und schwatzen: ich kann mich aber nicht von der Stelle bewegen. ihnen nicht nachgehen. nicht danach leben.»

Die drei Weisen sehen sich verwundert an: das Gewicht der Rede fällt ihnen schwer aufs Herz.

Der Alte ist das Sinnbild der ganzen Menschheit. Traurig verlassen sie die Erde und erheben sich wieder in die luftigen Räume jenseit des Mondes.»

Trotz dieser Gleichgiltigkeit werden von jeder Mahlzeit gewissenhaft einige Reiskörner und der unerläfsliche Thee zum Opfer für die Götter hingesetzt. An den religiösen Aufzügen. welche die Beamten vorschriftsmäfsig zu bestimmten Zeiten nach den Tempeln inscenieren müssen. braucht sich das Volk nicht zu beteiligen. es ist dies reine Geschäftssache und Amtsverrichtung. Dagegen gebärdet sich das Volk fromm und eifrig, wenn es gilt. die Götter um Glück und um irdische Güter anzugehen; Geld ist die einzige Gabe. um welche sie in Gebeten flehen. Wenn ein grofses Geschäft im Gange ist. beten sie täglich mehrmals das Aschin-Aschin-Josz: da aber diese Anbetung. welche in wiederholtem Niederwerfen besteht. wobei der Kopf auf die Erde geschlagen werden mufs. sehr unbequem ist. so mieten sie einen armen Teufel. welcher für Geld die Anbetung übernimmt und die erforderlichen Papierschnitzel, wohlriechenden Santelholzspäne und Tausende von kleinen Schwärmern anzündet.

Die religiöse Architektur gleicht der unsrigen in keiner Weise. Die Chinesen haben keinen Begriff von unseren imposanten geschlossenen Gebäuden. aufgerichtet in einem majestätisch-ernsten. aber düsteren und melancholischen Stile. der im Einklange steht mit dem Charakter des für die fromme Sammlung geweihten Ortes.

Wenn man eine Pagode errichten will. so wählt man dazu an einem Bergesabhange oder in einer Thalmulde einen reizenden pittoresken Punkt aus: man bepflanzt ihn mit grofsen Bäumen

und legt ringsherum eine Menge von Fufswegen an, deren Ränder blühendes Buschwerk und Schlingpflanzen schmücken. Durch diese frischen und duftenden Alleen gelangt man zu mehreren mit Galerien umgebenen Gebäuden, welche man kaum für einen Tempel und eher für einen Landsitz halten möchte.

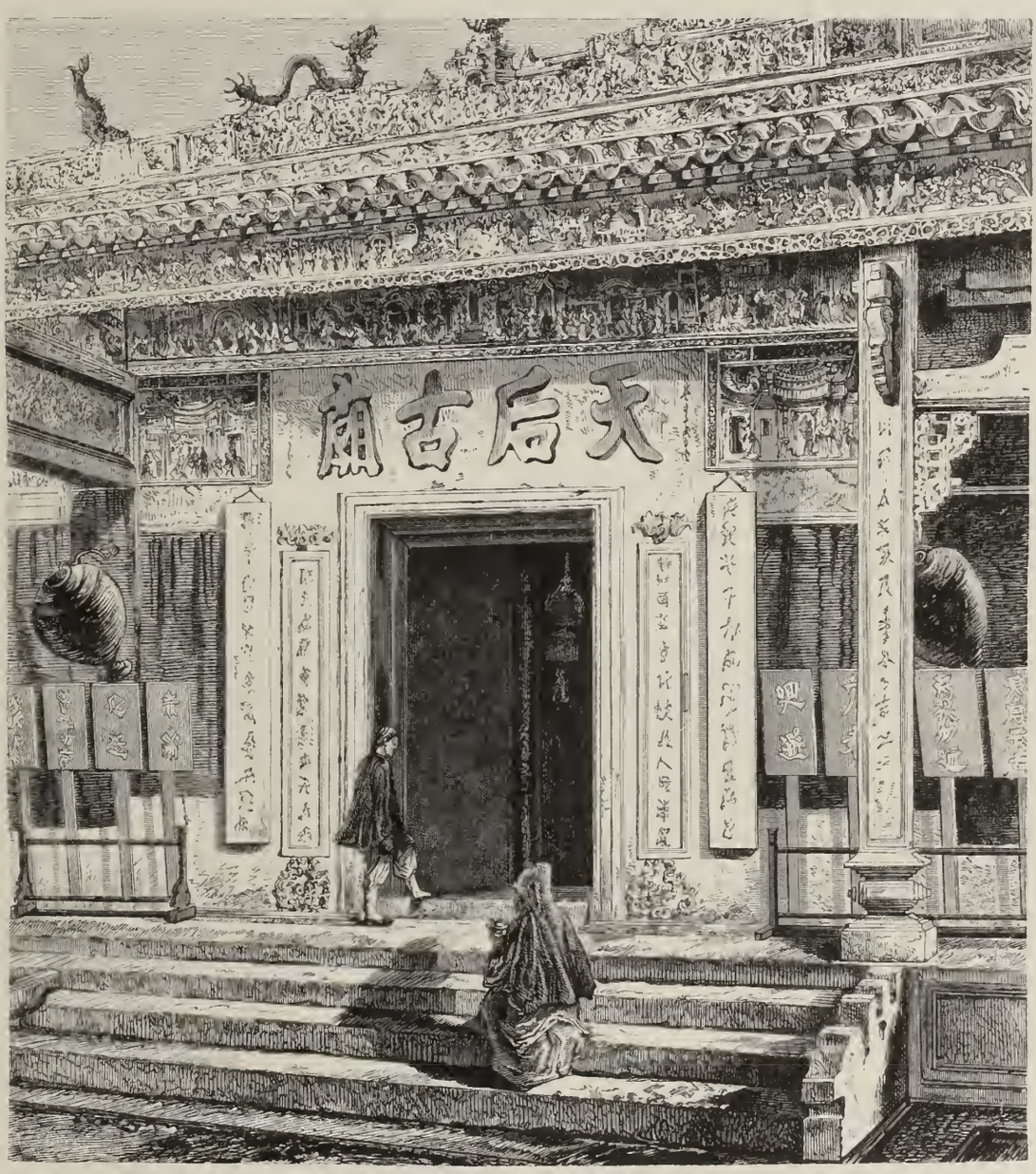
Im Innern gleichen sich diese Pagoden mehr oder weniger alle. Die Vorderseite oder der Eingang wird von einer niedrigen Säulenreihe getragen, zu der einige Stufen emporführen. Vorerst gelangt man in ein grofses Viereck, auf dessen einer Seite sich eine lange Reihe von Schlafkammern befindet, während auf der anderen eine vergitterte Galerie hinläuft, welche die «drei kostbaren Buddhas» einschliefst. Das Mauerwerk ist mit Sprüchen aus den heiligen Büchern beschrieben, die entweder irgend eine Vorschrift der Moral einschärfen oder zum Glauben und zur Andacht auffordern.

Haupthalle einer Pagode.

Aus diesem hofähnlichen Viereck kommt man in den zweiten Hof, den zwei ungeheuere, grimmig aussehende, vergoldete Riesen bewachen, welche zähnefletschend und die Faust an den Säbelgriff gelegt, bedrohlich dastehen. Ein dritter Hof ist zu passieren, bevor man zur Haupthalle der Pagode gelangt, einem länglichen Gebäude, dessen Dach von hölzernen Säulen auf steinernen Fufsgestellen getragen wird. Ein Kronleuchter erhellt den Raum, der mit Draperien von kostbarer Seide bekleidet ist. Lampen in allen Formen hängen von der Decke. Inmitten des Raumes steht ein Altartisch mit Räuchergefäfsen, Vasen mit künstlichen Blumen, brennenden Wachslichtern und Fackeln. Weiterhin finden sich schöne porzellanene Krüge mit einer feinen blauen Erde vor, in denen die Zauberstäbe stecken. Nebenan sieht man die Gefäfse mit den zum Wahrsagen bestimmten Schicksalsstäben. Die Zauberstäbe sind aus Santelholz und brennen fortwährend. Alt und Jung, Vornehm und Gering läfst sich bei jedem noch so unbedeutenden Anlasse von den

verschmitzten Bonzen wahrsagen. Vor dem Altare trifft man die Gläubigen, die sich unermüdlich unter Gestöhn verbeugen und die Stirnen auf den Erdboden schlagen. Die zahlreichen Tempeldiener sind dazu angestellt, mit ihren Gongs (Tamtams) einen abscheulichen Lärm zu machen.

In China wie in Japan ist der Elementarunterricht allgemein verbreitet. Ein Mensch, der nicht lesen und schreiben kann, gehört zu den Ausnahmen. Jedes Dorf, ja fast jedes einzeln



Eingang zu einer Pagode.

Gyssan Public Library,

gelegene Gehöft hat einen eigenen Lehrer. Die Chinesen sollen 50 000 verschiedene Schriftzeichen haben. Auf den ersten Blick erscheint es unmöglich, eine so grofse Menge Zeichen zu lernen und zu behalten, und allerdings gehört das Studium eines Lebens dazu, um alles in sich aufzunehmen. Doch der Chinese weifs sich zu helfen: der gemeine Mann befafst sich blofs mit denjenigen, welche für sein Geschäft unentbehrlich sind, und überläfst die Erlernung der übrigen

Schriftzeichen den Gelehrten. Aufserdem hat man eine Anzahl zusammengesetzter Zeichen, und durch eine sinnreiche Verbindung derselben weifs man dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, um die Bedeutung der verschiedenen Sigel zu behalten. Setzt man z. B. zwei solche Zeichen nebeneinander und umgiebt dieselben mit einem Viereck, so bedeutet dies, dafs zwischen diesen zwei Begriffen oder Gegenständen eine gewisse Verbindung in Rücksicht auf Ort oder Zeit stattfindet.

Ein wenig galantes Beispiel mag das Gesagte erläutern:

Die eine der beiden nebenstehenden Figuren bedeutet «die Frau». Das zusammengesetzte Zeichen, also zwei Frauen in einem Raume, ist das chinesische Schriftzeichen für — Zank.

Der Lehrer wacht sorgsam darüber, dafs seine Schüler aufser dem Unterrichte in den gebräuchlichen Wissenschaften auch eine gute Erziehung erhalten. Diese letztere besteht vorzugsweise in den Anstandsregeln, in den verschiedenen Grufsformen, in der Haltung beim Verkehr mit Eltern und Vorgesetzten oder mit ihresgleichen: denn Höflichkeit ist ein hervorragender Zug im Nationalcharakter der Chinesen. Die Redensarten, welche bei offiziellen Besuchen ausgetauscht werden,

Schulkinder.

die Verbeugungen, die Stellungen und dergl., welche dabei zu beobachten sind, richten sich so streng nach herkömmlichen Regeln, dafs eine solche Visite einer theatralischen Aufführung ähnelt und die agierenden Personen gewissermafsen nur ihre auswendig gelernten Rollen abspielen.

Die jungen Leute, welche sich um ein öffentliches Amt bewerben wollen, haben sich eine Gelehrtenbildung anzueignen und einer litterarischen Prüfung zu unterziehen. Nachdem der Schüler die Elementarklassen durchlaufen, auch einen zweiten Kursus durchgemacht hat, sucht ihm der Vater Zutritt zu einer Staatsschule zu erwirken, in welcher er den Vorteil hat, den Unterricht so lange unentgeltlich zu erhalten, bis er fähig ist, sich um einen Gelehrtengrad zu bewerben. In der Staatsschule werden die von den alten Weisen verfafsten und von Konfuzius herausgegebenen Schriften, die «vier Schus», gelesen und die Geschichtswerke des unvergleichlichen Reichs der Mitte, die eminent klassischen «fünf Kings», eingehend studiert.

Viele Schüler geben nach Absolvierung der Staatsschule ihre Studien auf, um als Lehrer ein Unterkommen zu finden. Jene, die bei ihren Studien ausharren (es giebt deren, die bis zu ihrem 60. Jahre Studenten bleiben), erlangen endlich den Grad, der sie zur Annahme eines öffentlichen Amtes geeignet macht.

Ein Sommerpalast des Kaisers.

Der herrliche Spruch des Konfuzius gilt hier wie überall:

Menschen von dem ersten Preise
Lernen kurze Zeit und werden weise;
Menschen von dem zweiten Range
Werden weise, lernen aber lange;
Menschen von der dritten Sorte
Bleiben immer dumm und lernen — Worte.

Die Schlufsprüfung. Han-Lin. wird in Peking unter Leitung des Kaisers selbst abgehalten. Der Grad des Han-Lin entspricht etwa unserm deutschen Doktor der Rechte. Die vom Glück begünstigten Prüflinge werden in vier Gruppen geteilt. Den Mitgliedern der ersten fallen die wichtigsten Posten zu. die der zweiten werden Mitglieder des inneren Rates. die der dritten erhalten Stellen in den Ministerien. während die der vierten Bezirksstatthalter werden. Die neugraduierten Han-Lin speisen beim Kaiser. wobei sie die hohe Ehre geniefsen. jeder an einem besonderen Tische sitzen zu dürfen. der mit den auserlesensten Gerichten bedeckt ist. Der Ruf des Kwang-yüen. so heifst der in der Han-Lin-Liste obenan Stehende. wird alsdann im ganzen Reiche verbreitet. indem Wanderboten seinen Namen bis in die entlegensten Dörfer tragen. Hoch und Niedrig trachtet. sich mit den Einzelheiten seiner Biographie bekannt zu machen. Ist er auf Reisen. so fühlt sich jeder Wirt. in dessen Gasthof er einkehrt. durch seine Anwesenheit aufs höchste geschmeichelt.

Wie aber in China alles nur äufserlich ist. so haben auch die verschiedenen Prüfungen längst den wichtigen und ernsten Charakter von einst und ehedem verloren. Hat ein Kandidat Geld. so wird es ihm leicht. die Themata zu den Prüfungsarbeiten lange Zeit vorher zu erfahren und sich dieselben von geschickteren Köpfen ausarbeiten zu lassen: ja. die Censuren werden sogar an die Meistbietenden verkauft. Auch kommt es häufig vor. dafs man einen anderen unter dem eigenen Namen schickt. diesen das Examen machen läfst und dessen Zeugnisse in Empfang nimmt.

Der Kaiser ist der Vertreter des Himmels. die Kaiserin die Vertreterin der Erde. Der «Sohn des Himmels». «Herr der zehntausend Jahre» hält sich für den Vollzieher der göttlichen Gebote und wird vom Volke als das Bindeglied zwischen den Göttern und seinen Unterthanen anerkannt. Man glaubt. er könne nach Belieben mit den Göttern verkehren und von ihnen die Segnungen erlangen. deren er oder das Volk bedürfen.

Der Kaiserin schreibt man die Fähigkeit. die Natur zu beeinflussen und die Gabe zu. sich beliebig verwandeln zu können. Eine ihrer Hauptpflichten ist es. darauf zu achten. dafs der Schutzgottheit der Seidenwürmer an bestimmten Tagen des Jahres die vorgeschriebenen Opfer und Huldigungen dargebracht werden. Auch hat sie das Weben der zur Bekleidung gewisser Staatsgötzen bestimmten Seidenstoffe seitens der Damen des kaiserlichen Harems sorgfältig zu überwachen.

Die kaiserliche Prachtentfaltung kennt keine Grenzen. Im ganzen weiten Reiche giebt es keine Provinz. ja fast keinen noch so kleinen Distrikt. in welchem sich nicht irgend eine kaiserliche Sommervilla oder ein kaiserlicher Winterpalast vorfände. Phantasie und Prunk wetteifern bei diesen Bauten.

Der kaiserlichen Familie zunächst im Range stehend sind die fünf hocharistokratischen Adelsgrade: Kung (etwa unserem Herzog entsprechend). Hau (Marquis). Paak (Graf). Tse (Baron). Nau (Ritter). Diese fünf Titel sollen die fünf Elemente repräsentieren. aus denen alles in der Natur zusammengesetzt ist: Wasser. Feuer. Holz. Metall. Erde.

Die Verwandten des Kaisers. die Nachkommen des Konfuzius und die genannten fünf der hohen Aristokratie angehörigen Familienmitglieder haben das Recht. einen gelben oder roten Gürtel und eine Pfauenfeder auf der Mütze zu tragen. sowie sechs. acht oder zwölf Palankinträger halten zu dürfen. Öffentliche Ämter können sie aber auch erst nach bestandener Han-Lin-Prüfung übernehmen.

Ein Mandarin.

Ein Gelehrter.

Der Stand der Gelehrten bildet den eigentlichen Adel. Diesbezüglich führt der Chinese den Spruch des Konfuzius an: «Durch Bildung erhebt sich der Sohn des Volkes zu den Grofsen, ohne Bildung steigen die Söhne der Grofsen bis zu der Klasse des Volkes herab.»

Ein Bürger.

Eine junge Frau von Stand.

Boston Public Library.

Der Verdienstadel, welchen die Beamten ersten Grades als Belohnung für besonders ausgezeichnete Leistungen erhalten, vererbt sich nicht auf die Kinder, wohl aber wirkt er auf die Vorfahren zurück, um es dem Besitzer des Titels möglich zu machen, die für jeden Stand bestimmt vorgeschriebenen Feierlichkeiten zum Gedächtnis der Ahnen zu vollziehen.

Alle Civil- und Militärbeamte sind in neun Klassen oder Grade geteilt, die sich von einander durch eigentümliche Kugeln (oft wohl auch irrtümlich Knöpfe genannt) von der Gröfse eines Taubeneies unterscheiden, die auf den kegelförmigen Amtskopfbedeckungen angebracht sind.

Die erste Rangklasse umfafst die Staatsminister und Präsidenten der Tribunale, die Generäle und Befehlshaber der kaiserlichen Leibgarde, deren Mützen mit roten Edelsteinen geziert sind. In der zweiten befinden sich die Vizekönige und Gouverneure der Provinzen mit ciselierten roten Korallen. Der dritten gehören die Richter, Schatzmeister und Salzoberaufseher an, die durch einen dunkelblauen Stein ausgezeichnet sind. In die vierte zählen die Bezirksaufseher und Leutnante der Provinzen, deren Mützen ein hellblauer Stein schmückt; in die fünfte die Departementsvorstände mit einer Krystallkugel. Die sechste und siebente Rangklasse bilden die Beamten der Bezirke, deren Auszeichnung ein weifser Halbedelstein ist. Einen mit einem Blumenkranze verzierten goldenen Knopf tragen die im achten Rang stehenden Gehilfen der Bezirksbeamten. In der neunten und letzten Rangklasse erscheinen die Dorfbeamten und untergeordneten Diener, deren Auszeichnung in einer einfachen goldenen Kugel besteht.

Alle zu einer dieser neun Klassen gehörigen Persönlichkeiten haben den Titel Kwang-Fu und genieſsen besondere Vorrechte. Sie dürfen sich in Sänften tragen lassen, ihre Titel auf Ceremonienkarten schreiben, die vorausgeschickt werden, wenn sie anderen Personen Besuche abstatten; auch ihre Frauen erlangen dadurch Ehrenbenennungen. Vom Staate erhalten sie besondere Wohnungen (Jamuns) zugewiesen, welche oft aus weitläufigen Gebäuden mit dazu gehörigen grofsen Grundstücken bestehen, in denen auch die Amtslokalitäten untergebracht sind. An die Jamuns der Bezirksstatthalter, der Präfekten, der Oberrichter und der Finanzkommissäre sind oft ausgedehnte Gefängnisse angebaut.

Als Attribute des Mandarinenranges dienen ferner niedere Diener, die im öffentlichen Solde stehen und hochgespitzte Mützen tragen: ihr Beruf ist, dem Würdenträger stets voranzugehen, wenn sich dieser in einer Sänfte tragen läfst.

Der Name Mandarin ist eigentlich für China ein fremder und stammt wahrscheinlich von dem portugiesischen Worte mandar, d. h. befehlen, her.

Die Beamten erhalten ihren Rang entweder von dem Kaiser direkt, in welchem Falle der Betreffende seinem Titel das Wort Schad vorsetzt; oder sie kaufen denselben. Der reiche Mann, welcher sich beispielsweise einen hochgradigen Mandarinenknopf für 2500 Taels (1 Tael gleich 6 Mark) gekauft hat, weifs schon Mittel und Wege zu finden, an Unterbeamte Knöpfe so zu verkaufen, dafs er dabei noch sein gutes Geschäft macht.

Die Kleidung ist für alle Stände genau vorgeschrieben. Nicht allein die Hüte müssen eine bestimmte Form haben, auch für die Überwürfe sind Schnitt und Farbe obligatorisch.

Die Sommerkleidung besteht bei den wohlhabenderen Klassen in einem langen, weiten Rock oder Überwurf (Tunika) von Seide, welcher durch einen reichgewirkten Seidengürtel zusammengehalten wird. Auf dieser Tunika kommt der Rang des Trägers durch die mit Goldfäden darauf gestickten Vögel und fabelhaften Tiere zur Erscheinung. Civilbeamte und Militärpersonen, die dem Staate hervorragende Dienste geleistet haben, erhalten vom Kaiser als besondere Auszeichnung Jacken aus gelbem Atlas, welche ohne kaiserliche Erlaubnis niemand tragen darf. An dem Gürtel hängen eine seidene Scheide, die einen Fächer birgt, ein kleiner lederner Sack, in welcher sich Feuerstein und Stahl für die Tabakspfeife befinden, ein gestickter Beutel mit Tabak, ein kleines Messer und ein paar Speisestöckchen. Die Wintertracht ist der des Sommers ähnlich, nur von dichteren Stoffen gefertigt, gefüttert und mit Pelzwerk versehen.

Bettler.

Zu Anfang des Winters oder Sommers nimmt der Vizekönig jeder Provinz seine Sommer- oder Wintermütze in Gebrauch, was öffentlich bekannt gemacht wird und als Befehl für die Untergebenen gilt, sich von jetzt ab der Sommer- oder Winterkleidung zu bedienen.

Das Gewand des Landmannes besteht im Sommer aus baumwollenen Beinkleidern, über denen er ein weifses Hemd trägt; ein grofser Hut aus Bambusgeflecht schützt ihn gegen die Sonnenstrahlen; die Fufsbekleidung sind Strohsandalen. Im Winter tragen die Bauern Filzhüte und füttern ihre Kleider mit Fellen von Schafen, Ziegen, Hunden, Katzen, Eichhörnchen, ja selbst von Ratten oder Mäusen: zur Regenzeit bedecken sie sich mit einem Mantel aus Schilfrohr.

Kein Land der Erde hat so viele und unverschämte Bettler. Sie bilden sämtlich eine durch das ganze Reich verbreitete grofse Gemeinde, an die ein eigener Bettlerkönig seine Verordnungen erläfst und in jedem ihrer Kreise wählen sie einen Richter, dem die Ausgleichung von Streitigkeiten obliegt. Meldet sich ein neuer Bettler, so bedarf er zur Aufnahme in die Gilde der Einwilligung des Richters. Die Ehe hat bei den Bettlern weder bürgerliche, noch religiöse Wirkung und die Kinder haben nicht einmal dem Namen nach einen Vater. Es ist einem Hausbesitzer oder einem Handelsmanne, der öffentlich seine Waren ausbietet, nicht gut möglich, einen dieses Gelichters abzuweisen, weil er sonst ein ganzes Heer gegen sich aufbringt und in Bewegung setzt. In manchen Fällen schliefsen Kaufherren, welche von den Besuchen dieses Gesindels verschont bleiben wollen, mit den Häuptern der Bettlergemeinde besondere Verträge, zahlen eine bestimmte Summe und erhalten von ihnen einen beschriebenen Papierstreifen, den sie an den Thürpfosten befestigen und der innerhalb einer bestimmten Frist vor Bettlern schützt. Trotz der Unzahl dieser Zudringlichen, welche täglich in den Städten befriedigt sein wollen, ist die daraus erwachsende Ausgabe oder Willkürsteuer für die Bürger dennoch eine verhältnismäfsig geringe, da die chinesische Münze dem Stande der Dinge angemessen ist. Hundert Kupfercash betragen ungefähr 30 Pfennige. Jeder Bettler erhält aber nie mehr als etwa ein Cash und zwar wird dies auf folgende eigentümliche Weise ermöglicht. In jeder Schnur von hundert Cash befinden sich einige schlechte, diese werden entweder den Bettlern gegeben, oder der Bettler legt ein schlechtes hin und nimmt ein vollwichtiges dafür in Empfang, so dafs er auf diese Weise oftmals nur ein halbes Cash oder einen Sechstelpfennig erhält.

Peking ist das Paradies für Bettler, denn dort kann man für ein halbes Cash eine Unterkunft mit Bett finden. Eine Aktiengesellschaft hat nämlich das Ki-mao-lan oder Hühnerfedernhaus gebaut. Ein immenser Saal in dieser Bettlerherberge ist zu einem einzigen ungeheuren Bett aus Hühnerfedern eingerichtet. Männer und Weiber, Junge und Alte, ohne Unterschied des Standes und der Person haben hier Zutritt. Jeder macht sich zu Abend sein Nest, so gut er kann und bettet sich auf dem ungeheuren Federlager. Anfänglich erhielt jeder Schläfer eine kleine Decke zum Schutze für die Nacht, da aber die Decken sehr bald verschwanden, und wahrscheinlich von dem eigenen Dienstpersonal des Hauses annektiert wurden, so ward eine gemeinschaftliche Riesenfilzdecke angeschafft, die sich über den ganzen Schlafsaal breitet. Während des Tages wird diese Gesellschaftsdecke durch Schnüre und Blöcke zum Plafond des Saales emporgezogen und wenn sich abends jeder zurechtgelegt hat, herabgelassen: dann heifst es aber acht geben, dafs man mit dem Kopfe in eins von den eingeschnittenen Löchern trifft, sonst läuft man Gefahr unter der Decke zu ersticken. Ebenso mufs man des Morgens vorsichtig den Kopf wieder aus dem Halsloche ziehen, sobald mit dem Tamtam das Zeichen zum Aufstehen gegeben ist und die Decke emporgehoben wird.

Das lange, schwarze Haar der Männer wird bis auf einen Zopf abgeschoren, der geflochten vom Scheitel tief auf den Rücken herabfällt: von der Hüfte bis zum Knie ist er meist künstlich fortgesetzt. Die eingeflochtene Seide ist schwarz, aber auch rot, blau oder weifs: die Farben haben Bedeutung in Bezug auf die soziale Stellung des Trägers und auf dessen Stimmung. Das Kostüm der Frauen ist wohlkleidend und sehr decent. Das gewöhnliche Gewand ist eine Robe

von Seide oder Baumwolle mit weiten Ärmeln über einem längeren Kleide, unter dem meist am Knöchel zugebundene Beinkleider getragen werden, damit der kleine Fufs desto deutlicher hervortrete. Nelkenbraun und grün sind die Farben, welche sich die Frauen ausschliefslich vorbehalten und deren sich kein Mann bedienen würde. Sie schminken sich das Gesicht weifs und rot: junge Frauen färben sich die Augenbrauen, damit «sie dem Monde gleichen am ersten oder zweiten Tage seines Wiedererscheinens oder dem Blatt der Frühlingsweide». Junge Mädchen lassen das Haar in langen Flechten niederhängen: die Braut bindet sie auf und schmückt sie mit Blumen und Perlen. Zuweilen tragen sie einen Schmuck von Gold und Edelsteinen, der den Fong-hoang oder Phönix darstellt und mit dem Schnabel oder mittels einer elastischen Feder bis auf die Stirne herabreicht. In reiferem Alter besteht ihr ganzer Kopfputz in einem Gewebe von Seide, das sich um den Kopf schlingt.

Allbekannt ist die weitverbreitete Unsitte, den Töchtern die Füfse mit Binden zuzuschnüren und so deren Wachstum und Entwickelung zu unterdrücken. Merkwürdig dabei ist die Behendigkeit, mit der die Chinesinnen trotz dieser Verkrüppelung sich fortbewegen und gleichsam hüpfend dahin tänzeln. Eine Sage nennt Kaiser Yang-to (695 v. Chr.) als den Urheber dieser Unsitte.

Verkrüppelte Füfse.

Er habe, so heifst es, seiner Geliebten Pwan befohlen, ihre Füfse zu wickeln und auf der Sohle ihres Schuhes sei ein Stempel der Lotosblume, mit Spezereien darin, befestigt worden, so dafs sie bei jedem Schritt einen Abdruck dieser den Buddhisten heiligen Blume auf der Erde hinterliefs und dafs es von ihr hiefs, ihre Tritte brächten den goldenen Lotus hervor. Deshalb wird noch heute den Mädchen mit kleinen, zusammengezwängten Füfsen ein Kompliment gemacht, indem man dieselben als den goldenen Lotus bezeichnet.

Die Behandlung des Fufses geschieht in folgender Weise. Man beginnt damit, wenn das Kind sechs bis neun Jahre alt ist: später würden die Schmerzen zu arg sein. Lange, baumwollene Bandagen, die 2 cm breit sind, werden um den Fufs gewickelt und von den Hacken über den Spann und dann über die Zehen in die Achterfigur gelegt, dann unter den Fufs und um den Hacken und so weiter geführt, während man sie so fest wie möglich anzieht. Die Füfse bleiben lange sehr zart und können den Druck beim Gehen nur schlecht vertragen. Wenn die Bandage gut angelegt ist, so ist der Druck gleichmäfsig verteilt, es schwindet nach einigen Jahren der Schmerz gänzlich und die Empfindlichkeit des Fufses ist insoweit abgestumpft, dafs man an den zusammengepreften Teilen kaum mehr ein Gefühl hat. Durch die Einwickelung wird die Fufswurzel oder der Spann eingebogen, das Fersenbein aus seiner horizontalen Lage gedrängt und was die hintere Oberfläche sein sollte, wird auf den Boden gebracht. Der Knöchel wird so höher zum Bein hinaufgedrängt als natürlich ist; die vier kleineren Zehen, unter die Fufswurzel

gepreſst. werden im Wachstum behindert, so daſs sie wie Hautlappen unter dem Ballen der groſsen Zehe zusammengefaltet sind.

Die Wohnungen der Ärmeren sind entweder Hütten aus Zweiggeflecht oder Blockhäuser. Da China sehr wasserreich ist, so haust ein groſser Teil der Bevölkerung ausschlieſslich auf Booten; die Wohlhabenderen unter diesen haben auſser dem Wohnschiff noch ein oder zwei Boote, die als Ställe für Kleinvieh und als Gemüsegarten dienen.

Auf den Booten, welche massenweise nebeneinander liegen, lebt je eine, durchschnittlich aus drei Generationen bestehende, Familie: der meist bärtige Groſsvater mit einem Filzhute, dessen aufrechte Krempe das halbkugelige Mittelstück überragt, wie ihn sonst nur die Mandarinen tragen; der stets rasierte oder bartlose Vater, die Weiber mit den steuerruderähnlichen oder schmetterlingsförmigen Zöpfen, fleiſsiger bei der Arbeit als die Männer; und die bunt gekleideten Kinder, die entweder mit einem Tau lang angebunden sind oder ein Fäſschen auf dem Rücken tragen, damit sie beim Fallen ins Wasser nicht leicht verunglücken. Weiber und Kinder sind oft mit einem dreieckig gelegten Tuch um den Kopf versehen, das nach unten am Hals geknüpft ist, wie man dies häufig bei uns auf dem Lande findet.

Zu den merkwürdigsten Fahrzeugen gehören die Blumenboote (Tschitungteng), eine Art schwimmender Restaurants; ferner die Tanpu (Bettboote), die dem Flusreisenden, der nicht in die Stadt gehen kann oder will, billiges Nachtquartier gewähren, sodann die Lauschuns oder Kammerboote: schwimmende Tempel oder Altäre, auf denen die Taopriester als Seelsorger der Flusbevölkerung walten. Da es in China wenige Brücken giebt, so machen die Fährboote (Sampangs) meist gute Geschäfte. Ein heiteres Bild bietet ein solcher Sampang: auf einer Seite des Bootes wird gekocht, vorn unter dem Dache hockt oft die ganze Gesellschaft in einer Öffnung von einem Quadratmeter und macht Toilette, in der Mitte ist der mit Rohrgeflecht überwölbte und vertiefte Sitz für Passagiere und hinten sitzt der Steuermann, während Kinder von acht Jahren an und Frauen rudern. Oft genug werden auch noch einige Hühner auf einem solchen Boote gehalten. An den vorderen Aufsenseiten des Bootes glotzt ein gemaltes, schiefes, schwarzweiſses Auge.

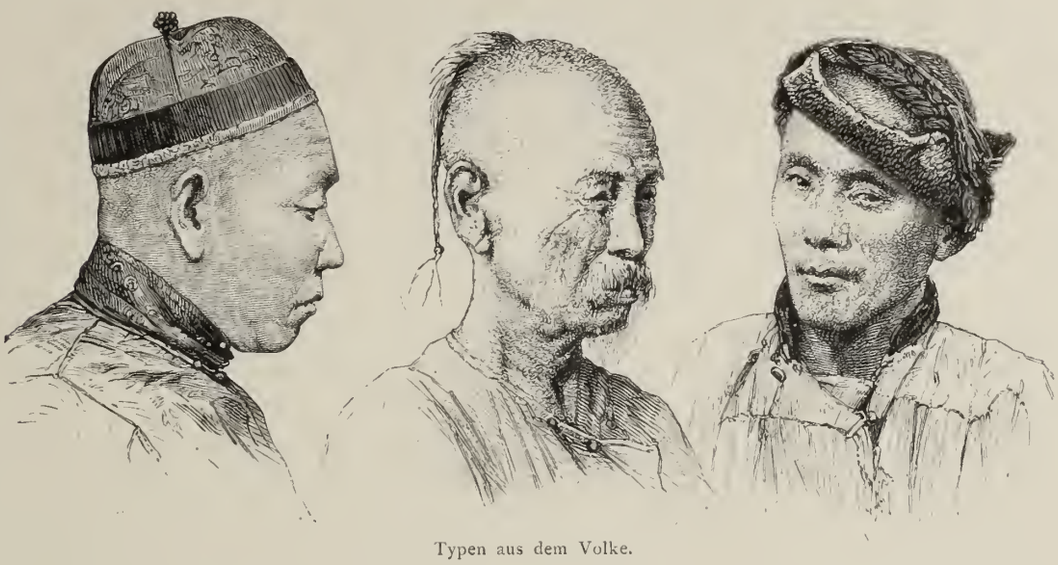
Die Chinesen haben keinen Begriff von unserer Kunst, groſse Schwibbögen zu spannen oder hochaufragende Dome zu bauen: sie konstruieren nach wie vor rechtwinkelige Dächer kleinen Umfanges. Da also der Chinese den groſsen Dachbau nicht versteht, begnügt er sich mit einem verhältnismäſsig kleinen Hause. Hat er Vermögen zu einer gröſseren Besitzung, statt eines einzelnen Hauses, so läſst er innerhalb des Raumes, der dazu bestimmt ist, seine Familie unterzubringen, eine Anzahl kleiner Gebäude aufführen. Der beschränkte Umfang des Daches läſst, wenn geräumige Zimmer nötig werden, keine andere Wahl, als die Anwendung von Säulen, wodurch fast alle Wohnhäuser ähnlich aussehen. Hinter einer von Säulen getragenen Veranda erhebt sich das meist einstöckige Hauptgebäude: reicht jedoch der Raum hin, so wird auch häufig ein zweites und drittes Stockwerk aufgesetzt, in denen man die Frauen und Kinder unterbringt, die vieles nicht sehen und selber nicht gesehen werden sollen.

In den südlichen Provinzen dient die Veranda zur Abwehr der Sonnenstrahlen; die Fronte eines jeden Hauses ist offen, mit Ausnahme eines vergoldeten oder auch bemalten Gitters: selbst in den oberen Räumen giebt es für Licht und Luft keine andere Öffnung als die Thüren.

Die Säulen, welche das Dach eines jeden Gemaches stützen, sind aus Fichtenholz, zuweilen geschnitzt, häufig jedoch glatt, aber bemalt: die Querbalken sind mit verglasten, hohlförmigen Ziegeln gedeckt. Die glänzend blaue Farbe der Mauersteine wird durch Bordüren von weiſser Farbe gehoben, was einen nicht unangenehmen Effekt macht. Mag nun auch in den Augen von Europäern chinesisches Dachwerk schön oder unschön erscheinen, die Architekten wenden doch alle ihre Fähigkeiten darauf. Die Dachrücken sind mit Zieraten aller Art, vorherrrschend mit vergoldeten Drachen geschmückt: Feldblumen, die Vögel der Luft, die wilden Tiere des Waldes müssen als Embleme herhalten. Der Chinese stellt aber noch höhere Anforderungen an den Erfindungsgeist

des Architekten; er verlangt von ihm, dafs er in dem Innenraume seiner Villa einen künstlichen See schaffe, dessen Umrahmung er mit einer Zuthat von Felsen- und Waldpartien schmücken und so romantische Scenerien mit absonderlichen Kunstproduktionen verbinden soll.

Brücken, Kanäle, Fontänen, Grotten, groteske Felsmassen, entweder im See selber angebracht oder aus den Blumenbeeten am Ufer aufsteigend, sind der übliche Villenschmuck.



Typen aus dem Volke.

Der Hausrat ist im Vergleich zu unseren europäischen Mobilien fast dürftig zu nennen. Schon die Ausstattung des Empfangssaales ist überaus einfach. Dem Eingang gegenüber steht eine etwa 75 cm hohe Bank (Kang) von gefirnifstem Holze, die in der Mitte einen kleinen, 20 cm

Typen aus dem Volke.

hohen Tisch mit zwei Theetassen trägt. Zu beiden Seiten des Tischchens liegt ein flaches, mit weifser Matte bedecktes Kissen; ein zweites hartes, mit Stroh ausgestopftes und mit rotem Tuche überzogenes Kissen ist gegen die Wand gelehnt. Rechts und links vom Kang stehen ein Nipptischchen von ungefähr 4 cm Höhe und ein schöner Lehnstuhl von hartem Holze.

Wände und Decke sind mit einer weifsen Papiertapete mit Dessin in Silber beklebt und von der Decke hängt eine Laterne, deren vier Glastafeln mit Landschaften in schreienden Farben bemalt sind. Der Fufsboden besteht aus grofsen, grauen, schlecht polierten Ziegeln, welche die Feuchtigkeit durchsickern lassen. Die Rückwand ziert gewöhnlich ein Aquarellbild, eine Jagd darstellend, auf der man grüne und gelbe Pferde, eine violette Antilope und die sonderbarsten Felsbildungen sieht. Rechts und links von diesem Gemälde hängen zwei Streifen roten Papieres, mit Sprüchen des Konfuzius in Goldschrift, wie «Die Dinge dieser Welt gehorchen den Befehlen des Schicksals» oder: «Die Leitung der Geschicke hängt nicht von den Menschen ab.»

Übrigens ist die Einrichtung der Häuser, Zimmer, Wagen, Hausgeräte und sonstiger zum Bedürfnis und zur Bequemlichkeit der Beamten und des Volkes dienenden Gegenstände genau vorgeschrieben. In den Zimmern müssen die Stühle in einer vorschriftsmäfsigen Ordnung stehen.

Im Schlafgemach befindet sich das Bett in einer eigens für dasselbe angebrachten Vertiefung. In der kälteren Jahreszeit und in den nördlichen Provinzen ist es mit Vorhängen von Seide oder Baumwolle, in wärmeren Tagen und im Süden aber mit einem Fliegennetze versehen.

Die erste Rolle in der chinesischen Küche spielt, namentlich bei den unteren Volksklassen, der Reis. Er erscheint in den verschiedensten Formen, besonders als Brot, das im Dampfe kochenden Wassers gar gebacken wird. Der Vornehmere hat statt unserer Messer, Gabel und Löffel zwei Stäbchen von Elfenbein oder Holz, mit denen er die Speisen zerlegt und zum Munde führt; dem Ärmeren genügen dazu die Finger. Die Speisen bestehen fast durchgängig nur in zerschnittenem Fleisch oder Fisch, mit Reis oder Vegetabilien gekocht.

Das Wort fan, gekochter Reis, macht einen Teil von jedem zusammengesetzten Worte aus, durch welches Essen bezeichnet wird. Der Gruſs unter den niederen Klassen in den südlichen Provinzen lautet: Ya-fan? das heifst «Hast Du Deinen Reis gegessen?», weil der gemeine Mann sich kein gröfseres Glück denken kann, als stets genug von diesem wichtigen Nahrungsmittel zu haben.

Bei den vornehmeren Klassen ist die Kochkunst sehr raffiniert. Die Grofsen sind passionierte Liebhaber von gallertigen Substanzen und bezahlen daher die indianischen Vogelnester, Trepang, Bärentatzen, die Sehnen vom Hirsche, die Flossen des Haifisches, den Fischrogen und verschiedene Arten Molusken sehr teuer. Der chinesische Koch weifs diese Substanzen auf hundertfache Art durch stark gewürzte Brühen zugleich schmackhaft und pikant zu machen.

Bei gröfseren Gastmahlen werden dramatische Vorstellungen, Tänze und dergl. aufgeführt. Die Frauen des Wirtes, die an dem Bankett nicht teilnehmen dürfen, betrachten, was im Saale vorgeht, durch ein Gitter und laden ihre Freundinnen zu diesen Ergötzlichkeiten ein.

Die Fleischgänge werden in keiner regelmäfsigen Ordnung serviert; das Zeichen, dafs die Mahlzeit sich ihrem Ende naht, ist das Erscheinen von Reiskugeln für den Gast.

Gewöhnlich benutzen zwei Personen gemeinschaftlich einen eigenen kleinen Tisch: Vornehme setzen sich auf Polster oder auf niedrige Sessel; die Ärmeren sitzen auf dem Boden. Schwelgt der Reiche in den ausgesuchtesten, oft seltsamsten Genüssen, so ist der Arme nicht weniger erfinderisch in der Wahl von Viktualien. Er weifs Hunde, Katzen, Ratten ganz vorzüglich zuzubereiten; ja selbst bei den Reichen wird eine gemästete wilde Katze als ein delikates Gericht betrachtet. Schweine, Enten, Fische sind als die vorwiegenden Tafelstücke in des Ärmeren Küche bekannt, weil diese Tiere am leichtesten zu erlangen sind.

Für unverheiratete Personen ist es zweckdienlich, ihre Mahlzeiten in Speisehäusern einzunehmen, deren es überall eine hinreichende Anzahl giebt, und in denen gute Speisen billig serviert werden. In zahlreichen Suppenlokalen sind für eine Kleinigkeit allerlei Suppen und Pasteten zu haben. Die auf diese Anstalten angewiesenen Männer verzehren ihr billiges und frugales Mahl auf kreisrunden Bänken. Von den besseren Ständen werden die sogenannten Schweinefleisch-Restaurants besucht; Kaufleute und Handwerker begnügen sich mit den Kau-juk-pus, in denen Hunde- und Katzenfleisch verabfolgt wird.

Ein Familienwohnhaus.

Boston Public Library.

Der Wein (Samschu) wird aus Reis bereitet: man trinkt ihn aus kleinen Tassen, welche die Form einer antiken Vase mit zwei Griffen haben. Das vorherrschende Getränk aber ist der Thee, der nicht nur regelmäfsig nach jedem Mahle, sondern zu jeder Tageszeit genossen wird. Der Chinese geniefst alle Getränke warm: er sagt nämlich: «Wenn die Natur wollte, der Mensch solle eine kalte Flüssigkeit in sich haben, würde sie ihm kaltes Blut gegeben haben.» Die Theekanne wird in einen gefütterten, wattierten kleinen Korb mit gleichfalls wattiertem enganschliefsendem Deckel gestellt, und hält sich dann der heifse Thee zwölf Stunden lang warm. Man giebt den Thee ohne Zucker und Milch in bedeckten Porzellantassen, welche Theeblätter enthalten, auf die man kochendes Wasser gegossen hat. Bei Besuchen reicht man ein rundes, lackiertes Gefäfs herum, das mehrere Abteilungen hat, die strahlenförmig vom Centrum ausgehen und Bonbons oder getrocknete Früchte enthalten, von denen man mit einer kleinen, silbernen Gabel nimmt.

Die Chinesen sind fast sämtlich dem Genusse des Opium leidenschaftlich ergeben. Es ist indessen diese Gewohnheit durchaus nicht so verderblich, wie sie vielfach dargestellt zu werden pflegt: jedenfalls ist mäfsiger Opiumgenufs nicht schädlicher als mäfsiger Genufs von Spirituosen. Man hat «die Greuel der Opiumhöllen, den fürchterlichen Qualm und die Entsetzen erregenden Gestalten der Unglücklichen, die dem Laster fröhnen», in Europa vielfach mit allzu lebhaften Farben geschildert. Der Opiumraucher ist für seine Umgebung weniger lästig als der Branntweinsäufer, da er sich während seines Rausches am liebsten gegen die Aufsenwelt abschliefst, während sich der Trunkenbold meist aufdrängt und Händel sucht. Mäfsig genossen, befähigt der Opiumgenufs zum Ertragen von Strapazen und Entbehrungen. Die grofse Gefahr liegt in dem zauberhaften Reiz, den das Opium auf seine Verehrer ausübt, in der unwiderstehlichen Gewalt, die es über ihre Willenskraft erlangt, in der Notwendigkeit, diese Dosis allmählich zu steigern, um gleiche Empfindungen hervorzurufen. Daher ist es besonders für reiche Wüstlinge verderblich, die weder durch den hohen Preis der Drogue, noch durch ernste Beschäftigungen verhindert werden, dies immer bereite Mittel zum Sinnenrausch anzuwenden. Wohlhabende rauchen ihr Opium zu Haus. Ärmere bei den Krämern, welche zu dem Zweck einen besonderen Raum verfügbar halten, in welchem mehrere Bambuspritschen angebracht sind. Der Raucher liegt auf einer Pritsche ausgestreckt, nimmt mit einer langen Nadel eine kleine Menge Tschandu, zündet sie an, wozu einige Geschicklichkeit gehört, da die Masse schwer brennt und bringt sie auf die kleine Öffnung eines birnförmig gestalteten Pfeifenkopfes. Den Rauch zieht er mit einem oder einigen Atemzügen ein, behält ihn einige Zeit bei sich und bläst ihn schliefslich aus.

Das von den Engländern aus Ostindien unter dem Namen Patna eingeführte Opium ist zum Rauchen noch nicht geeignet: erst durch Entfernung der in Wasser löslichen Bestandteile wird es in die bei den Rauchern beliebte Substanz Tschandu verwandelt, die wie Melasse aussieht, aber noch konsistenter ist. Das Recht, Tschandu zu bereiten, ist Monopol der englischen Regierung: der Pächter ist immer ein Chinese, denn keinem anderen Landsmann würde es möglich sein, eine gewinnbringende Kontrolle auszuüben.

Der despotische Druck, unter dem China seit Jahrtausenden liegt, die egoistische Abschliefsung von dem Weltverkehr, haben hemmend auf die geistige Fortbildung dieses Reiches gewirkt. Das Land ist gleichsam ein grofser Sarg, in welchem das Geistesleben eines ursprünglich regen und aufgeweckten Volkes gelähmt und einbalsamiert liegt.

Nach feststehenden Rezepten werden noch heute die früher gemachten Erfindungen praktiziert. In einigen wenigen technischen Fertigkeiten stehen die Chinesen allerdings auch heute unerreicht da, in zahlreichen anderen hingegen sind sie längst überflügelt worden.

Als eine der ältesten Erfindungen wird die Magnetnadel bezeichnet, die in China bereits 2400 Jahre bekannt war, bevor sie in Europa erwähnt wird. Das Schiefspulver kannten sie schon 100 Jahre vor Chr., das Papier haben sie 96 vor Chr. erfunden.

Nachdem Steindruck schon längst in Übung war, wurde 1050 n. Chr. der Druck mit beweglichen Typen versucht. In der Malerei zeigen die Chinesen eine nicht geringe Geschicklichkeit: Naturdetails, wie Schmetterlinge, Blumen u. s. w. reproduzieren sie ausgezeichnet. Trotz der brillanten Farben, die bei ihren Malereien überraschen, trotz des Glanzes, den sie durch Firnisse und Lack hervorzurufen verstehen, geht ihnen die Perspektive ganz und gar ab. Sie haben namentlich keine Ahnung von dem, was man Luftperspektive nennt, denn sie geben den entfernter befindlichen Gegenständen ebenso scharfe deutliche Umrisse wie denen im Vordergrunde.

Opiumraucher.

Bei Anfertigung von Schnitzereien aus Elfenbein, Perlmutter oder Schildpatt bethätigen sie unverdrossene Ausdauer und unermüdlichen Fleifs.

Die Baukunst hat sich in China in ganz origineller Weise entwickelt. Die Städte sind meist quadratisch, mit Mauern und Türmen umgeben; in einigen sind die Strafsen schön, gerade und breit, in den meisten aber krumm, eng und häfslich. Fast in allen gröfseren Städten steht in einiger Entfernung von den anderen Gebäuden ein mehr oder weniger hoher Turm. Diese Türme sind aus einer wechselnd grofsen Anzahl von Stockwerken gebildet. Manche darunter

Boston Public Library.

sind rund, andere vier-, sechs- oder achteckig. Die Dächer der einzelnen Etagen sind ausgeschweift und häufig an den Ecken mit kleinen Glocken behangen.

Ein Gang über die Strafsen einer gröfseren Stadt bietet dem Europäer viel Interessantes. Im Volksgewühl unterscheiden wir Leute, welche lange Eisenstücke an einander klingen lassen, um die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich zu lenken. Es sind — Strafsenbarbiere: auf den Schultern trägt der Barbier eine lange Stange, an welcher eine Kanne Wasser, ein Becken und einige Handtücher hängen; als Gegengewicht hat er einen Stuhl mit Kästen, worin sich eine eiserne Pfanne mit Wasser befindet, das von einem kleinen Kohlenofen heifs gehalten wird. Wenn er einen Kunden gefunden hat, sucht er eine passende Stelle auf der Strafse auf, macht seine Werkzeuge zurecht, bittet den des Schermessers Bedürftigen sich auf den Stuhl zu setzen, und fängt an, ihm den Kopf zu scheren, Augen und Ohren zu reinigen, die Gelenke seiner Arme und Beine zu knacken und seinen Leib durchzukneten — eine seltsame Operation für die öffentliche Strafse, indes ist es Sitte, dafs das Volk seine Geschäfte unter freiem Himmel abmacht: ja in einem Lande, in welchem täglich wenigstens hundert Millionen Köpfe geschoren werden, würde es schwer sein, Läden genug allein für die Barbiere zu finden. Die Ernte, die von einer solchen Anzahl von Köpfen abgemäht wird, müfste, auf einen Haufen gebracht, förmliche Heuschober bilden. Der Barbier ist einer der glücklichsten Geschäftsleute in China, aufser bei dem Tode des Kaisers, wo er aus Arbeitsmangel Hunger leidet, da jedermann im Reiche ein Jahr lang trauert und seinen Kopf nicht scheren läfst.

An Kaufläden, in denen die verschiedensten Pelzwaren feilgeboten werden, reihen sich die Niederlagen mit Seidenzeugen, Kleidungsstücken und Stickereien aller Art. Herrliche Arbeiten aus Speckstein, mitunter in merkwürdigen und phantastischen Formen, füllen andere Industriewerkstätten. Drucker in Baumwollzeugen arbeiten vor den Augen des Publikums. Seiler spinnen aus Palmenfasern und aus dem Bast der Böhmeria Schnüren und Tauwerk. In Raritätenläden werden Porzellangefäfse aus alter Zeit, Zierobjekte aus Bambus in allen möglichen Formen, lackierte Waren und andere Luxusartikel feilgeboten. Überrascht wird der Fremde durch Prachtmöbel: Betten, Tische, Waschtische, Schränke u. s. w., welche öffentlich zum Verkauf ausgestellt sind. Letztere sind sämtlich von eigentümlicher Form und mit den verschiedensten Sorten von Holz oder mit Elfenbein ausgelegt und mit Figuren, welche das Volk und die Sitten des Landes darstellen, geschmückt.

Zwischen diesen Artikeln für den Haushalt und für Kunstfreunde haben Obsthändler, Spieler und dergl. ihre Tische aufgeschlagen. Die Chinesen sind nämlich leicht durch das Spiel zu verführen und widerstehen selten der Versuchung, um wenigstens mit einer Kupfermünze ihr Heil bei den Würfeln zu suchen und vielleicht eine Orange zu gewinnen.

Unter den Manufakturen zeichnet sich zunächst die des Porzellans vor allen übrigen aus. Der Hauptvorzug besteht in einer Qualität so reinen, fein gekneteten Thones, wie er sich aufserhalb China kaum finden dürfte. Aufser dieser besonderen Eigenschaft mag der ausgezeichnete Erfolg auch der Mühe und Sorgfalt zuzuschreiben sein, welche dieses gewerbthätige Volk daran wendet, um jeden geringsten Unrat, das feinste Härchen aus der Masse zu entfernen.

Kostbare Vasen von ungeheuren Dimensionen und in den reichsten Farben prangend, erregen in den Häusern der Reichen und in den Schauläden die Kauflust: Pagoden, Springbrunnen und Kaskaden setzen durch sinnreiche Ausführung in Erstaunen. Die Chinesen verwenden ihr halbdurchsichtiges Porzellan zu allen möglichen Dingen, welche anderswo aus anderem Material hergestellt zu werden pflegen.

In Nanking, der ehemaligen Residenz des Kaisers und Hauptstadt des Reichs, stand jenes Weltwunder, der Porzellanturm. Derselbe leuchtet nicht mehr mit seinen grellen Farben dem staunenden Beschauer entgegen, und der Wind spielt nicht mehr mit seinen einhundert und fünfzig Glocken. Nur das Bild veranschaulicht seine Form, und er lebt noch in der Erinnerung des Volks.

Ein Priester des Fo erreichte Nanking um das Jahr 250 unserer Zeitrechnung. Er wurde bald unter dem Volke sehr beliebt und sein Ruf gelangte zu den Ohren des Kaisers, der ihn vor seinen Thron beschied und ihn fragte, welche übernatürlichen Beweise er zu Gunsten des Gottes vorbringen könne. Der Priester versicherte den «Herrn des Himmels», dafs sich auf der ganzen Erde zahlreiche Reliquien Fo's fänden, und dafs er sich auf Wunsch selbst der Aufsuchung unterziehen und mit einer Reliquie zurückkehren werde, welche übernatürliche Eigenschaften besitze. Der Kaiser versprach für diesen Fall ein Gebäude zur Aufbewahrung derselben errichten zu lassen.

Innerhalb eines Monats kehrte der Priester mit einem irdenen Behälter zurück, in welchem eine Reliquie Fo's lag. Es war ein Knochen, der augenblicklich seine wunderbaren Kräfte zeigte: — er erhellte das kaiserliche Gemach, er zerbrach das Kupfergefäfs, in welches er geworfen wurde, Stahl und Diamante konnten ihn nicht ritzen, Feuer war nicht im stande, ihn zu beschädigen.

Antike Porzellanvasen.

und ungeheuere Hämmer vermochten nicht den geringsten Eindruck auf ihn hervorzubringen, sondern zerbrachen. Des Kaisers Glaube war befestigt, er baute sofort die erste buddhistische Pagode in China — die »geistliche Wetterfahne» — den Porzellanturm in Nanking.

Während sechzehn Jahrhunderten konnten Stürme und Blitze ihn nur beschädigen, Räuber ihn nur verunstalten, aber der Wut der Rebellen mufste er im Jahre 1853 erliegen: hineingeworfenes Feuer zerstörte sein Inneres, Pulver sprengte ihn in die Luft und zerstreute seine glänzenden Steine, klingenden Glocken und wunderthätigen Reliquien in alle Winde des Himmels.

Es giebt eine besondere Klasse von Kennern, welche gierig nach altem Porzellan und Bronzearbeiten suchen, denen man den Namen Ku-tung (alte Gefäfse) giebt. Man schätzt sie als Kunstwerke, namentlich aber wegen des geheimnisvollen Wertes, der sich immer an Dinge aus vergangenen Jahrhunderten knüpft. Die chinesischen Arbeiter sind boshaft genug, diese Ku-tung nachzuahmen, was ihnen oft auf eine Weise gelingt, dafs sie selbst das geübteste Auge damit zu täuschen vermögen.

Die Porzellanfabrikanten haben einen Schutzgott, der seinen Ursprung gewissen Zeichnungen verdankt, welche die Arbeiter auszuführen nicht im Stande sind.

Man sagt, dafs einstmals ein Kaiser durchaus verlangte, dafs man Porzellanarbeiten nach einem Muster machen sollte, welches er selbst angab. Man stellte ihm mehrmals vor, dafs dies eine Unmöglichkeit sei: aber alle diese Vorstellungen reizten ihn nur und bestärkten ihn mehr und mehr in seinem Verlangen. Die Kaiser sind, so lange sie leben, die gefürchtetsten Götter Chinas, und sie glauben oft, dafs sich nichts ihren Wünschen widersetzen darf. Die Beamten wandten also doppelte Sorgfalt an und ersannen alle möglichen strengen Mafsregeln gegen die Arbeiter. Diese Unglücklichen verbrauchten ihr Geld, gaben sich alle Mühe und bekamen dafür nur Schläge. Da stürzte sich einer von ihnen in einem Anfall von Verzweiflung in den brennenden Ofen und wurde augenblicklich von den Flammen verzehrt. Das Porzellan aber, das man in diesem Ofen brannte, ging aus demselben vollkommen schön und nach dem Wunsche des Kaisers hervor, der nun ganz befriedigt war. Von dieser Zeit an galt jener Unglückliche für einen Heros und wurde in der Folge der Gott, der den Porzellanarbeitern vorsteht.

In zweiter Reihe ist die Seidenmanufaktur beachtenswert. Die chinesischen Seidenzeuge nehmen einen hohen Rang ein und sind mit Recht sehr geschätzt. Der Verbrauch von Seidenzeug im Inlande ist aufserordentlich grofs. Wessen Vermögensumstände es irgend erlauben, trägt nicht nur seidene Kleider, sondern auch Stiefel, Schuhe und Mütze von Seide. Die Ärmeren, denen Seidenzeuge zu kostspielig sind, kleiden sich in Baumwollenstoffe, die sie in den meisten Fällen auch selber verfertigen.

Der Chinese ist zum Handelsmann geboren. Geldgierig und gewinnsüchtig, liebt er die Spekulation und wuchert gern: sein ganzes Wesen ist pfiffig und selten läfst er sich durch die Wechselfälle des Handels aufser Fassung bringen. Sobald er den Pinsel halten kann, fängt er auch an Zahlen zu schreiben und sobald er sprechen und laufen kann, beginnt er auch zu handeln. Der Handel im Lande ist mindestens ebenso lebhaft wie der nach aufsen und wird durch die äufserst zahlreichen Kanäle sowie durch völlige Zollfreiheit wesentlich erleichtert.

Den Land- und Gartenbau sieht man als eine der ehrenhaftesten Lebensbeschäftigungen an. In der Kunst der Ackerwirtschaft ist man zwar nicht auf die hohe Stufe gelangt, deren einige Völker des Abendlandes sich rühmen dürfen: das Bedürfnis der Ernährung, verbunden mit der den Chinesen eigentümlichen Emsigkeit, hat sie indes darin den Bewohnern aller anderen Teile Asiens überlegen gemacht. Ihr Fleifs und ihre Beharrlichkeit können der übrigen Welt zum Vorbild dienen. Die Landleute beschäftigen sich vorzugsweise mit den Kulturen von Reis, Thee, Baumwolle und mit der Seidenraupenzucht. Als Gärtner geniefsen die Chinesen mit Recht einen vorzüglichen Ruf.

Die Mutterpflanze des Thees (Thea viridis), in China Ta, Sa, Tscha oder Teh, in Japan Tsia genannt, bildet einen strauchartigen Baum bis zu 4 m Höhe, der unserer bekannten Kamelie vielfach ähnelt.

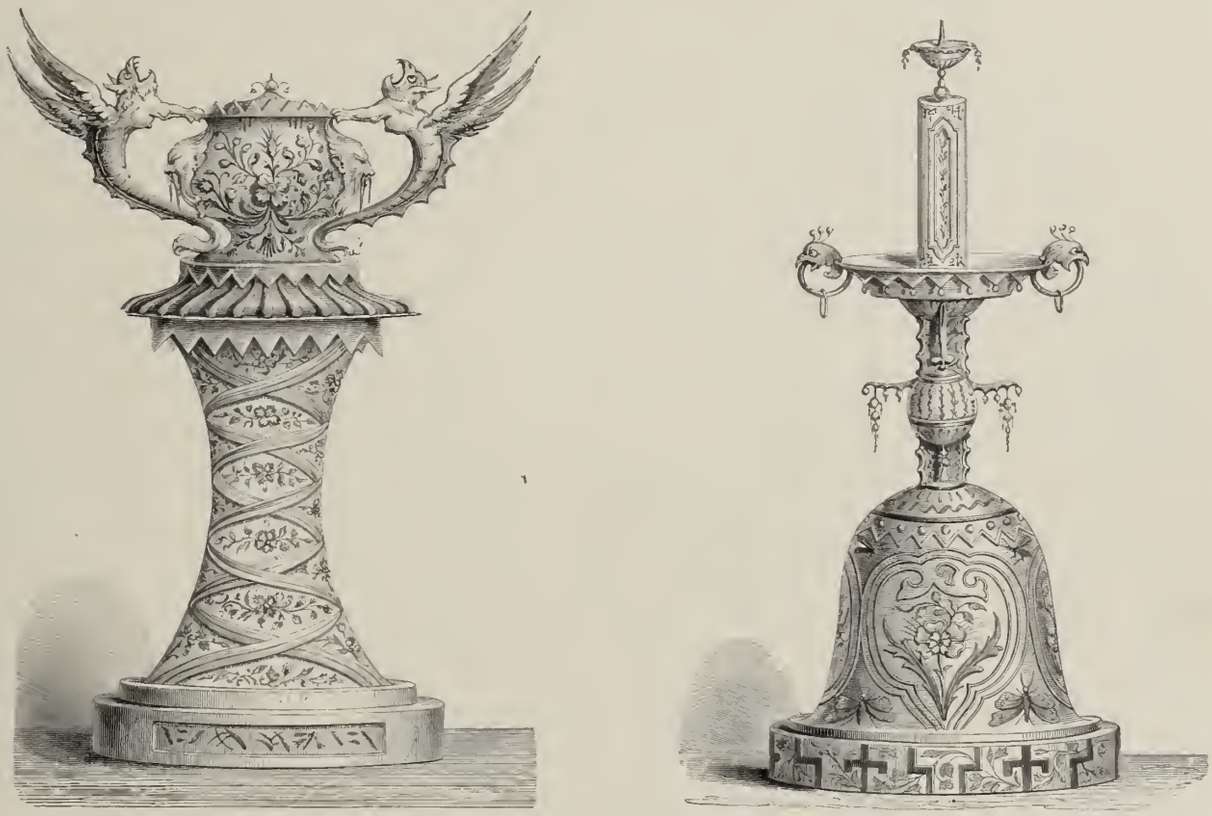
Der Theestrauch liebt ein feuchtes Klima, weshalb ihm auch ein Seeklima am besten behagt. Um eine gewisse Gröfse nicht zu übersteigen, wird er, nachdem man ihn plantagenartig in regelmäfsigen Reihen gepflanzt hatte, durch Beschneiden seiner Zweige zum Buschigwerden und Blättertragen gezwungen. Auch düngt man ihn künstlich, um die Zahl und Güte der Blätter zu vermehren, denn man erntet jährlich drei- bis viermal.

Am besten fällt die Frühlingsernte aus, die man von ganz jungen Blättern oder noch unentwickelten Knospen gewinnt. Es sind das die Sorten Pekko und Souchong: der letztere bedeutet das Bestgut eines dreijährigen Strauches, d. h. die erste Ernte desselben. Der Herbst liefert die weniger feinen Sorten Kongo und Bohea oder Thee-bu.

Im allgemeinen dauert die erste Ernte, die spärlichste, von Mitte April bis Ende Mai, die zweite von der Mitte des Sommers bis Ende Juli, die dritte von Mitte August bis September.

Die Frühlingsernte kommt jedoch nicht in den Handel, sondern verbleibt dem kaiserlichen Hofe von China als Kaiserthee (Show-chun). Die zweite Ernte hat dunklere Blätter und heifst Thee des zweiten Ursprungs (Urh-chun), die dritte mit tiefgrünem Laube heifst Thee des dritten Ursprungs (San-chun). Alle diese Ernten werden mit grofser Sorgfalt gemacht und getrocknet. Je nach der Zubereitung erhält man verschiedenartige Theesorten.

Den sogenannten grünen Thee bereitet man folgendermafsen. Man pflückt die Blätter und breitet sie zum Trocknen über Bambushürden aus; über raschem Feuer werden sie dann noch einige Minuten in eisernen Pfannen getrocknet und dann auf glatten Tafeln ausgerollt. Von den so behandelten Blättern nimmt ein Arbeiter eine Handvoll, knetet sie zusammen und preſst ihnen den letzten Saft aus: ein zweiter röstet diesen Ballen nochmals über gelindem Holzkohlenfeuer und rollt ihn aus. Jetzt hat sich die ursprüngliche Farbe der Blätter in ein mattes



Antike Kunstgegenstände aus Bronze.

Blaugrün verwandelt und der Thee ist fertig. Er hat sein eigentümliches Aroma erlangt und kommt, wenn er schliefslich durch Sieben von Staub und kleinen Bruchteilen gereinigt worden ist, in den Handel.

Der schwarze Thee hat eine ähnliche Zubereitung durchzumachen; nur, dafs er nach dem Kneten auf Haufen gebracht wird, wo er eine Gährung durchläuft, infolge deren er sich schwarz färbt und höchst aromatisch wird. In diesem Zustande rollt man ihn, ebenso wie den grünen, breitet ihn auf Flechtwerk aus und läfst ihn zunächst an der Luft, dann über Feuer trocknen. Wenn er abermals gerollt worden ist, füllt man von ihm eine 2 bis 3 cm hohe Schicht in breite Körbe, um ihm über Holzkohlenfeuer die letzte Feuchtigkeit zu entziehen. Diese Austrocknung durch Feuer wird einige Male mit ihm vorgenommen, worauf er, vom Schmutz und Staub befreit, in verschiedene Sorten unterschieden, in den Handel kommt.

Von grünen Thees unterscheidet man als Hauptsorten den Perl- oder Imperial- (Kaiser-) Thee, welcher in erbsengrofsen Kugeln versendet wird, den Schiefspulverthee (Gunpowder oder Aljofar) in sehr feinen Körnern; den locker gerollten Soulong oder Tschulang, den Haysan oder Gober in länglich gerollten Blättern, den Tonkay oder Twankey, den Singlo und den unechten Kaiser- oder Blumenthee. Arten des schwarzen Thees sind der Thee-bu, der Pekko, der Kongo oder Bongsothee, der Kampu oder Semlo, der Souchong (Sautschong) und der feine Padre Souchong, ein wenig gerollter aromatischer Karawanenthee. Aufserdem giebt es noch gewisse Präparate, zu denen die Abfälle verarbeitet werden, so z. B. den Backsteinthee in Kuchenform, meist in rohe Felle genäht, für Tibet, Kaschmir, auch für die Tataren, Kalmüken u. s. w. und den Kugelthee. Der erstere kommt von verwelkten und verdorbenen Blättern, die mit Reisstärkeabkochung, auch wohl mit Ochsen- oder Schafblut verkittet und geformt werden.

Chinesischer Landmann.

Unter den segensreichsten Gewächsen müssen wir den Bambus nennen, der in alle Verhältnisse des täglichen Lebens werkthätig eingreift und sich dadurch zu den segensreichsten Erzeugnissen der Natur macht.

Nicht genug, dafs die Bambusen Pfähle und Sparren zu den Häusern, Pallisaden zu ihrer Umfriedigung, Blätter für das Dach, Hohlziegel aus gespaltenen Rohren, Tische, Betten, Stühle, Sitze und Tischplatten aus dünn geschnittenen und geflochtenen Streifen, Wasserbehälter, Treppen, Brücken, Reisscheuern, Stricke aus Bambusstreifen, Korbwerk, die feinsten und niedlichsten Arbeiten, wie Cigarrendosen, Etuis u. s. w., ferner Flöfse, Röhren zu Wasserleitungen, Hüte, musikalische Instrumente u. s. w. liefern, speisen sie selbst den Menschen noch, und zwar nicht nur durch die jungen Sprossen, sondern auch durch ihre Früchte, welche, in Essig eingemacht, unter dem Namen Achia in den Handel kommen.

Die Ackerbaugeräte sind von sehr einfacher Art. Ein grofser Teil des Landes wird nur mit Hacken und Spaten bearbeitet. Der Pflug ist gewöhnlich ohne Räder und wird in den Reisfeldern meist von Büffeln gezogen; der arme Bauer aber mufs nicht selten, während er den Pflug lenkt, seine Frau neben dem Esel vorspannen.

Der findige Chinese weifs alles praktisch auszunützen, um Geld zu sparen. Man trifft ab und zu Karren auf der Landstrafse, welche mit Segeln versehen sind, damit die Kräfte der Familie oder der Zugtiere bei längerer Fahrt nicht allzusehr in Anspruch genommen werden, vielmehr auch der Wind das seinige zur Fortbewegung des Fahrzeuges beitrage. Namentlich die Landleute bedienen sich dieser Methode mit Vorliebe, um ihre Feld- und Gartenfrüchte nach dem oft entlegenen Markt zu schaffen.

Auch in den Strafsen der Städte findet man dem Lande eigentümliche Fahrzeuge, welche etwa unseren Droschken entsprechen würden. Es sind dies von einem Manne gezogene Karren, die zu beiden Seiten des einen grofsen Rades einen Sitz für je eine Person haben. (Abb. s. S. 71.)

Die Gesetze im allgemeinen zielen dahin ab, mehr durch Erregung von Scham und durch Einschüchterung, als durch Strenge der Strafen zu wirken. Es giebt ein sehr spezielles Gesetzbuch, eine Art Corpus juris sinici, wie die europäischen Juristen sagen würden. Dasselbe führt den Titel Ta-tsing-lu-li, d. h. Gesetze und Verordnungen der grofsen Tsing-Dynastie.

Gemüsehändlerin.

So wie der Stil der Mensch ist, so ist die Gesetzgebung als Stil der Nation ein treues Bild der Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche des Volkes, für welches sie gemacht sind, und man kann von der chinesischen Gesetzgebung behaupten, dafs sie genau das chinesische Volk darstellt. Aus Ciceros Reden kennen wir das Verfahren des Verres, der in Sizilien ein Richteramt bekleidet und die Insel auf schmähliche Weise ausgesogen und geplündert hatte.

«Die Verurteilten», sagt Cicero, «werden in Kerker eingesperrt, die Strafe derselben wird bestimmt. Aber zugleich werden die unglücklichen Eltern mit bestraft: es wird ihnen untersagt, die Söhne zu besuchen; es wird ihnen untersagt, den Kindern Nahrung und Kleidung zu bringen.

Diese Väter, die ihr vor euch sehet, lagen auf der Schwelle; die unglücklichen Mütter übernachteten am Eingang des Gefängnisses, ausgeschlossen von der letzten Umarmung ihrer Kinder, da sie doch nichts anderes erflehten, als den letzten Atemzug ihrer Kinder mit den Lippen auffangen zu dürfen. Da stand der Thürhüter des Gefängnisses, der Henker des Prätors, der Tod und Schrecken der Bundesgenossen und Bürger, der Lictor Sextius, dem jeder Seufzer und Schmerz einen hohen Lohn brachte. — Für einen Besuch wirst Du mir so viel zahlen; für die Erlaubnis, Speise hineinzubringen, so viel. Niemand verweigerte dies. — Wie aber, was giebst Du mir, wenn ich auf einen Schlag des Beiles Deinem Sohne den Tod bringe? Dafür, dafs er nicht mehrere Streiche empfinden darf? Dafür, dafs er nicht unter Qualen den Geist aufgiebt? Dafür, dafs er nicht lange leiden mufs? Auch dafür wurde dem Lictor Geld gezahlt.»

Man möchte glauben, Verres habe die chinesischen Gebräuche studiert, so auffallend ist die Ähnlichkeit zwischen dem Gerichtsverfahren der Mandarinen des himmlischen Reiches und dem jenes Prätors von Sizilien.

Verbannung ist für die Chinesen, die gleichsam mit ihrer Heimat verwurzelt sind, eine entsetzliche Strafe. Die Art des begangenen Verbrechens bestimmt den Grad der Verbannung, denn mit der gröfsten Genauigkeit setzt das Gesetz die Anzahl von Li fest, welche der Verurteilte zurückzulegen hat. Manche der Schuldigen werden nur auf zwanzig bis dreifsig Li verbannt, während andere zwei- bis dreihundert Li von ihrer Heimat entfernt zubringen müssen. Das ist das Härteste, was den Chinesen treffen kann. Er ist nicht allein dadurch von seiner Familie getrennt, sondern auch aufser stande, jene heiligen Gebräuche zu erfüllen, welche jeder vermöge der empfangenen Erziehung und nach herkömmlicher Sitte als seine Freude und Pflicht erachtet. Er mufs die Gräber seiner Väter vernachlässigen und er kann nicht hoffen, nach seinem Tode jene Ehrenbezeigungen in der Halle seiner Vorfahren zu erlangen, denen jeder Chinese als dem Ziele und Zwecke seines ganzen Strebens entgegensieht.

Die Pant-si oder Bastonade ist die Strafe, die am häufigsten und für fast alle Vergehen verhängt wird, und es richtet sich dabei die Zahl der Schläge nach der Gröfse der Schuld. Diese Strafe ist weniger demütigend für den Armen, da auch der Reiche demselben Verfahren unterworfen ist. Jeder Beamte vom neunten Grade aufwärts bis zum vierten kann zu jeder Zeit seine Untergebenen mit einer gelinden Bastonade bestrafen: der Kaiser verhängt sie über seine Minister und über die anderen vier Klassen, wenn sie ihm zu deren Besserung notwendig erscheint.

Man kann in China höchst unschuldiger Vergehen wegen zur Bastonade kommen und ist in dieser Beziehung völlig der Willkür der Mandarinen preisgegeben.

So findet sich im Strafgesetzbuch ein Artikel, der folgendermafsen lautet: «Wenn ein Kaufmann, nachdem er die Geschäfte beobachtet hat, welche seine Nachbarn machen, sich mit Waren versieht und die Preise so stellt, dafs seine Nachbarn die ihrigen nicht verkaufen können, er aber einen weit gröfseren Gewinn dadurch erzielt, als man gewöhnlich dabei haben kann, so soll er vierzig Bambusstockschläge bekommen.»

Welcher Kaufmann wird sich da wohl vor den Scherereien der Mandarinen schützen können, wenn ein solches Gesetz über seinem Haupte schwebt?

Wir lassen einen anderen Artikel folgen, welcher das Gehässigste übertrifft, was man sich nur denken kann: «Jeder, der sich so aufführt, dafs er den Anstand verletzt, und dem Geist der Gesetze dadurch entgegentritt, auch ohne dafs irgend eine gesetzliche Bestimmung speziell darunter leidet, soll wenigstens vierzig Schläge bekommen, und achtzig, wenn die Unanständigkeit einen ernsteren Charakter hat.»

Die beiden angeführten Artikel reichen für einen Mandarinen hin, um alle Einwohner seines Gerichtsbezirks zu brandschatzen und schnell reich zu werden.

Neben der Strafe des Bambus giebt es die des Kangue oder Kia. Es ist dies ein kleiner, tragbarer Pranger, welcher einer dicken Tischplatte oder einer Tonne gleicht. In der Mitte hat

der Kangue eine grofse Öffnung, um den Kopf durchzustecken und an beiden Seiten kleinere Löcher für die Hände. Auf die Holzplatte oder auf die Tonne geklebte lange Papierstreifen enthalten die Angabe seines Namens und Ranges, sowie des Vergehens, für welches er diese Züchtigung erleidet. Weil auch die Hände fest wie in hölzernen Rahmen eingeschlossen sind, so bleibt dem Bestraften keine Möglichkeit, sie bis zum Kopfe zu heben und seine Angehörigen sind genötigt, ihn wie ein Kind zu füttern. Es wäre schwer eine andere Notlage zu ersinnen, in der ein Mann hilfloser oder gedemütigter dem Angaffen aller Vorübergehenden preisgegeben ist. Dabei hat dieser Schandpfahl vor allen anderen seiner Art noch den problematischen Vorzug der Tragbarkeit, so dafs der Schuldige durch die Strafsen der Stadt geführt, oder eine bestimmte Zeit an den Orten festgehalten werden kann, welche der Schauplatz seiner Verbrechen

Segelwagen chinesischer Landleute.

oder auch der seines ehemaligen Stolzes und seiner Prachtliebe waren. Einige Unglückliche werden verurteilt, dieses Merkmal der Schmach und Schande ihr ganzes Leben lang zu tragen, und in solchen entsetzlichen Fällen herrscht noch die servile Meinung, dafs die dazu Verurteilten der kaiserlichen Gnade, die ihr Leben verschonte, unendlichen Dank schuldig seien.

Durch kein erlaubtes Mittel kann der Mandarin vermocht werden, dem Verurteilten seinen Halskragen ganz zu erlassen, aber gegen Bezahlung einer Summe Geldes erhält letzterer vielleicht die Erlaubnis, sich einige Kulis oder Lastträger zu mieten, die auf ihren Schultern den schweren Schandrahmen tragen.

Zur Vollstreckung eines Urteiles, das auf Tod lautet, bedarf es eines besonderen kaiserlichen Befehles, der auf einen nach Peking erstatteten Bericht erfolgt. Das chinesische Strafverfahren unterscheidet aber wesentlich nach der Art und Weise, in der ein Todesurteil an einem Menschen vollzogen wird. Der Kaiser selbst glaubt einen hohen Beweis milder Gnade zu üben,

wenn er gestattet. dafs ein Mensch. der zur Enthauptung verurteilt war. erdrosselt werde. Frauen sind von körperlicher Züchtigung für begangenes Unrecht nicht ausgenommen: diese jedoch ist verschieden von jener. welche die Männer zu erleiden haben. Nach gefälltem Urteile müssen sie wie die Männer vor dem Mandarin niederknieen und sich für die gnädige Strafe bedanken. die darin besteht. dafs ihnen der Zuchtmeister eine gewisse Zahl von Streichen erst auf die eine und dann auf die andere Wange mit einer aus dickem Leder geflochtenen. birnenförmig gestalteten Fliegenklatsche verabreicht. Auch werden Weiber der höheren Klassen nicht in das Gefängnis geführt. sondern der Obhut ihrer Verwandten übergeben. welche sie in den Wohnungen einzuschliefsen und sorgfältig zu bewachen haben. da sie für deren Erscheinen am Gerichtstage verantwortlich gemacht werden.

Die Zahl der öffentlichen Feste ist nicht grofs und selbst diese wenigen Feste sind nur als integrierende Teile der Landesreligion zu betrachten. Leichen- und Hochzeitsfeierlichkeiten ersetzen dem Volke unsere Sonn- und Festtage und werden daher mit allem erdenklichen Pomp gefeiert.

Das Fest der Feste ist das Neujahrsfest. das beim Eintritt des Neumondes. wenn die Sonne den fünfzehnten Grad des Wassermannes erreicht. gefeiert wird. Schon zehn Tage vorher schliefst man die öffentlichen Bureaux und diese werden erst wieder nach dem zwanzigsten des ersten Monats geöffnet. Am Abend des letzten Tages im Jahre wacht jedermann bis Mitternacht: hierauf beginnt ein rauschender Freudenlärm: überall steigen Schwärmer empor. brennen Lustfeuer. Man badet und wäscht sich. zieht die besten Kleider an. schmückt die Statuen der Hausgötter. besucht mit Anbruch des Tages die Tempel und die Freunde. denen man Glück wünscht. Während des ganzen Festes wird überall Thee serviert: der Schuldner bezahlt noch vor Eintritt des Festes seine Schulden: Freunde machen sich gegenseitig Geschenke. die aus schmackhaften Bonbons. feinem Thee. Seidenstoffen. Perlen u. s. w. bestehen. Die Neujahrskarten enthalten in der Regel die drei Sinnbilder chinesischer Glückseligkeit: Nachkommenschaft. Amtserhöhung und langes Leben. Das erste Sinnbild besteht in einem Kinde. das zweite in einem Mandarin. das dritte in einem bejahrten Manne oder in einem Storch. welcher Vogel nach der Volksmeinung unter dem befiederten Geschlechte das höchste Alter erreichen soll.

Das Laternenfest spielt sich im ersten Vollmonde des begonnenen Jahres ab. Das ganze weite Reich erglänzt dann im Scheine bunter Lichter: und man hat berechnet. dafs während dieser Festzeit mehr als zweihundert Millionen der prachtvollsten Laternen zu gleicher Zeit ihre bunten Farbenstrahlen verbreiten. Man bietet alles auf. um die Laternen so geschmackvoll als möglich zu gestalten.

Eine artige Sage erklärt den Ursprung des Laternenfestes.

Vor dreitausend Jahren lebte ein Kaiser von China. namens Kio. der zwar sehr gelehrt und ein grofser Held war. aber sich allen möglichen Vergnügungen und Schlechtigkeiten hingab und überdies so verschwenderisch mit dem Gelde des Volkes umging. dafs er aus blofser Laune einen ungeheueren Turm von Diamanten. Perlen und den kostbarsten Edelsteinen, die er kaufen oder rauben konnte. erbaute. und ein Bad. das grofs genug war. um dreitausend Menschen zu fassen. mit dem köstlichsten Weine füllte. Da nun selbst einige seiner besten Freunde dachten. dafs dies ein wenig zu weit gehen hiefse. so suchten sie ihn zu überreden. etwas Mafs zu halten. Er ward aber über ihren Rat höchst aufgebracht. befahl. sie alle zu töten und ward nachher noch ausschweifender in seinen Wünschen. Nicht zufrieden mit einem Schlosse. das aus Edelsteinen anstatt aus Ziegeln. und aus Gold und Silber anstatt aus Eisen und Holz gebaut war. wollte er ein Mittel ausfindig machen. das Leben zu verlängern. Um dies möglich zu machen. traf er Vorkehrungen. um vergessen zu können. dafs es einen Wechsel der Jahre. der Tage und der Nächte gäbe und liefs einen Palast bauen. in den das Tageslicht nicht dringen konnte. Zum Ersatz für die Sonne liefs er eine ungeheuere Zahl von Laternen aufhängen und diese Tag

Strafsenbild. Im Vordergrunde links ein öffentliches Fuhrwerk (vgl. S. 67).

Boston Public Library.

und Nacht brennen. Er schlofs sich darin mit seiner Kaiserin ein und blieb in diesem Palaste, bis das Volk die Leiden, die es infolge des kaiserlichen Wahnsinns zu erdulden hatte, nicht länger ertragen konnte, und den Entschlufs faſste, ein wenig Tageslicht in den Palast zu lassen. Es stürmte und zerstörte denselben, und zwang Kio seinen Lebensunterhalt mit Betteln zu verdienen. Da Kio an diesen Erwerbszweig nicht gewöhnt war, starb er bald vor Hunger, und um das Andenken an die Niederlage und den Tod des Tyrannen zu erhalten, und den nachfolgenden Kaisern einen leisen Wink zu geben, hing das Volk alljährlich an demselben Tage Laternen aus, bis der Tag schliefslich ein Volksfest wurde.

Der Sian-nong-than (der Tempel für die Erfindung des Ackerbaues) in Peking umschliefst das heilige Feld, auf welchem der Kaiser alljährlich pflügt. Am fünfzehnten Tage des ersten Monates begiebt sich der Kaiser mit hohem Gefolge dahin, neigt sich zur Erde, berührt mit dem Haupte neunmal die Erde und zieht mit dem prächtig bespannten Pfluge eine Furche. Nach ihm pflügen die Prinzen und hohen Würdenträger und endlich die versammelten Landleute. Ist das Feld gepflügt, so säet man fünf Getreidegattungen, worauf der Kaiser sich entfernt, nachdem er das heilige Feld der Obhut eines Beamten übergeben hat, der zugleich beauftragt wird, die Ernte einzusammeln, damit sie zum Opfer diene. Später finden grofse Umzüge und ein allgemeines Freudenfest statt. An demselben Tage verrichten die Vizekönige in den Provinzen dieselbe Ceremonie im Namen des Kaisers.

Im neunten Monat wird ein ähnliches Fest gefeiert, bei dem die Kaiserin fungiert. In Begleitung ihrer vornehmsten Hof- und Palastdamen begiebt sie sich an den, dem Erfinder der Seidenfabrikation geweihten Altar, um ein Opfer darzubringen. Nach Schlufs dieser Opferfeier sammeln die Damen Maulbeerblätter zur Fütterung der Seidenwürmer, die in dem Depot des Kaisers gezogen werden, und machen alle Operationen der Seidenzucht durch.

Bei keinem Volke hat das Theater eine solche Bedeutung wie bei den Chinesen und man wird bei näherer Prüfung seiner Einrichtungen unwillkürlich an die antike Bühne erinnert.

Über die Entstehung des Theaters kursiert folgende schöne Sage. Die Schutzgötter des Ackerbaues und der Weberei sind Mann und Frau, aber die Milchstrafse trennt sie. Am siebenten Tage des siebenten Monates versammeln sich die Eltern aus allen Teilen der Welt und bilden über die Milchstrafse hinweg mit ihren Leibern eine Brücke, damit sich beide Gatten in Liebe vereinigen können.

Im Jahre 745, am Abend eines solchen denkwürdigen Tages, stand Kang-uen, der sechste König der Sing-Dynastie, mit seiner Gemahlin Yang-whei-fi-a im Obstgarten, den Sternenhimmel betrachtend. Da beteuerte sie, sie wolle ihn nie im Leben verlassen und auch die Pfade der Ewigkeit vereint mit ihm betreten. Der Kaiser beschlofs, seine Gemahlin dafür durch eine neue Belustigung zu belohnen. Nach einigem Nachdenken berief er seinen ersten Minister zu sich und gebot ihm, aus den Familien der zahlreichen Hofbediensteten eine Anzahl junger Kinder auszuwählen, welche, sorgfältig unterwiesen und hübsch gekleidet, vor der schönen Kaiserin die Heldenthaten seiner Vorfahren deklamieren sollten. Diese Festlichkeit fand Allerhöchsten Beifall und man beschlofs, sie zu wiederholen: die Vorstellungen fanden auch fortan gewöhnlich im Obstgarten statt: das chinesische Theater war geschaffen, die Schauspieler aber nennt man deshalb bis auf den heutigen Tag die Kinder des Birnengartens.

Schauspielerinnen giebt es nicht, und die Weiberrollen werden von Jünglingen gespielt. Die Stoffe zu den Dramen werden der Geschichte entnommen, die, in singender Weise vorgetragen, beim Zuschauer Teilnahme und Mitleiden erwecken sollen. Die Aufführung füllt nicht blofs den Abend aus, sondern erstreckt sich auf einen grofsen Teil des Tages. In den Tempeln, mit Ausnahme der dem Konfuzius und dem Kriegsgott geweihten, werden bei religiösen Feierlichkeiten oder auf Anregung eines Einzelnen, der sich für eine empfangene Wohlthat dankbar bezeigen will, Theatervorstellungen gegeben. In den übrigen Theatern wird täglich gespielt.

Die Theatergebäude sind sehr einfach gebaut, Bühnen und Logen sind bedeckt, während das Parterre offen ist. In den Logen, die vermietet werden, findet sich alles Erforderliche für Festgelage. Der Theaterdirektor ist zugleich Regisseur. Für das Parterre bezahlt man kein Eintrittsgeld, hier herrscht daher ein fortwährendes Wogen und Drängen, da stets neu einbrechende Scharen sich Plätze erobern wollen und die unter die Bühne Zurückgedrängten den verlorenen Platz wieder zu gewinnen suchen.

Wenn man den chinesischen Büchern glauben darf, so hat man zu jeder Zeit und namentlich im Altertume der Musik hohe Wichtigkeit beigelegt, so dafs man sie als wesentliches Erfordernis einer guten Regierung und des Volksglückes betrachtete.

Konfuzius spricht von dem Yo-king oder Buch der Musik mit grofsem Lobe und bezeichnet es als die Grundlage der Religion. Leider ist dieses wertvolle Kompendium unter Kaiser Tsing-sche-toang-ti verbrannt. Nach Konfuzius sind Ceremonien und Musik die besten Mittel, um die Sitten zu bessern und den Staat in Blüte zu bringen. Die alten Dichter nennen die Musik «das Echo der Weisheit, die Lehrerin und Mutter der Tugend, die Offenbarung des himmlischen Willens.»

Strafe des Kangue.

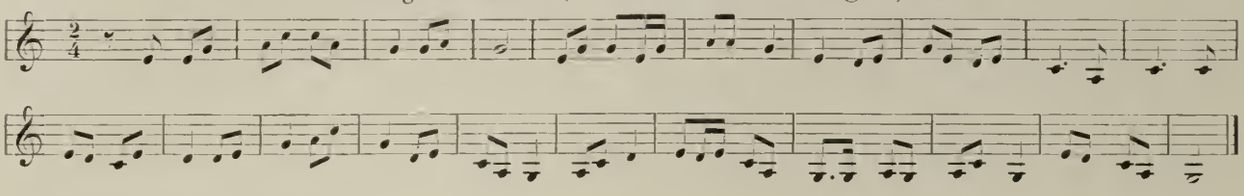
Trotzdem taugt die chinesische Musik nicht besonders viel. Man hat Hoboen, Violinen, Flöten, die den unsrigen ähnlich sind, sowie andere Saiten-, Blas- und Schlaginstrumente von so wunderlichen Formen, dafs eine Beschreibung schwer hält. Man musiziert übrigens nicht aufs Geratewohl und begnügt sich keineswegs damit die Instrumente zu blasen und zu schlagen, wie es der Moment eingiebt, sondern es bestehen dafür gewisse Regeln. Die Tonleiter, für welche eigentümliche Zeichen bestehen, enthält keine halben Töne; daraus erklärt sich die ermüdende Monotonie ihrer musikalischen Kompositionen. Eigentliche Konzerte sind fast unbekannt. Doch werden an gewissen Feiertagen, den betreffenden Gottheiten zu Ehren, in vor den Tempeln errichteten Mattenschuppen Gesang- und Musikunterhaltungen veranstaltet.

Den Gesang lieben die Chinesen sehr, und sie verkürzen sich damit die Abende. Gegen Sonnenuntergang durchwandern zahlreiche, hübsch gekleidete, blinde Mädchen unter Führung alter Weiber die Strafsen; sie sind berufsmäfsige Sängerinnen, die gegen eine kleine Geldentschädigung bereit sind, in Häusern oder Werkstätten nötigenfalls die ganze Nacht hindurch zu singen. Da die Handwerker in der Regel sehr fleifsig sind und bis tief in die Nacht hinein arbeiten, pflegen ihre Brotherren, um ihnen die Anstrengungen angenehm zu machen, die Dienste dieser blinden Sängerinnen in Anspruch zu nehmen.

Zwei aufserst populäre und beliebte Melodien. welche von Volkssängern unter Begleitung sehr zweifelhafter Musik vielfach zu Gehör gebracht werden. mögen hier Platz finden.

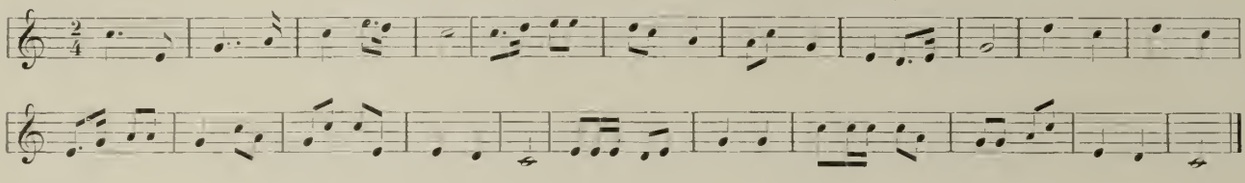
Die erste betitelt sich

Schanghai Matsu (Der Hafen von Schanghai).



Die andere führt den Namen:

Che-tô-r'hoa (Ein Strauſs von sechs Blumen).



Der dazu gehörigen Textesworte konnten wir leider nicht habhaft werden.

Die Stellung der Frauen haben wir schon eingangs angedeutet; es sei nur noch gestattet. die unseren Verlobungs- und Hochzeitsfeierlichkeiten entsprechenden Gebräuche zu verfolgen.

Verlobungen und Hochzeiten werden durch Freiwerber besorgt. Sind die Eltern des Mädchens geneigt. auf den Antrag des Freiwerbers einzugehen. so befragen sie den Wahrsager. welcher Meinung und Rat abgiebt. ob die Ehe «men-hu-teng-tai» sein (wörtlich: ob die Thüren auf einander passen). d. h. ob sie eine günstige sein werde oder nicht. Ehe die Verlobung für beide Teile bindend wird. müssen Karten gewechselt werden. Die Familie des Bräutigams hat für zwei solche Karten zu sorgen. auf deren eine ein Drachen aus Goldpapier und auf die andere ein Phönix aus Goldpapier geklebt sind. Beide Karten sind aus Pappe geschnitten. mit rotem Papier überzogen und mittels eines Papierstreifens oder eines seidenen Bandes miteinander verbunden.

Die Tochter bekommt nicht nur keine Ausstattung. sondern man mufs sie auch noch kaufen und den Eltern eine im Voraus festgesetzte Summe Geldes für sie zahlen. Von dieser Kaufsumme bezahlt man einen Teil nachdem der Kontrakt unterzeichnet ist und den Rest einige Tage vor der Hochzeitsfeier. Aufser diesem Gelde machen die Eltern des Bräutigams den Eltern der Braut Seidenstoffe. Reis. Früchte. Wein u. s. w. zum Geschenk. Wenn die Eltern das Geld und die Geschenke annehmen. so hält man den Vertrag für giltig und man kann sein Wort nicht zurücknehmen. Obgleich die junge Frau nicht ausgestattet wird. ist es doch üblich. dafs. sofern sie keinen Bruder hat. die Eltern ihr aus freien Stücken eine mehr oder weniger wertvolle Ausstattung geben. Manchmal läfst in solchem Falle der Schwiegervater den Schwiegersohn zu sich kommen und macht ihn zum Erben eines Teiles seines Vermögens. Das übrige aber mufs er einem Mitgliede seiner Familie und seines Namens vererben.

Unter den gesetzlich anerkannten Heiratsverboten sind namentlich jene interessant. welche Magistratspersonen betreffen. Es verbietet z. B. das Gesetz dem Mandarin jede Art von Verbindung in der Provinz. in welcher er ein öffentliches Amt bekleidet. Wenn ein Civil-Mandarin (die Militärbeamten sind ausgeschlossen) sich verheiratet oder eine Nebenfrau nimmt aus dem Lande. in dem er angestellt ist. so wird er zu achtzig Stockschlägen verurteilt und seine Heirat für ungiltig erklärt. Wenn der Mandarin die Tochter eines Mannes heiratet. über dessen Prozefs er zu entscheiden hat. so bekommt er die doppelte Anzahl von Schlägen und die Unterhändler werden auf die nämliche Weise abgestraft. Die Frau wird den Eltern zurückgeschickt und die Hochzeitsgeschenke verfallen dem Staatsschatze.

Tragische Schauspieler.

Boston Public Library.

Die Rolle, welche bei der Eheschliefsung die Familie der jungen Gattin spielt, trägt stets den Charakter von Demut und Bescheidenheit. Wenn man nach dem Namen des Mädchens fragt, mufs der Vater in folgender Weise antworten: «Ich habe mit tiefer Ehrfurcht die Zeichen der grenzenlosen Güte entgegengenommen, die ihr mir dadurch beweiset, dafs ihr meine Tochter würdigt, die Gattin eures Sohnes zu werden: daran erkenne ich, dafs ihr meine «arme und eingezogen lebende Familie» mehr achtet als sie es verdient. Meine Tochter ist unwissend und geistlos, und ich habe es nicht verstanden sie gut zu erziehen: indessen schätze ich es mir zur Ehre, auch in diesem Falle zu gehorchen. Ihr werdet auf einem besonderen Blättchen den Namen meiner Tochter und ihrer Mutter und den Tag ihrer Geburt geschrieben finden.»

Wenn er die Geschenke empfängt und den zur Hochzeitsfeierlichkeit bestimmten Tag erfährt, antwortet er folgendermafsen: «Ich habe eure letzte Entschliefsung vernommen. Ihr wollt, dafs die Hochzeit stattfinde: ich bedauere nur, dafs meine Tochter so wenig Verdienst besitzt und nicht die gewünschte Erziehung genossen hat. Ich fürchte, sie ist zu nichts nütze: indes, da die Wahrsager Glück prophezeiten, so wage ich nicht, ungehorsam zu sein. Ich nehme euer Geschenk an, ich begrüfse euch und willige in den zur Hochzeit bestimmten Tag ein. Ich werde für alles sorgen, was nötig ist.»

An dem festgesetzten Tage zieht der junge Ehemann prächtige Kleider an: nachdem sich die Verwandten im Haustempel der Vorfahren versammelt, kniet man nieder und wirft sich mit dem Gesicht zu Boden. Wohlgerüche brennen vor der Ahnentafel; man teilt den Ahnen das wichtige Familienereignis mit. Nun ladet der Ceremonienmeister den Vater ein, Platz zu nehmen auf einem Stuhle, der für ihn zurecht gesetzt ist. Wenn er sich gesetzt hat, empfängt der Bräutigam knieend einen Becher Wein, giefst einige Tropfen als Opfergabe auf den Boden, und verbeugt sich, ehe er trinkt, viermal vor seinem Vater: dann tritt er näher an den Stuhl heran und empfängt knieend dessen Befehle. «Geh', mein Sohn», sagt der Vater zu ihm, «hole deine Gattin, benehmt euch in allen Dingen klug und weise.» Der Sohn wirft sich noch einmal vor seinem Vater nieder und verspricht zu gehorchen: hierauf steigt er in einen Palankin, der an der Thüre des Hauses bereit steht. Seine Freunde und zahlreiche Diener gehen mit Laternen in glänzenden Farben vor ihm her: ein Gebrauch, den man beibehalten hat, weil ehemals alle Verheiratungen bei Nacht stattfanden. Ist er vor dem Hause seiner Braut angekommen, so bleibt er an der Thüre des zweiten Hofes stehen und wartet, bis sein Schwiegervater in spe ihn holt und hineinführt.

Im Hause der Braut beobachtet man ungefähr dieselben Ceremonien, die wir eben beschrieben haben. Nachdem die Braut die gewöhnliche Libation dargebracht und den Becher Wein getrunken hat, kniet sie vor ihrem Vater nieder, der sie ermahnt pünktlich den Befehlen ihres Schwiegervaters und ihrer Schwiegermutter zu gehorchen. Dann setzt ihr die Mutter einen Kranz auf das Haupt, an dem ein langer Schleier hängt, welcher das ganze Gesicht bedeckt. «Sei guten Mutes, meine Tochter», sagt sie zu ihr, «und unterwirf dich stets dem Willen deines Gatten.»

Nun holt man heimlich den Bräutigam, der am Eingange des zweiten Hofes wartet. Der Zug geht vorwärts, und wenn man in die Mitte des Hofes gekommen ist, so kniet der Bräutigam nieder und überreicht seinem Schwiegervater eine wilde Ente, welche der Ceremonienmeister zur Braut trägt. Endlich treffen sich die beiden Gatten das erste Mal: sie begrüfsen sich sehr ernst und verneigen sich tief voreinander. Dann knieen sie nieder, um gemeinsam Himmel und Erde anzuflehen. Diese Handlung scheint der Hauptpunkt der Ceremonie und gewissermafsen das Symbol des Ehebundes zu sein, denn, statt zu sagen, dafs sich jemand verheiratet hat, drückt man sich meist aus: «Er hat Himmel und Erde angebetet.» Nachdem sie einige Augenblicke auf den Knieen gelegen haben, wird die Braut in einen Palankin geführt, der mit rosenrotem Taffet ausgeschlagen ist. Der Bräutigam steigt ebenfalls in seinen Palankin und der Zug setzt sich in Bewegung. Die Zahl der begleitenden Personen ist bedeutend gewachsen: denn aufser

Schachspieler.

Musiker.

Boston Public Library

den Laternen, von denen wir schon gesprochen haben, trägt man alles, was zum Hausrat gehört, als da sind Betten, Tische, Stühle u. s. w. Ist der Bräutigam vor der Thür seines Hauses angelangt, so steigt er aus dem Palankin und bittet seine Braut einzutreten. Er geht vor ihr her und tritt in den inneren Hof, wo das Hochzeitsmahl bereit steht; dann nimmt die Braut den Schleier ab und begrüfst ihren Mann: der Bräutigam begrüfst sie seinerseits, sie reichen sich die Hände, der Bräutigam an der Nordseite, die Braut an der Südseite der Halle. Ehe man sich zu Tische setzt, kniet die junge Gattin viermal vor ihrem Manne nieder, welcher das gleiche zweimal vor ihr thut. Nun setzen sie sich einander gegenüber an den Tisch. Ehe sie essen und trinken, spenden sie Wein und setzen als Opfergabe für die Vorfahren Fleisch besonders hin.

Mittlerweile giebt der Vater des jungen Ehemannes seinen Verwandten in einem benachbarten Zimmer ein grofses Festmahl: die Mutter der jungen Frau giebt ihrerseits ein solches den eingeladenen Frauen. Am folgenden Tage begiebt sich die junge Frau, mit Hochzeitskleidern angethan und von ihrem Gatten und einem weiblichen Cermonienmeister, welcher zwei Ballen Seidenstoffe trägt, begleitet, in den zweiten Hof des Hauses, wo Schwiegervater und Schwiegermutter an einem besonderen Tische ihren Besuch erwarten. Die Neuvermählten werfen sich einmal vor ihnen nieder: hierauf zieht sich der Mann in einen anstofsenden Saal zurück, während die Frau den Schwiegereltern die Seidenstoffe überreicht. Der Rest des Tages und die folgenden Tage werden auf Besuche verwendet. Die junge Frau mufs alle Verwandten des Mannes begrüfsen, indem sie einmal vor ihnen niederkniet. Ebenso macht es der Mann bei den Verwandten seiner Frau.

Die Knaben werden in ihrem neunten oder zehnten Jahre ganz von ihren Schwestern getrennt, und so wird die zarte Blüte der Geschwisterliebe im Keime vernichtet. Unter den Gliedern derselben Familie mufs beständig ein kaltes, ceremoniöses Wesen eingehalten werden; jedes lebt zurückgezogen und entfernt von dem anderen. Eben dieses nüchterne, steife Wesen macht einen Hauptbestandteil der Erziehung aus, und so ist der chinesische Jüngling ohne Leben, förmlich und indolent, weil er stets daran zu denken hat, sich in den Ernst des Mannesalters einzugewöhnen. Es giebt keinen gemeinsamen Brennpunkt, der die wechselseitige Liebe der Eltern und Kinder konzentriert. Die erste Maxime, welche den Kindern eingeprägt wird, ist, dafs sie sich ganz dem Willen der Eltern zu unterwerfen haben. Das Gesetz räumt dem Vater unbegrenzte Gewalt über seine Kinder ein: er hat sogar das Recht, seine Söhne als Sklaven zu verkaufen. Die diesbezüglichen Vorschriften des Konfuzius lauten: Du sollst für Deinen Vater und Deine Mutter arbeiten, so lange sie leben. Du sollst Dich in beständige Dienstbarkeit verkaufen, um sie zu ernähren und sollst wissen, dafs Dein Leben in ihrer Hand ist.

Auch bei Krankheiten und Todesfällen zeigt sich die Eigenartigkeit des Volkes. In China steht es jedem, wer den Beruf dazu in sich fühlt, frei, seine leidenden Mitmenschen zu heilen oder — zu Tode zu kurieren. Die Ärzte sind zugleich Apotheker und verschreiben daher immer eine Menge von Medizinen: dagegen hilft sich der Chinese und handelt mit dem Arzte über den Preis der verordneten Arzeneien, verlangt minder teuere oder läfst einige weg, wenn auf diese Weise auch die Heilwirkung langsamer vor sich gehen sollte. Zuletzt läfst sich der Arzt auch einen Rabattabzug gefallen, damit der Patient nicht zu einem Konkurrenten gebracht wird. Nicht selten überlegt ein Familienrat, ob bei dem hohen Alter des Patienten und bei der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes das Geld noch an eine Kur zu wenden sei oder ob man der Sache nicht lieber ihren Lauf lassen solle.

Bei schweren Erkrankungsfällen hat man nichts eiligeres zu thun, als den Sarg zu bestellen. In diesem eigentümlichen Reiche der Mitte erblickt man eine besondere zarte Aufmerksamkeit darin, dem Leidenden einen möglichst schön gearbeiteten Sarg neben das Bett zu stellen. Gut erzogene, feinfühlige Kinder bescheren den Eltern als überaus grofsen Beweis ihrer kindlichen Ehrfurcht und Aufmerksamkeit einen fein lackierten und schön bemalten Sarg, der dann im Prunkzimmer als Staatsstück aufgestellt und jedem fremden Besucher gezeigt wird.

Unter den Schauläden erscheinen die Magazine, in denen allerlei zu Hochzeiten und Begräbnisfeierlichkeiten nötigen Gegenstände verkauft werden, besonders geschmückt und fesseln die allgemeine Aufmerksamkeit.

Beim Tode eines Menschen verläfst die Seele den Leib und wandert weiter. Neigt es sich bei dem Kranken dem Tode zu, dann ist es gewifs, dafs die Seele den Entschlufs gefafst hat, auf Nimmerwiedersehen auszuwandern. Deshalb versucht man alle möglichen Mittel, um sie zu bewegen, ihren Entschlufs zu ändern. Eltern und Verwandte sind bemüht, sie zu rühren, wenn aber das nichts helfen will, so versucht man, sie durch Einschüchterungen zur Rückkehr zu bewegen. Man läfst Schwärmer unerwartet nach allen Richtungen steigen und streckt die Arme aus, um ihr den Weg zu versperren oder um sie zum Umkehren zu zwingen.

Dem Leichnam werden die schönsten Kleider angethan und auch an Lebensmitteln für die künftige Welt darf es nicht fehlen. Bei allen Familienmahlzeiten wird ihm Speise angeboten.

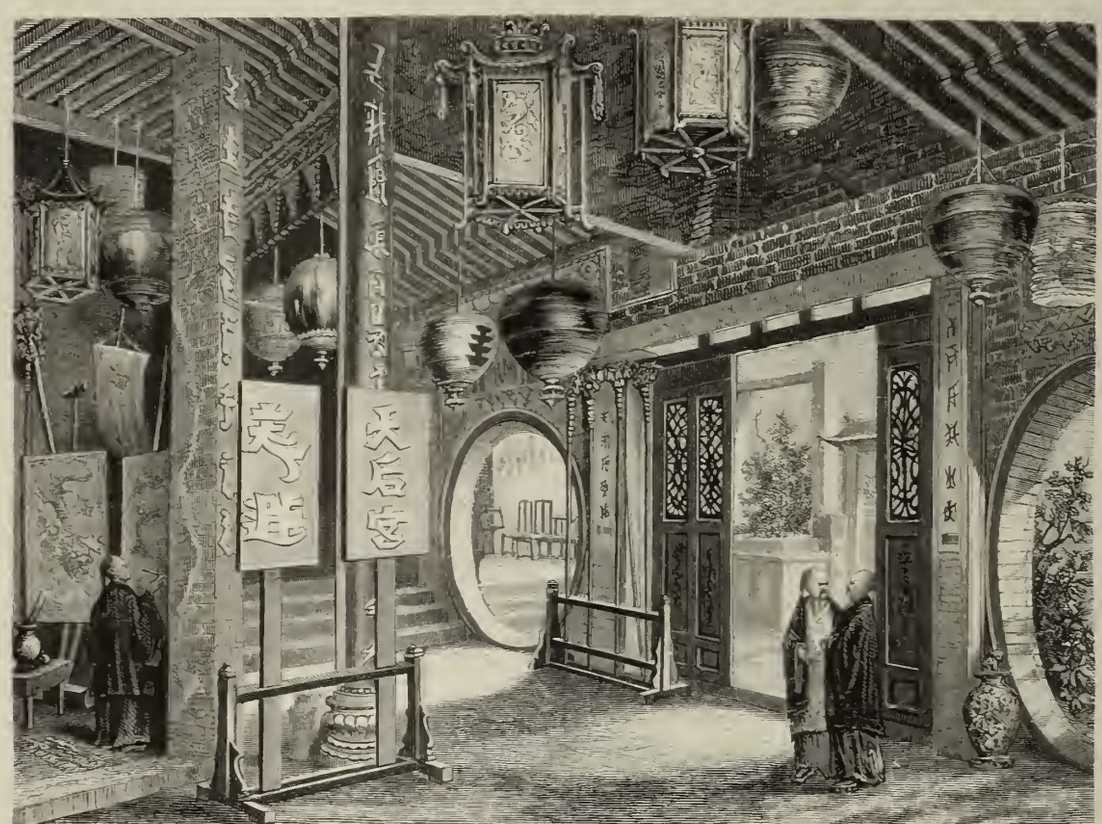
Sarg eines Vornehmen.

Die Trauerfarbe ist weifs. Verliert ein Chinese einen seiner Verwandten, so wird dies Ereignis allen Familienmitgliedern angekündigt und beide Seiten der Thüren werden mit weifsen Streifen beklebt.

Nach Verlauf von einundzwanzig Tagen findet das Leichenbegängnis statt. Sämtliche Leidtragende erhalten dazu die Trauerkleider von der betroffenen Familie. Eine grofse Anzahl Musikanten und eigens bezahlte Klageweiber begleiten den Zug. Ihr Klaggeschrei wird verstärkt durch den Lärm der Gongs, durch die scharfen schneidenden Mifstöne musikalischer Instrumente und durch unaufhörliches Geknatter der Schwärmer. Durch den Pulvergeruch und das Knattern will man die bösen Dämonen hindern, sich der armen Seele des Verstorbenen, die nach der allgemeinen Annahme dem Sarge folgt, zu bemächtigen. Jene schlimmen Geister stehen gleichzeitig in dem Verruf, sehr habsüchtig zu sein, und man läfst deshalb während des Zuges eine Menge Bankzettel fallen, die der Wind nach allen Richtungen entführt, denen sie nachlaufen sollen, um sie aufzulesen. Allein dieses Geld, das man den Dämonen opfert, besteht in nichts anderem, als in einfachen weifsen Papierstücken.

Der abgeschiedenen Vorfahren zu gedenken ist eine heilige Pflicht. In den Häusern der Reichen ist, wie mehrfach erwähnt, stets ein kleines Zimmer als eine Art Haustempel eingerichtet. In diesem Raume befinden sich Tafeln, auf denen die Namen der Ahnen eingegraben sind, womöglich vom ältesten bekannten Stammvater der Familie an bis zum zuletzt Verstorbenen.

In diesen Haustempel begeben sich alle Familienglieder zu bestimmten Festzeiten, zünden Weihrauchkerzen an, bringen Opfergaben dar und werfen sich zum Gebet nieder. Bei jedem besonderen Unglücks- oder Glücksfalle, überhaupt bei jedem aufsergewöhnlichen Ereignisse in der Familie werden die Ahnen davon in Kenntnis gesetzt und gleichsam zur Teilnahme aufgefordert. Selbst der Arme, der nichts hat als seine elende, räucherige Hütte, stellt ein Brettchen mit den Namen seiner Vorfahren in eine Zimmerecke.



Magazin von Gegenständen und Geräten für Hochzeits- und Leichenfeierlichkeiten.

Wir verlassen das Blumenreich der Mitte mit dem Wunsche, dafs die eingewurzelten Rassenvorurteile schwinden und seine strenge Abgeschlossenheit aufgegeben werden möge. Vielleicht opfern die Zopfträger ihre Unwandelbarkeit, eingedenk des Ausspruches ihres Konfuzius:

«Wer im Glück und in der Weisheit beständig sein will, mufs oft ändern.»

Boston Public Library.

URALALTAIER UND INDOCHINESEN.

Die Chinesische Mauer. Chinesen und Uralaltaier. Typische Merkmale der letzteren. Lamaismus. Geistige Fähigkeiten. Aberglauben. — Kalka. — Kirgisen und Kasaken. Jurten. Kumys. Nahrung. Kleidung. Eheschliefsung. — Ostjaken. — Kalmüken. — Baschkiren. — Jakuten. Schamanismus. — Indochinesen. Anamiten. Religion. Mandarinen. Klasseneinteilungen. — Siamesen oder Thai. Etikette. Der weifse Elefant. — Birma. Talaings. Karen.

Immer, in einer Länge von dreihundert deutschen Meilen, an dem Nordrande des chinesischen Hochlandes hin zieht sich die Chinesische Mauer (Wan-li-tschang-tsching, d. i. grofse Mauer von 10000 Li). Sie beginnt im Westen der Provinz Kan-su und läuft im weiten Bogen bis zum Golf von Pe-tsche-li und von da nach Nordosten bis zum Songariflusse, nur durch einzelne, mit Kastellen gekrönte Berge und durch das Flufsbett des Hoang-ho (Kummer der Söhne Hona's oder Gelber Flufs) unterbrochen. Die erste Anlage wurde von dem kräftigen Kaiser Schi-hoang-ti im Jahre 214 v. Chr. zu dem Zwecke begonnen, um die Einfälle der räuberischen Nachbarn abzuhalten; spätere Kaiser setzten den Bau fort, bis das Werk im wesentlichen vollendet war und zu Anfang des 7. Jahrhunderts durch Yang-ti seine jetzige Ausdehnung erlangte.

Die Mauer ist an manchen Stellen, wie nördlich von Peking, zwei- und selbst dreifach, und besteht zum gröfsten Teile aus einem $3^1/_2$ m dicken, durchschnittlich 11 m hohen Erdwalle, der oben mit gebrannten oder natürlichen Steinplatten belegt und an den Seiten mit einem 1 m starken Unterbau aus schönen Granitquadern versehen ist. An der Aufsenseite der Plattform läuft eine darüber vortretende, $1^1/_2$ m hohe Brustwehr, in der von 2 zu 2 m Schiefsscharten angebracht sind. Bis 13 m hohe Türme aus Ziegelbau oder Stein überragen in Entfernungen von je 200 bis 300 m die Mauer in einer Höhe von 6 m. An einzelnen Punkten erreicht dieses Mauerwerk eine Höhe von 26, an einer Stelle sogar von 38 m. An den teilweise eisernen Thoren befinden sich noch besondere Bastionen. Nicht in ihrer ganzen Ausdehnung aber zeigt die Chinesische Mauer eine so vortreffliche Ausführung: sie besteht vielmehr an manchen Orten nur aus einem lose aufgeschichteten Steinbau oder aus Erdwällen, im östlichen Teile selbst nur aus Pallisadenwerk.

Die Chinesische Mauer scheidet zwei Völker, die sich auf verschiedenen Kulturstufen befinden: das angesessene, ackerbautreibende chinesische Volk und die nomadisierenden Uralaltaier, deren verschiedene Individuen alle Übergänge von den streng mongolischen Merkzeichen bis zur vollen Übereinstimmung mit den gesitteten Bewohnern des Abendlandes aufweisen.

Bei näherer Betrachtung und Prüfung der Chinesen und der jenseit der Mauer wohnenden ebenfalls zu den Mongolen gehörenden Völker ergiebt sich die deutliche Wahrnehmung, wie Beschäftigung und Civilisation der Menschen von dem Bau des Landes, auf dem sie geboren und das sie bewohnen, abhängig sind. Einerseits sehen wir die fruchtbare, sonnige, reichbewässerte und von Gebirgen durchschnittene chinesische Niederung, andererseits aber die hochbelegene, kalte und wüste Hochebene, deren Gestaltung das historische Geschick zweier Völker entschieden hat. Unähnlich nach Lebensweise und Charakter müssen die Völker, welche so verschiedene Landstriche bewohnen, einander fremd und feindlich gegenüberstehen. Wie dem Chinesen ein ewig bewegliches, mit Entbehrungen verbundenes Nomadenleben unbegreiflich sein und ihn abschrecken mufs, so mufs andererseits der Nomade auf die mühevolle Arbeit des benachbarten Landbauers mit Verachtung blicken und seine wilde Freiheit weit höher als alle Erdengüter schätzen. Hier lagen die Grundelemente der so grell abstechenden Charakterbildung beider Völker. Der arbeitsame Chinese, welcher seit urdenklichen Zeiten eine relativ hohe, wenn auch eigenartige Civilisation erreichte, hat sich immer vom Kriege fern gehalten und betrachtete ihn als das gröfste Übel, während der leichtbewegliche, wilde und gegen alle Mühsale abgehärtete Bewohner der kalten Wüsten der Mandschurei, Mongolei und Dsungarei zu Eroberungs- und Raubzügen stets bereit war. Mifslangen sie, so verlor er wenig, gelangen sie, so gewann er Güter, welche die Arbeit vieler Generationen gesammelt hatte.

Dies die Ursache der fortgesetzten Einfälle der Nomaden in China, wozu ihnen die äufsere Region der Hochebene Gelegenheit gab. Hier konnten sich grofse Horden scharen und im gebotenen Momente sofort in friedliches Gebiet einfallen. Noch in historischen Zeiten haben die Uralaltaier einige solche Einfälle ausgeführt: die grofse Mauer konnte die Flut der feindlichen Reitervölker nicht aufhalten, welche hingegen keinen Staat mit festen Grundbedingungen innerer Entwickelung aufzubauen im Stande waren.

Nach kurzer Herrschaft in China verloren die Barbaren in der Berührung mit der ihnen bisher fremden Civilisation das einzige Fundament ihrer Macht: den kriegerischen Geist, und wurden nicht blofs auf ihre Hochebenen zurückgetrieben, sondern zeitweise in China unterjocht. Das Reich der Mitte verstand es öfters, nicht sowohl durch Gewalt als vielmehr durch List die ihm von Seite der Nomaden drohenden Gefahren abzuwenden.

Ein breites, flaches Gesicht mit hervorragenden Backenknochen, eine Plattnase, kleine, schmal aufgeschlitzte Augen, ein eckiger Schädel, grofse, vom Kopf abstehende Ohren, schwarzes, hartes Haar, das im Barte sehr sparsam wächst, dunkle, sonnverbrannte Haut, endlich ein gedrungener, kerniger Körperbau von mäfsiger, oft aber auch von mehr als mäfsiger Gröfse: dieses sind die äufseren Merkmale eines jeden Uralaltaiers.

Wie die Chinesen rasieren auch die Uralaltaier ihren Kopf und lassen im Genick so viele Haare stehen, als erforderlich sind, um aus diesen lange Flechten zu machen. Ihre Priester, die Lama, rasieren aber den ganzen Kopf, wozu sowohl sie als auch die Laien sich chinesischer Messer bedienen, nachdem sie vorher das Haar, um es zu erweichen, mit warmem Wasser angefeuchtet haben. Bärte und Schnurrbärte tragen weder Lama noch Laie: sie würden ihnen auch sehr spärlich wachsen.

Der Brauch, Zöpfe zu tragen, ist von den Mandschu nach China verpflanzt worden, als sie gegen Mitte des 16. Jahrhunderts das Himmlische Reich eroberten. Seit dieser Zeit wird der Zopf als ein Zeichen der Unterwürfigkeit unter die Dynastie Tsing betrachtet, und diesen Schmuck müssen alle Völker tragen, welche unter chinesischer Herrschaft stehen.

Bezüglich ihrer geistigen Fähigkeiten darf man den Uralaltaiern keine allzu hohe Rangstufe einräumen. Ihr Leben in den weiten, wüsten Steppen Inner-Asiens und die Entfernung von allen civilisierten Stämmen bedingt notwendigerweise ihre Unwissenheit. Ihr Ehrgeiz, ihr ganzes Dichten und Trachten geht darauf hinaus, sehr zahlreiche Herden zu besitzen. Wenn sie genug Gras für ihre Schafe und genug Schafe zur Stillung ihres Hungers haben, sind sie zufrieden: sorglos verstreicht ihr Leben und keinerlei Gedanken trüben ihr Gemüt. Sicherlich ist dies eine sehr niedrige Form des irdischen Daseins, die mehr an das Leben der Tiere als an jenes der Menschen erinnert; fernab liegen ihnen die verschiedenartigen geistigen Erregungen, welche das ganze Leben der civilisierten Völker erfüllen: geistige und sittliche Eigenschaften werden dadurch verkümmert und teilweise zerstört. Dieser Zustand ist der Verbreitung des Aberglaubens unter den Uralaltaiern überaus günstig: gleichzeitig ist darin auch die wesentliche Ursache zu suchen, dafs sie sich fast willenlos unter das Joch ihrer Priester beugen.

Kalka, vom Norden der Wüste Gobi.

Der Mensch, welcher viele Tage und Nächte ohne alle und jede Gesellschaft von Seinesgleichen zubringt, der unter sich nur die öde Steppe, über sich den weiten blauen Himmel sieht, kümmert sich wenig oder gar nicht um die Mühsale des Daseins. Wie selbst bei uns im civilisierten Europa die Schäfer durch ihre Beschäftigung und bei ihrem einsamen Leben in Feld und Flur zu übernatürlichen Vorstellungen hinneigen und die Luft mit Geistern bevölkern, das Gemüt mit Aberglauben erfüllen, so schafft sich auch der Steppen-Mongole seine Dämonenwelt, die ihm im Sturmwinde der Wüste, in allen Elementarereignissen nahe tritt. Wer dem Sohne der Wüste als Dolmetsch aller dieser Mysterien erscheint, der ist bei ihm angesehen und hoch in Ehren gehalten: darum fürchtet er den Lama und behandelt ihn mit unbegrenzter Achtung.

Die Uralaltaier sind Buddhisten, doch nur Buddhisten dem Namen nach, denn von dem eigentlichen Wesen dieser Religion hat der gemeine Mann eben so unklare Begriffe, wie sein Priester. Der Lama murmelt seine Gebete mechanisch her, ohne die tibetanische Sprache, in der sie geschrieben sind, zu verstehen. Man thut aus diesem Grunde richtiger, diese Abzweigung der buddhistischen Religion als Lamaismus zu bezeichnen, denn in der That ist sie weiter nichts als die individuelle Erklärung, die jeder einzelne Lama von den geistigen Dingen systemlos zu geben weifs. Der gemeine Priester kümmert sich um alles Höhere wenig, wenn er auch die ganze Tasche voll vergilbter theologischer Schriften hat, in denen die achtzehn Höllen und sechsundzwanzig Himmel genau verzeichnet sind. Seine geschriebenen Liturgien sind die Mittel, durch die er das Volk seine Macht fühlen läfst: je länger diese Gebete sind, desto kräftiger und wirksamer erscheinen sie. Damit aber der brave, fleifsige Lama nicht die Mühe des Ablesens hat, befestigt er sie an ein Gebetrad und dreht sie darauf ab, oder er bringt sie an den Flügeln einer Wasser- oder Windmühle an, wenn er eine solche in unmittelbarer Nähe vorfindet.

So lange die Umdrehungen der Papierstreifen dauern, so lange wirken auch die Gebete. Darüber herrscht bei den Anhängern des Lamaismus kein Zweifel.

Das Materielle überwiegt in allen religiösen Vorstellungen der Uralaltaier: ihre Hauptbitte geht auf Bewahrung vor allem Übel und die Verleihung von Glücksgütern: das Verlangen nach dem ewigen Leben tritt erst in zweiter Linie auf. Der Lama, welcher die Vermittelung übernimmt, ist eine geheiligte Person, er ist der Anfang und das Ende, mit einem Worte, Alles in Allem. Wo er hinkommt, empfängt man ihn mit offenen Armen und weist ihm den Ehrenplatz im Zelte an: jede Familie rechnet es sich zur Ehre, wenigstens eines ihrer Mitglieder dem geistlichen Stande zu widmen. Gewöhnlich wird dazu der zweite Sohn bestimmt, welcher dann schon von Kindheit an eine bevorzugte Stellung einnimmt: kaum kann der Knabe mit untergeschlagenen Beinen sitzen, so erhält er auch schon den Ehrenplatz, und die Eltern zeigen ihm gegenüber die gröfste Unterwürfigkeit. Sobald es nur irgend angeht, wird er in ein Kloster geschickt, um dort zur Not tibetanisch zu lernen: hat er seine Lehrzeit vollbracht, so zieht er hinaus unter seine Verwandten, zu seinem Stamme und ist ein grofser Mann. Ist sein Stamm arm und liegt für ihn die Unmöglichkeit vor, sich von den Geschenken und erpreften Gaben allein zu nähren, so macht er es wie die anderen Stammesgenossen: er wird Viehzüchter. Viele jedoch verschmähen diese Lebensweise und vagabondieren lieber durch das ganze weite Land, in allen Zelten einkehrend und die Leute brandschatzend. Auf diese Leute, die man nur an ihren gelben Gewändern von den übrigen Stammesgenossen unterscheidet, pafst so recht die Sage vom ewigen Juden.

Angesichts der Gewalt dieser Lamas und des Einflusses auf ihre Landsleute, ist es den christlichen Missionären auch unmöglich gewesen, unter ihnen Bekehrungen anzustellen. Der Lama hat sich in die Familien förmlich eingenistet, wozu besonders der Umstand beiträgt, dafs er zugleich Arzt ist. In dieser seiner ärztlichen Thätigkeit zeigt sich der Einfluf der keineswegs ganz vom Buddhismus überwundenen alten heidnischen Religion des Schamanentums, von dem später noch die Rede sein soll. Der Lama heilt Menschen und Vieh. Letzteres ist dem Uralaltaier oft ungleich wichtiger als die Heilung eines kranken Verwandten, etwa eines Greises oder eines Kindes. Auch für zukünftige Übel und deren Abwendung weifs der Lama Rat. Er schützt sogar das Vieh vor Blitzschlag durch die Weihe eines Pferdes, und da der Donnergott die Schimmel und Falben vorzieht, so nimmt man am liebsten solche. Das Pferd wird vor dem Zelte seines Eigentümers festgebunden: dann setzt der Lama eine Schale mit Milch auf dessen Rücken und beginnt seine Ceremonien, nach deren Beendigung man das Pferd losbindet. Bei der ersten Bewegung fällt die Milchschale um und übergiefst mit ihrem Inhalte das Tier, welches nun für geheiligt gilt. Niemand darf es benutzen, und wenn es stirbt, schneidet man Mähne und Schweif ab, um das Rofshaar anderen Pferden in den Schweif zu binden, welche auf diese Weise gleichfalls für geheiligt gelten.

Bekenner des Lamaismus mit Gebetrad.

Boston Public Library.

Soviel im allgemeinen von den wahren Mongolen, die wir, neueren Forschungen folgend, und der gröfseren Deutlichkeit wegen (denn der mongolischen Rasse gehören ja auch die Japaner und Koreaner, die Chinesen, sowie die Indochinesen an), nach ihren Stammsitzen zwischen dem Ural und dem Altai, Uralaltaier genannt haben.

Von den Uralaltaiern haben am reinsten die unweit der chinesisch-russischen Grenze im Norden der Wüste Gobi nomadisierenden Kalka (s. S. 83) den Rassentypus bewahrt. Die Bewohner dieses Nebenlandes des Reiches der Mitte wurden von den Chinesen ursprünglich Tata genannt, woraus der ihnen noch jetzt fälschlich beigelegte Name Tataren entstanden ist.

Wir wollen zunächst einigen der östlich wohnenden uralaltaischen Stämmen einen kurzen Besuch abstatten, um uns dann zu den im Westen umherstreifenden, zu denen die Jakuten, Kalmüken, u. s. w. gehören, zu wenden.

Die turkestanischen Steppen werden von einem uralaltaischen Volksstamme bewohnt, den man schlechthin als Kirgisen zu bezeichnen pflegt. Man hat indessen zwei sehr verschiedene Völker scharf zu unterscheiden. Die schwarzen (Kara-)Kirgisen, auch Burut genannt (daher Burjäten), nomadisieren im sogenannten chinesischen Turkestan, und den irrtümlicher Weise als Kirgisen geltenden Kasaken (Reiter) gehört die ausgedehnte Landstrecke, welche von den Mündungen der Wolga und des Uralstromes im Westen sich gegen Osten bis in die Dsungarei hineinstreckt und im Norden von Sibirien, im Süden dagegen von Turkestan begrenzt wird. Den Namen Kirgisen erhielten sie, die sich selbst nie anders als Kasak genannt hatten, von den russischen Kosaken, nachdem diese das echte Kirgisenvolk gesehen.

Die dürftigen Wohnungen der Kirgisen sind so praktisch eingerichtet, wie dies nur der natürliche Verstand und die lange Erfahrung der Nomaden zu lehren vermochte. In drei bis vier Stunden ist ein Zelt aufgebaut und in noch kürzerer Frist abgenommen und auf den Wagen gepackt. Eine solche Kascha (von den Baschkiren und Kalmüken Jurta oder Gyr' genannt) hat die Form einer Käseglocke, 14 bis 20 Quadratmeter Grundfläche und drei bis vier Meter Höhe in der Mitte. Viele mit Riemen zusammengebundene Holzstäbe bilden das Gerippe, das mit beinahe zolldickem Filze, Koschma, bedeckt und mit handbreiten, aus Rofshaar geflochtenen Bändern umwunden ist. Den Eingang verdeckt eine mit Leinwand gefütterte Filzdecke.

In der Mitte der Zeltdecke, über dem Feuerherde, den ein paar Steine bilden oder der in einem gufseisernen Dreifufs besteht, befindet sich eine etwa einen Meter weite Öffnung, welche mittels zweier Rofshaarstricke auf- und zugemacht werden kann, und die zum Austritt des Rauches und als Ventilator dient.

Das Innere einer solchen Kascha repräsentiert ein Durcheinander der ganzen Wirtschaft: Filzdecken, Schafspelze, Kochkessel, Lumpen, Lebensmittel, Filzhüte und Stiefel, viereckige Kasten, hölzernes Geschirr, Sättel und andere Sachen liegen ohne jegliche Ordnung und Reinlichkeit umher. Der auf dem Herde brennende Dünger, das einzige Brennmaterial, erfüllt die Kascha stets mit Rauch: aufserdem herrscht darin, ungeachtet aller Öffnungen, ein eigentümlicher säuerlicher Geruch, der namentlich bei Nacht wahrhaft entsetzlich wird, wenn in einem so engen Raume bisweilen acht Personen schlafen.

Ungeziefer aller Art hat sich in Pelzen, Matten, ja selbst in den Decken des Zeltes eingenistet. Waschgeräte gehören nicht zu dem Haushalt der Kirgisen, denen man überhaupt nicht nachsagen kann, dafs sie je reines Wasser durch Abwaschungen beschmutzt hätten. Besonders unerträglich wird es im Winter, wenn die Ärmeren gezwungen sind, Lämmer, junge Kälber und Füllen mit in das Zelt zu nehmen.

Ein unentbehrliches Hausgerät ist der Tursuk, ein lederner Sack, welcher ungefähr zehn Eimer hält: der Behälter des Kumys, in welchem dieser auch zubereitet wird. Es ist dies ein Gemisch von Kuh-, Schaf- und hauptsächlich Stutenmilch, welches ungefähr acht bis vierzehn Tage lang säuert und dann gährt. Dies Gebräu hat einen sauren, atembenehmenden Geruch

Kirgisische Braut.

Boston Public Library.

und ungefähr den Geschmack der Buttermilch. Ohne Kumys können die Kirgisen, wie überhaupt die nomadisierenden Uralaltaier, keinen Augenblick existieren. Zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit wird dieses leicht berauschende Getränk in unglaublichen Quantitäten vertilgt. Man ifst nur wenig Fleisch, dagegen wird alles, was fett ist, mit Vorliebe genossen. Ein besonderer Leckerbissen ist ein Napf voll zerlassener Butter. Alle sind leidenschaftliche Liebhaber des Thees, der ihnen als Ziegelthee zukommt. Da sie ihn jedoch häufig mit Salz und Schafsfett versetzen, so könnte es wohl sein, dafs sie von diesem Getränk einen anderen Begriff haben als wir. Übrigens besteht der Ziegelthee schon an sich aus den Abfällen der Theeernte, welche mit Ochsenblut vermischt und in Backsteinform geknetet werden. Der Backstein wird dann mit der Axt zerteilt, die Stücken werden zwischen Steinen zerrieben und gekocht. Um dieses seltsame Gemüse, das eher einer Suppe als dem Thee gleicht, schmackhaft zu machen, wird eine Schüssel geronnener Milch, etwas Schafsfett, ein wenig Salz und eine Handvoll Hirsenmehl hinzugefügt. Nach der Mahlzeit, sobald sich alle die Finger sauber an den Stiefeln oder Rockschöfsen abgewischt haben, erscheint wieder Kumys. Die Kochkessel werden nie gereinigt, weshalb sich an denselben begreiflicherweise eine dicke Kruste von Erde, Asche und Speiseresten gebildet hat. Eben so unreinlich sind die Kirgisen in ihrer Kleidung und an ihrem Körper. Das Hemd wird so lange getragen, bis es in Stücken vom Leibe fällt. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dafs der auf der Haut festsitzende Schmutz ein wirksamer Schutz gegen die Strenge des Klimas ist.

Die Kleidung der Männer besteht aus einem langen, bis über die Kniee reichenden Kittel oder Kaftan und kurzen, aber weiten Hosen aus weichem Leder oder Wollsammet. Unter dem Rocke, dem Kalat, tragen sie den Beschmek, ein kurzes Kleidungstück: ein Gürtel hält den Kalat zusammen. Da sie das Haar glatt abscheren, bedienen sie sich zur Bedeckung des Kopfes lederner, festanschliefsender Kappen, welche meist gestickt oder mit Figuren aus dünnem Messing- oder Silberblech belegt und mit farbigem Glase geschmückt sind. Manchmal vertritt deren Stelle eine hohe, zugespitzte Mütze mit herabhängenden Ohr- und Nackenlappen und mit Lamm- oder Fuchspelz gefüttert. Dieselbe Mütze wird im Sommer und im Winter getragen. Hier und da sieht man auch den weifsen Filzhut der Chinesen.

Die Kleidung der Kinder bis zum zehnten Lebensjahre ist überaus einfach. Man rasiert ihnen die Hälfte des Kopfes der Breite oder der Länge nach. — das ist alles. Mit anderen Auslagen wird der elterliche Geldsäckel für die Toilette der Kinder nicht in Anspruch genommen. Im Sommer bedecken sie ihre Blöfse nur damit, dafs sie sich in dem Schlamm eines Weihers mehrmals herumwälzen und dann von der Sonne trocknen lassen. Haltbar ist allerdings dieser Anzug nicht, dafür läfst er sich aber ohne grofse Kosten immer wieder frisch ersetzen.

Die Tracht der Mädchen und Frauen gleicht der der Männer, nur tragen die Frauen als charakteristisches Kleidungstück den grofsen weifsen sackähnlichen Schleier. Über den Kopf gezogen verdeckt er Gesicht, Haare und Büste, läfst nur zwei Öffnungen für die Augen und fällt in zwei Zipfeln auf Brust und Rücken, welche dort von je einer Hand festgehalten werden. Mit diesem Schleier wissen die Weiber vortrefflich zu kokettieren, indem sie, sobald ihnen ein Mann zu Gesicht kommt, der ihnen gefällt, durch leises Ziehen denselben lüften, so dafs das Antlitz frei wird. Reiche Bräute tragen einen Kalat von bunter Seide, darüber ein kurzes Jäckchen aus schwarzem Sammet mit karmoisinrotem Tuchbesatz. Das Haupt bedeckt die hohe konische Mütze, deren Oberteil weifs ist, während ein schwarzes, goldgesticktes Sammetband das Antlitz umrahmt. Eine Reihe Silbertropfen und Korallenperlen hängt über die Stirne von einem breiten, ebenfalls mit Korallen gestickten Bande herab, und über alles dieses ist ein weifser Schleier geworfen.

Das weibliche Geschlecht, namentlich die Jugend schminkt sich gern lebhaft rot und weifs und färbt sich die Fingernägel mit Henna; falsche Flechten aus Rofshaar gehören unumgänglich zu einer eleganten Toilette. Das Schminken geschieht auf wenig komplizierte Weise.

Auf runden Papierausschnitten von Tellergröfse sind die verschiedenen Farben aufgelegt und es genügt, das Papier mit der Zunge zu befeuchten und sich damit das Gesicht zu reiben. Die verheirateten Frauen freilich bringen ihr Leben meist in freier Luft und unter den Strahlen der Steppensonne zu, wodurch sie bald das Aussehen von echten florentiner Bronzestatuen erlangen.

Frauen wie Mädchen gebrauchen Männerstiefel und Männerbeinkleider und sitzen auch nach Männerart zu Pferde.

Das Mädchen hat in betreff seiner Verheiratung im Familienrate weder Sitz noch Stimme; der Vater verlangt für seine Tochter so und so viel, und wer den Preis zahlt, kann sie holen. Zuerst verständigt man sich wegen des Kalym, d. h. des Kaufpreises, der aus einer vereinbarten Anzahl von Kamelen, Pferden, Rindern und Schafen besteht. All das Vieh mufs dem Vater übergeben werden. Dieser behält es, und es wird Eigentum der Tochter, falls diese etwa von ihrem Manne zurückgeschickt würde, was manchmal vorkommt. Wird die Braut gestohlen, was übrigens

Ostjaken-Familie.

nicht selten vorfallen soll, so wird den Angehörigen nach Übereinkunft der Betrag des Kalym nachträglich zugeschickt. Rücksicht auf das Alter der beiden Brautleute wird niemals genommen. Wir hören von neun- bis zehnjährigen Mädchen, die mit vierzigjährigen Männern versprochen sind. Aber auch der umgekehrte Fall tritt, namentlich bei Verwaisung eines Knaben ein: um die lästige Pflicht der Brautschau los zu werden, pflegt man ihn schleunigst an ein Weib zu verheiraten, das zugleich für ihn sorgen kann.

Nordwärts von den Kirgisen stofsen wir auf das von den Ostjaken durchstreifte Gebiet. Die Kleidung dieses Volkes besteht für den Winter aus einer Mawlitza, d. h. aus einem engen, vorn und hinten geschlossenen, fest anliegendem Pelze, der bis an die Hälfte der Schenkel reicht und mit den Haaren nach innen gekehrt ist; aus eng anschliefsenden, bis an die Kniee reichenden Beinkleidern, wozu je nach dem Grade der draufsen herrschenden Kälte noch ein oder zwei weite Pelze, die ebenfalls vorn und hinten geschlossen und mit einer Kapuze ausgestattet sind, kommen. Zur Fufsbekleidung dienen ungeschickte und roh gearbeitete Pelzstiefel, die Haare nach aufsen gekehrt. Im Sommer trägt der Ostjake eine leichte, einfache Kleidung aus Nesselgespinst, das

trotz seiner Feinheit so fest ist, dafs aus demselben auch noch Leinen und Netze gefertigt werden, welche die aus Hanfbast gefertigten an Dauerhaftigkeit übertreffen.

Für den Sommer und für den Winter hat man besondere Wohnungen. Die Sommerwohnung (Chat) besteht gewöhnlich aus einem kegelförmigen Gestell aus Stangen, das je nach dem Reichtum des Besitzers mit Birkenrinde oder mit Matten aus Lindenbast bedeckt wird. Für den Winter hat der Ostjake seine Tjujmoll, bestehend aus einem zur Hälfte in, zur Hälfte über der Erde angelegten Blockhaus aus dickem Rundholze. In einem solchen Tjujmoll wohnen gewöhnlich einige Familien, welche aller Wahrscheinlichkeit nach sämtlich nahe mit einander verwandt sind. Im Sommer, wenn der Ostjake in seinem luftigen Chat lebt, geniefst er die Luft, und, man möchte sagen, dafs er sich dann häutet vom Schmutze, der sich während des langen Winters auf seiner Haut angesammelt und wie eine Rinde festgesetzt hat, denn nicht im Chat, sondern vor demselben brennt ein lustiges Feuer, das teilweise den Bär, Wolf, Luchs und ganze Wolken kleiner Mücken abhält, den Familien ihren lästigen Besuch abzustatten, teilweise aber den Herd vertritt. Anders verhalten sich die Sachen im Winter. Drei oder vier Familien sind dann im engen Tjujmoll zusammengedrängt, in welchem auf einem Herde Feuer angezündet und während des langen, fast acht Monate dauernden Winters unterhalten wird. Ein Schornstein existiert nicht und so ist es denn klar, dafs der Rauch den engen Raum anfüllt, um sich einen Ausgang durch eine in die Wand gemachte, etwa 6 Decimeter lange und kaum 3 Decimeter hohe Öffnung zu suchen. Die Bewohner sitzen auf dem Boden der Wohnung, während sich über ihnen der Rauch erhebt, als Rufs an Decken und Wänden absetzt, von wo er teilweise, wenn sich die Temperatur im Tjujmoll ein wenig abkühlt, und die in ihm angesammelten Wasserdämpfe sich verdichten, als schwarzer Regen auf die Bewohner herabträuft.

Figur des Siddharta (vgl. S. 94).

Die Nahrung der Ostjaken besteht hauptsächlich aus Wild, Geflügel und Fischen. Besondere kulinarische Fertigkeiten besitzt Madame Ostjakin nicht und es ist ein Glück, dafs der Herr Gemahl gerade kein Gourmand ist. Für den Europäer, selbst wenn er sehr bescheidene Ansprüche macht, ist ein ostjakisches Gericht wohl nur dann geniefsbar, wenn er dem Hungertode nahe ist; sonst dürfte sich auch der am wenigsten Verwöhnte scheuen, die Tafelfreuden dieses Volkes zu teilen.

Wie alle wilden und halbwilden Völkerschaften verstehen es auch die Ostjaken nicht, mit ihren Mundvorräten hauszuhalten. Während des Sommers und im Anfange des Winters, wenn Nahrungsmittel im Überflusse sind, lebt man in Saus und Braus, ohne an die Zukunft zu denken. Später begnügt man sich mit faulenden Fischen, welche im Sommer wohl getrocknet worden sind, aber in feuchten Wohnungen Feuchtigkeit absorbiert haben und infolge dessen in teilweise Fäulnis übergegangen sind. Aber gegen Ende des Winters geht auch dieser Vorrat aus, und dann herrscht in der Familie Hunger, den man mit Wurzeln wilder Pflanzen zu stillen sucht.

Die Kalmüken, auch Oelöten genannt, bewohnen vorzugsweise die Berge des Altai. Ihre Jurten gleichen den Kaschas der Kirgisen von innen und aufsen. Die Bekleidung der Kinder hat bei den Kalmüken die auffallendste Ähnlichkeit mit jener der jugendlichen Kirgisen beiderlei

Lamaitische Kirchenmusik.

Boston Public Library.

Geschlechts: auch sie laufen bis zum siebenten Jahre fast nackt einher, nur bei Kälte werden ihnen Schafpelze umgeworfen und Filzstrümpfe angezogen. Der Anzug der Erwachsenen weicht aber einigermafsen von jenem der Kirgisen ab. Männer und Weiber tragen kurze Hemden und bis zum Knie reichende Hosen von blauem Daba (Baumwollenzeug), Filzstrümpfe und Stiefel aus Reh- oder anderen Fellen, mit der behaarten Seite nach aufsen: über das Hemd wird der Pelz gezogen. Aufserdem haben die Männer noch eine Jacke mit nach aufsen herabhängenden Taschen (Tschejmäk), die sie über dem Hemde tragen, die Weiber, wenigstens die verheirateten, einen langen Rock mit ausgeschnittenen Armlöchern (Tschödök), der teils über dem Hemd, teils über dem Pelz getragen wird. Die Kopfbedeckung ist die schwarze, spitze Lammfellmütze wie bei den Kirgisen: von den verheirateten Frauen wird dieselbe niemals abgenommen.

Die Männer scheren den Kopf bis auf eine kleine, kreisrunde Stelle am Scheitel, an der sie einen Zopf mit einem langen Zopfbehange und einer Quaste daran tragen. Weiber und Mädchen lieben die bei den Kirgisen üblichen Haarverzierungen.

Die Männer gehen bei grofser Hitze mit nacktem Oberkörper, die Frauen aber erscheinen stets bekleidet. Unterschiede zwischen Sommer- und Winterkleidung sind unbekannt.

Im Gürtel führt der Kalmük einen Feuerstahl mit Schwammtasche nebst Messer, in den Stiefeln Pfeife und Tabaksbeutel.

Die Pfeife spielt eine grofse Rolle im Leben der Kalmüken: das Tabakrauchen ist wohl nirgends allgemeiner verbreitet als bei ihnen: Frauen und Kinder rauchen, ja die Mutter steckt sogar den Säuglingen die Pfeife in den Mund. Erhält der Kalmük Besuch in seiner Jurte, so sind sämtliche Anwesende alsbald beschäftigt die Pfeife aus dem Stiefel hervorzuholen, zu stopfen und anzuzünden. Darauf beginnt ein allgemeines Herumreichen der Pfeifen mit der Begrüfsungsformel: «Nä tabysch ba?» (Was giebt's schlechtes?), worauf die stehende Antwort: «Tabysch jogula!» (Nichts). Eine Weile hört man nur diese Worte, denn ein jeder ist damit beschäftigt, die Pfeife des anderen auszurauchen und neu zu stopfen. Im übrigen verlaufen die Freuden eines solchen Besuches wie bei allen echten uralaltaischen Völkern: der Kumys ist's, der das letzte Wort behält. Man trinkt, so lange noch ein Tropfen von dem edlen Safte vorhanden ist: zuletzt sinkt einer nach dem anderen auf der Stelle um, wo er sich befindet, und jene, die nicht abgefallen sind, machen durch Geplauder einen schrecklichen Lärm. Nur die jungen Weiber und Kinder bleiben nüchtern, denn Frauen, welche keine erwachsenen Kinder haben, dürfen sich nach ihren Begriffen von gutem Ton nicht betrinken.

Bei den Kalmüken lernen wir auch die sehr zahlreiche lamaitische Geistlichkeit kennen. Ein jeder Lamatempel gleicht einem Kloster, zu welchem eine Menge verschiedener geistlicher Diener und Beamten gehört: da sind Obere, Superintendenten, Verwalter, Aufseher, Vorsänger, Examinatoren, Kassenbeamte u. a. m., aufser den Musikanten, Sängern und Vorlesern.

Der Lamatempel (Churul) ist in einem gefälligen Stile von Stein erbaut. Der obere Teil zeigt, wie die chinesischen Pagoden, spitze Türmchen, und nach aufsen gebogene Dachkanten.

Vom Eingange des Tempels führt zum Hauptaltar ein Säulengang, in welchem die Bakschi (Oberpriester), Gelunen (Unterpriester) und andere lamaitische Tempeldiener auf dem Fufsboden Platz nehmen. Vor dem Hauptaltare haben der Lama und Ober-Bakschi ihren Sitz auf niedrigen Bänken: sie halten jeder eine Glocke in der Hand.

Im höchsten Grade merkwürdig ist die lamaitische Kirchenmusik, welche bei besonders festlichen Gelegenheiten vor Beginn des Dienstes im Tempel aufgeführt wird. Es dürfte schwer sein, ein ähnliches Orchester, ähnliche Instrumente zu sehen, und ein gleiches ohrenzerreifsendes, nervenerschütterndes Konzert zu hören. Man denke sich Riesenposaunen von $2^2/_3$ m Länge, Hörner von allen Gröfsen, kleine und grofse Trommeln, Pauken, Messingbecken und noch andere Instrumente von nie gesehener Form, und man kann sich eine Vorstellung machen von dem Höllenlärm, von dem Konzert der brüllenden, schmetternden und quiekenden Töne.

Baschkiren.

Boston Public Library

In einer tiefen, dunkeln Nische steht unter einem Baldachin der Opferaltar, matt beleuchtet von einigen kleinen Laternen und mehreren farbigen Kerzen von Harz. Im Opferaltar befindet sich eine vergoldete sitzende Figur, welche aller Wahrscheinlichkeit nach den Halbgott Siddhartha, den Gründer des Buddhismus, vorstellen soll (vgl. S. 90).

Auf dem Altar stehen kleine silberne Schalen mit Opfergaben, welche meistens aus Weizenkörnern, frischen Äpfeln und kleinen Kuchen bestehen. Von den Decken herab hängen Zeugstreifen mit Gottheiten bemalt, oder in grofsen ornamentalen Verschlingungen das Schiboleth des Lamaismus: Om mani padme hum (O, das Kleinod im Lotos, Amen!) zeigend.

Die Darbringung der Opfer zerfällt in sechs Kategorien: das Wasser gilt dem Meere, der Samen der Erde, das Räuchern der Luft, die brennende Ampel dem Feuer, ungesäuertes Brot den Menschen, Musik und Glocken gelten der ganzen Welt.

Zwei Kirchendiener mit glattrasierten Schöpfen, ohne Kopfbedeckung, in langen, roten Gewändern, stehen als Wächter am Altar, brennende Kerzen von roter und grüner Farbe in den Händen haltend.

Die lamaitische Priesterschaft zeichnet sich durch ihr mannigfaltiges, barockes, buntes Kostüm aus: ein Gelun oder Tempelgeistlicher bedarf zum vollen Ornat Kamisol, Obergewand, Kragen, Binden, Bänder, Schnuren und Gürtel von allen möglichen, meist schreienden Farben.

Die zum Cölibat verpflichtete Geistlichkeit zerfällt in vier Klassen: eine gelbe, rote, weifse und schwarze. Die gelbe Klasse ist dem Gotte der Barmherzigkeit und Liebe geweiht, die drei anderen Klassen den «Dokschiten» oder bösen Geistern.

Die Kopfbedeckung ist in dem Kostüm der Priester der originellste Teil. Dieselbe wird je nach der Klasse und dem Orden in den fabelhaftesten Formen getragen. Man sieht sechseckige, hohe, mit Götzenbildern oder Todtenköpfen verzierte Mützen, bunte Pyramiden, unter welchen das schwarze Haar über das Gesicht herabhängt, cylinderartige Hüte und andere Formen.

Die kleinen Glocken haben im Lamakultus eine grofse Bedeutung, auf einer jeden derselben befinden sich symbolische Zeichen und das erste heilige lamaitische Gebet, das bereits erwähnte Om mani padme hum.

Der Lama sitzt während des Gottesdienstes unbeweglich auf seinem Sessel: hin und wieder läfst er ein Glöckchen erklingen, oder macht gewisse Zeichen mit den Fingern, indem er die Handflächen in einander legt.

Wie bequem man es sich beim «Beten» zu machen weifs, ist schon oben erwähnt worden.

In jedem Lamatempel befindet sich auch eine Anzahl heiliger Bücher, welche in einer achtfachen Hülle von Seidenzeug, in Rollen zusammengeschnürt, sorgfältig aufbewahrt werden. Dieselben enthalten auf grofsen, einzelnen Bogen Vorschriften der lamaitischen Lehre in tibetanischer Schrift. In keiner Religion der Welt hat die Zahl der heiligen Bücher nur annähernd eine solche Höhe erreicht, wie im Buddhaismus. Die heiligen Bücher Tibets bilden 350 Folianten, welche teils in Lassa, teils in Peking gedruckt werden. Für ein Exemplar der heiligen Bücher des Kan-djiura, welches aus 100 Folianten besteht, zahlt man 7000 Ochsen. Die geistliche Litteratur des Lamaismus kommt mithin etwas teuer zu stehen.

Das Haupt der lamaitischen Hierarchie ist bekanntlich der Dalai-Lama (wörtlich Ozean-Priester), der in Lassa in Tibet seine Residenz hat, und thatsächlich der Souverän dieses Landes ist, trotzdem er dem Bogdo-Chan in Peking alle drei Jahre einen kleinen Tribut zahlt.

Ihm gleich an Heiligkeit, wenn auch nicht an politischer Bedeutung ist der Ban-tsin-erdeni, und diesem folgt der Kutuchta in Urga, welchem dann die Kutuchten oder Higenen in den verschiedenen Tempeln des Landes folgen. Alle diese Herren Schaberons, wie sie genannt werden, sterben nicht; alle sind irdische Inkarnationen Buddhas, der in ihrer Gestalt unter den Menschen wohnt, um denselben zur Erlangung der Vervollkommnung behilflich zu sein, und ihnen die Vereinigung mit der Urseele zu erleichtern. Sie wechseln blofs den Körper, wie andere Sterbliche

einen abgetragenen Rock wechseln und mit einem neuen vertauschen. Wenn ein Schaberon die irdische Hülle abgelegt hat, wird vor allen Dingen viel Räucherwerk abgebrannt, viel gebetet und gefastet. Die Lama suchen so lange, bis sie endlich drei geeignete Knaben ausfindig gemacht zu haben glauben, unter welchen das Loos entscheidet. Die beiden anderen Konkurrenten werden ihren Familien zurückgegeben und erhalten je fünfhundert Unzen Silber von der Regierung.

Die Toten aus vornehmer Familie werden bei den Kalmüken verbrannt. Man bindet den Körper mit untergeschlagenen Beinen auf einen eisernen Stuhl fest, und stellt diesen, indem man den Leichnam mit wohlriechendem Öle übergiefst, auf den Scheiterhaufen. Die Asche wird gesammelt, mit Teig vermischt und zu kleinen, runden Fladen geformt, welche unter den Freunden und Verwandten des Verstorbenen als Andenken verteilt werden. Die Körper der gemeinen Kalmüken werden weder beerdigt noch verbrannt, sondern einfach in die Steppe geworfen, wo die Sonne sie ausdörrt, oder wilde Tiere und Raubvögel sie verzehren.

Zu den Uralaltaiern haben wir auch die in den gesegneten Bergen und Thälern des Ural wohnenden Baschkiren zu zählen, über deren Abstammung wir nur wenig wissen.

Eine alte Überlieferung meldet Folgendes: Vor Zeiten sollen Missionäre aus Bochara ausgezogen sein, um den mohammedanischen Glauben zu predigen. Sie waren über ihren Weg in Ungewifsheit, denn wohin sie sich auch wenden mochten, überall waren Kafirn, d. h. Ungläubige. Da erschien ihnen ein Wolf und führte sie in das Uralgebirge, wo die Voreltern der heutigen Baschkiren als Heiden lebten. Deshalb erhielten sie den Namen Baschkurt, d. h. Wolfsköpfe.

Das Leben der Baschkiren ist im Winter traurig und monoton. Sie leben in denselben elenden, schmutzigen Hütten wie ihre Vorfahren: Rindvieh, Pferde und Schafe befinden sich fast immer unter freiem Himmel, da die Hütten nur von den Seiten durch elende Zäune gegen die Schneestürme geschützt sind. In den langen Winterabenden sitzen die Baschkiren in trägem Nichtsthun um den Tschuwal, eine Art Kamin, und irgend ein redseliger Alter erzählt ihnen von den goldenen Zeiten, die sie, wie jedes andere Volk natürlich auch gehabt haben wollen, und in denen es noch anders herging, als in der gegenwärtigen traurigen Ära.

Aus Faulheit lassen sie ihre Felder zum Teil unbebaut, so dafs sie die gröfsere Hälfte des Winters mit Hungersnot kämpfen und einander um einen Bissen Brot auf die hinterlistigste Weise betrügen.

Im Winter findet man auch Muse, an Brautwerbungen und Hochzeiten zu denken, und hier zeigt sich der Baschkir in seiner volkstümlichen Gestalt und Weise. Der Vater eines heiratslustigen Sohnes sendet an den glücklichen Papa einer heiratsfähigen Tochter einen Freiwerber ab, welcher beim Eintritt in das Haus sein Oberkleid ablegt und in seinem reichverzierten Tschikmen (kurzer Kaftan) vor dem Hauswirte erscheint, der ihm den Ehrenplatz anweist. Das Mahl, welches bei dieser Gelegenheit bereitet wird, beginnt mit Thee, dem Lieblingsgetränk, ohne welches kein Baschkir leben kann, so dafs er eher sein letztes Kleidungstück verkauft, ehe er sich den Genufs desselben versagt, und endigt mit einem Nationalgericht aus gehacktem Hammelfleisch mit Milch und Nudeln, Bischbarmak, d. h. Fünffingergericht, genannt, weil es mit den Fingern verzehrt wird. Die Gäste begnügen sich jedoch nicht damit, sich selber mit den Fingern zu bedienen, sondern der gute Ton verlangt, dafs man auch seinem Nachbar so viel in den Mund stopft, als eben hineingeht. Fünf bis sechs Leute verspeisen auf diese Art einen ganzen Hammel. Dem Bischbarmak folgt nochmaliges Theetrinken. Nach beendigtem Mahle bringt der Gesandte seine Werbung an. Ist der Antrag günstig aufgenommen, so wird über den Kalym beraten, der sich je nach dem Vermögen der Verlobten von einem Fuder Heu bis auf eine kleine Herde Schafe oder Pferde beläuft.

Der Bräutigam darf seine Braut vor der Trauung nicht sehen: sie wird sorgfältig verborgen gehalten: oft wird er freilich beim endlichen Anblick derselben unangenehm enttäuscht und dann rächt er sich dafür durch eine Tracht Prügel und Scheidung.

Mit dem Beginn des Frühjahrs lebt auch der Baschkir auf. Er ist vollständig überzeugt, dafs der Winter trotz Faulheit und Müfsiggang eine Zeit der Arbeit für ihn gewesen, und er daher im Frühling das Recht auszuruhen habe. Und er ruht in der That aus, wenn er mit seinem Vieh im Nomadenlager in der Steppe lebt. Hier schwimmt er sozusagen in einem Meer von Glückseligkeit, denn er hat so viel Hammelfleisch und Kumys als sein Herz begehrt. Der wolkenlose Himmel der Steppe wölbt sich über ihm, dem Träumen, Schlafen und Faullenzen steht nichts entgegen. Mit Aufgang der Sonne melken die Weiber die Kühe: viel später erheben sich endlich auch die Männer, treten, die Glieder reckend, vor das Zelt um frische Luft zu schöpfen und begeben sich in das Zelt eines Nachbars um — Kumys zu trinken. Doch selbst der Baschkir fühlt zuletzt das Bedürfnis einer Abwechslung dieses einförmigen Lebens, und man kommt deshalb überein, einige Nachbarn zu einem gemeinschaftlichen Sijin (Fest) einzuladen. Dieses beginnt mit einem Mahle, welches aus Thee, Kumys, Hammel- und Pferdefleisch besteht. Nach dem Mahle erfolgen allerlei Ergötzlichkeiten und Spiele, wie Pferderennen und Ringkämpfe: dazwischen hört man hier die Töne von Flöten, dort monotonen, melancholischen Gesang. Mit eintretender Dunkelheit brechen die Gäste auf und lassen ihrerseits nach einigen Tagen an diejenigen, welche sie heute bewirtet, eine Einladung ergehen.

Von origineller Art ist die Musik. Das Hauptinstrument bildet eine Flöte mit vier Löchern, deren Töne der Spieler mit einer Art Singstimme, mit einem Gurgellaut begleitet, zu dem er die nötige Luftmenge durch die Nase einzieht. Hat er einen solchen Doppelton etwa eine halbe Minute lang ausgehalten, dann stöfst er die übrige Luft durch die Nase aus und der Zuhörer bekommt so ein Terzett aus Flötentönen, Brummstimme und Niesen.

Auf diese Weise geht der Sommer hin: die Zeit der Ernte rückt heran, — oder sie ist vielmehr beinahe vorüber: doch die Baschkiren wollen sich nicht entschliefsen aufzubrechen: das Leben im Nomadenlager ist zu schön. Sie erwägen lange und schicken sich endlich, wenn es bereits zu spät ist, zur Heuernte an. «Was thut's,» sagt der Baschkir, wenn er wenig erntet, «für den halben Winter wird's langen, — und dann — nun dann lassen wir die Pferde in die Steppe laufen.» Wenn aber dort die Pferde vor Hunger umkommen, von Wölfen zerrissen werden, oder sonst verunglücken, nimmt man dies für eine Strafe Allahs hin, denn die Baschkiren sind zumeist Mohammedaner.

Das Typische der uralaltaischen Rasse ist in der Physiognomie der Jakuten bis zur Karikatur ausgeprägt. Die sehr stark entwickelten Kauwerkzeuge, deren unterer Teil, der Unterkiefer, so weit hervorragt, dafs zwischen den unteren und oberen Schneidezähnen ein leerer Raum bleibt, erschrecken beim ersten Anblick: man glaubt eine englische Dogge vor sich zu haben, die auf dem Sprunge ist, uns mit ihren Zähnen anzupacken und zu zerfleischen. Die Mundöffnung ist fast so weit als der Unterkiefer lang ist, und unweit von den Mundwinkeln befinden sich Ohrmuscheln von ungewöhnlicher Gröfse, vom Kopfe abstehend, geeignet jeden Laut aus dem nahen Walde aufzufangen und dem wenig entwickelten, in einer niedrigen Stirn eingepreften Gehirn mitzuteilen. Ein mächtiger Haarwuchs, dessen einzelne Fäden wie aus Ebenholz gezogen oder einem Rappen aus dem Schwanze gerissen scheinen, hüllt den fast flachen Hirnschädel ein, kleine tiefliegende schwarze Augen blinzeln über hervorragende Backenknochen hervor und eine gelbliche pergamentartige Haut bedeckt den hageren muskulösen Körper, der wohl stark aber nicht gelenkig ist.

Wenn man einen solchen Jakuten in seiner Winterkleidung sieht, welche aus einem mit den Haaren nach innen und einem mit den Haaren nach aufsen gekehrten Pelze (Sanajach), einem Paar Torbasy (Stiefeln aus Rentierfell mit den Haaren ebenfalls nach aufsen), und in einer Pelzmütze besteht, so findet man wohl im ersten Augenblick keinen grofsen Unterschied zwischen ihm und dem Bären, mit dem er kämpft, um ihn seines Felles zu berauben und sich seines Fleisches zu bemächtigen.

Im Sommer ist die Kleidung eine weit leichtere. Man trägt dann ein blaues oder rotes Hemd aus baumwollenem Stoff, blaue Pluderhosen, leichte Torbasen aus Elenhaut, die Haare nach innen gekehrt, einen langen Kaftan aus sehr grobem, weifsen Tuche und eine Mütze aus Entenhaut mit dem ganzen Federschmucke nach aufsen gekehrt. Baumwollene Stoffe und Tuche tauschen die Jakuten gegen Pelzwerk von den Russen ein. Wie bei allen uralaltaischen Stämmen sind die Weiber dem Äufseren nach von den Männern kaum zu unterscheiden; das gleiche Leben, die gleiche Beschäftigung drückt den Physiognomien der Weiber den männlichen Stempel auf.

An das Unglaubliche grenzt die Gefräfsigkeit dieser Nomaden — vier derselben können ohne grofse Beschwerden ein fettes Pferd in zwei Tagen vertilgen. Rohes, gebratenes, gekochtes, frisches, oder selbst schon stark angegangenes Fleisch — alles ist ihnen gleich. Maulwürfe sind eine Lieblingsspeise, das Fett des Argalischafes (Ovis Ammon) ziehen sie aber allem anderen vor. Gefräfsigkeit steht bei ihnen sogar in Ehren. Mit Achtung sagen sie von einem Vielfrafse: Utio assatschi-chisse! «Das ist ein starker Esser!» während die Mäfsigen gewöhnlich mit den Worten verhöhnt werden: «Was bist Du für ein Mensch!»

Jakute und Jakutin.

Nicht nur den Jakuten, sondern überhaupt allen nomadisierenden Uralaltaiern ist das Rentier von gröfstem Werte; denn er reitet auf demselben, es ist aufserdem sein Zug- und Lastvieh, das Fleisch bildet eine Hauptnahrung, die Sehnen dienen den Frauen als Zwirn, und die Felle geben Allen Kleidung und liefern Dächer für die Jurten. Deshalb schätzt man auch den Reichtum eines Mannes nach der Anzahl der Rentierweibchen, welche er besitzt. Aber die genaue Zahl derselben erfährt man nie, weil der Aberglaube herrscht, dafs die Herden aussterben, wenn ein anderer weifs, aus wie viel Häuptern sie bestehen. Im Winter läfst man sich auf leichtem Rentierschlitten über die weiten Steppen im Fluge tragen. Auf zwei, gegen 2 m langen, Kufen ruht ein Korb aus Flechtwerk, der mit einer offenen Gallerie von kleinen Stäben umgeben ist. In diesen engen Raum legt man die Vorräte, welche dem Reisenden als Polster dienen. Es werden nie mehr als zwei Rentiere vorgespannt. Das Geschirr derselben besteht aus einem ledernen Kummet, welches über der Brust liegt. Die Zügel werden am Geweih befestigt.

Im Tauschhandel gilt bei allen diesen Völkern der Ziegelthee als gebräuchlichste Einheit, der zu diesem Zwecke oft in sehr kleine Stückchen zersägt wird. So hat z. B. eine Pfeife einen Wert von 2 bis 5 Stückchen Ziegelthee, ein Schöps gilt 12 bis 15, ein Rentier 100, ein Kameel (soweit deren noch vorkommen) 120 bis 150 Stücken. Wer also Einkäufe machen will, mufs einen Sack voll, besser eine Wagenladung voll, schwerer Ziegeltheestücken mit sich führen.

Der Jakute beschäftigt sich nicht mit Ackerbau, weil er fest überzeugt ist, dafs alles, was ihn Gutes oder Böses treffen kann, entweder direkt von seinem Gotte verfügt und gesendet oder durch dessen Zulassung vom Hausgeiste, vom eigentlichen «Wirte» der Jurte verübt worden ist. Einer dieser Wirte herrscht unumschränkt, wenn auch für gewöhnlich ganz unsichtbar, im Zelte, ein anderer in der Rentierherde, ein dritter im Walde, ein vierter im Wasser; ja es scheint, dafs jede Tiergattung ihren besonderen Wirt, ihre besondere Vorsehung hat. Wenn es die

Vornehmer Jakute.

Jakuter Vorsehung zu arg treibt mit ihrem Mündel, oder wenn sich der Hausgeist doch zu viel herausnimmt, so wendet sich der Geplagte an den Schamanen, um durch dessen Hilfe eine Änderung zu erreichen. Der Jakute opfert den Wirten an gewissen Orten, wo sie sich mit Vorliebe aufhalten, Pferdehaare, welche er mit vieler Ehrfurcht an den Ast eines Baumes oder an Stäbe bindet, die in der Nähe dieses Baumes in die Erde gesteckt sind. Jeder Wanderer ist verpflichtet zu einem solchen «Obon» einen Stein heranzutragen, um denselben vergröfsern zu helfen. Je grauenhafter die Gegend, je nackter die Einöde, je sumpfiger das Wasser, desto mehr preist er die Schönheiten, bewundert er die Fülle der Schätze und ist er entzückt von

der Klarheit des Sees. Es ist nicht die Einbildungskraft, welche ihn hinreifst, sich solcher Selbsttäuschung hinzugeben; er will seinen Rübezahl, den Gott der Gegend, betrügen und ihn durch seine Lobpreisungen bei guter Laune erhalten. Denn zwei Hauptgottheiten sind es, welche die Jakuten mit den meisten anderen ihrer Stammesverwandten fürchten oder lieben: eine gute, den Ülgän, von manchen Tängiri-Khan (Himmelsfürst) genannt, und eine böse Gottheit, Erlik oder Schaitan. Im allgemeinen kümmert sich das Volk wenig um diese überirdischen Wesen und deren Kultus besteht nur noch darin, dafs man in jeder Jurte eine geweihte Stelle hat, wo

Tanzende Schamanen.

verschiedene Götzenbilder aufgehängt sind; auch vor der Jurtenthür baumelt zwischen zwei Stangen ein Strick mit bunten Lappen und Bändern zu Ehren der Götter. Mit diesen äufseren Ceremonien glaubt man aber auch genug gethan zu haben. Gebetet wird niemals.

Bei allen, der uralaltaischen Rasse angehörenden Völkern, spielen die Schamanen als Priester, Heilige, Wunderthäter, Propheten, Ärzte und sonstige Helfer eine hervorragende Rolle. Nicht allein, dafs sie bei allen Feierlichkeiten, z. B. Hochzeiten, Beerdigungen u. s. w. für unentbehrlich erachtet werden, auch auf das alltägliche Leben dieser Völker üben sie einen bedeutenden, meist Unheil bringenden Einflufs.

Als Schamanen werden nur solche Menschen anerkannt, die sich über die anderen Leute ihres Stammes erhoben haben; sie werden gleichsam als Halbgötter angesehen, welche jenen Kräften, die das Weltall regieren, gleichstehen. Der Schamanismus ist nicht erblich, sondern wird nach Wahl bestimmt, die sich auf die Fähigkeit und Anstelligkeit des Kandidaten gründet. Jeder Älteste oder grofse Schamane (Ulukam) wählt sich einen Schüler (Kitschikama, d. h. kleinen Schamanen). Der Ulukam trägt einen vollkommenen Schamanenanzug und vollzieht alle religiösen Ceremonien. Der Kitschikama hat kein besonderes Gewand und beschäftigt sich nur mit der Krankenpraxis bei Menschen und Tieren mittels geweihter Läppchen und Stäbchen.

Um Schamane zu werden, ist es unumgänglich notwendig, kränklich, schwächlich und mager zu sein. Einen kräftigen starken Mann wählt und weiht man nicht zu diesem Berufe. Verfällt aber jemand in Tiefsinn, Epilepsie, kommen bei ihm Wutanfälle und Verzückungen vor, so wird er sicher ein guter Schamane, und der Ulukam wählt ihn, um ihn in seine Geheimnisse einzuweihen. Zuerst kuriert er den erschöpften Kranken durch Zaubereien, Besprechungen und Beschwörungen, magnetisiert ihn beim Klange des Tamburins etc. Hierauf giebt er ihm die Anfangsbegriffe von Religion, unterrichtet ihn in einigen seiner Künste, und läfst ihn ein ganzes Jahr lang, von Frühling zu Frühling, darin üben und vervollkommnen.

Wenn endlich der Novize von den Geistern für würdig und fähig zum Schamanendienst gehalten wird, so erscheinen ihm diese im Frühling des Nachts und lehren ihn, mit ihnen zu verkehren. Geschieht dies nicht, so liegt darin ein Beweis, dafs sie ihn nicht für würdig halten, und seine Prüfungszeit währt noch ein Jahr länger.

Alle Ceremonien der Schamanen bestehen einzig und allein in Gebeten, Opfern, Beschwörungen, Prophezeiungen und ärztlichen Beratungen. Gebete und Opfer werden den Göttern oder Schutzgeistern dargebracht, um ihnen zu danken, sie um etwas zu bitten oder zu versöhnen. Auch beschwört sie der Schamane, damit sie den Menschen in Unglück oder Krankheit beistehen, sie vor frühem Tode behüten, mit Überflufs an Gütern bedenken, die Familien und Herden mit Fruchtbarkeit segnen, von bösen Geistern gesendete epidemische Krankheiten von ihnen abwenden, ihre Feinde besänftigen und versöhnen. Die ärztlichen Beratungen geben dem Kranken Anweisungen und Mittel, sich mit Beistand des Schamanen heilen zu lassen.

Die Tracht des Schamanen oder Tadib ist höchst wunderlich: ein Hemd aus weichem Leder, mit Fransen von rotem Tuch benäht, auf den Schultern eine Art roter Epauletten. Die Augen sind mit einem gleichfalls roten Tuchlappen bedeckt, damit sich die Schamanen ungestört nach innen vertiefen können. Der Kopf bleibt unbedeckt und ist nur von einer roten Schnur umschlungen. Auf der Brust trägt er eine eiserne Tafel und in der Hand hält er eine mit kupfernen Ringen, Blechstücken und Tierschwänzen behängte Trommel, welche den Zweck hat, die Geister aus dem Schlafe zu erwecken, wenn sie unter Absingen einiger Lieder citiert werden. Gewöhnlich hat ein solcher Priester noch einen Schüler bei sich, welcher beim Erscheinen der Geister, sobald der Schamane die Trommel bearbeitet, und unter lautem Geschrei in Raserei verfällt, bald die Lieder leise weiter singt, bald in das Geheul des Tadib mit einstimmt. Hierauf wird der Spruch des Orakels den Zuhörern mitgeteilt.

Die Schamanen selbst scheinen die Sache nicht sehr ernsthaft zu nehmen, denn sie sind für kleine Geschenke gern erbötig, jedem Reisenden ihre Künste mit der Zaubertrommel vorzumachen. Man sieht, dafs, wie im alten Rom, so auch in den fernen asiatischen Steppen das Sprichwort gilt: mundus vult decipi, ergo . . . . . .

Vornehmer Anamite im Palankin.

Gewerbtreibende Birmanen.

Boston Public Library.

INDOCHINESEN.

Noch bei Beginn dieses Jahrhunderts haben die Europäer mit ungerechtfertigter Geringschätzung auf die Asiaten herabgeblickt. Am ehesten wurde man den Arabern gerecht, dann kamen die Chinesen, nach ihnen die Hindu zu Gnaden, und jetzt darf man nur mit höchster Achtung von den Japanern sprechen, wenn man sich keine Blöfse geben will. Allein die drei mongolischen Völker, mit denen wir uns nunmehr beschäftigen wollen, welche, zwischen Hindu und Chinesen eingeklemmt, gewöhnlich als Indochinesen bezeichnet werden, die Tonkinesen (Anamiten, Kochinchinesen) Siamesen und Birmanen galten zeither nur als halbe Kulturvölker, als Zöglinge der Hindu und der Chinesen. Auf Grund neuerer Forschungen ist diese vorgefafste Meinung unhaltbar geworden und wir haben auch diesem mongolischen Zweig eine Stelle unter den Kulturvölkern einzuräumen.

Mit dem Beginn unseres Jahrhunderts ist das Reich Anam (d. i. südlicher Frieden) entstanden, das sich aus den früher China unterworfenen Provinzen Tonkin, Kochinchina und Tschampa zusammensetzt. Begrenzt im Norden von den chinesischen Provinzen Kuang-tung und Kuang-si und dem neuentstandenen Reiche Tali (Yünnan), im Westen von Siam und dem französischen Schutzstaat Kambodscha, im Süden von Französisch-Kochinchina, im Osten von dem Chinesischen Meere, ist die Bevölkerung Anams, des östlichsten unter den Reichen Hinterindiens, den Chinesen am meisten verwandt.

Litteratur. Sitten und Tracht schliefsen sich dem Chinesischen an; auch die Staatsform, eine absolute Monarchie mit einem Kaiser an der Spitze, ist dem Blumenreiche der Mitte entlehnt. Ebenso wie in China herrschen die Religionen des Konfuzius, des Lao-Tse und der Buddhismus gleichberechtigt neben einander.

Indessen der in Anam am meisten in Ehren gehaltene Kultus ist der der Schutzgeister. Das ganze Geisterpersonale wird in zwei Kategorien eingeteilt: die guten Geister, welche man zur Erlangung von Wohlthaten anruft, und die bösen Geister, die man anbetet, um den Ausbrüchen ihres Zornes zu entgehen.

Jedes Dorf hat seinen Geist, jeder Geist seinen Tempel, in welchem er nach den im Dorfe althergebrachten Gewohnheiten angebetet wird. Im Äufseren haben die Buddha-Pagoden mit denen der Schutzgeister grofse Ähnlichkeit; im Inneren aber weichen sie wesentlich dadurch von einander ab, dafs sich in den ersteren aufser dem, den Namen Tisch-la-mo-ni-phat führenden Bilde Buddhas, noch eine Menge anderer mehr oder minder groteske, irdene, hölzerne oder kupferne, gewöhnlich vergoldete Gottheiten befinden, während man in letzteren nur einen Thron sieht, auf welchem der Schutzgeist in unsichtbarer Form seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Diese Schutzgeister sind vom Kaiser anerkannt und werden von ihm nach Gutdünken im Range erhöht oder erniedrigt. Wenn er einen derselben um frischen Wind für die Segel der Schiffe bittet, und der Wind weht nicht, oder wenn er ihn um das Ende herrschender Trockenheit anfleht und es trifft kein Regen ein, dann läfst er seinen Thron in den uns von China her bekannten Pranger, den Kangue, sperren und ihm Rutenhiebe geben, um den Geist zu bestrafen, dafs er für die Bitten taub geblieben ist. Manchmal entzieht der Kaiser einem solchen Geiste sein Gottesdiplom und brandmarkt ihn mit öffentlicher Absetzung. Tritt hingegen Regen ein, oder weht der gewünschte Wind, so wird der Geist durch kaiserlichen Erlafs zu einem höheren Range befördert.

Auch der Ahnenkult ist noch zu erwähnen: er ist für die Familie das, was der Kultus der Schutzgeister für die Gemeinde ist. In jedem Hause ist dem Andenken der Vorfahren ein Gemach, oder wenigstens ein Bett vorbehalten. Hier versammelt sich zu Anfang jedes Jahres, und an den Jahrestagen ihres Todes die ganze Nachkommenschaft derselben, um ihnen Opfer darzubringen, Weihrauch anzuzünden, Niederwerfungen vorzunehmen, und bei einem gemeinschaftlichen Festmahle zu schmausen.

Soldaten der kaiserlichen Garde in Anam.

In Anam, wie in China kann man zu einem öffentlichen Amte nur dann gelangen, wenn man einen der drei litterarischen Grade (das Tu-tai oder Baccalaureat, das Hüng-ku oder Lizentiat oder das Tien-si oder Doktorat) erworben hat. Mit der Verleihung der litterarischen Grade, die durch ein besonderes Diplom geschieht, ist das Geschenk eines Feierkleides oder einer Feiermütze verbunden, welche der Herrscher jedem Neugraduierten einhändigen läfst. Um Mandarin zu werden, mufs man mindestens den Grad eines Lizentiaten der chinesischen Litteratur erlangt haben.

Die Bevölkerung ist in mehr oder minder grofsen Dorfschaften vereinigt. Letztere sind mit hohen und starken Bambushecken umgeben, und haben fast sämmtlich Thore, die nachts geschlossen werden. Bei diesen Thoren sind vier bis fünf Mann als Wache aufgestellt, welche in den Feldern die Runde zu machen haben. Diese Vorsicht ist notwendig, genügt aber nicht immer um die Tiere abzuhalten.

Jeder Ort bildet gewissermafsen eine kleine Republik, welche ihre Vorstände, ihre eigenen Gebräuche, Sitten und Vorrechte, sowie ihre besondere Regierung hat. Der gröfste Teil der Bevölkerung besteht aus Ackerbauern; doch giebt es auch grofse schwimmende Dörfer auf Flüssen oder am Meeresufer, deren Bewohner vom Fischfang leben. Ferner trifft man Dorfschaften, deren sämtliche Einwohner Handelsleute, Schreiner, Zimmerleute, Schmiede u. s. w. sind — der Flecken bildet gleichsam die einzige Werkstätte eines und desselben Gewerbes. Ja, es giebt einen Ort, dessen ganze Einwohnerschaft aus gewerbsmäfsigen Dieben besteht, und einen anderen, dessen Bevölkerung zu gewissen Jahreszeiten den Bettelstab in die Hand nimmt. Dies ist ihr Handwerk, obschon sie nicht ärmer sind, als die anderen. Daher rührt die grofse Charakterverschiedenheit, die man oft unter den einzelnen Ortschaften wahrnimmt. In gewissen Schichten der Bevölkerung findet man grofse Ehrlichkeit und Einfachheit, während andere durchaus verdorben sind. Die beste Klasse ist die der Ackerbauer, die schlimmste die der Mandarinen. Wein, Spiel, Opium, Schauspiel, Musik und Schlemmerei bilden den Hauptzeitvertreib der letzteren, deren einzige Sorge darauf gerichtet ist, den Fürsten zu hintergehen um Gunstbezeigungen zu erlangen, das Volk zu unterdrücken um es auszusaugen, die Gerechtigkeit zu verkaufen um sich auf Kosten der Unglücklichen zu bereichern. Natürlich fehlt es auch dieser Klasse nicht an Ausnahmen, diese aber sind leider sehr spärlich, und das Beispiel, welches der König und sein Hof geben, ist nicht geeignet, den Staatsbeamten Liebe zur Tugend einzuflöfsen.

Das Kriegsheer zerfällt in sechs Armeekorps; das erste davon ist die kaiserliche Garde. Prügel, welche jeder höhere Offizier dem untergebenen Offizier diktieren darf, sind das Universalmittel zur Begründung der Mannszucht. Die Bewaffnung ist nur bei der Garde erträglich; doch gab es früher einheimische Stückgiefsereien, deren Erzeugnisse nicht schlecht waren. Die Reiterei ersetzen Elefanten, welche, in die Mitte der feindlichen Schlachthaufen gejagt, Schrecken und Verwirrung verbreiten können.

In Hinterindien, begrenzt von China, dem Birmanenreiche, den britischen Besitzungen jenseits des Ganges und den souveränen Malayenstaaten, liegt das aus den unmittelbaren Landschaften Siam und Kambodscha und aus den unmittelbaren Ländern der tributpflichtigen Malayenfürsten und der Laos bestehende Königreich Siam.

Es bilden die Laos, echte Mongolen, den Grundstock der heutigen Siamesen. Sie sind von ihren ursprünglichen Wohnsitzen, irgendwo auf dem osttibetanischen Hochlande, dem Thale des Mekhong entlang, immer weiter nach Süden vorgedrungen. Noch heute haben die Laos, welche von den Siamesen und Birmanen Schan genannt werden, das Stromthal des Mekhong inne. Das Gebiet der Laos wird in eine grofse Zahl von Provinzen geteilt, deren Statthalter von den siamesischen Königen ernannt werden.

Das Strafgesetzbuch bildet im vollen Sinne des Wortes einen Prügelkodex mit vielen Abstufungen. Hiebe und wieder Hiebe sind die Hauptsache: wer eine Tracht Schläge erhält, verliert dadurch nichts in der Achtung seiner Stammesgenossen, die Strafe gilt keineswegs für schimpflich.

Auch einem hohen Mandarinen kann es begegnen, dafs er geprügelt wird. In Kochinchina und Kambodscha fallen die Hiebe dahin, wo sie auch bei uns die unartigen Knaben bisweilen empfangen, die Laos erhalten ihre Schläge in die Gegend oberhalb der Hüften.

Der Unterschied des Ranges und der Geburt wird streng beobachtet; man hat Aufwandsgesetze, welche dem Manne das Tragen gewisser Kleiderstoffe und Schmucksachen verbieten. Auch die Gestalt und Farbe der Sonnenschirme ist je nach Rang und Würde derer, welche von ihnen beschattet werden, genau bestimmt.

Die Laos sind durchgängig wohlgestaltet und auch kräftig gebaut. Der Ausdruck des Gesichts bildet ein eigentümliches Gemisch von Feinheit und Gleichgiltigkeit, von Schüchternheit und Wohlwollen. Das Haupthaar wird abgeschoren und nur auf dem Wirbel bleibt ein Schopf stehen.

Für Kleidungsstücke wählt man stets lebhafte Farben, die sich von der angedunkelten Haut sehr vorteilhaft abheben. Kopfputz und Fufsbekleidung sind nicht üblich. Kinder schmücken sich mit Arm-, wohl auch mit Knöchelringen von Gold, Silber oder Kupfer, und wenn dergleichen von Metall nicht zu haben sind, von Seide oder Baumwolle. Erwachsene Männer befassen sich mit solcherlei Zierrat nicht: sie legen nur Wert auf Fingerringe mit glänzenden Steinen; auch Ohrringe werden getragen. Hinter den Ohren steckt stets eine mit Bambudeckblatt umwickelte Cigarette.

Die meisten Laos tätowieren Unterleib und Schenkel. Die nördlichen, Lao-Süene (Schwarzbäuche) genannt, tätowieren sich vom Fufsknöchel bis zum Nabel und unterscheiden sich dadurch von den südlichen Stämmen, die man im Gegensatz Weifsbäuche nennt. Bei ersteren ist der Unterkörper mit dunkelvioletten Arabesken bedeckt, mit welchen Figuren von Blumen und Tieren gemischt sind. Der Künstler läfst sich für seine Bemühungen von 4 Mark bis zu 7 Mark bezahlen. Er nimmt Schweins- oder auch Fischgalle, die er mit einem Rufs mischt, den er von mit Sesamöl getränkten Dochten gewinnt. Dies Gemisch läfst er trocknen, und wenn er an die Arbeit geht, verdünnt er die Masse mit Wasser. Die Operation nimmt er vor mit einer Nadel, die etwa 60 cm lang und am unteren Ende 1 cm breit ist. Die Spitze ist gespalten, wie jene einer Schreibfeder und zwar auf eine Länge von 5 cm.

Auch die Frauen sind nur spärlich bekleidet. Sie schlagen den Languti (Schurz) so um die Hüften, dafs er bis über die Kniee herabfällt und eine Art von Rock bildet; dann werfen sie ein Stück Zeug über die Schultern. Das prachtvolle schwarze Haar wird nicht geschoren, sondern als Chignon getragen und mit einem hellfarbigen Bande umwickelt. Dieses kleine Diadem erhält seinen Schmuck durch Blumen; Hals- und Armbänder sind im allgemeinen Gebrauch.

Bei den Begräbnissen dürfen Ringkämpfe nicht fehlen, bei denen sich Athleten mit den Fäusten auf das herzhafteste durchbläuen. Die Toten werden verbrannt und erst hinterher bestattet.

Vor dem Tode hegt man keine grofse Furcht, wohl aber beschäftigt man sich lebhaft mit dem Gedanken, es könnten sich die Geister der Seele des Abgeschiedenen bemächtigen und ihr allerlei Widerwärtigkeiten anthun. Bei Tage sind diese Geister schon fern zu halten, aber nach Eintritt der Dunkelheit und namentlich um Mitternacht werden sie sehr keck und aufdringlich und man hat dann seine liebe Not, sie abzuwehren. Indes die Bonzen sagen, dafs viel Beten viel helfe: aufserdem mufs man aber auch noch so argen und vielen Lärm machen, wie nur immer möglich, dann geben am Ende die Geister klein bei und die liebe Seele hat Ruhe.

Die Zahl der wilden Bergstämme, die sich an die Laos anschliefsen, ist bedeutend, indessen wissen wir von ihnen vergleichsweise nur wenig. Selbst über ihre Namen sind wir noch im Unklaren. Da giebt es Kwui, Samreh, Khamen Dong, Xong, Kha, Chmus, Puthai, Mutseu und zahllose andere, welche in Tracht, Sitten und Gebräuchen vielfach mit den Laos übereinstimmen.

Das herrschende Volk in Hinterindien sind die Siamesen, welche sich selbst Thai oder Freie nennen, zu den Buddhisten gehören und eine zahlreiche, durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Priesterschaft, die Talapoinen, haben, die sich grofser Achtung bei dem Volke erfreuen.

Talapoinen ist die den Priestern von den Europäern beigelegte Bezeichnung nach der Talapatpalme (Corypha umbraculifica), aus deren Blättern der Fächer bereitet wird, den sie stets in der Hand tragen. Von den Siamesen werden sie Phra (die Grofsen, Göttlichen, Majestätischen) genannt.

Die Siamesen sind verschwenderisch in müfsigen Zuthaten und Etikettesachen. Bekanntlich sind sie das einzige Volk, das sich den Luxus von zwei Königen vergönnt. Diese alte Sitte hat im übrigen jetzt alle Bedeutung verloren: der zweite König, Wangna betitelt, der gewöhnlich aus der nächsten Verwandtschaft des ersten Königs gewählt wird, lebt ruhig in seinem Palaste und kümmert sich gar nicht um die Regierungsangelegenheiten. Wenn kurzweg vom Könige die Rede ist, so ist damit stets der erste König gemeint.

Anamitischer Mandarin.

Es bestehen wesentliche Unterschiede zwischen dem eigentlichen Volke, das am Handgelenk mit einem Tätowierungsmerkmal gezeichnet wird, und den Ungezeichneten, zu denen die Edelleute sowie die Beamten mit ihren Familien gehören.

Ein jeder wird nämlich im sechzehnten Lebensjahre im Monat April am Handgelenk mittels Nadel und Ätzfarbe mit besonderen Zeichen tätowiert, je nach seiner Berufsart als Zimmermann, Steinmetz, Schiffer u. s. w. Reiche können sich einen Freibrief kaufen, müssen ihn aber versteuern mit 8 Tikal (20 Reichsmark) im sechzehnten und mit 12 Tikal (30 Mark) im zwanzigsten Jahre. Die Freibriefe, sowie die Register der Tätowierungen liegen in den betreffenden Kanzleien, und durch Nachschlagen in den Registern kann jeder seine Herkunft nachweisen: ja es würde eine grofse Beleidigung sein, wollte man von irgendeinem behaupten, dafs er keinen Stammbaum besitze.

Während in Kriegszeiten die allgemeine Wehrpflicht gilt, rekrutiert sich in Friedenszeiten das Heer aus den Arbeitergilden, die dem Kriegsministerium zugeteilt sind. Zimmerleute werden stets als Takan (Wehrpflichtige) eingeschrieben.

Jeder Siamese steht unter dem Patronat irgend eines Höheren, dieser unter einem noch Höheren und so fort bis zum Könige. Die Unfähigkeit und Habgier der grofsen Menge von Statthaltern und Unterstatthaltern übersteigt alle Begriffe. Charakteristisch dafür ist, dafs das siamesische Wort sarenival, welches wir mit regieren übersetzen, buchstäblich bedeutet: das Volk auffressen.

Jedermann kriecht vor dem Höhergestellten und liegt auf den Knieen oder dem Bauche, wenn er Befehle entgegennimmt. Die ganze Gesellschaft befindet sich immerwährend gleichsam in einem Zustande des Kniebeugens oder sie liegt auf dem platten Leibe: alle zusammen aber kriechen im Staube vor dem Könige. Die Unterwürfigkeit erstreckt sich nicht blofs auf die Person des Monarchen, sondern auch auf den Palast. Wer in Sicht der Thore desselben kommt, mufs sein Haupt entblöfsen, auch die höchsten Beamten müssen ihre Sonnenschirme schliefsen.

Am Palaste sind königliche Schützen aufgestellt, welche darauf halten, dafs jeder seine Reverenz bezeige, und wer es etwa vergifst, wird gezüchtigt, denn der wachthabende Bogenschütz sendet ihm eine aus harter Erde verfertigte Kugel zu.

Vom Könige abwärts hat nicht nur jeder sein Prädikat, sondern diese Rangabstufungen machen sich, wie ehemals bei uns, als noch zwischen Sie, Du und Er unterschieden wurde, in den Bei- und Vornamen je nach dem Stande des Sprechenden oder Angeredeten bemerklich. Dies erstreckt sich denn auch auf das Ich, wofür man, wo Höflichkeit geboten ist, «ich, des Herrn Diener» gebraucht, wo aber Demut erfordert wird, «ich, das Härchen» (meine Wenigkeit), oder «ich, das Stäubchen auf der Fufssohle des heiligen Herrn der Barmherzigkeit», oder «ich, die kleine Bestie» anwendet. Wir haben wenig Ursache uns darüber lustig zu machen, da uns selber ja vor kurzem noch vorgeschrieben war, im Verkehr mit Behörden das Ich streng zu vermeiden, und nur von dem allerunterthänigst, treugehorsamst Unterzeichneten zu reden. Früher war Chao, was noch jetzt einen Edelmann fürstlicher Abkunft bezeichnet, die höchste Anrede: jetzt ist es Phra, was auf die Gottheit und den König angewendet wird. Der Titel des ersten Königs lautet Phra Bard Somdetsch Phra Paramendr Maha Phra Chan Klau Chau thu hua, d. h. der göttliche Fürst, der erhaben Vollkommene, Höchste, die grofse Krone, welche abstammt von den Engeln des erlauchtesten Herrschergeschlechtes der grofsen und mächtigen Könige, der da hat die vollkommene Gerechtigkeit, der grofse Kaiser, der erhabene Gipfel, welcher herrscht. Aufserdem führt er noch eine Reihe anderer Bezeichnungen, die, wenn wir sie alle angeben wollten, eine ganze Seite füllen würden. Aber auch alles, was der König an und um sich hat, erhält Titel; nicht nur sein Sonnenschirm, das Zeichen seiner Würde, sondern auch seine Nase, welche Phra Nasa, d. h. Ihre Majestät, die Nase, genannt wird.

Tochter eines vornehmen Laos.

Siam ist das Land der weifsen Elefanten, denen hohe Ehren erwiesen werden und die einen eigenen Hofstaat und eine eigene Civilliste haben. Der Sage nach soll einst Buddha der Königin Kapilawuttis in Gestalt eines weifsen Elefanten genaht sein, wie Zeus der Europa in Gestalt eines Stieres. Man unterscheidet mehrere Arten. Die sehr seltenen ganz weifsen Elefanten führen den königlichen Titel und sie werden mit göttlicher Ehrerbietung ausgezeichnet. Der glückliche Sterbliche, dem es gelingt, ein solches Wundertier zu entdecken, wird in den Adelsstand erhoben, und erhält alles Land, soweit man die Stimme eines Elefanten hört, frei

von Steuer und Frohndienst. Besondere Merkmale derselben müssen ein rötlicher Schimmer der Haut. naturschwarze Nägel und ein unversehrter Schwanz sein; denn die Elefanten. die im wilden Zustande nichts schonen. beifsen ihren Gegnern nicht selten letzteren Schmuck entweder ganz oder teilweise ab. Noch giebt es hellbraune Elefanten mit weifsen Augen. denen Fia. der Rang und der Titel von Gouverneuren und Gesandten zukommt.

Sobald die Nachricht von der Auffindung eines weifsen Elefanten. was als heilverheifsendes Ereignis gilt. nach der Hauptstadt kommt. erhält der Gouverneur der betreffenden Provinz den Befehl. einen weiten und bequemen Weg durch die Wildnis hauen zu lassen. damit das göttliche Tier bequem nach dem Menamflusse reise, um von dort in Staatsschiffen nach Bangkok herabgebracht zu werden. In der Hauptstadt angelangt. wird vor den Palastthoren eine reich vergoldete Tribüne errichtet. auf welcher der Elefant. von knieenden Prinzen und Fürsten bedient. mehrere Tage lang dem Volke gezeigt wird. Neben dem mit goldenem Geschirr bedeckten Rüsselträger ist ein Thron für den König erbaut. der im Staatsgewande neben dem heiligen Tiere sitzt. Die wichtigste Rolle bei diesen Empfangsfeierlichkeiten spielt ein Bruder des Königs. der als «Reichsmarschall des Elefanten» alle Angelegenheiten zu ordnen hat. In seine Würde eingesetzt. erhält das Tier seinen eigenen Hofstaat und seine Diener. die es beim Ausgehen mit Sonnenschirmen bedecken. sowie einen Leibarzt. der jede Unpäfslichkeit überwachen mufs. Eine Menge Sklaven sind stets beschäftigt. frisches Gras für den Elefanten zu schneiden. und die Tafel Sr. Tierheit ist stets mit Kuchen. Bananen und Zuckerrohr versehen. die in kostbaren goldenen Gefäfsen aufgetragen werden. Auch schmückt man seine Stofszähne mit goldenen Ringen und setzt ihm ein mit Edelsteinen verziertes Diadem auf.

Der Talapoine (um auf oben erwähnte Priesterschaft zurückzukommen) mufs Kopf und Augenbrauen scheren und den grofsen Bettelkessel aus geschmiedetem Eisen in einem Quersack tragen. Auch soll er vor den Augen einen Fächer aus Palmenblättern halten. damit er nicht über 4 m weit vor sich hinblicke. Bei der Aufnahme findet oft grofses Gepränge statt. Der Obertalapoine. Upaxa. sitzt auf einem Teppich. von seinen Kollegen. je sechs und sechs Phras zur Linken und zur Rechten. Der Kandidat wird von einem Lektor vorgestellt. rutscht auf den Knieen heran. grüfst dreimal. erhebt die Hände bis zur Stirne und spricht: «Ehrwürdiger Präsident. ich erkenne Dich als meinen Upaxa!» Dann mufs er 12 m weit zurück kriechen und feierlich erklären. dafs er niemals an Aussatz oder Wahnsinn gelitten. dafs kein Zauberer ihn behext, dafs er keine Schulden gemacht. und die Einwilligung seiner Eltern habe. Ferner mufs er bekräftigen. er sei 20 Jahre alt. habe Hüftenschurz (Languti). Gürtel. Rock und Schärpe von gelber Farbe und besitze einen Bettelkessel. Nachdem der Ordensrat diese Versicherungen mit Wohlgeneigtheit angehört hat. liest er dem jungen Mann die Ordensregeln vor und so wird der bisherige Laie im Handumdrehen ein Phra.

Die Gesetze der Talapoinen sind in einem besonderen Buche. dem Patimok. kurz zusammengefafst. aber so zahlreich. dafs sie ein Mensch unmöglich behalten. geschweige denn ausführen kann. Die wichtigsten darunter sind folgende: «Ihr sollt kein Tier töten oder schlagen. — Nehmt nichts an Euch. was einem anderen gehört. — Bestellt den Acker nicht. Ihr könntet dabei einen Wurm töten. — Trinkt keinen Wein. — Rührt niemals Gold- oder Silbergeld an. — Ihr sollt nur durch ein Tuch trinken. damit Ihr kein Tierchen verschluckt. — Ihr sollt kein Feuer mit Holz anzünden. da in diesem ein Insekt sitzen könnte. — Ihr sollt von Almosen. nicht von Euerer Hände Arbeit leben. — Ihr sollt beim Essen nicht schmatzen. — Ihr sollt alle vierzehn Tage Kopf und Augenbrauen mit einem kupfernen Messer scheren. — Ihr sollt nicht mehr als ein Kleid haben. — Ihr sollt den Bettelkessel ordentlich rein scheuern. — Stehlet nicht. was anderen Leuten gehört. — Schreibt Euch nicht Verdienste zu. und seid nicht eitel auf Schönheit und Gesundheit. — Besucht keine Theater und hört keine Konzerte. — Enthaltet Euch aller wohlriechenden Essenzen und Salben. — Setzt Euch auf keinen Sitz. der höher ist als 30 cm. —

Unterhaltet Euch nicht über flüchtige Dinge. — Schlaft nicht länger, als es nötig ist. — Singt keine Liebeslieder. — Spielt kein Instrument. — Schneidet Euch nicht so, dafs Blut fliefst. — Treibt keinen Handel. — Wenn Ihr Euer Mahl eingenommen habt, bewahrt die Überreste nicht für den folgenden Tag, sondern gebt sie den Tieren. —

Die Talapoinen machen als Bettelmönche gute Geschäfte: gewifs allemal das beste Stück Fleisch und der beste Reis wandert in die Kessel, die sie mit sich führen. Aufserdem sind sie von Abgaben befreit, erlegen keinerlei Zoll und haben nicht nötig, Soldaten zu werden. Das Volk ehrt die Menschen, welche das gelbe Kleid, das Abzeichen des Priesters, tragen, besonders darum, weil es glaubt, dafs die Verdienste, welche diese Männer sich erwerben, den Seelen der Vorfahren zugute kommen.

Wilde Mu-tseu von der chinesischen Grenze.

Als Kleidung tragen beide Geschlechter das Languti, ein Lendentuch, das zwischen den Beinen geschürzt und durch Einziehen der Zipfel festgehalten wird. Als Oberkleider dienen je nach der Jahreszeit Jacken oder Tücher. Erwachsene, selbst die Frauen, tragen keinerlei Schmuck. Um so reichlicher sind damit die Kinder vermögender Eltern überladen, welche oft so mit allerlei Tand, Gold und Juwelen, Ringen und Spangen bedeckt sind, dafs sie sich kaum rühren und bewegen können.

Beide Geschlechter kauen Betel in widerwärtiger Weise, und wenn sich der Mund öffnet, glaubt man in einen schwarzen Abgrund zu blicken. Die Zähne erscheinen rot, die Lippen gelbrot, Zahnfleisch und Gaumen braun gefärbt.

Der kugelrunde Kern der Nufs der Arekapalme wird in Verbindung mit Betelpfeffer (Piper Betle) d. h. mit seinem Blatte (Siri) und ungelöschtem Kalk, zur Erhöhung der Verdauung, und um einen wohlriechenden Atem zu erzeugen, gekaut, wie man anderwärts Tabak kaut. Es ist diese Unsitte übrigens durch ganz Indien und Ostasien verbreitet: der Geringe trägt sein Material

Boston Public Library.

in einem Beutel bei sich, der Reiche und Grofse hat dazu seine kostbaren Sirikästen und Spucknäpfe, in welche letztere er den fortwährend in Masse erzeugten Speichel ausspuckt.

Die Hauptnahrung der Siamesen besteht aus Reis mit Fischen, Gemüsen, Früchten, Zwiebeln, sowie Pfeffer- und Gewürzbrühen.

Das Gebiet, welches mit dem Namen Birma (Barma oder Burma) bezeichnet wird, zerfällt in zwei scharf geschiedene Teile: in Niederbirma, welches sich jetzt in englischem Besitz befindet, und in Oberbirma, oder richtiger Ava, welches noch unter der Herrschaft eines eingeborenen Monarchen steht.

Nieder- oder Britisch-Birma läfst sich wieder in drei Teile zerlegen, in Arrakan, einen schmalen Landstrich an der Ostseite der Bai von Bengalen, in Pegu, das Deltaland der Irrawaddy, und in den langen, schmalen Küstenstreif Tenasserim, der auf der Malayischen Halbinsel bis zur Landenge von Kraw sich erstreckt.

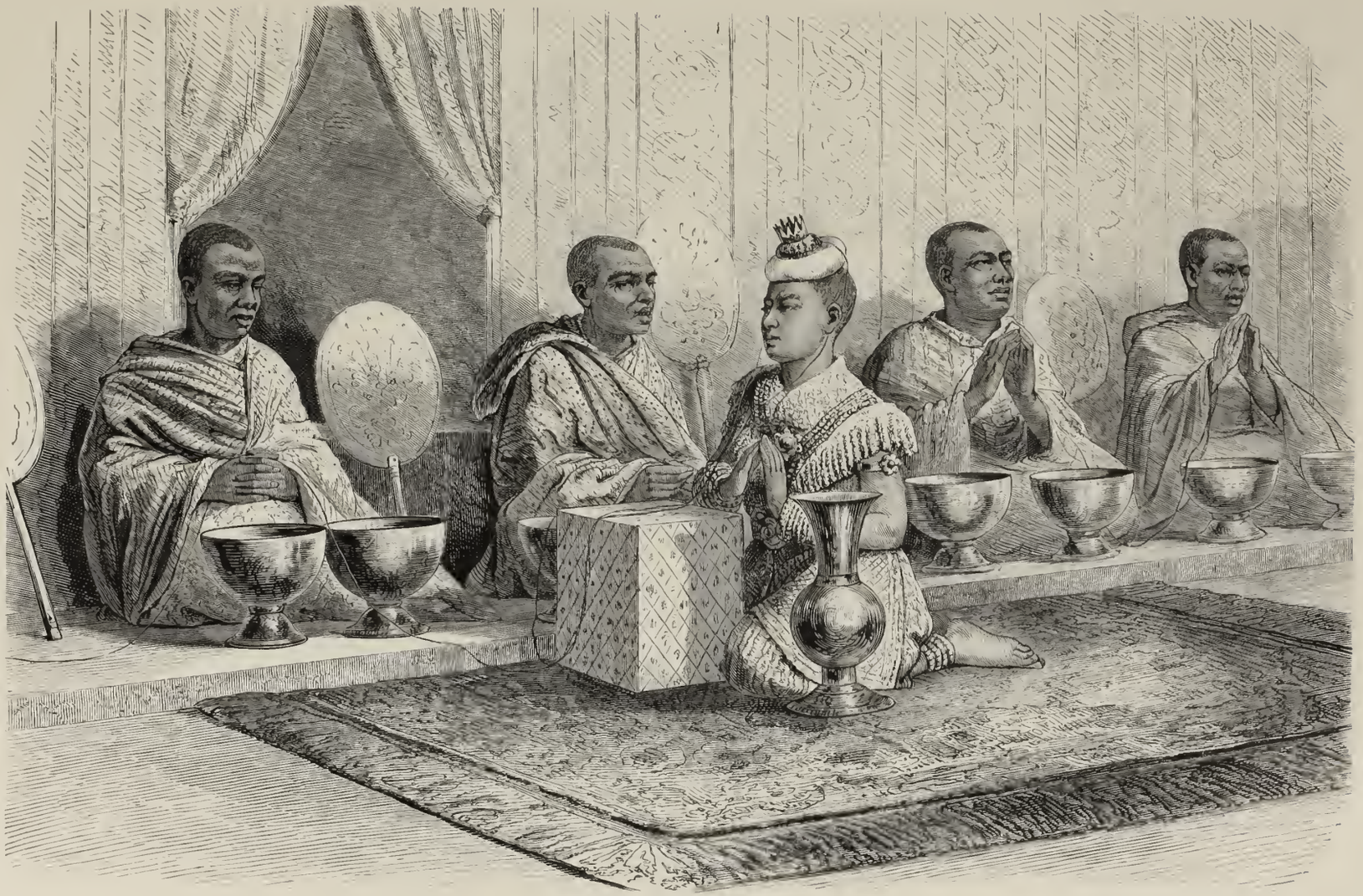
Die eingeborene Rasse oder die ältesten Einwanderer in Pegu nennen sich Talaings oder Mons.

Die Talaings bekennen sich zur buddhistischen Religion, neben welcher sie noch einer besonderen Geisterverehrung huldigen. Kaum hat ein erwachsener Talaing sein Noviziat in einem Kloster, worin alle zur Ausbildung ihre Jugend zubringen, beendigt, so unterwirft er sich und sein künftiges Geschick ganz dem Einflusse und der Macht der Nats, und der Geisterlehrer, bestimmt für ihn sogar den Tag, an dem er heiraten soll. Er bebaut dann sein Reisfeld, und an einem lauschigen Orte in der Nähe errichtet er sein Nat-Tseng, ein Miniaturhaus für den Geist, in dem er einen Teil seiner Nahrung und ab und zu Arak, Weihrauch u. s. w. opfert. Er fällt einen Teil des Waldes, um einen Garten anzulegen und bei dem ersten gefällten Baume opfert er Reis und Salz mit einer Anrufung an den Nat, dafs er von ihm Not abwenden und ihm verzeihen möge, wenn er etwa einen Lieblingsaufenthalt des Geistes mit einem der Bäume gefällt habe. Das Nat-Tseng wird mit allem Hausrat in Miniatur ausgerüstet. Wird ein Talaing krank, so ruft er den Geisterdoktor, dafs er für ihn den Geistertanz insceniert, zu welchem Ende ein Opfer dargebracht, Weihrauch verbrannt und Musik beigeschafft wird. Die Anstrengung der frommen Übungen, denen er sich dabei unterzieht, hat allerdings in manchen Fällen Schmerzen gelindert oder verscheucht.

Neben und zwischen den Talaings wohnen die verwandten Karen, oder wie sie sich selbst nennen, Kaya. Ein Karendorf besteht stets aus einem langen, kasernenartigen Gebäude mit einem Gange mittendurch und mit Zimmern auf jeder Seite, deren jedes von einer Familie besetzt ist. Die jungen Männer leben für sich in einem abgesonderten Hause, das Lu-byu-kan genannt wird. Die Männer gehen den Tag über der Feldarbeit nach. Ackerbau, die Kultur des Betel inbegriffen, ist die hauptsächliche und einzige Beschäftigung des Karen. Die Frauen bleiben zu Hause, mahlen Reis, pflegen das Geflügel, die Schweine und Ziegen und kochen die Mahlzeiten.

Wenn ein Kare stirbt, findet die ganze Nachbarschaft sich auf der Stelle ein, der Leichnam wird in ein abgesondertes Haus gebracht, um welches die jungen Männer und Mädchen fortwährend tanzen. Essen, Trinken und Festlichkeiten dauern unausgesetzt fort. Der Gebrauch ist, den Körper gleich nach dem Ableben zu zerquetschen, die Masse platt zusammenzupressen und, fest in Matten gewickelt, mitten in das Gemach zu stellen, auch die Habseligkeiten des Verstorbenen auf Bambusstöcken, wie Trophäen, aufzuhängen. Der Körper wird schliefslich entweder verbrannt, und die Asche gesammelt, oder an einer anmutigen Waldesstelle in die Erde gelegt, ungefähr nach einem Jahre wieder ausgegraben und auf den Gipfel eines Berges oder nach dem Ayo-Tung, zu deutsch Beinhügel, gebracht, dort nach einigen Opfergaben zurückgelassen und den Elementen preisgegeben.

Die eigentlichen Birmanen sind klein von Gestalt, braun von Farbe und haben schwarzes Haar, das auf dem Scheitel in einen Knoten geschürzt wird. Die Frauen tragen das Haar lang,



Weihe eines Talapoinen.

Boston Public Library

Wie alle despotisch beherrschten Völker sind die Birmanen unzuverlässig, treulos und tückisch, herrisch und rücksichtslos, gewaltthätig gegen Untergebene.

Als Kleidung tragen die Männer das Potzo, ein Stück Baumwollenstoff, welches nach Bedürfnis in verschiedener Weise um die Lenden geschlungen wird. Die Frauen trugen als einzige Bekleidung früher ein grofses viereckiges Tuch aus Seiden- oder Baumwollenstoff, das, von der Taille bis zum Knöchel herunterhängend, eng um den Leib geschlagen und unter dem linken Arme durch Ineinanderknüpfen der oberen Enden befestigt ward — bei windigem Wetter eine bedenkliche Tracht. Neuerdings bedecken sie noch Brust und Schultern mit einem Jäckchen von grofslöcherigem englischen Tüll. Die Frauen bestreuen sich mit einem kosmetischen Pulver von gelber Farbe, um heller zu erscheinen; auch färben sie die Nägel an Händen und Füfsen rot. Den Kopf bedeckt ein lebhaft gefärbtes seidenes Taschentuch, Gumbung genannt.

Männer und Frauen tragen nur wenig Geschmeide, aber die Verzierung des Ohres geht ihnen über alles. Das Ohrläppchen ist zu einem Loche von bedeutender Ausdehnung — oft bis zu 3 cm Durchmesser — ausgeweitet, worin die verschiedensten Gegenstände getragen werden: Stücke Holz, Edelsteine oder Rollen von Silber und Gold. Sind keine Ornamente zur Hand, so stecken Männer wohl auch ihre Cigarren oder irgend sonst einen Gegenstand des häufigen Gebrauchs hindurch, während die Weiber das Ohr als Blumen- oder Bouquethalter benutzen, was einen komischen Eindruck macht.

Wenn ein junger Mann ein Mädchen zu heiraten wünscht, so macht seine Mutter oder nächste Verwandte vorerst einen scheuen Versuch: wird sie gut empfangen, so geht eine Anzahl seiner Freunde in das Haus der Eltern der Jungfrau, mit denen sie die Mitgift festsetzen. Von den Eltern der Braut wird ein Hochzeitsfest veranstaltet und ein Ehekontrakt aufgesetzt. Das neuvermählte Paar ifst von einem Teller, der Bräutigam überreicht der Braut etwas Laepak (eingemachten Thee), den sie annimmt, worauf sie ihm das Kompliment zurückgiebt. So endet die Ceremonie.

Ehe es jedoch so weit kommt, findet ein viel interessanteres Vorspiel statt, das der eigentlichen Brautwerbung. Ein birmanisches Mädchen ist sittsam und heiter, ihr Benehmen ist graziös und anmutig: es fehlt ihr also nicht an Bewunderern und — sie läfst keinen derselben ganz ohne Hoffnung. Jeden Abend empfängt sie Besuche von allen diesen jungen Herren, deren Laune aber oft so wetterwendisch ist, dafs sie noch an demselben Abend zu demselben Zwecke anderen Mädchen im Orte ihre Besuche abstatten. So geht das Hofmachen jahraus jahrein fort, und so wird es seit undenklichen Zeiten getrieben.

Der Abend wird in drei Abschnitte geteilt: die Bettzeit der Kinder, die der Alten und die der jungen Leute. Kinder gehen mit Sonnenuntergang schlafen. Dann beginnt auch die Zeit des Hofmachens und sie dauert länger, als die Bettzeit der Alten, welche auf neun Uhr fällt. Die Bettzeit der jungen Leute ist eigentlich unbegrenzt, fällt aber gewöhnlich auf elf Uhr. Naht die Zeit des Hofmachens, dann zündet die junge Dame ihre Lampe an, so dafs deren Schein durch das Fenster fällt, und nimmt ihren Sitz auf dem Flur ein. Die jungen Herren haben sich unterdessen in ihre schönsten hellseidenen Potzos und überhaupt in ihren besten Staat geworfen. So treten sie ein, setzen sich zu dem Mädchen auf die Matte und beginnen zu schwatzen. Die alten Leute bekümmern sich gar nicht um diese Zusammenkünfte und überlassen das junge Volk sich ganz allein. Übrigens verlaufen diese Werbungen meist sehr unschuldig und die Ehen, nur auf gegenseitige Zuneigung geschlossen, sind im allgemeinen glücklich und ungetrübt.

Die Birmanen besitzen ein vollständiges nationales Erziehungssystem, indem die Knaben insgesamt gesetzlich genötigt sind, drei Jahre in einem Khyung, oder religiösen Hause zu wohnen, wo sie den Phungyis oder Priestern dienen, und von diesen im Lesen und Schreiben, sowie in den Elementen der Arithmetik und der Religion unterrichtet werden. Dies Erziehungssystem ist ein sehr weises. Die ehelosen Phungyis, deren es eine grofse Anzahl giebt, leben in den Khyungs; dieselben berühren nie Geld und bekommen es auch vermutlich nie zu Gesicht.

Talaings aus Pegu.

Boston Public Library.

Jeden Morgen machen sie und die ihnen zugeteilten Knaben einen Umgang im Dorfe, wo sie dann in jedem Hause eine Portion Reis und andere gar gekochte Nahrungsmittel bekommen, von welchen sie und die Knaben leben. Letztere werden sonach drei Jahre lang, ohne alle unmittelbare Beiziehung ihrer Eltern, auf Kosten der ganzen Gemeinde gespeist: sie gewöhnen sich an Unterwürfigkeit und Gehorsam gegen ihre Oberen, was möglicherweise in diesem Alter zu Hause nicht der Fall sein dürfte, und erlangen eine einfache, vaterländische Erziehung, die hinreichend ist, sie durchs Leben zu führen. Gewöhnlich bleibt der Knabe, dem, so lange er im Kloster verweilt, das gelbe Priesterkleid angelegt wird, bis zum Alter von zehn bis dreizehn Jahren daselbst, und entscheidet sich dann, ob er Priester bleiben oder ins weltliche Leben zurückkehren will.

Der Natur göttliche Verehrung zollend und immer in der freien, milden Luft lebend, betrachtet man es als eine hohe Ehre und als einen den Priestern gebührenden Vorzug, dafs deren Leichen nicht der Verwesung anheimfallen, sondern der Natur und zwar der Luft zurückgegeben werden. Auf dieser Idee beruht der Gebrauch, die Leichen der verstorbenen Phungyis — in die Luft zu sprengen. Es ist das ein grofses Volksfest, das keine geringen Anstalten erfordert, weshalb man mehrere Priesterleichen zusammen in die Luft schiefst, indem die früher Verstorbenen so lange vor Verwesung bewahrt werden. Die schön geschmückten Leichname werden feierlich auf ein hohes, hölzernes Gerüst gelegt, unter welchem eine grofse Quantität Pulver aufgehäuft ist: das Pulver wird entzündet, und die gewaltige Explosion schleudert die toten Körper samt dem Gerüst in alle Winde, so dafs sie in Atome zerstieben. Für das Volk, das in feierlicher Prozession sich an dem Orte sammelt, hat es hohen Wert, irgend einen Körperteil, einen Fetzen des Gewandes, oder auch nur einen Splitter des Gerüstes zu erhaschen. Alles sucht, jagt und rennt nach derartigen Überbleibseln, die der Finder als glückbringende Reliquie aufbewahrt.

Die Häuser auf dem Lande stehen meist auf Pfählen und sind mit Bambus gedeckt. Reichere Leute bauen entweder mehrere Häuser oder sie geben den einzelnen Stockwerken verschiedene Niveaus, was sich auch in mehreren Dachaufsätzen ausspricht, weil der Höhergestellte höher wohnen mufs und weil kein Birmane unter einem anderen wohnen darf.

Die indomalayischen Asiaten können es nicht begreifen, wie in Europa angesehene Leute, vielleicht Priester sogar, im ersten Stockwerke eines Hauses wohnen können, während erhaben über ihnen, im vierten oder fünften Stock, Handwerksleute ihren Sitz aufgeschlagen haben. Nach ihrer Schätzung würden sie unsere Photographen, die auf der Höhe der Dächer ihr Gewerbe treiben, für die vornehmsten Leute ansehen. Wer unter den Südasiaten es wagt, anderen Leuten auf den Kopf herabzuschauen, der hat es schwer zu büfsen, wenn er nicht dazu berechtigt ist.

Alles, Herrschaft und Dienerschaft wohnt nebeneinander. Zum Schlafen bedient man sich grofser Matten, welche nur für die Nachtzeit entfaltet werden. An Häusern, besonders an der Dachverzierung, an der Kleidung, an den Ohrringen, an der Mütze, der Farbe des Sonnenschirmes, dem Material des Trinkgeschirres u. s. w. ist stets der Rang, den der Besitzer einnimmt, zu erkennen. Wer sich die Abzeichen eines höheren Ranges beilegt, kann dafür öffentlich gezüchtigt werden.

MALAYEN.

Verwandtschaft der Malayen mit den Mongolen. Typische Merkmale der Rasse. Malayen. Sprache und Litteratur. Sprachverwirrung. Charakter. Sklaverei. Staatseinrichtungen. Titelsucht. Industrie und Kunstfertigkeiten. Wohnungen und innere Einrichtung derselben. Kleidung. Eheschliefsung. Gesetzgebung. Kindererziehung. Behandlung von Krankheiten. Der Setan. Begräbnis. Unterhaltungen und Spiele. — Dajaken. Überlieferungen. Kleidung und Waffen. Wohnungen. Antike Vasen. Lebensweise. Eheschliefsung, Begräbnis. Koppensneller. — Polynesier. Schöpfungs- und Wandersagen. Tabu. — Neuseeländer (Maori). Tätowieren. Kleidung. Hausbau. Kunstfertigkeit. Politische Verhältnisse. — Markesaner. Kleidung. Tätowierung. Stelzenlaufen. Politische Einrichtungen. Kriegführung. Kannibalismus. — Sandwichinsulaner. Wohnungen. Waffen. Götzendienst. Stände und Volksklassen. Kava. Kunstfertigkeiten. Das Brandungschwimmen. Reitkunst. Spiele, Gesang und Tanz. Behandlung der Weiber. — Tahitier. Volkstypus. Gebseligkeit. Begräbnisfeierlichkeiten. Rangordnungen. Religion. Wandlungen seit Einführung des Christentums. — Vitier. Poesie der Polynesier. — Timor. Aussterben der Polynesier.

Mit den Mongolen, namentlich ihren äufseren Merkmalen nach, eng verwandt sind die Malayen. So ist beispielsweise die Ähnlichkeit derselben mit den Chinesen und Siamesen so vollständig, dafs selbst gewiegte Reisende und Völkerkundige Angehörige dieser Völker von einander nicht zu unterscheiden vermochten. Bei den Javanern lebt noch eine Sage fort, dafs die ersten Bewohner ihrer Insel Siamesen gewesen seien, wofür auch die grofsartigen antiken Baureste zu sprechen scheinen, deren Ruinen wir noch heute auf Java bewundern.

Häufig trifft man unter den Malayen auch Physiognomien an, welche ganz an die indogermanische Rasse erinnern. Dies deutet also darauf hin, dafs auch viel indisches Blut in den gegenwärtigen Malayen fliefst. Und wenn auch bestimmte historische Nachrichten fehlen, so bezeugen doch die malayische Sprache und die wenigen aus ältester Zeit stammenden Baudenkmäler, dafs z. B. nach Sumatra einst Einwanderungen aus Indien stattgefunden haben, und dafs der Brahma- oder Buddha-Dienst vor der Einführung des Islam herrschend war.

Man glaubte früher allgemein, dafs die Malayen von der Halbinsel Malakka aus sich über Sumatra und die übrigen Inseln des Archipels ausgebreitet hätten; neuere Forschungen aber haben gezeigt, dafs von Sumatra aus die Kolonisation Malakkas stattfand, wo die Malayen noch

jetzt Orang-Menang-Karbau heifsen. Der Name Orang Malayu, herumschweifende Menschen, wurde ihnen erst später gegeben, als sie, handeltreibend und erobernd, sich im ganzen Archipel ausbreiteten.

So wie die malayische Sprache sich im ganzen Indischen Archipel Eingang verschaffte und von den Gebildeteren aller dortigen Völker gesprochen wird, so war es auch das Volk selbst, das durch seine Eroberungen in früheren Jahrhunderten, durch zahlreiche Ansiedelungen und durch den Handel sich den meisten politischen Einfluſs verschaffte, weshalb es in kulturhistorischer Hinsicht noch heutigen Tages als die herrschende Nation des Archipels betrachtet werden kann. Die Malayen können auch schon wegen der vorzüglich durch ihre Priester bewirkten Ausbreitung des Islam als Herrscher im Archipel gelten: als besonders wichtig ist hierbei hervorzuheben, dafs mit der Glaubensveränderung auch die Rechtspflege und die Sitten der früher heidnischen Völkerschaften eine gänzliche Umgestaltung durch malayischen Einfluſs erfuhren.

Charakteristisch ist den Malayen ein gleich langes, wie breites Gesicht, stark hervortretende Backenknochen, ein langes und mehr oder weniger verflachtes Nasenbein, hohe Stirn, dicke und vorspringende Lippen, grobe, dicke, schwarze und schlichte Haare, Mangel an Bartwuchs, schwache und magere Extremitäten und eine gelbbraune Hautfarbe.

Die Völker des malayischen Stammes zerfallen, ihrer Sprachen und ihrer Kultur nach, in zwei Hauptgruppen, nämlich in die malayischen Völker im engeren Sinne des Wortes und in die Polynesier oder Ozeanier. Die vorzugsweise so genannten Malayen wohnen auf der Halbinsel Malakka, auf den Philippinen, auf Java, Sumatra und allen anderen Inseln, die zwischen den Philippinen, Australien und der Straſse von Malakka liegen, sowie auf Madagaskar.

Die zweite Gruppe, die Polynesier oder Ozeanier, bewohnen die zahlreichen Inseln und Eilandgruppen der tropischen Region des Stillen Ozeans.

Die malayische Sprache, denn die erste Gruppe dieser Rasse, die vorzugsweise so genannten Malayen sind es, mit denen wir uns zunächst beschäftigen wollen, hat einen grofsen Wortreichtum, auch ist sie wohlklingend, besonders wenn sie von Frauen mit weicher, biegsamer Stimme gesprochen wird.

Die Erlernung der Sprache ist nicht mühsam, da die grammatischen Regeln sehr einfach sind und weder eine Beugung der Hauptwörter, noch eine Konjugation stattfindet, sondern beides durch einige, den Haupt- oder Zeitwörtern vorgesetzte Präpositionen geschieht. Eine nicht geringe Zahl malayischer Wörter ist selbst nach Europa gedrungen, denn nicht blofs bestehen eine Menge der in der Geographie bekannten Namen von Inseln, Vorgebirgen, Küsten und Ortschaften aus malayischen Wörtern, sondern auch die Benennungen einiger Tiere und Pflanzen sind der malayischen Sprache entnommen, wie Orang Utan, wilder Mensch, Kaju Puti, weifses Holz, und andere. Die Malayen bedienen sich gegenwärtig der arabischen Buchstaben, doch haben sie vor der Annahme des Islam eine eigene Schrift gehabt, die noch auf den Inschriften einiger Denkmäler zu sehen ist.

Schwieriger gestaltet sich die Erlernung der Sprache bei den Javanen, bei denen jedermann mindestens zwei Sprachen: eine gemeine (Ngoko) und die Höflichkeits- oder Ehrensprache, auch Hochjavanisch genannt (Basakrama), lernen mufs. Der Unterschied zwischen den höheren und niederen Ständen ist sehr scharf, und es ist nicht gestattet, jemanden, der dem Stande nach über dem Anredenden steht, in der gemeinen Sprache anzureden. Die niederen Klassen reden dagegen unter sich stets die gemeine Sprache. Kinder müssen die Eltern in Basakrama anreden, während diese in Ngoko antworten.

Um die Sprachverwirrung noch gröfser zu machen, giebt es dort noch eine eigene heilige, klassische oder poetische Sprache, das ausgestorbene Kawi.

Im Kawi sind alle historischen und poetischen Werke der Javanen niedergeschrieben, ebenso die alten Inschriften in Stein und Kupfer, die in verschiedenen Teilen der Insel gefunden worden sind. Neun Zehntel der Kawisprache stimmen mit dem Sanskrit überein.

Man schreibt von der Linken zur Rechten. Jeder Konsonant wird einzeln für sich niedergeschrieben, ohne Zusammenhang mit dem folgenden. Zwischen den verschiedenen Wörtern wird kein Raum gelassen. Die einzigen Unterbrechungszeichen sind diagonale Linien, oder zuweilen ein Komma, das am Ende eines Verses angebracht wird.

Zum Schreiben bedient man sich der Tusche und des einheimischen, aus dem Baste des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera) gewonnenen Papieres.

Malayen.

Die nicht unbedeutende Litteratur besteht aufser Übersetzungen und Kommentaren zum Koran auch aus juristischen und historischen Werken, sowie aus poetischen Erzählungen, die teils original, teils aus anderen orientalischen Sprachen übertragen sind.

Im Charakter dieses Volkes finden wir Stolz und Ehrgeiz stark ausgeprägt. Die Geschichte einer rühmlichen Vergangenheit prägt sich in der Regel in den Gesichtszügen eines Volkes und in seinem Charakter aus, ohne dafs das Andenken an die Gröfse der früheren Tage jedes Mal vorteilhaft auf die weitere Entwickelung in der Kultur einwirkt. Öfter bleibt bei einem Volke, das in früheren Jahrhunderten in der That durch Bildung und Fortschritte vor seinen Nachbarn sich auszeichnete, noch immer ein schädlicher Eigendünkel und die Verachtung gegen

alles Ausländische zurück, obgleich die Zeiten sich geändert haben, die Nachbarvölker vorangeschritten und die früheren Rivalen überflügelt worden sind. Dies sehen wir bei den Chinesen und Japanern, die allerdings vor den europäischen Völkern geordnete soziale Zustände hatten, aber seit Jahrhunderten in ihrer Bildung stehen geblieben sind, während welcher Zeit Europa Riesenschritte in der Kultur machte.

Den Malayen wohnt die Erinnerung an eine ruhmvolle Vergangenheit inne, es kann ihnen Mut und Tapferkeit nicht abgesprochen werden, doch sind sie falsch, verräterisch, rachsüchtig und auf Meuchelmord sinnend. Die Führung der Waffen gilt für ehrenvoll, während sonstige Beschäftigungen, namentlich Ackerbau, weniger in Ehren stehen.

Da die Landleute sich ihre Felder gern von Leibeigenen bebauen lassen, so haben sie immer danach getrachtet, sich Sklaven zu verschaffen. Wenn der Krieg und die überwundenen Völker solche nicht in genügender Zahl lieferten, so waren es die Ärmeren unter ihnen und insbesondere die in Schulden Verfallenen, welche ihre Person dem Gläubiger verpfändeten. Noch heutigen Tages bestehen verschiedene Grade der Leibeigenschaft, in welche derjenige verfällt, der seine Schulden nicht bezahlen kann. Nicht selten sind es Spielschulden, infolge deren man sich selbst als Leibeigener zu verpfänden hat.

Die politische Staats-Einrichtung hat einen aristokratischen Charakter. An der Spitze des Staates steht der Monarch mit dem Titel Radscha, Maha-Radscha, Jang di Pertuan. Ihm zur Seite stehen die Grofsen des Reiches, die Orang Kadscha. Sie verwalten die einzelnen Provinzen als Vasallen des Monarchen, dem sie ihren Tribut zusenden. Der Thronfolger heifst Radscha-Muda, junger König. Unter den Orang Kadscha wählt der Fürst die höchsten Beamten des Reiches, welche in dieser Eigenschaft Mantri geheifsen werden. Von den Mantri ist der erste im Range der Pertara Mantri. Ihm zunächst steht der Bandara oder Finanzminister, auf diesen folgt der Kaksamana oder Kommandant der Land- und Seemacht, endlich der Sabandara, der den Dienst eines Hofmarschalls hat und über die Gewerbe und die Sitten wacht.

Um sich mit einem ungewöhnlichen Glanz zu umgeben und die Ehrfurcht ihrer Unterthanen zu vermehren, legten sich die Fürsten phantastische Titel bei, in welchen sie sich als Herren über nicht existierende Wunderdinge, sowie über Naturereignisse und Naturkräfte bezeichnen.

In einem Dokumente, das einen Befehl des Sultans von Menang-Karbau auf Sumatra enthält, giebt sich dieser folgenden Titel:

Der Maha-Radscha von Menang-Karbau, dessen Residenz zu Pagar-Rinjong ist und welcher der König der Könige ist, ein Abkömmling des Königs Iskorden Sul Karnain: Besitzer: der Krone, die der Prophet Adam vom Himmel gebracht: eines Drittels des Waldes Lamat, dessen äufserste Enden im Königreiche Rom einerseits und in China andererseits sind: der Lanze, genannt Lambing lambura, die geziert ist mit Hacken von Janggi: des Schwertes, genannt Semandang Giri, das 190 Scharten erhielt im Kampfe mit dem Feinde Si Katimuro, den es tödtete: des Kris, der aus dem Stahle gefertigt ist, welcher sich unwillig zeigt, wenn er eingesteckt wird und freudig, wenn er zum Kampfe ausgezogen wird: der Goldminen, genannt Kudarat-Kudarati, die reines Gold liefern; der sich aus der Schöpfung der Welt datiert und Herr von süfsem Wasser ist im Umkreise einer Tagereise: der Sultan, der seine Steuern in Gold nach dem Mafse Lassorg erhebt, dessen Siridose aus Gold und Diamanten gemacht ist: Besitzer des Gewebes, genannt Sangsista Kola, das sich selbst webt und jährlich einen mit Perlen verwebten Faden hinzusetzt, und wenn dieses Gewebe beendet sein wird, ist das Ende der Welt zu erwarten: Besitzer der Pferde von der Rasse Lorimborasi: Besitzer aller Gebirge, welche Palembang und Sambi trennen: Besitzer des Elefanten, genannt Hasti Dewa, der göttliche Kraft besitzt: Herr der Luft und der Wolken u. s. w. Er, der Sultan Sri Maha Radscha Durja erklärt . . . . . .

Die Malayen sind treffliche Arbeiter in Holz, Eisen, Kupfer und Gold. Als Schiffsbauer leisten sie Vorzügliches, das beweisen schon ihre Prauen, welche alle Eigenschaften von guten

Malayen auf Java.

Seeschiffen besitzen, obwohl dieselben nicht einmal so grofs wie unsere Schuner sind. Ausgezeichnete Arbeiten liefern die Goldschmiede. Uhrketten aus den feinsten Goldfäden, Ohrringe und andere Schmucksachen mit so feinen Verzierungen, dafs man sich zu ihrer genauen Besichtigung einer Lupe bedienen mufs, sowie Arbeiten der verschiedensten Art nach Modellen oder Zeichnungen, gehen aus den Werkstätten dieser geschickten Arbeiter hervor. Zur Anfertigung aller dieser Dinge hat der Goldarbeiter nur sehr wenige Gerätschaften: ein kleines Hämmerchen, ein Ambos, ein Zängelchen, einige Kohlen und ein Bamburöhrchen, welches als Lötrohr dient, bilden das gesamte Werkzeug.

Malaye im Reisegewande.

Nicht minder geschickt sind die Waffenschmiede. Als Handwaffe gebraucht man den Klewang, ein etwa 75 cm langes Schwert, dann den Pedang, den Pamendop und endlich den im ganzen Archipel eingeführten Kris. Letzterer ist ein Dolch von 20 bis 50 cm Länge und hat entweder eine gerade oder eine wellenförmig geschlängelte Klinge. Er wird von hartem Stahle verfertigt, und man prüft die Güte seiner Spitze gewöhnlich dadurch, dafs man sie heftig auf eine Kupfermünze stöfst. Biegt sich in diesem Falle die Spitze, so ist der Stahl schlecht, wird aber im Gegenteil ein Eindruck in die Münze hervorgebracht, ohne dafs die Spitze der Waffe sich verändert, so wird die Klinge für wertvoll gehalten. Aufserdem erkennt man am Kris noch andere, abergläubische Zeichen, aus welchen man ersehen soll, ob die Waffe im Kampfe siegreich sein werde oder nicht. Die Malayen bedienen sich nämlich einer aus Citronensaft und noch einigen Ingredienzien bestehenden Mischung, um der Klinge eine schöne damascierte Oberfläche zu erteilen, wobei sich auf dem Stahl allerlei Linien und Figuren bilden. Aus der Form dieser zufälligen Linien weissagt der Aberglaube oder vielleicht der Betrug das Schicksal des mit dieser Waffe Kämpfenden. Die mit sehr günstigen Zeichen versehenen Krise werden batua, unverletzlich, genannt, und sie stehen in sehr hohem Werte. Auch manche Personen, die im Kampfe sehr glücklich waren, kommen in den Ruf der Unverletzlichkeit. Die Scheide des Kris ist gewöhnlich aus Holz oder Kupfer und der Griff bei hohen Personen aus Gold und mit Edelsteinen besetzt. Einen hohen Wert hat auch jene Waffe, welche schon einen Menschen getödtet hat. Die Malayen sagen dann: Suda makan orang, er hat schon einen Menschen verzehrt.

In Anfertigung von Flechtwerken aller Art, die auf vielfache Weise zum Nutzen und zur Bequemlichkeit verwendet werden, sind sie überaus geschickt. Als Material zu diesen Arbeiten werden die Rispen von Palmblättern, mehrere Pandanus-Arten, Bambu oder Reisstroh verwendet. Aus gröberen, aber sehr dauerhaften Flechtwerken bestehen die gröfseren Körbe, die gewöhnlichen Matten, welche zu allen erfindlichen Zwecken Verwendung finden, und häufig auch die Zwischenwände der Zimmer und selbst die Wände der Häuser.

Besonders zierlich sind die feinen Flechtwerke, welche die venetianischen Arbeiten an Feinheit bei weitem übertreffen, da sie so dünn wie Kattun sind, an Dauerhaftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen und überdies mit lebhaften Farben in gestreiften oder karrierten Mustern versehen werden. Aus solchem feinen Flechtwerk werden Matten für vornehme Personen, Siri-Dosen, kleine Körbe, Cigarrentaschen und dergleichen verfertigt.

Die Kleidung ist im allgemeinen hübsch und geschmackvoll zu nennen, und wie zerrissen und elend auch ihre Werktagskleider sein mögen: an Festtagen erscheinen sie stets sauber und nett. Die Tracht der Männer besteht aus dem Baju, einer meistens weifsen Jacke, dem Sluar, einer kurzen Hose, und dem Sarong, der um die Hüften gewunden wird und bis an die Kniee reicht. Um das Haupt wird der Saputargan getragen. Die Kleidung der Frauen ist noch einfacher. Ein Sarong fällt bei den jungen Mädchen von dem Busen bis auf die Knöchel herab, während er bei den älteren Frauen nur von den Hüften bis zu den Füfsen reicht. Über die Schultern wird die Kabaia, ein vorn offenes, loses Gewand, geworfen. Einzelne tragen auch, wie die Männer, ein Tuch um den Kopf gewunden: die meisten aber sind barhaupt und schmücken ihr Haar mit Kupfer- und Goldzieraten.

Junge Malayin.

Einfach, aber zweckmäfsig, den klimatischen Verhältnissen entsprechend, sind die Wohnungen.

Steinerne Gebäude werden von der gegenwärtigen Generation nicht mehr aufgeführt. Abgesehen davon, dafs des Landes Reichtum an Holz sie einladet, sich dieses leicht zu bearbeitenden Materials zum Bau ihrer Häuser zu bedienen, führt man auch der häufigen Erdbeben wegen keine steinernen Wohnungen mehr auf.

Jedes Haus ruht auf Pfählen von 2—2½ m Höhe. Vom Standpunkte der Gesundheit betrachtet, sind die auf Pfählen über der Erde ruhenden Häuser zweckmäfsig, weil sie die feuchten, mit schädlichen Gasen vermengten Ausdünstungen aus dem Boden abhalten, welche sich über der Erde zerstreuen und von den Blättern der Pflanzen aufgesogen werden. In waldigen Gegenden würden die Landblutegel, eine Plage für Fufsgänger, in die Häuser dringen, wenn der Eingang auf dem Niveau des Bodens wäre. Endlich gewähren die auf Pfählen ruhenden Häuser mehr Schutz gegen Tiger. Nachdem die Eckbalken und einige kurze Pfähle eingesetzt sind, werden für den Fufsboden Bambu-Rohre von 10 bis 12 cm Durchmesser horizontal neben einander gelegt und durch Rotang (biegsames Rohr) verbunden. Die Zwischenräume werden mit Stücken von gespaltenem Bambu ausgelegt und auf das Ganze

Matten als Fufsteppiche gebreitet. Dieser Fufsboden ist sehr fest, aber doch elastisch, so dafs der Europäer sich anfangs wegen seiner schwingenden Bewegung beim Gehen etwas unsicher fühlt und kaum fest aufzutreten wagt. Die Wände des Hauses werden entweder aus Brettern oder aus gespaltenen, senkrecht neben einander gestellten, unten und oben durch Rotang oder Nägel befestigten Bambu-Stücken verfertigt.

In der Regel werden die Häuser mit Atap, den Blättern der Nipah-Palme (Caryota urens) gedeckt. Man bildet aus diesen Palmblättern Bündel von $1^2/_3$ m Länge und 75 cm Breite, welche durch dünnen Rotang zusammengehalten werden. Innerhalb zwei Tagen kann man sich auf diese Weise ein ganz bequemes und hübsches Haus herstellen.

Der Zugang zum Hause ist für den in Turnerkünsten unbewanderten Europäer etwas unbequem. Es sind nämlich keine ordentlichen Treppen angebracht, um zu der erhöhten Thür oder der Galerie zu gelangen, sondern ein mit einigen Einkerbungen versehener Block, oder ein dicker Bambu liegt beim Hause, auf welchen man sich, mit der einen Hand sich oben festhaltend, hinaufschwingt. Die aufserhalb der Dörfer stehenden Gebäude, Talang genannt, stehen auf noch höheren, nämlich 3 bis 4 m hohen Pfählen, und die zum Eingang führende Leiter wird abends hinaufgezogen, so dafs die Hausbewohner sich in einer kleinen Festung befinden, die wenigstens gegen Überrumpelung von Seiten eines Tigers schützt.

Wie die Häuser selbst, ist auch die innere Einrichtung derselben sehr einfach. Nur selten findet man eine Art Bettstätte (bali-bali): in der Regel schläft man auf Matten, die auf dem Boden ausgebreitet werden. Öfter haben sie auch runde, mit Baumwolle gefüllte Kissen (Gulong). Ein Holzblock dient als Tisch, der Reisstampfer wird in jedem malayischen Hause als unentbehrliches Möbel gefunden. Stühle haben die Malayen nicht nötig, denn sie sitzen auf dem Boden, und zwar auf der linken Hüfte, wobei die linke Hand den Körper ebenfalls stützt, während die rechte sich frei bewegt. Löffel und Gabel kennt man ebenfalls nicht, man ifst den Reis mit den Fingern und zwar ohne ein Körnchen fallen zu lassen. Als Teller dient ein Stück Pisangblatt.

Die Speisen werden in der Nähe des Hauses bereitet, nicht in diesem selbst, da es in demselben keine Feuerstelle und kein Abzugsloch für den Rauch giebt.

Der Reis wird in einem Gefäfs aus Bambu von grofsem Durchmesser gekocht. Man sollte freilich glauben, dafs der Bambu über dem Feuer hängend verbrennen müsse; aber durch Befeuchtung von aufsen, sowie durch das von innen durchsickernde Wasser wird die hölzerne Hülle erhalten. Sie wird durch das Feuer zwar geschwärzt, aber nur in geringer Dicke verkohlt.

Wohl bei wenigen Völkern ist der gemischte Typus von Land- und Seemann so ausgeprägt, wie bei den malayischen Stämmen, von denen viele Ackerbauer und Seefahrer zugleich sind, das heifst, beide Gewerbe in einer Person vereinigen.

Die Orang laut, Seemenschen, auch Seezigeuner genannt, leben auf Kähnen vom Einsammeln des Agar-agar, Trepang, Muscheln und Schildkröten, vom Fischfang, Tauschhandel oder Raub, auch die Angesessenen schlagen ihre Wohnsitze am liebsten an oder in Flufsmündungen auf. Während der Flut steht alles unter Wasser, dann fahren kleine Kähne hin und her, einige kaum grofs genug, um einen kleinen Jungen zu tragen, der ganz nackt an der Spitze hockt und sich mit den Händen fortplätschert, so dafs er fast wie eine Seejungfer aussieht: Alt und Jung angelt dann, unter dem Sonnendach vor der Hausthür liegend. Bei Ebbe steht das ganze Dorf im Schlamm, die Kinder waten darin herum und suchen Muscheln, Krabben und Würmer. Der friedliche Ackerbauer, der heute seiner Reisernte nachgeht, segelt morgen vielleicht als Seeräuber in einer schnellen Praue dahin, oder er treibt Küstenschiffahrt. Das abenteuernde Leben auf den Schiffen, das Umherziehen von einem Hafenorte zum anderen, von Sumatra im Westen bis zu den östlichen Sunda-Inseln, sagt dem Charakter des Volkes ungemein zu und trug nicht wenig zur Besiedelung ferner Gegenden durch Menschen dieses Stammes bei.

In einer malayischen Familie.

Boston Public Library.

Die umstehende Abbildung führt uns in das Innere einer malayischen Familienwohnung, in der wir freilich nur noch wenig von der alten Ursprünglichkeit bemerken. Der stete Umgang mit Europäern hat auch dort einen Wandel geschaffen und hat den Kindern des Landes früher ungekannte Bedürfnisse gebracht. Trotzdem finden wir bei den Insassen dieser Wohnung den echt malayischen Typus zum Ausdruck gebracht.

Die Gesetze sind teils dem Koran entnommen, teils sind sie Überreste altmalayischer und indischer Rechtsgebräuche. Diebstahl wird durch Geldbufse bestraft. Die Todesstrafe kann in den meisten Fällen durch Zahlung abgekauft werden, wie überhaupt das Geld eine grofse Rolle spielt. Nur eine Frau, die ihren Mann getötet hat, mufs ohne Nachsicht wieder sterben. Im übrigen zeigt sich das Malayenvolk auch in der Gesetzgebung als ein kriegerisches, welches den Gebrauch der Waffen und die Selbsthilfe begünstigt. Wer von jemandem thätlich beleidigt wird, hat das Recht, mit seinem Gegner einen Kampf auf Leben und Tod zu beginnen.

Dafs die Malayen keine sonderlichen Freunde der Arbeit sind, ist schon oben angedeutet worden. Die Folgen hiervon zeigen sich, wie bei allen arbeitsscheuen Völkern, vorzüglich durch

Malayische Kinder.

zwei Übel, nämlich durch Ausbreitung und Vervielfältigung der Sklaverei und durch üble Behandlung der Frauen, die, selbst in einer grofsen Zahl der Ehen, als Sklavinnen betrachtet werden.

Wenn ein junger Mann Wohlgefallen an einem Mädchen hat und sie als Frau zu besitzen wünscht, so gebraucht er gewöhnlich eine Matrone als Unterhändlerin. Die Eltern werden davon benachrichtigt, und wenn man die Zustimmung derselben erlangt und über die Art der Heirat übereingekommen ist, dann schickt der Werber den Eltern ein Geschenk, und diese bestimmen dann die Zeit der Hochzeit. Bei dieser Gelegenheit wird ein Fest gegeben, das 1 bis 7 Tage dauern kann. Ein Karabau (Büffel) und einige Ziegen werden geschlachtet, alle Einwohner des Dorfes eingeladen und bisweilen noch Leute aus der ganzen Umgegend herbeigezogen, um dem Feste beizuwohnen. Der Malaye betrachtet die Gäste als «Zeugen» für die geschlossene Ehe. Kontrakte, sagt er, können gefälscht und geleugnet, aber Hunderte von Zeugen können nicht Lügen gestraft werden. Wir sehen schon hieraus, dafs Täuschung und Betrug nicht zu den Seltenheiten gehören. Die Heiratskontrakte werden bisweilen in so zweideutiger Weise aufgesetzt, dafs entweder der Schwiegersohn, ohne dafs er es weifs, zum Leibeigenen der Schwiegereltern wird, oder es werden diese und die junge Frau getäuscht, je nachdem der eine oder der andere Kontrahent seinen Mitkontrahenten an Schlauheit übertrifft.

Der Hochzeitsschmaus und die übrigen zum Feste gehörigen Vorgänge werden gewöhnlich im Gemeindehause (Dusun) abgehalten. Dort findet auch die Trauung durch einen Priester statt. Nach derselben kann der Bräutigam jedoch die Braut noch nicht in sein Haus führen, weil dies die aus alten Frauen bestehende Leibgarde der letzteren verhindert. Erst nach Beendigung des Festes, das bei Bemittelten 7 Tage währt, bei weniger Bemittelten am siebenten Tage seine Wiederholung findet, wird die junge Frau ins Haus ihres Gatten gebracht.

Einen Tag nach der Vereinigung kommen die weiblichen Verwandten zur jungen Frau, bringen ihr Blumen und waschen sie mit wohlriechendem Wasser, worauf eine kleine, aus jungen Kokosnüssen und anderen Früchten bestehende, Mahlzeit gehalten wird. Gegenüber der jungen Frau stehen in einer Schüssel zwei Kokosnüsse, welche besonders die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich ziehen. Auf denselben sind menschliche Figuren, und zwar auf der einen Seite eine männliche, auf der anderen eine weibliche eingeschnitten. Die erste stellt den Gott Kudi Wining Poti vor, der die Stelle des griechischen Adonis vertritt, während auf der anderen Kokosnufs das Bild der Göttin Sekar Tatschi, der malayischen Venus, zu sehen ist.

Malayische Praue.

Es soll dadurch der Wunsch angedeutet werden, dafs die künftigen Kinder des Ehepaares so schön wie Venus und Adonis werden möchten.

Nach der Geburt eines Kindes werden vom Vater alle Verwandten zu einem Fest vereinigt. Man liest bei dieser Gelegenheit ein Stück aus dem Koran und zwar die Geschichte des Propheten Joseph vor. Während des Vortrages hält eine der ältesten Frauen das Kind auf dem Schofs. Auch wird jetzt von dem Vater dem Kinde ein Name gegeben, wobei die Regel befolgt wird, dafs der erste Buchstabe des Namens mit jenem des Namens des Grofsvaters oder der Grofsmutter übereinstimmt. Es bleibt indessen bei den höheren Klassen der in der Kindheit gegebene Name keineswegs für die ganze Lebensdauer giltig, vielmehr wird er im Mannesalter und auch später öfter gewechselt, so oft eine Erhöhung des Ranges stattfindet, da mit den Namen, welche oft eine Reihe hoher Titel in sich schliefsen, auch der Rang und die Funktion der Person angezeigt wird.

Einem Mädchen werden am achten Tage nach der Geburt die Ohrläppchen durchbohrt und mit einem Faden durchzogen, damit später die auch dort gebräuchliche, goldene Ohrenzierde angebracht werden kann.

Am vierzigsten Tage nach der Geburt wird ein Mahl gehalten, das Haupt des Kindes geschoren und dasselbe in einem Flusse gebadet. Ist das Kind sieben oder acht Monate alt geworden, so begiebt sich der Vater mit demselben an einen geweihten Platz, wo berühmte Personen, die ein hohes Alter erreicht haben, begraben liegen. Daselbst setzt man das Kind zum ersten Male auf die Erde, während es bis dahin beständig getragen wurde oder auf erhöhtem Lager sich befand. Vornehme und reiche Leute wiegen ihren Sprösling gegen Kupfergeld auf, für die so erlangte Summe wird eine zweite Mahlzeit gehalten.

Die Malayen sprechen ihren eigenen Namen nicht gerne aus, da sie solches für unbescheiden oder unschicklich halten. Wenn ein mit dieser Sitte unbekannter Europäer einen Malayen nach seinem Namen fragt, so kommt letzterer sichtlich in Verlegenheit.

Die Frauen tragen ihre Kinder gewöhnlich nicht auf dem Arm, sondern auf dem Rücken, mehr gegen die rechte Seite und zwar in der sackartigen Höhlung eines vorn festgebundenen Tuches. Diese Sitte weist schon darauf hin, dafs die Frauen bei dem Herumtragen der Kinder noch andere Arbeiten verrichten, bei welchen sie die Hände frei haben müssen.

Selten bedienen sich die Frauen der Wiegen zum Einschläfern der Kinder. In diesem Falle sind es kleine Hängematten, die an zwei entgegengesetzten Enden aufgehängt sind. Die Kinder entwickeln sich in der Regel bald und lernen frühzeitig laufen. Im übrigen bleiben sie sich selbst überlassen, gehen nackt und brauchen gegen Kälte nicht geschützt zu werden.

In Fällen von Krankheiten werden männliche oder weibliche Ärzte (Tukun) zu Rate gezogen, welche teils durch Kräuter, teils durch abergläubische Gebräuche die Krankheit bekämpfen.

Wenn jemand vom Fieber oder einer anderen Krankheit befallen wird, so denkt er so wenig, als die ungebildete Volksklasse in manchen europäischen Ländern, an natürliche Ursachen, welche nachteilig auf den Körper und den Lebensprozefs einwirken. Er schreibt die Entstehung der Krankheit dem bösen Geiste (Setan, Dschin) zu. Dann zündet man Feuer an und beschwört den Geist, den Kranken zu verlassen. Gelingt dieses, so wird die gegenwärtige Wohnung mit besonderer Vorliebe beibehalten, verschlimmert sich aber die Krankheit, so sucht man sich an einem anderen, entfernten Orte niederzulassen.

Der Setan spielt auch bei anderen Gelegenheiten eine bedeutende Rolle. Obgleich er eigentlich die Ursache alles Übels ist, läfst er sich doch häufig erbitten, eine Person, die er körperlich oder moralisch krank gemacht hat, wieder frei zu geben, in welchem Falle die Krankheit oder die Sünde weicht. Der Glaube an den bösen Geist und an die Möglichkeit, ihn zu beschwichtigen und zu überreden, hat indessen auch gute Folgen. Manche böse That, von der man glaubt, dafs sie im Bunde mit dem Setan begangen wurde, bereut der Sünder und sucht sie wieder gut zu machen. Wenn jemandem etwas gestohlen wird, so begiebt sich der Beraubte nach dem Platze, wo der Diebstahl geschah, hält dort Ansprachen an den Setan, dafs er den Missethäter nicht länger verleiten, sondern zum Guten zurückführen möge. Bei dieser Anrufung streut er zerhackte rohe Zwiebeln auf den Platz, was einen gewaltigen Eindruck auf den Setan machen soll. Ist dieses letztere auch problematisch, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dafs der Thäter sehr häufig, wenn er die zerhackten Zwiebeln auf dem Platze des Vergehens liegen sieht, von Furcht überfallen wird, und dem Eigentümer auf irgend eine Weise das Gestohlene zurückerstattet. Der Setan ist daher nicht wie unser Teufel das absolut Böse, «der Geist, der stets verneint», sondern nur ein böser Mensch, der zwar stets auf Übles sinnt und es auch begeht, aber eigentlich doch die Überzeugung von der Notwendigkeit des Guten und Gerechten nicht verloren hat und öfter wieder den Pfad der Tugend einschlägt.

Stirbt der Kranke, so wird die Leiche auf ein für solchen Gebrauch im Dusun aufbewahrtes Brett gelegt und dem Grabe zugeführt. Letzteres wird so gegraben, dafs in einer gewissen Tiefe eine Seitenhöhlung in die Erde gemacht wird, in welche man die in weifse Tücher gehüllte Leiche auf die rechte Seite legt. In diese Höhlung werden auch verschiedene Blumen

gelegt und dann die senkrechte Öffnung mit Erde zugeschüttet. Die Frauen weinen bei dieser Gelegenheit hergebrachtermafsen und heulen laut bis die Bestattung vorüber ist.

Im Umkreise des Grabes werden kleine Flaggen aufgesteckt. Nach Verlauf eines Jahres kommen die Verwandten des Verstorbenen wieder zu dem Grabe, verrichten Gebete und schlachten einen Karabau, dessen Kopf samt den Hörnern auf dem Totenhügel der Verwesung überlassen wird. Die Gräber werden als heilige Stätten betrachtet und eine Entweihung dieser Plätze sehr streng bestraft.

Neben den bösen Geistern giebt es auch gute Genien (Dhewos), welche jeden Busch, jeden Berg, jeden Fels, selbst die Luft bewohnen sollen. Diese regeln das Wachstum der Bäume,

Rebab-Spieler.

lassen die Früchte reifen, und führen die Bergströme auf ihrer stürmischen Bahn, sie murmeln in den Bächen und die feierliche Stille der Wälder ist ihnen heilig. Vor allem jedoch weilen die Dhewos gern unter dem Warinzie-Baume (Ficus indica), welcher seine langen Zweige wieder in die Erde hinabsenkt, um ihnen einen Wohnplatz zu bieten.

Zur Vervollständigung des ethnographischen Bildes müssen wir nun noch einen Blick auf die Unterhaltungen und Spiele der Malayen werfen.

Bei der eigentümlichen, etwas lärmenden Musik spielt der Gamelang oder Gonggong eine Hauptrolle. Derselbe besteht aus etwa 12 bis 15 an einander gereihten messingenen Schüsseln von verschiedener Dicke, die der Musiker mit einem Bambustäbchen in einfachen Melodien ertönen läfst. Man unterscheidet verschiedene Arten, die älteste ist der Gamelang mungang, dessen

Laute mit dem Quaken eines Frosches viel Ähnlichkeit haben. Der Direktor der Gamelangbande spielt stets ein eigentümliches Instrument, das Rebab, welches mit einem Bogen gestrichen wird, und das dazu dient den Ton anzugeben.

Frauen aus der niederen Volksklasse belustigen sich mit allerlei Tänzen, eine Malayin aus höherem Stande würde es unter ihrer Würde finden, zu tanzen. Höchst selten geschieht es, dafs bei öffentlichen Festen die Männer mit den Tänzerinnen sich herumbewegen. Man unterscheidet zwei Arten dramatischer Spiele: die Topeng, bei welchen die Rollen von Männern gespielt werden, welche Masken tragen, und die Wajang. Der Stoff zu den Topeng wird stets aus der Geschichte des abenteuerlichen Lieblingshelden Pandschi genommen. Der Schauspieldirektor citiert gewöhnlich die Reden der Darsteller selbst, und diese begleiten seine Worte mit den entsprechenden Gesten. Die Schauspieler sind durchschnittlich sehr kostbar in der alten Tracht gekleidet.

Die Puppenspiele, Wajang, entnehmen ihren Stoff der ältesten Geschichte. Die zur Aufführung notwendigen Marionettenfiguren sind 50 bis 75 cm hoch und aus dickem Leder ausgeschnitten. Die Vergoldung, Bemalung und Verzierung wird sehr sorgfältig ausgeführt, da jede Figur einen besonderen Charakter darzustellen hat. Wenn die Marionetten benutzt werden sollen, so steckt man sie auf einen dünnen Stab aus biegsamem Horn, ebenso werden die gelenkigen Glieder durch daran angebrachte Hornspäne bewegt. Vor dem Zuschauer wird ein weifses Tuch über einen viereckigen Rahmen ausgespannt, auf welches von innen der Schatten der Figuren fällt, denn diesen allein bekommt das Publikum zu sehen.

Aufser dem Würfel- und Kartenspiel, bei welchem letzteren chinesische Karten gebraucht werden, spielen die Malayen häufig Schach (Main gadschah, Elefantenspiel), in welcher Kunst sie es mit den Europäern wohl aufnehmen. Der König im Schachspiel heifst Radscha, die Königin Mantri, d. i. Minister oder Feldherr. Die asiatischen Völker, von denen bekanntlich das Schachspiel nach Europa gekommen, kennen keine Königin im Spiele: die Dame wufste sich nur bei den galanten Europäern eine hohe Bedeutung im Schachspiel wie im Leben zu erringen. Der Läufer heifst Gadschah (Elefant), der Springer Kuda (Pferd), der Turm Ter und die Bauern Bidak. «Schach dem König!» wird durch «Sah» ausgedrückt und «Schachmatt» heifst Mati (tot), aus welchem Worte vielleicht das deutsche «Matt» sich gebildet hat.

Eine beliebte Volksbelustigung sind die Hahnenkämpfe. Zwei Hähne, die man eine Zeit lang mit tierischer Kost gefüttert hat, läfst man mit einander kämpfen, wobei die ergrimmten Feinde sich mit den Schnäbeln bedeutende Wunden zufügen und einer der geflügelten Ritter entweder die Flucht ergreift, oder infolge der Wunden erliegt.

Unzertrennlich von dem Malayen erscheint auch die Siri-Dose, in der er die Blätter der Betelpfeffer-Rebe in Verbindung mit Areka-Nüssen aufbewahrt. Die aromatischen, brennend und bitter schmeckenden Blätter sind dem Malayen so gut wie den hinterindischen Völkern ein unentbehrliches Lebensbedürfnis geworden.

Zu den echten Malayen gehören auch die ältesten Bewohner Borneos, welche unter dem Namen Dahah oder Dajaken zusammengefafst werden, obgleich die Eingeborenen selbst sich diesen allgemeinen Namen nicht beilegen. Sie verteilen sich vielmehr in zahlreiche Stämme, von welchen jeder einen besonderen Namen trägt, so gehören z. B. zu ihnen die Pari oder Kajau an der Ostküste, die Bejadju in Banjermassing, die Manketan und Punau im Innern u. a. m.

Die Dajaken sind im allgemeinen kleiner Statur. Ihre mittlere Gröfse beträgt blofs 1 m 50 cm. Beide Geschlechter sind im ganzen wohl gebaut. Verunstaltungen des Körpers sieht man bei ihnen selten, welcher Umstand wohl davon herrühren mag, dafs die schwächlichen Kinder, zu welchen in der Regel die verunstalteten gehören, schon in früher Jugend wegen Mangels an sorgsamer Pflege und zweckmäfsiger Behandlung sterben. Die Dajakschen Frauen übertreffen an Schönheit durch ihre schlanke Gestalt, durch Feinheit der Gesichtszüge und selbst durch eine hellere Hautfarbe viele andere Genossinnen ihrer Rasse.

Die verschiedenen Stämme besitzen viele, ihre Vergangenheit betreffende, Überlieferungen, die aber durch Entstellungen und abergläubische Zusätze den Charakter historischer Erzählungen verloren haben und höchstens zu Vermutungen über einst stattgehabte Ereignisse führen. Sehr bemerkenswert sind die Sagen, die in Bezug auf die allmähliche Vergrößerung des Landes bestehen, und zwar um so mehr, als dieselben mit den Lehren der Geologie vollkommen übereinstimmen. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, daſs die ausgebreiteten Alluvialebenen,

Kristanz der Malayen.

die sich besonders an der südlichen und westlichen Küste Borneos befinden, ein Werk der neuesten geologischen Periode sind, und daſs die Landbildung von den Gebirgen aus durch die gewaltigen Wassermassen in der Art vor sich ging, daſs zuerst an den Mündungen der Ströme sich durch angespültes Land Inseln bildeten, die sich allmählich mit dem Festlande vereinigten. Die Legende sagt hierüber Folgendes:

Einst kamen aus fernem Lande viele Menschen in einer groſsen Praue an. Das Schiff aber blieb nahe am Berge Sunjang festsitzen und das Wasser unter demselben wurde immer seichter, bis es sich endlich ganz verlief. Die Schiffsbewohner hatten nun Mangel an Nahrungsmitteln. Da fiel vom Himmel ein Reiskorn von ungeheurer Größe herab, das sie zur Hälfte

verzehrten, während sie die andere Hälfte dem Schofse der Erde anvertrauten. Inzwischen stieg immer mehr und mehr Land aus dem Meere empor, die Zahl der Menschen vermehrte sich, und sie fuhren fort, stets die Hälfte der Ernte zu verzehren und die andere Hälfte auszusäen. Die Ankömmlinge aber verbreiteten sich über die Landschaften Sangau, Landak, Sarawak und die mehr abgelegenen Teile des Landes.

Die Zeitrechnung ist eine sehr einfache. Die Dajaken rechnen nicht nach Jahren, sondern nach Ernten und nach den dreijährigen Perioden, nach welchen sie ihre Felder verwechseln. Die Zeit des Säens erkennen sie an dem Stand der Sterne. Ausdrücke, um die Tageszeit anzudeuten, besitzen sie nicht. Fragt man sie nach der Tageszeit, wann etwas geschehen soll, dann zeigen sie mit der Hand an, wie hoch die Sonne zu jener Zeit stehen wird. Fragt man ferner nach der Entfernung eines Ortes, so zeigen sie ebenfalls den Stand der Sonne bei der Ankunft an jenem Orte an, angenommen, dafs man mit Sonnenaufgang die Reise beginnt.

Die Küstenbewohner bauen treffliche, schnell segelnde Prauen. Ebenso verstehen sie das Eisen aus dem Erze zu gewinnen und vorzügliche Waffen aus ersterem zu schmieden. Kupferne Ringe und andere Zieraten aus diesem Metall wissen die Dajaken ebenfalls zu verfertigen, sowie sie auch Matten und Körbe aus Rotang und Stroh flechten. Zeuge aus Kattun weben und denselben verschiedene Farben geben.

Die Kleidung besteht in ihrem Hauptteile aus dem Tschawat, einem etwa 3 m langen und $^1/_2$ m breiten Stücke Kattun, oder aus dünn geklopfter Baumrinde, und wird dasselbe in der Art um die Mitte des Leibes gebunden, dafs vorn und hinten ein Ende des Zeuges etwa bis zu den Knieen nach abwärts hängt. Das Haupt ist ebenfalls mit einem Kattuntuche oder einer feinen, biegsamen Baumrinde in der Art umwunden, dafs der Scheitel unbedeckt bleibt. Bei stürmischer feuchter Witterung trägt der Dajak wohl auch noch eine Art Leibrock von grobem Kattun, der Rücken, Brust und Bauch samt den Armen bedeckt. Zu dieser Kleidung wird, selbst in Friedenszeiten, stets der Parang, ein kurzes, starkes Schwert getragen, welches nach Art unserer Rasiermesser mit dickem Rücken und breiter Klinge versehen ist. Die Scheide des Parang besteht aus zwei durch Rotang verbundenen Stücken Holz. Der Griff ist aus Holz und gewöhnlich mit Menschenhaaren verziert. Diese Waffe wird an der linken Seite an einer aus Rotang geflochtenen Schnur getragen, und zwar mit der Schneide nach oben, damit man nach dem Herausziehen das Schwert nicht erst umzukehren braucht, sondern sogleich einen Hieb in horizontaler Richtung damit führen kann. Sobald der Dajak seine Wohnung verläfst, nimmt er eine kurze, mit Widerhaken versehene Lanze zu sich, die ihm zugleich als Spazierstock dient. Da der Schaft hohl ist, wird dieselbe auch als Blasrohr gebraucht, um die mit Ipu vergifteten Pfeile, mit welchen sein neben dem Parang hängender Köcher stets gefüllt ist, eine ziemliche Strecke weit gegen den Feind zu schleudern. Aufser diesen Waffen und einem reich verzierten Schilde führt der Dajak bei seinen Ausflügen noch einige kleine Bambuköcher mit sich, in welchen Siri, Tabak, ein kleines Messer und andere Gegenstände enthalten sind. Bei längerer Abwesenheit trägt er auch einen mit Reis und anderen Lebensmitteln gefüllten Korb auf dem Rücken.

Die meisten Stämme hängen grofse, oft geschmacklose Zieraten in die Ohren, die in ihrer abweichenden Form als Erkennungszeichen der verschiedenen Stämme dienen können. Aufserdem tragen sie noch kupferne Ringe um Hals, Arme und Beine, Schnüre von Korallen oder von Menschen- und Tierzähnen um den Hals, sowie Fasanen- und andere farbige Federn an dem Parang oder auf dem Kopfe. Das Recht, die Schweiffedern des Nashornvogels zu tragen, kommt nur jenem Manne zu, welcher schon Menschenköpfe abgehauen hat; die Zahl der aufgesteckten Federn entspricht der Zahl der erschlagenen Menschen.

Die Frauen sind ebenfalls nur spärlich mit Kleidung versehen; der gröfsere Teil des Körpers bleibt gewöhnlich nackt. Das hauptsächlichste Kleidungsstück besteht in einem eng anliegenden, kurzen Rocke, Kain oder Ridang genannt. Bisweilen tragen sie eine Art Jäckchen.

Dajaken, zum Kampfe gerüstet.

Boston Public Library.

das an den Rändern vielfach mit Stickereien versehen ist. Die langen Haare sind aufgerollt und gebunden, ein Rotanghut bedeckt bisweilen das Haupt. Kinder gehen meistens nackt. Reiche Tätowierungen, mit denen sich namentlich die Krieger schmücken, ersetzen den Dajaken vielfach die mangelnde Kleidung.

Die Häuser zeigen die eigentümliche Einrichtung, dafs sie fast nie für eine einzige Familie, sondern kasernenartig für mehrere bestimmt sind. Manchmal bewohnen 30 bis 40 Familien ein einziges Gebäude, doch so, dafs jede derselben ihre eigene Abteilung besitzt.

Man kann hiernach diese Häuser als Dörfer bezeichnen, die unter einem Dache stehen. Vielleicht stammt dieser eigentümliche Gebrauch von den oft wiederholten feindlichen Überfällen her, denen die Dörfer ausgesetzt sind und denen die in einem Gebäude beisammen wohnende Bevölkerung leichter Widerstand leisten kann, als eine einzelne Familie. Der Fufsboden beginnt, wie bei allen malayischen Häusern, erst 2 bis 3 m über dem Boden. Den unteren Raum zwischen den Pfählen nehmen die Haustiere und besonders die Schweine ein. Man kann sich leicht denken, welcher Wohlgeruch von diesem untersten Hausraume durch den aus Brettern und Matten bestehenden Fufsboden in die oberen Räume des Hauses dringt. Die Breite einer solchen Kaserne beträgt 8 bis 10 m, die Länge dagegen richtet sich nach der Zahl der darin wohnenden Familien. Es giebt deren, die eine Länge von 200 bis 250 m haben.

Jede Familie hat zu ihrem Privatgebrauch ein bis zwei Zimmer inne und vor denselben einen durch das überhängende Dach bedeckten Platz für den Herd zu beanspruchen. Nach vorn verbindet eine durch das ganze Gebäude laufende Galerie alle Wohnungen, ohne dafs der Anteil der einzelnen Familie von dem benachbarten durch eine Wand geschieden ist. Aber auch die rückwärts angebrachten Zwischenwände, welche nur aus Baumrinde bestehen, werden zeitweilig bei gemeinschaftlichen Festen weggenommen, so dafs die ganze Einwohnerschaft des Dorfes zu solcher Zeit eine gemeinschaftliche Wohnung besitzt.

Schon aus diesen Einrichtungen sieht man, dafs der Dajak es nicht nötig hat, sein Eigentum vor seinem Nachbar sicher zu stellen. In der That gehört es zu den lobenswerten Eigenschaften dieses bis jetzt so verwahrlosten Volkes, dafs es den Diebstahl verabscheut. An beiden Enden des gemeinschaftlichen Ganges befindet sich ein mit Stufen versehener Balken, der als Aufgang zum gemeinsamen Gebäude dient. Jede einzelne Wohnung hat eine nach dem Gang führende Thür, durch welche das Licht in die Wohnung fällt und die des Nachts durch Holzblöcke geschlossen wird. Fenster sind nirgends angebracht. Auf dem gemeinsamen Gange schlafen die unverheirateten jungen Männer, von welchen je zwei bei Nacht Wache halten.

Machen die bisher angeführten Einrichtungen der ziemlich rein gehaltenen Wohnungen keinen unangenehmen Eindruck auf den fremden Besucher, so schreckt er umsomehr zurück, wenn er sich nach rückwärts zu den Feuerherden begiebt, über den in einer fortlaufenden Reihe die erbeuteten Menschenköpfe im Rauche aufgehängt sind.

Im Innern der Zimmer sieht man bei Tag die während der Nacht zum Lagerplatz dienenden Matten aufgerollt. Auch die umherstehenden Holzblöcke finden eine doppelte Verwendung. Am Tage dienen sie als Stühle, in der Nacht als Kopfkissen. Mit Reis und anderen Lebensmitteln gefüllte Körbe stehen neben Lanzen, Parangs, Schilden und anderen Waffen in den Ecken der Zimmer.

Zu den merkwürdigsten Besitztümern gehören die sogenannten Tampajan. Es sind dies irdene, mit plastischen Figuren gezierte Töpfe von hohem, unbekanntem Alter. An die Herkunft dieser Vasen knüpfen sich allerlei Mythen und der Glaube, dafs sie eine besondere schützende Kraft auf den Besitzer ausüben. Die Vasen haben sicherlich ein Alter von einigen Jahrhunderten und mögen vielleicht einst das Eigentum von Hindu-Kolonisten gewesen sein. Der Wert solcher Tampajan ist verschieden, je nach ihrer Art und den ihnen zugeschriebenen Eigenschaften, und werden solche von 80 Mark bis selbst zu 5000 Mark geschätzt.

Mit Tagesanbruch erhebt sich der Dajak von seinem Lager und badet sich im Flusse, während die Frauen das für den Tag nötige Wasser schöpfen. Hierauf wird das gewöhnlich aus Reis bestehende Frühstück genommen, worauf alle Bewohner des gemeinsamen Hauses, mit Ausnahme der Greise und Kinder, sich zur Feldarbeit begeben, oder in den Wald gehen, um Holz, Wurzeln oder Wild zu holen, denn jeder Hausvater bebaut sein eigenes Feld, ist sein eigener Schmied, Zimmermann und Baumeister. Wenn die Sonne am höchsten steht, wird ein zweites Mahl genossen, etwa eine Stunde lang ausgeruht, worauf sich wieder ein Teil der Frauen und Männer ins Feld begiebt. Die zu Hause gebliebenen Männer beschäftigen sich mit dem Verfertigen von Kähnen, Waffen oder Flechtwerken, während die Frauen Reis oder Sago stampfen, Zeuge weben und Kleider verfertigen.

Die Dajaken begnügen sich in der Regel mit einer Frau und nur ausnahmsweise kommt die Vielweiberei vor. Die Frauen werden bei einzelnen Stämmen, besonders an der Südküste, mit einer gewissen Ehrerbietung behandelt, und bei wichtigen Unternehmungen gilt der Ausspruch mancher Frauen als eine Art Orakel.

Bei der Geburt eines Kindes finden keine besonderen Festlichkeiten statt; aber der Vater des Kindes ist zur Zeit der Niederkunft seines Weibes besonders aufmerksam auf den Inhalt seiner Träume und glaubt, dafs sein künftiges Glück von denselben abhängig sei.

Bisweilen geschieht die Verlobung schon im kindlichen Alter, nachdem die beiden Eltern über die Ehe einig geworden sind. War dies aber in früher Jugend nicht der Fall, und wünscht ein Jüngling sich mit einem Mädchen zu verheiraten, so bittet er den Häuptling des Dorfes oder des gemeinsamen Hauses, er möge sein Verlangen den Eltern des Mädchens mitteilen. Dieser Mann regelt mit den beiderseitigen Eltern auch den Brautschatz, hier die von den Eltern des Bräutigams den Eltern der Braut zu entrichtende Summe. Sie richtet sich im ganzen nach dem Stand und den Vermögensverhältnissen der Familien und wird oft gar nicht gefordert. Bei Reicheren besteht der Brautschatz in der Regel in einem oder mehreren Tampajan.

Am Hochzeitstage sitzen Braut und Bräutigam auf zwei Gongs unter freiem Himmel, mit dem Antlitz nach der aufgehenden Sonne gewendet. Sie werden hierauf von den Eltern mit dem Blute eines Huhns besprengt. Braut und Bräutigam kauen dann mit einander Siri, worauf die Eltern den Anwesenden mit lauter Stimme bekannt machen, dafs die Verbindung vollzogen ist. Nun erst beginnen die Mahlzeiten, deren Dauer sich nach den Vermögensverhältnissen der Verheirateten richtet.

Bei manchen Stämmen ist noch das Verbrennen der Leichen und die Aufbewahrung der Asche und Knochen in Urnen gebräuchlich. Es mag dieser Gebrauch noch aus den Zeiten herstammen, als Hindu im Lande sefshaft waren und ihren Einflufs auf die Bevölkerung ausübten. In anderen Gegenden werden die Leichen in Baumrinde gewickelt oder über Feuer zu Mumien ausgetrocknet und dann begraben. Man tötet hierauf ein Huhn und wirft die Stücke desselben nach verschiedenen Richtungen zur Abwehr der bösen Geister, wobei man auch Beschwörungsformeln anwendet. Es wird endlich ein Bambu, eine Schüssel oder auch ein wertvoller Tampajan, je nach den Vermögensverhältnissen der Familie des Verstorbenen, auf das Grab gelegt und die Teilnehmer an der Trauerfeierlichkeit werden mit Schweinefleisch bewirtet.

Köpfe zu erbeuten (holl. Koppesnellen) ist der vorzüglichste Zweck, weshalb sowohl ganze Stämme sich bekriegen, als auch einzelne Personen in meist verräterischer oder meuchlerischer Weise auf Mord ausziehen, entweder um alte Beleidigungen oder Morde zu rächen oder sich den Namen eines Tapferen zu erwerben.

Ein «Held», welcher abgeschlagene Köpfe aufzuweisen hat, steht in hoher Achtung, und wird es ihm leichter, eine Lebensgefährtin zu finden, als dem frommen Landbauer, der nie seine Hände mit dem Blute seiner Mitmenschen befleckt hat. Was die grausame Sitte verbreitet und erhält, ist aufser der Erziehung, der Gewohnheit und dem Verlangen, die Sitte der Voreltern beizubehalten, auch der Aberglaube, indem der Dajak meint, dafs die Seelen der durch ihn

Ermordeten in einem künftigen Leben ihm befreundet und ergeben sein werden. Deshalb ist es auch gebräuchlich, dafs nach dem Tode eines Häuptlings eine Anzahl Köpfe fallen müssen, damit der Verstorbene im künftigen Leben einige Diener habe. Es erinnert dieser Gebrauch an das Verbrennen der Witwen und an das Opfer von Sklaven bei den Hindu, die doch sonst auf ziemlich hoher Kulturstufe stehen.

In der Regel sind es aber nur feindliche Stämme, die man anzufallen für Pflicht hält. Den Begriff von Feind dehnt man freilich in unnatürlicher Weise aus, indem, wie erwähnt, uralte Feindschaften noch immer aufrecht erhalten werden und kein Friedensschlufs stattfindet, weil immer derjenige Stamm, welcher eine gröfsere Zahl von Köpfen verloren hat, als der gegnerische, die Ausgleichung dieser Schuld als eine Verpflichtung betrachtet.

Die Eroberung vieler feindlichen Köpfe wird auch als ein Gottesurteil bei Zwisten zwischen Personen sowohl, wie zwischen Stämmen betrachtet, die seit uralter Zeit sich feindlich gegenüber stehen und die noch stets fortfahren, sich gegenseitig durch meuchlerische Anfälle in schreckliche Unsicherheit zu versetzen. Wenn zwei Männer über den Besitz eines Mädchens Streit bekommen, über einen Acker, oder über was immer, und der Streit auf keine andere Weise geschlichtet werden kann, so geben die Streitenden einander je eine Lanze mit der Herausforderung, Köpfe zu holen. Jeder der beiden Gegner zieht dann aus, und wehe dem Manne, der Frau oder dem Kinde, die einem solchen Köpfe suchenden Barbaren in die Hände kommen! Wer von den beiden Streitenden die meisten Köpfe zurückbringt, wird als Sieger betrachtet.

Aus dem bisher Angeführten ist schon zu entnehmen, dafs es zweierlei feindliche Streifzüge giebt, nämlich die kleineren, von einzelnen Individuen, deren Zahl sich bis zu zehn steigern kann, unternommenen, welche die Dajaken Ngoju nennen, und die gröfseren, von einem ganzen Stamme ausgeführten, welche Assan genannt werden.

Der Zweck der Ngoju-Züge ist lediglich, unbewaffnete Personen heimlich und unerwartet zu überfallen und mit den eroberten Köpfen sich in die Wälder zu flüchten. Bevor ein solcher Zug unternommen wird, werden allerlei Vorzeichen und Orakel zu Rate gezogen. Lauten diese für die Unternehmung günstig, dann begeben sich die Abenteurer auf den Weg, beobachten aber alle mögliche Vorsorge, um unbeachtet zu bleiben, damit sie ihre Mordthaten ausüben können, ohne die Rache der Blutsverwandten der Erschlagenen fürchten zu müssen. Deshalb suchen sie ihre Opfer auch in der Regel unter möglichst entfernt wohnenden Stämmen und unternehmen zu diesem Zwecke oft Züge von 15 bis 20 Tagereisen weit. Selten wagen sie, in einen Kampong zu dringen: der einsame Arbeiter auf dem Felde, der Bewohner eines einzeln stehenden Hauses, der friedliche Wanderer oder der am Strande beschäftigte Fischer sind in der Regel die Opfer dieser Mörder. Selbst die niederträchtigste List und den ärgsten Betrug scheuen diese Menschen nicht, um ihren Zweck zu erreichen. Bisweilen hält sich die Bande in einem Walde verborgen, während einer aus ihrer Mitte sich nach einem Kampong begiebt und dort als armer Reisender um ein Nachtquartier bittet. Des Nachts überfällt er seine Opfer im Schlafe, weifs ihnen mit ungemeiner Behendigkeit die Köpfe abzuschlagen und kehrt dann zu seinen Spiefsgesellen im Walde zurück.

Die Assan-Züge sind seltener vorkommende Kriegsunternehmungen ganzer Stämme, bei welchen oft tausend Kämpfer teilnehmen und natürlich eine nicht geringe Menge Köpfe von beiden Seiten erobert wird.

Der des Kopfes beraubte Leichnam (ganz gleichgiltig, ob Mann, Weib oder Kind) wird zurückgelassen und der Kopf von dem auf seinen Mut stolzen Krieger in dem mit Feindeshaaren geschmückten tornisterartigen Körbchen aus Bambus im Triumphe nach Hause getragen. In einzelnen Gegenden werden die Stirnhaut und das Herz des Erschlagenen gekocht und den Knaben zu essen gegeben, um sie dadurch mutig und tapfer zu machen.

Zu den Malayen gehören, wie wir bereits eingangs der vorliegenden Abhandlung anführten, die Polynesier.

Der französische Geograph Malte-Brun war es, welcher, zuerst im Jahre 1813, jene ozeanischen Inselgruppen, welche eine lichtbraune, schön gebaute, zivilisierbare, seetüchtige Bevölkerung beherbergen, Polynesien nannte. Es ist dies ein aus der griechischen Sprache abgeleitetes Wort und bedeutet in freier Übersetzung etwa so viel wie «Inselflur».

Zu diesem Gebiete gehören die Inseln und Eilandgruppen: Neuseeland (die Neuseeländer werden Maori genannt), Tonga, Samoa, die Hervey-Inseln, die Sozietäts- mit den Austral-Inseln, die Paumotu-, die Markesas- und die Sandwichs- (oder Hawaii-)Inseln.

Maori-Häuptling und Frau.

Die Zeit, zu welcher sich die polynesischen Malayen von ihren asiatischen Geschwistern trennten, läfst sich bis jetzt auch nicht annähernd bezeichnen. Wenn man aber auch zugeben mufs, dafs seit der Trennung der Polynesier von den Malayen geraume Zeit vergangen sein mag (derart verschieden sind ihre Sprachen und Sitten), so kann man doch in der grofsen Ähnlichkeit der polynesischen Sprachen und Sitten unter einander annehmen, dafs die Spaltung dieser Gruppe in verschiedene Stämme viel später stattgefunden haben mufs.

Boston Public Library

Neueren Forschungen nach mag die erste Wanderung der asiatischen Malayen nach den Samoa- oder Tongainseln stattgefunden haben und von dort aus hat sich der polynesische Zweig weiter verbreitet.

Die Sage bezeichnet ein Eiland Hawaiki, die heutige Insel Sawaii in der Samoagruppe, als die Heimat der Polynesier.

So erzählen sich die Maori, dafs Ngahue, ein Häuptling auf Hawaiki, infolge von Streitigkeiten und Krieg geflüchtet und nach langer Seefahrt nach Tuhua, einer Insel an der Ostküste von Ahi-na-Maui, gekommen sei. Von da ging er auf die grofse Nordinsel selbst und erreichte, der Küste entlang fahrend und die Meerenge überschreitend, die Südinsel, und auf der Westseite derselben das Land Arahura, wo er den hochgeschätzten Punamustein entdeckte, den neuseeländischen Grünstein oder Nephrit, nach welchem in der Folge die ganze Südinsel ihren Namen: «Te-Wahi-Punamu», «das Land des Grünsteins», erhielt.

Da die Flüsse und Bäche fischreich waren und riesige Vögel (die Moa) in grofser Zahl die Wälder bevölkerten, so kehrte Ngahue nach Hawaiki zurück und bewog seine Freunde, weil der Krieg dort immer noch fortdauerte, mit ihm nach dem neuentdeckten Lande zu fahren.

In merkwürdiger Übereinstimmung hiermit sind die Einwanderungssagen der übrigen polynesischen Völker.

Auch in den Schöpfungssagen prägt sich die unverkennbare Zusammengehörigkeit aus.

Maui war ein gewaltiger neuseeländischer Held, der, wie der griechische Herakles, eine ganze Reihe grofser und erstaunlicher Thaten vollbracht hatte. Er war nicht nur der Lehrer im Kahn- und Häuserbau, der Erfinder der Kunst, aus Flachs Stricke zu drehen und Schlingen zu binden, er hatte auch der Sonne und dem Monde ihre Bahnen angewiesen, war der Herr des Feuers und des Wassers, der Luft und des Himmels und endlich der Schöpfer der Erde, welche er aus dem Meere gefischt hatte.

Maui hatte fünf Brüder, die alle fleifsig dem Fischfang oblagen, während er selbst träge zu Hause safs, so dafs alle über ihn und seine Trägheit klagten. Eines Tages sagte Maui, er wolle fischen gehen, aber er werde einen Fisch fangen, so grofs, dafs ihn die Brüder nicht würden aufessen können. Da nun die Brüder wohl wufsten, welch ein mächtiger Zauberer Maui war, und da sie ihn wegen seiner Zauberkünste fürchteten, so wollten sie ihn nicht mit sich ins Boot nehmen. Maui kam aber dennoch mit. Er verwandelte sich in einen kleinen Vogel und flog in das Kanoe; erst auf offener See gab er sich zu erkennen.

Als sie nun weit draufsen im Meere waren, wollte Maui fischen. Er hatte einen kostbaren Angelhaken bei sich, der aus der Kinnlade seines Grofsvaters gemacht war: die Brüder aber wollten ihn auf jede Weise an der Ausführung seines Vorsatzes hindern und weigerten sich, ihm einen Köder zu geben. Da schlug sich Maui ins Gesicht, dafs die Nase blutete, und tränkte etwas Flachs, den er neben sich im Kanoe fand, mit diesem Blute. Das war der Köder. Maui warf die Angel aus und liefs die Schnur ablaufen. Es dauerte nicht lange, so bifs es an und zog mit solcher Gewalt, dafs die Brüder fürchteten, das Kanoe möchte umschlagen, und riefen: «Maui, lafs los!» «Ka mauta Maui, ki tona ringa ringa e kore e taia te ruru.» «Was Maui hält, läfst er nicht wieder los», war die Antwort, die bei den Maori seitdem zum Sprichwort geworden ist. Dabei zog Maui mehr und mehr und zog ein Land heraus. «Ranga whenua», riefen die Brüder, «der Fisch ist ein Land.» Maui fragte sie, ob sie den Namen des Fisches wüfsten, und als sie diese Frage verneinten, sagte er ihnen: «Haha whenua», «das gesuchte Land». Als der Fisch aus dem Wasser war, eilten die Brüder, ihn unter sich zu verteilen; sie zogen und zerrten von allen Seiten, und daher kommen die Unebenheiten auf der Insel. Das Kanoe strandete, als das Land in die Höhe kam und heute noch erzählen die Maori, es liege auf dem Gipfel des Berges Ikaurangi, nahe dem Ostkap der Insel, wo auch Maui begraben liegt. Nach dieser Sage wird die Nordinsel Ahi-na-Maui, der Fisch des Maui, genannt.

In ähnlicher Weise erzählen die Tonganer. Ehe die Tonga-Inseln bestanden, geschah es, dafs einer der Götter, Tongaloa, an der Küste des Meeres angelte. Der Angelhaken verfing sich jedoch in einem Felsen auf dem Meeresgrund; der Gott zerrte mit aller Gewalt und zog plötzlich die Tonga-Inseln empor. Diese würden noch viel gröfser geworden sein, wenn nicht die Angelschnur gerissen und das übrige emporgezogene Land wieder hinabgeglitten wäre.

Und nach der Sage der Tahitier bestand Taroa, der Vater der Götter und Menschen, blofs in der Gestalt eines ungeheueren Eies, das hoch oben am Himmelsgewölbe hing und Sonne, Mond und Sterne in sich schlofs. So schwebte er lange in der Luft; da stiefs er einst seine Hand durch die Schale, so dafs das Licht der Sonne sich über das Weltall ergofs und die Erde unter ihm beleuchtete, die, wie sie da unten lag, nur klein erschien. Taroa bemerkte den Sand am Meere und sprach zu ihm: «Sand, komm herauf zu mir und leiste mir Gesellschaft!» Aber der Sand erwiederte: «Ich gehöre zu Land und Meer, Taroa, und kann sie nicht verlassen. Komm Du herunter zu uns.» Dann sah er die Felsen und Klippen und rief ihnen zu: «Felsen, kommt herauf zu mir und seid meine Gefährten!» Aber die Felsen antworteten: «Wir sind fest in die Erde gewurzelt, Taroa, und können sie nicht verlassen. Komm Du zu uns.»

Da stieg Taroa zur Erde und warf seine Schale von sich, die sich sofort dem Boden ansetzte und der Erde ihren gegenwärtigen Umfang gab, während Sonne und Mond darüber schienen.

Lange weilte Taroa auf der Erde und bevölkerte sie mit Männern und Frauen. Als er endlich scheiden mufste, verwandelte er sich in ein grofses Kanoe, das sich sofort mit Insulanern füllte, aber in einen grofsen Sturm geriet, der das Boot plötzlich mit Blut überflutete. Die Insulaner schöpften mit ihren Kalebassen das Blut aus, das nach Osten und Westen strömte, und seitdem sieht man noch immer das Blut Taroas am Himmel, indem es die auf- und niedergehende Sonne begleitet und auf den Wolken in rotem Abglanz sich spiegelt.

Als das Boot dann landete, fand sich nur noch das Gerippe Taroas, das man mit dem Gesicht nach unten auf die Erde legte. Seitdem sind alle Häuser nach dem Modell von Taroas Gerippe gebaut, indem das Strohdach das Rückgrat, die Pfosten die Rippen bedeuten.

Auch über die Art und Weise, wie sie zuerst mit dem Feuer bekannt wurden, finden sich durch ganz Polynesien fast gleichlautende Sagen vor. So erzählen sich beispielsweise die Samoaner, dafs ihre Vorfahren das Feuer noch nicht kannten und die Nahrungsmittel ungekocht verspeisen mufsten, bis Ti-iti-iti, der Sohn Talangas, ihnen diese Wohlthat verschaffte.

Talanga war mit Mafui, dem Gott des Erdbebens, eng befreundet, der in einer unterirdischen Höhle wohnte, in welcher fortwährend Feuer brannte. Talanga hatte von Mafui ein im nnern der Erde belegenes, fruchtbares Stück Land angewiesen erhalten, das er mit süfsen Kartoffeln und anderen Nahrungsmitteln bepflanzte. Wenn er dorthin zur Arbeit gehen wollte, hatte er nur nötig, sich an einen gewissen Felsen zu stellen und zu rufen: «Berg öffne Dich! Ich bin Talanga und will zur Arbeit gehen!» worauf er unverweilt Einlafs fand.

Eines Tages folgte Ti-iti-iti dem Vater und beobachtete dessen Verschwinden mit Erstaunen. Von Neugierde getrieben, ahmte er des Vaters Stimme nach: «Berg öffne Dich! Ich bin Talanga und will zur Arbeit gehen!» und siehe da, auch er fand Einlafs und begegnete bald dem Vater, der nicht wenig erstaunt war sein Söhnchen hier unten zu erblicken. Bald hatte er nötig, Ti-iti-iti zu ermahnen, nicht so laut zu sein und nicht in alle Ecken und Winkel neugierig zu schauen, denn Mafui würde ohnedies schon, falls er ihn hier unten in seinem Revier antreffen sollte, sehr ungehalten sein.

«Was kümmere ich mich um Mafui!» entgegnete das vorlaute Söhnlein; «aber, Vater, was ist denn das dort für Rauch?» «Das ist Mafuis Feuer, mein Sohn», antwortete der Alte. «Das mufs ich mir näher ansehen und mufs es haben!» «Beileibe nicht!» wehrte der Vater: Mafui würde sehr erzürnt sein; weifst Du nicht, dafs er ein arger Menschenfresser ist?» «Das ist mir gleich!» erklärte der Vorwitzige und eilte, ein Liedchen summend, dem feurigen Ofen zu.

«Wer bist Du?» sprach Mafui.

«Ich bin Ti-iti-iti. Talangas Sohn. und möchte gern Feuer haben.»

«Nimm es.» erlaubte der Erdbebengott.

Ti-iti-iti liefs sich das nicht zweimal sagen. nahm sich einige glühende Kohlen und eilte mit denselben zu seinem Vater. Beide machten sich erfreut an die Arbeit. legten flache Steine in eine schnell ausgeworfene Grube. und fingen an in derselben Kartoffeln zu rösten — da auf einmal flog der improvisierte Ofen in die Luft und das Feuer verlosch.

«Habe ich Dich nicht vor Mafuis Zorn gewarnt. Du leichtsinniger Bengel?» rief der erzürnte Vater: «mein Freund Mafui wird sehr böse sein!»

Ti-iti-iti aber eilte wutentbrannt zu Mafui zurück und schrie ihn an: «Wie konntest Du Dich unterstehen. unseren Ofen zu zersprengen und unser Feuer auszulöschen?»

Solche Sprache war der Gott denn doch nicht gewöhnt zu hören und wollte das grobe Menschenkind strafen. aber Ti-iti-iti begann mit ihm zu ringen. wobei er endlich Mafuis rechten Arm mit beiden Händen erfafste und so lange herumdrehte. bis derselbe abbrach. Damit nicht zufrieden. wollte er dem linken Arm in gleicher Weise mitspielen. Mafui aber erklärte sich für überwunden. und bat. ihm wenigstens den einen Arm zu lassen.

«Ich habe ihn nötig. um Samoa damit in Ordnung zu erhalten. Lafs mir den Arm und ich verspreche Dir einhundert Weiber.»

«Ich denke nicht daran!» entgegnete der glückliche Sieger. «um diesen Preis behältst Du ihn nicht!»

«Na. meinetwegen. dann nimm das Feuer. Du läfst mir meinen linken Arm und Ihr mögt von jetzt ab soviel gekochte Speisen essen. als Ihr wollt.»

«Abgemacht!» frohlockte Ti-iti-iti.

«Und nun verlasse mich; Feuer wirst Du in jedem Holze finden.«

Und in der That hat man seit der Zeit in Samoa nur nötig zwei Stücken trockenen Holzes tüchtig an einander zu reiben. um genug Feuer zum Kochen zu erhalten. Vater und Sohn stiegen wieder ans Tageslicht. Mafui aber blieb mifsvergnügt in seiner unterirdischen Behausung. Dort ragt von der Erde ein langer Handgriff hinab. welchen Mafui zeitweilig vor Ärger tüchtig schüttelt. Die Samoaner fühlen. wenn dies geschieht. dafs die Erde unter ihren Füfsen bebt. fügen aber dankbar hinzu: «Wie gut. dafs Ti-iti-iti dem Mafui nur einen Arm liefs: hätte er deren noch zwei. dann würde das Erdbeben viel heftiger und unangenehmer sein!»

Die sprachliche Zusammengehörigkeit der polynesischen Völker ist so grofs. dafs heutigentages noch die Bewohner der neuseeländischen Inseln und die Bewohner von Sawaii in der Samoagruppe sich vollkommen gut verstehen. obwohl sie an 300 geographische Meilen durch das Meer von einander getrennt sind. Die neuseeländische Sprache ist nur als einer der verschiedenen Dialekte zu betrachten. in welche der grofse gemeinsame Sprachstamm der polynesischen Völkerschaften zerfallen mufste. nachdem diese. durch weite Meere getrennt. vielleicht Jahrhunderte lang nicht mehr mit einander in Verkehr gestanden hatten.

Am auffallendsten aber ist die Übereinstimmung der Maori und der Bewohner von Tahiti. der Samoagruppe und aller der vielen anderen kleinen Inseln bis hinüber zu den Sandwichsinseln in ihren religiösen Anschauungen. Alle Polynesier haben den einfachsten Naturgottesdienst. Sie verehren in der Sonne. der Erde. dem Monde. dem Meere. der Luft etc. ebenso viele Elementargeister. jedoch ohne Götzenbilder oder Tempel zu besitzen. und aufserdem hat jeder noch seinen bestimmten Schutzgeist (Tiki). der in Tiergestalt gedacht wird.

Allen Polynesiern ist die so äufserst merkwürdige Einrichtung des Tabu gemeinsam. Tabu. bisweilen auch tapu, d. h. heilig. unantastbar und dem gewöhnlichen Gebrauche entzogen. ist alles. worauf die Gottheit sich niedergelassen hat. z. B. Steine. Tiere. gewisse Plätze. die Priester im Zustande der Verzückung u. s. w. Die Verletzung des Tabu wird mit dem Tode bestraft.

Kriegstanz der Maori.

Boston Public Library.

Gewöhnlich wird es durch einen Priesterherold laut verkündigt und bezieht sich entweder auf einzelne oder auf alle, auf eine gewisse Zeit oder auf immer. Wird das Tabu über eine ganze Insel verhängt, so dürfen die Männer ihre gewöhnlichen Arbeiten nicht verrichten, sondern müssen den Versammlungen beiwohnen, in denen früh und abends gebetet wird: ist das Tabu streng, so müssen alle Feuer auf der Insel ausgelöscht werden, niemand darf mit seinem Boote ins Meer hinaus fahren, niemand darf sich baden, niemand darf sich vor der Thür sehen lassen; kein Hund, kein Schwein, kein Hahn darf sich bemerklich machen, der Eigentümer würde es mit dem Leben zu büfsen haben. Die Häuptlinge sind ebenfalls göttlichen Geschlechts, darum ist ihr Eigentum und alles, was zu ihnen gehört, für das Volk tabu; auch können sie alles für tabu erklären. Die Bezeichnung des Tabu geschieht vielfach durch Stangen mit langen, weifsen Zeugfahnen oder durch trockene Kokosblätter, die man um den betreffenden Gegenstand bindet. Den Bruch eines Tabu strafen die Götter unfehlbar durch Krankheit und Tod. Was nicht tabu ist, das ist noa, d. h. dem allgemeinen Gebrauche erlaubt. Insbesondere sind die Weiber stets vom Tabu ausgenommen, wahrscheinlich weil sie die schwächeren sind und, wenn auch sie tabu wären, niemand zur Bedienung der geheiligten Männer vorhanden sein würde: denn das Haupt des Mannes als Sitz des Denkens und das Haar, das auf dem Kopfe wächst, ist insbesondere tabu.

Die Bewohner Neuseelands, die Maori, sind, wie schon mehrfach erwähnt, ein Zweig des grofsen Zigeunervolkes der Südsee, der Polynesier.

Die Maori sind ein stattlicher Menschenschlag, hochgewachsen, von brauner Haut, muskulös, stämmig und wohlgebildet. Ihr Auftreten hat etwas Thatkräftiges, ohne alle Spur von Weichlichkeit, Trägheit und Sinnlichkeit. Die Weiber sind nicht so zart und anmutig wie die Europäerinnen, haben aber eine eigentümlich weiche Stimme, an welcher man sie vorzugsweise von den Männern unterscheidet, da die Tracht beider Geschlechter beinahe gleich ist. In ihrem Benehmen sind die Maori so bescheiden und zurückhaltend, wie die gebildetsten Nationen von Europa. Sie salben ihr Haar mit Öl, das sie aus dem Fett von Fischen und Vögeln ausschmelzen. Beide Geschlechter üben die in Polynesien heimische Kunst des Tätowierens in ausgedehnter Weise.

Das Klima erlaubt ihnen, den Körper nur mit leichten Kleidern zu bedecken. Indessen, getrieben von dem Wunsche, sich zu schmücken, erfanden die Menschen einen Ersatz für die Kleidung; sie bemalten sich oder ritzten sich Zeichnungen in die Haut ein, die durch einen ätzenden Pflanzensaft dunkel gefärbt und für die ganze Lebenszeit haltbar gemacht wurden.

Die Maori hiefsen die Tätowierung «Moko» (Eidechse, Schlange), und es gab eigene Künstler, Tohunga genannt, die sich mit der Ausübung dieser Kunst befafsten: einzelne derselben besafsen einen hohen Ruf. Die Operation selbst war sehr mühsam: sie wurde mittelst eines kleinen Meifsels (Uhi) ausgeführt, der früher aus scharfen und harten Federkielen oder aus Fischgräten u. dergl. verfertigt war, seit Einführung des Stahles jedoch durch diesen ersetzt wurde, und der jedesmal, bevor man ihn mit einem hölzernen Hammer durch die Haut trieb, in die färbende Flüssigkeit getaucht werden mufste. Zur Herstellung des Färbestoffes selbst (Ngarahu) war der Rufs der Kauri-Fichte (Dammara australis) erforderlich, welcher gewonnen wurde, indem man Stückchen Kauri-Holz auf den Blättern des Ti-Strauches (Cordyline australis) verkohlen liefs. Dieser Rufs wurde mit einer Auskochung aus der Rinde des Hinau (Elaeocarpus Hinau) vermischt und, zu Kugeln geknetet, aufbewahrt. Bevor der Färbestoff gebraucht werden sollte, wurde eine solche Kugel in dem Safte der Frucht des Tupa-kihi (Coriaria sarmentosa) aufgelöst.

Das vollkommene Moko umfafste das Gesicht, die Arme, Brust und die Schenkel innen und aufsen bis an die Lenden hinauf und bis zu den Knieen hinab. Bei den Frauen wurden nur die Hände, die Ohrläppchen, das Kinn und die Lippen tätowiert: letztere erhielten dadurch ein fast schwarzes Aussehen, was jedoch auf Neuseeland als Hauptmerkmal weiblicher Schönheit galt.

Es ist einleuchtend, dafs die Operation des Tätowierens äufserst schmerzhaft sein mufs, und in so hohem Grade, dafs sie ohne Lebensgefahr nicht auf einmal ausgeführt werden kann.

Die tätowierten Teile schwellen an und veranlassen manchmal schlimme Entzündungen: im allgemeinen jedoch heilen die mit dem Uhi eingeschlagenen Wunden nach zehn bis zwölf Tagen.

Durch die Einführung des Christentums unter den Eingeborenen Neuseelands ist übrigens das Tätowieren fast ganz aufser Gebrauch gekommen, und so kann man heutzutage diesen Schmuck, der durch die blauschwarze Färbung der Zeichnungen auf der Haut dem Gesicht einen unheimlich düsteren Ausdruck giebt, nur noch an alten Maori bewundern.

Die Kleidung besteht in Blättern, die in Streifen geschnitten und zu einer Art Matte verflochten sind; ein Stück solcher Matten wird über die Schultern gebunden und reicht bis zu den Knieen, das andere ist um die Hüften geschlagen und fällt beinahe bis auf den Boden herab. Diesen in der That recht kleidsamen Überwurf, den Kakahu, wissen die Frauen und Mädchen sehr kunstvoll herzustellen. Die Männer binden ihr Haar oben auf dem Kopf in einen Knäuel

Tätowierung eines Häuptlings der Maori.

zusammen und schmücken es mit Federn, was die Weiber nicht thun. Letztere sind überhaupt weniger putzsüchtig. Beide Geschlechter durchbohren die Ohren und dehnen die Löcher so aus, dafs man einen Mannsfinger hindurch stecken kann. Ihr Ohrenschmuck besteht aus Federn, Tuch, Knochen und zuweilen aus Holzstückchen. Als Verzierungen, Orden oder auch als schützende Zaubermittel tragen die Maori Stückchen Grünstein (Nephrit) oder Fischknochen an einer Schnur um den Hals. Oft sind dergleichen Kleinodien zu menschenähnlichen Figuren ziemlich geschmackvoll zurecht geschnitzt. Höchst ergötzlich ist es, neuseeländische Männer herumstolzieren zu sehen, welche sich den Nasenknorpel durchbohrt und eine lange Feder hindurch gesteckt haben. Letztere ragt nicht selten als eine neue Sorte Schnurrbart über beide Wangen vor.

Im Bau ihrer Häuser zeigen die Maori weit weniger Scharfsinn als in der Herstellung ihrer übrigen Geräte. Ihre Hütten sind 6 bis 8 m lang, 3 bis 4 m breit und 2 bis 3 m hoch:

das Gerüst besteht aus dünnen Holzstecken. Wände und Dach sind aus trockenem Gras gearbeitet: dieses wird fest zusammengedrückt und gewährt leidlichen Schutz gegen das Wetter. Nicht wenige Hütten sind mit Baumrinde ausgekleidet und den First des Hauses bildet eine Stange, die von einem Ende zum andern läuft. Das Dach ist schräg, um den Regen leicht ablaufen zu lassen: die Thür wird so niedrig gemacht, dafs derjenige, welcher in das Innere der Hütte gelangen will, auf Händen und Füfsen hineinkriechen mufs. Neben der Thür befindet sich ein viereckiges Loch, welches gleichzeitig als Fenster und als Schornstein dient. Unterhalb desselben ist die Feuerstätte.

Die Kähne der Maori sind lang und schmal; die gröfsten derselben, ihre Kriegsfahrzeuge, fassen 30—100 Mann und haben häufig eine Länge von 23 m und darüber. Die Schiffer bedienen sich zum Fortbewegen der Fahrzeuge der Schaufelruder. Letztere sind $1^2/_3$ — 2 m lang und haben ein länglich-rundes Blatt, das sich gegen den Handgriff hin allmählich zuspitzt. Die Eingeborenen haben sich durch Übung grofse Fertigkeit im Fahren erworben und wissen die Ruder mit grofser Geschwindigkeit zu gebrauchen. Ein eigentliches Steuerruder, wie bei unsern Barken und Booten üblich, ist noch nicht in Neuseeland in Anwendung gekommen. Zwei Männer, je mit einem Schaufelruder versehen, und im Stern des Kahnes sitzend, lenken denselben.

Von den Werkzeugen der Eingeborenen sind besonders ihre Äxte, Beile und Meisel hervorzuheben. Letztere gebrauchen sie auch als Bohrer. Besonders geschätzt wurden die Meisel, welche aus den Armknochen eines Menschen verfertigt waren.

Als Kriegswaffen dienen Speere und Wurfspiefse, sowie im Handgemenge die Streitäxte, die sie Patu-Patu, Meri Meri, oder Meri Punamu nennen. Der Speer, an beiden Enden zugespitzt, ist über 5 m lang und wird beim Schleudern in der Mitte gefafst.

Trotz ihrer entschiedenen Befähigung wollen sich die Eingeborenen doch mit keinerlei Handwerk befassen, welches sie im allgemeinen dermafsen gering schätzen, dafs sie z. B. den Schuster und Schneider sogar als einen tiefer stehenden Menschen betrachten. Dagegen ist der Kaufmann und Seefahrer bei ihnen hoch in Ansehen, wennschon der Krieger in ihrer Vorstellung jeden anderen Stand an Glanz überragt.

Die Erziehung der Jugend erinnert an spartanische Zucht. Der Knabe gehört mehr dem Stamme, als dem Vater an. Körperliche Züchtigungen sind selten: man will den Knaben nicht feige und unterwürfig, sondern tapfer und selbständig machen. Die Jugend wächst auf bei Spielen, Tänzen und Wettringen. Bei den Spielen und Tänzen tritt ihre ganze ursprüngliche Wildheit grell zu Tage: namentlich ist es der Kriegstanz, welcher einen etwa zuschauenden Europäer mit Grauen und Schrecken zu erfüllen im stande ist, beteiligen sich doch oft dabei Tausende von kriegstüchtigen Männern. Mit Musketen und Kriegsbeilen bewaffnet, springen sie dabei, manchmal in Reih und Glied, manchmal in kleine Gruppen verteilt, bald vorwärts, bald seitwärts oder rückwärts, mit grimmig verzerrten Gesichtern, dann setzen sich alle nieder und springen plötzlich alle auf, um mit wildem Geheul auf eine Stelle loszustürmen, an welcher der fingierte Feind versteckt ist. Die Waffen schwingen sie in der Luft, und mit der Hand, welche keine Waffe hält, schlagen sie sich an die Schenkel. Darauf springt die wilde Rotte auf ein gegebenes Zeichen fast eine Elle hoch in die Luft, um im nächsten Augenblicke wieder, dicht an den Boden gekauert, zu sitzen, oder im raschesten Lauf eine Strecke weit weg zu eilen. Während der ganzen Aufführung rollen die Augen der Tänzer so wild, und zucken ihre Muskeln so heftig, als wäre es ihnen mit dem Kriegstanz völliger Ernst.

Die Knaben mufsten die Kunst erlernen, Vögel zu fangen und zu erschleichen, Fische zu angeln, Fallen und Schlingen für die Ratten (Kiore) zu legen. Der Sohn des Häuptlings mufste die Traditionen, Gesetze und Riten des Volkes kennen lernen; er mufste Redner und Poet, Staatsmann und Krieger, Ackerbauer und Jäger, Schiffer und Fischer zugleich sein, wenn er dereinst eine seinem Range angemessene Stellung einnehmen und seinem Namen Ehre machen wollte.

Einige ihrer Traditionen und Sagen haben wir bereits kennen gelernt. Es dürfte hier der Ort sein, auch eine Erzählung einzuschalten, welche uns einen Einblick in das Gemütsleben der Maori verschafft. Mitten im Rotuma-See liegt eine Insel, Mokoia genannt. Auf dieser lebte vor vielen, vielen Jahren ein alter Maori mit fünf Söhnen und einer Tochter. Der jüngste der fünf Söhne hiefs Tutanekai, die Namen seiner Brüder kommen bei unserer Erzählung nicht in Betracht. Am anderen Ufer des Sees, gerade dem Wohnorte Tutanekais gegenüber, lag das Dorf Owhato, und in diesem lebte ein reiches und sehr schönes Mädchen, namens Hine Moa.

Tutanekai war ein vortrefflicher Flötenbläser, sein Freund Tiki ein Virtuos auf der Muscheltrompete, und des Abends pflegten die Freunde hinabzugehen an das Ufer des Sees, um daselbst zu musizieren. Tutanekais Flöte erregte zuerst Hine Moas Aufmerksamkeit, denn gute Flötenbläser waren in der Gegend selten: nach kurzer Nachfrage lernte daher das Mädchen des Künstlers Namen kennen. Wenn der laue sanfte Abendwind die reinen Flötentöne über das Wasser trug, da seufzte die Jungfrau tief auf: «Das ist mein lieber Tutanekai, dessen treffliche Musik ich so gern höre.» und sie eilte an das Ufer, setzte sich unter den Schatten eines Felsens, so dafs sie nicht gesehen werden konnte, und lauschte den melodischen Tönen, bis die Nacht hereinbrach und die Noten der Flöte verklangen.

Es blieb Tutanekai nicht lange verborgen, dafs Hine Moa ihn allabendlich belauschte, und so spann sich zwischen beiden bei der nächsten festlichen Zusammenkunft der Uferbewohner ein kleines Verhältnis an, das mit der Zeit zur hellen Liebe entbrannte. Da der liebe Flötenbläser nicht zu ihr kommen konnte, weil seine Angehörigen allabendlich das Kanoe versteckten, so beschlofs Hine Moa zum Rendez-vous zu — schwimmen. Aus Furcht, im Wasser zu sinken, umgürtete sie sich mit sechs Kalebassen, je drei auf einer Seite, und ging ins Wasser. Sie war aber des Schwimmens so gut wie unkundig und die Reise währte deshalb so lange, dafs die lockenden Flötentöne verklungen waren, als sie das jenseitige Ufer erreichte. Durch das lange Bad hatte sie sich ein wenig erkältet, und da safs die arme Maid müde, traurig und frierend am Ufer, fern vom Geliebten und fern von der heimatlichen Hütte. Endlich entdeckte sie einen See mit einer heifsen Quelle, in welchem sie ihre vor Frost schüttelnden Glieder erwärmte. Dicht neben der warmen Quelle sprudelte auch eine kalte Quelle, aus welcher Tutanekai zu trinken pflegte, wenn er durstig war. An diesem Abende war er durstig und er schickte einen Sklaven ab mit der Weisung, ihm frisches Wasser zu holen.

Als der Sklave mit der Kalebasse zu der Stelle kam, an welcher Hine Moa versteckt lag, glaubte sie, er würde nach dem Warmwasserbassin kommen, sie sprach deshalb mit verstellter Stimme: «Wer bist Du?» «Ich will für Tutanekai Wasser holen!» «Gieb mir die Kalebasse mit Wasser.» Der Sklave mochte denken, es sei ein Geist, dem man nichts abschlagen dürfte, er näherte sich deshalb im Dunkeln der Stelle, woher die Stimme kam, und reichte das Gewünschte. Hine Moa aber nahm die Kalebasse und warf sie zu Boden, dafs sie zerbrach. «Wer wagt es, Tutanekais Kalebasse zu zerbrechen?» frug der Sklave. Hine Moa aber antwortete nicht, und der Diener eilte zu seinem Herrn und meldete, dafs im Wasser ein Mann sei, der den Kürbis zerbrochen habe.

«Dann hole einen anderen Trunk,» erwiederte Tutanekai, der nicht gern viele Worte machte. Auch dieser teilte das Schicksal des ersteren, und so ein dritter und vierter, bis Tutanekai die Geduld verlor, seine Keule vom Nagel nahm und wutentbrannt zur Quelle eilte. «Ist der Kerl noch immer hier, der meine Kalebassen zerbrochen hat?» rief er laut in die Finsternis hinein. Hine Moa aber wollte nicht so bald gefunden sein und antwortete nicht. Der Jüngling tastete im Dunkeln so lange, bis er schliefslich — statt einen kräftigen Krieger zu packen, eine feine, weifse Damenhand ergriff, worauf er erstaunt frug: «Wer bist Du, holde Schöne?» «Ich bin es, Deine arme kleine Hine Moa,» antwortete verschämt die Jungfrau. «Ach, Du bist es, meine holde, weifse Taube. Du Schöne, dem Abendstern vergleichbar, Du, so zierlich, wie der scheue,

weifse Kranich. ich liebe Dich vom Grund meines Herzens und finde keine Worte, Dir meinen Dank auszusprechen.»

Bald darauf ward sie Tutanekais Weib und kehrte nicht mehr nach Owhato zurück.

Was aber ward aus Tiki, dem Trompeter, der im Verein mit Tutanekai so schön geblasen hatte? Denn allein Trompete zu blasen, ist weder schön noch kurzweilig. Der glückliche Gatte hatte Mitleid mit seinem treuen Kameraden und sprach deshalb zu seinem Vater: «Ich bin in Sorge um Tiki, können wir nichts thun, seinen Schmerz zu lindern?» «Was meinst Du damit?» entgegnete Hine Moas Schwiegervater. «Ich dachte an meine Schwester Jupa: Tiki möchte sie gern zur Frau haben.» Da der Vater keine Einwände erhob, so ward der Plan ausgeführt und der Flötenbläser und der Trompeter wurden beide so glücklich, wie sie es verdienten.

Nur ein düsterer Zug lief durch das Leben dieses Volkes, der alle sonstigen Lichtseiten mit tiefem Schatten bedeckte, das ist der Kannibalismus. Er war auf Neuseeland zur Zeit der Entdeckung des Landes durch die Europäer in einem Grade herrschend, wie kaum anderswo, so dafs der Maori, zumal auch Europäer Opfer dieses Kannibalismus geworden, recht eigentlich für das Prototyp eines Menschenfressers galt.

Tätowierte Hand und tätowiertes Bein eines Markesaners.

Mit dem Zunehmen der Bevölkerung entstanden um die Jagdgebiete und das Ackerland, oder um die Fischereiplätze. Streitigkeiten zwischen einzelnen Stämmen, die zum Kriege führten. Nun ist es ein ganz allgemein giltiger Satz, dafs der Krieg die Menschen nicht besser macht, sondern dafs er ihre Sitten verwildert und die niedrigsten Eigenschaften in dem Einzelnen wie in der Gesamtheit des Volkes erregt. So erging es naturgemäfs auch den Maori. Während der Dauer solcher Kriege wurden aufserdem die Feldarbeiten vernachlässigt. Not trat ein, und Hunger, im Verein mit Rachedurst und Hafs, führten zu den ersten Fällen des Kannibalismus. Aber die Kriege dauerten fort, der Mangel an Fleischnahrung wurde mit der allmählichen Ausrottung der Tier- und Vogelarten, die das Hauptjagdwild ausmachten, immer fühlbarer, und was anfangs nur in der höchsten Not und das, was in der äufsersten Aufregung der Leidenschaften als vereinzelter Fall vorgekommen war, wurde nach und nach ein fürchterlicher Brauch, der erst aufhörte, als durch Einführung ergiebigerer Nahrungsquellen dem Mangel und Elend abgeholfen und die Grundursache der blutigen Kriege gehoben wurde. Dies geschah mit Einführung der Schweine, Kartoffeln und Getreidearten durch die Seefahrer zu Ende des vorigen Jahrhunderts. Dazu kamen die wohlthätigen Einflüsse des Christentums, das die wilden Sitten milderte: und so verzeichnet die Geschichte schon im Jahre 1843 den letzten wirklichen Fall von Kannibalismus auf Neuseeland.

Die Eingeborenen der Markesas-Inseln zeichnen sich vor allen übrigen polynesischen Völkern durch körperliche Kraft und Schönheit aus. Sie sind wohlgebaut, stark und von muskulösem Gliederbau. Die Gesichtsfarbe fällt in ein reines, gesundes Gelb und eine sanfte Röte schimmert auf den Wangen. Die Weiber sind zwar kleiner, aber gut proportioniert, und obwohl ihre Farbe einen Anflug von Braun hat, so sind doch viele von ihnen nicht minder schön wie die Frauen in Südeuropa.

An Stelle der Kleidung tragen beide Geschlechter nur den in Polynesien allgemein üblichen Maro, einen Streifen Tuch, der um die Hüften geschlungen wird, doch haben die Weiber den

Schurz etwas länger, so dafs er bis auf die Mitte der Beine hinabreicht. Diese dürftige Kleidung ersetzen die Männer durch Tätowieren, das sie in einem Umfange anwenden, wie kein anderes Volk auf Erden. Jeder Teil des Körpers, selbst der Schädel, die Finger und die Zehen, alles wird auf das reichste tätowiert, und dabei wird die gröfste Symmetrie beobachtet. Die Brust wird gewöhnlich mit einer schildartigen Figur verziert; auf den Armen und den Schenkeln werden breitere oder schmälere Streifen angebracht, welche der Richtung der Muskeln zu folgen scheinen: auf dem Rücken ist ein grofses Kreuz, das am Nacken beginnt und beim letzten Wirbel endigt;

Markesaner (Krieger und Greis, im Hintergrund eine Frau).

vorn am Schenkel sind gewöhnlich Figuren, die das menschliche Gesicht darstellen, auf jeder Seite der Wade ist eine ovale Figur, die einen guten Eindruck macht. In der That zeugt das Ganze von viel Geschmack und viel Geschick in der Anordnung. Dafür wird aber auch das Tätowieren kunstmäfsig betrieben: ein tüchtiger Tätowierer ist ein Mann von grofsem Ansehen, der für seine Dienste sehr gut bezahlt wird. Er erhält für jeden Abschnitt des Tätowierens, der 3—6 Monate in Anspruch nimmt, eine beträchtliche Vergütung, und so mühsam ist das ganze Verfahren, dafs ein Mann vor dem dreifsigsten Jahre kaum vollständig tätowiert sein kann.

Boston Public Library

Wenn das letzte Stück ausgeführt wird, beginnen die ersten Stücke gewöhnlich zu schwinden; wer dann reich genug ist, läfst die Muster wieder auffrischen, ja manche lassen sich dreimal tätowieren. Das gilt freilich für ein Zeichen grofsen Reichtums: dafür hat aber auch der Tätowierte das Vergnügen, dafs seine Haut, da die Muster nicht genau auf einander treffen, fast so schwarz wird wie die eines Negers. Seine Kunsfertigkeit erlangt der Meister dadurch, dafs er sich am gemeinen Manne übt, der das Tätowieren nicht bezahlen kann.

Um auch den Kopf verzieren lassen zu können, scheren die Männer das Haupthaar; doch lassen sie an jeder Seite des Kopfes einen Büschel stehen, den sie kegelartig zusammenflechten. Diese Büschel ragen dann an den Schläfen wie Hörner empor und geben den Männern ein teufelmäfsiges Aussehen. Die Weiber dagegen umwinden ihr gekräuseltes Haar geschmackvoll mit einer weifsen Binde und begnügen sich im übrigen mit einzelnen Schnörkeln, die sie sich hier und da auf dem Körper eintätowieren lassen.

Den Bart rasieren die Männer ebenfalls; doch lassen sie sich am Kinn einen kleinen Büschel Haare stehen. Auch gelten, wie bei den Chinesen, lange Fingernägel für ein Zeichen von Rang.

Beide Geschlechter salben den Körper mit durch Santelholz wohlriechend gemachtem Kokosöl, dem sie noch Curcuma hinzusetzen; dies hat auch zugleich den Zweck, die Haut heller zu färben.

Schmuck lieben die Eingeborenen sehr, besonders eine weifse Muschelschale, die sie zu einem Ring ausschneiden, den sie mit einer aus Harz und dem Holz des Brotfruchtbaumes bestehenden Masse ausfüllen. Durch diese Masse stecken sie ein elfenbeinernes Stäbchen, das vorn in einen Knopf ausläuft, in welchen Figuren eingeschnitten sind, und das sie dann durch das Ohrläppchen stofsen, so dafs der Knopf nach vorn steht. Namentlich schmückt der Markesaner seine Knöchel, seine Speere und Keulen gern mit Haarlöckchen und verwendet dazu am liebsten lange, weifse, menschliche Bärte, die deshalb hoch im Preise stehen. Auch trägt er gern Schmuck von Walfischzähnen um den Nacken. Sehr beliebt ist ein hufeisenförmiger Schmuck von Holz, welches dicht mit Wachs überzogen wird, in das man schwarze und scharlachene Samenkörner kunstvoll eindrückt.

Diesen letzteren Schmuck trägt man wie einen Kragen, so dafs er auf die Brust hinabhängt. In vollem Putze erscheinen die Männer überdies in einer Art Diadem, einem aus Kokosnufsfasern geflochtenen Kopfband, das in der Mitte eine grofse, mit Schnitzwerk verzierte Perlmutterschale trägt und mit einer Menge Federn besteckt ist. Gewöhnlich tragen die Häuptlinge auch einen Fächer, der aus weifsgefärbten Kokosblättern geflochten ist.

Die Wohnungen bestehen meist aus langen, schmalen Hütten, die auf eingerammten Pfählen ruhen und deren Wände mit Kokosblättern und Farnkraut durchflochten sind. Auf der Hinterseite sind die Hütten höher als auf der Vorderseite und im Innern durch einen Verschlag in zwei Teile geschieden, in deren einem man den Fufsboden unbedeckt läfst, während die andere Abteilung mit Matten belegt wird. An der Hinterwand ist das eigentümliche Familienbett aufgeschlagen. Es besteht aus zwei Stangen, die ungefähr 2 m von einander, etwa $^1/_3$ m über dem Boden, in horizontaler Lage angebracht sind: der Zwischenraum zwischen denselben ist mit dürrem Gras bedeckt und dieses mit Matten belegt. Der Schläfer liegt auf den Matten und läfst den Kopf auf der einen Stange, die Füfse auf der anderen ruhen, eine keineswegs bequeme Lage.

Zu Ehren der Kinder grofser Häuptlinge erbauen die Eingeborenen kleine, reichverzierte Häuser, zum Zeichen, dafs sie die Kinder als legitim anerkennen, die Unterlassung des Baues wird als Beleidigung angesehen.

In jedem Dorfe giebt es eine Art Amphitheater (Pahua), das zu Tanz und sonstigen Belustigungen bestimmt ist. Der Boden desselben ist sorgsam geebnet und mit Matten belegt, und die aufsteigenden Wände bilden Sitze für die Zuschauer.

Die Nahrung der Markesaner besteht überwiegend aus Pflanzenkost. Die Hauptspeise bildet auch hier, wie fast auf allen Inseln der Südsee, die Brotfrucht, teils frisch gebacken oder am offenen Feuer geröstet, teils in der Form des Popoi maae, wozu die zerstofsene Frucht in eine tiefe, mit Blättern ausgelegte und mit Erde bedeckte Grube gelegt wird, in der sie in Gährung übergeht und sich dann lange hält. Aufserdem essen sie Bananen, Kokos- und andere Früchte

Junge Markesanerin.

und in Zeiten der Not auch Wurzeln von gewissen Pflanzen. Von animaler Nahrung werden Fische genossen, und zwar sehr häufig roh, Haifische und Rochen aber erst, wenn sie in Fäulnis übergegangen sind. Schweine sind nur Vornehmen erlaubt und dem Volke allenfalls bei grofsen Festen. Ratten essen sie sonst nur in Zeiten der Not und fangen dieselben sonst blofs, um die Schweine damit zu füttern. Zu Getränken dienen, wie auch anderwärts, Wasser und Kokosmilch.

Die Markesaner sind vollendete Stelzenläufer: mit der gröfsten Leichtigkeit und Sicherheit laufen sie über holprige Steine und würden den Neid manches Seiltänzers erregen. Beim Wettlauf suchen sie einander nicht blofs auszustechen, sondern auf dem Wege zu kreuzen und umzuwerfen.

Der Mann pflegt den gröfsten Teil des Tages zu faullenzen. Die Weiber müssen den ganzen Haushalt versehen und verfertigen die sämtlichen Matten, die Gürtel, die Angelschnuren, Körbe und dergl., deren sie und die Männer sich bedienen.

In ihren politischen Einrichtungen weichen die Markesaner von den meisten Polynesiern ab. Die Zerklüftung des Landes in abgesondert liegende, durch steile Berge von einander getrennte Thäler, in denen die Eingeborenen abgeschieden von einander leben, stellte der Bildung gröfserer politischer Verbände fast unübersteigliche Schwierigkeiten entgegen, oder führte, wenn vormals deren bestanden, die baldige gänzliche Auflösung derselben herbei. Doch leben die Bewohner der einzelnen Thäler unter einer Menge kleiner Häuptlinge und sind in unaufhörliche Kriege unter einander verwickelt. Denn die Markesaner sind von einer Rauf- und Kriegslust erfüllt, wie man sie bei den Vitiern und Maori kaum stärker antreffen kann: sie sind überdies im Kampfe ungemein wild und grausam und eingefleischte Kannibalen. Sie bedienen sich im Kampfe nicht der Pfeile und Bogen, sondern der Speere, der Schleudern und Keulen. Gewöhnlich lauern sie dem Feinde auf und suchen ihn durch plötzlichen Überfall zu vernichten. Wer in diesen Kriegslisten besonderes Geschick an den Tag legt, wer am längsten regungslos im hohen Grase oder im Dickicht sich verbergen kann, wer am leisesten Atem holt, am schnellsten läuft, am flinksten von einem Felsen zum anderen springt, um den Feind unversehens mit der Mordkeule zu treffen, der erwirbt sich unter seinen Gefährten hohen Ruhm. Oft wird der Krieg damit begonnen, dafs ein Häuptling sich bei nächtlicher Weile in das Gebiet seines Feindes zu stehlen sucht und dort die Brotfruchtbäume und Kokosnufspalmen vernichtet.

Erschlägt der Markesaner einen Feind, so schlägt er ihm den Kopf ab, reifst den Schädel auf und frifst das Gehirn. Er reinigt dann sorglich den Schädel, verziert ihn mit Borstenbüscheln und schlingt ihn mit einer Schnur an seinen Gürtel, und dieses Siegeszeichen nimmt er wieder mit in den Kampf. Die erschlagenen Feinde werden natürlich aufgefressen. Mit dieser Rohheit und Wildheit hängt eine andere Sitte zusammen. Stirbt ein Eingeborener, so hält zunächst der Tana oder Priester eine lange Rede, und dann wird die Leiche gewaschen, eingesalbt und in die Sonne gelegt, um zur Mumie einzutrocknen, worauf sie auf den Begräbnisplatz, Me'ae, gebracht wird, der zugleich als Tempel dient. Der Raum innerhalb des niedrigen, die Me'ae einschliefsenden Walles wird mit Fruchtbäumen bepflanzt, deren Früchte niemand essen darf, wie denn auch Stangen mit weifsen Fahnen oder Kokosblättern das Tabu des Ortes bezeichnen. Bricht ein Krieg aus, so sucht der Feind die Leichen angesehener Männer aus dem Begräbnisplatze zu stehlen. Daher werden in solchen Fällen die Leichen in Sicherheit gebracht oder verbrannt. In der Me'ae stehen ungestaltete hölzerne Götzenbilder, vor welche man Lebensmittel, Blumen u. s. w. als Opfer hinlegt oder an einen Strang hängt. Diese Götzen, deren sie eine unverhältnismäfsig grofse Zahl kennen, werden meist sehr gefürchtet. Alle Krankheiten gelten für ihr Werk, und namentlich für die von ihnen verhängte Strafe für den Bruch eines Tabu. Bei dem Tode jedes grofsen Häuplings oder vor Ausbruch des Krieges werden Menschen geopfert. Jede Opferung wird von Gesängen, Trommelschlagen und Händeklatschen begleitet: zu Zeiten brauchen sie dabei auch an der Stelle der Bilder kleine, blofs für den einen Fall gemachte Bündel aus Holz oder Kokosblättern, in Zeug gewickelt, die der Priester in die Höhe hält.

Markesaner. (Jüngling und Knabe, an ein Götzenbild gelehnt.)

Boston Public Library.

Wir wenden uns auf unserer Rundreise durch den Stillen Ozean nach Norden und gelangen zu den Sandwichinseln (jetzt Königreich Hawaii genannt), einer Inselgruppe, die nicht nur die am besten untersuchte, sondern auch die bedeutendste und wichtigste aller polynesischen Inseln ist.

Die Eingeborenen, gleich den übrigen Polynesiern, insgemein mit dem Namen Kanaken (d. i. Menschen) belegt, sind stark, kräftig und gut gebaut; ihre Gestalt ist oft von edler, antiker Form, die Gesichtsfarbe olivenbraun, das Haar schwarz und nicht wollig. Das Gesicht ist zwar breit, aber hübsch, obwohl die Nasenlöcher etwas weit sind. Die Weiber sind sehr anziehend und halten sich länger hübsch, als sonst die Frauen in südlichen Himmelsstrichen: nur werden sie mit den fortschreitenden Jahren zu fett.

Ihre Tracht gleicht der der Markesas-Insulaner, indessen ist das Tätowieren in geringerem Umfange gebräuchlich.

Der Hauptkopfputz der Häuptlinge ist eine Art Helm, der aus einem Flechtwerk besteht, mit Federn bedeckt und gerade wie ein griechischer Helm mit einem Bügel versehen ist, der über das Helmdach läuft. Im vollen Staat erscheint der König in dem Königsmantel, zu welchem nur die gelben Federn des Moho (Melithreptes pacifica), deren jeder Vogel auf jedem Flügel nur ein paar hat, verwendet werden. Diese Federn werden kunstvoll, doch ziegelartig zusammengelegt, so dafs sie eine vollkommen glatte Oberfläche bilden, die wie der reichste Goldbrokat glänzt.

Die Hütten der Kanaken sind sehr einfach gebaut und gleichen unseren Heuschobern. Die Häuser der Häuptlinge stehen in Hofräumen auf steinernen Terrassen, und sind von einer Anzahl kleiner Hütten umgeben, die zum Essen, Schlafen und Aufbewahren der Vorräte dienen. Im Hausgeräte spielt die Frucht des Flaschenkürbis (Kalebasse) eine grofse Rolle: sie dient als Trinkgefäfs, als Maske, als musikalisches Instrument, ersetzt den Mangel des Eisens, des Glases, der Töpferwaren und hölzernen Geschirre, ist auf Reisen der Tornister des Kanaken und zu Hause seine Lade.

Als Waffen benutzen die Eingeborenen, aufser Keulen und Speeren, besonders Steinschleudern, die sie geschickt zu handhaben wissen. Zur Abwehr tragen sie eine dicke Matte, die gegen Speer und Keule schützt, oder auch eine Art Panzer, eine Brustplatte, die ganz aus über einander liegenden Zähnen besteht.

Beim Tode eines Häuptlings und bei besonderen Gelegenheiten werden Menschenopfer gebracht. Mufs man doch immer auf Versöhnung der Götter bedacht sein; denn die Religion der Kanaken trägt einen durchaus düsteren Charakter. Es giebt kein Paradies, keine Hoffnung auf ein besseres Jenseits, und die Gottheiten sind nur da, um Furcht und Schrecken zu verbreiten.

Darum sind auch die Götzenbilder die abscheulichsten Ausgeburten einer ungeheuerlichen Phantasie. Manche bestehen blofs in einem Helm aus Federn oder Flechtwerk, der oben mit einem Federbusch verziert ist und vorn an der Gesichtsseite einen aufgesperrten, mit Schweinshauern und Hundezähnen ausgestatteten Rachen zeigt: andere sind roh aus einem Stück Holz geschnitzt, so dafs der schauderhafte Kopf mittels eines Pflockes in den Rumpf eingesetzt wird, während aus dem aufgerissenen Rachen die Zunge heraushängt, wahrscheinlich weil der Kanake mit dieser Gebärde etwas verneinend oder verächtlich zu bezeichnen pflegt, wogegen er durch Emporzucken der Augenwimpern und Augenbrauen eine bejahende Antwort ausdrückt.

Der volkstümlichste Gott ist Rono, einst ein mächtiger, hawaiischer König, der, nachdem er sein Weib ermordet und seine Unterthanen schrecklich gepeinigt hatte, auf einem Kanoe von dannen zog und nicht wieder kam. Dennoch wurde er mit der Zeit vergöttert: man rechnete auf seine Rückkehr und feierte jährlich ihm zu Ehren Spiele.

Die gefürchtetste Göttin ist Pele, die mit einer Menge untergeordneter Wesen in den brennenden Kratern des Mauna Loa sich aufhält. Das Brüllen des unverlöschlichen Feuers ist

die Musik, wonach diese Gottheiten tanzen, und jauchzend schwimmen sie in den Wogen des Flammenmeeres. Säumen die Häuptlinge oder das Volk mit den erwarteten Opfern, so wandern sie auf unterirdischen Pfaden zum nächstliegenden Krater und überschütten von dort aus die Schuldigen mit ihren schrecklichen Plagen.

Jede Insel hat ihre vorherrschenden Gottheiten, jeder vornehme Häuptling seinen besonderen Götzen, und jeder Kanake macht sich einen Gott nach seinem Belieben. Säuberlich geht er mit seinem Götzen nicht um; oft wirft er ihn im Zorn weg und schafft sich einen anderen an, oft prügelt er ihn so durch, dafs die Fetzen von dem Holzblock umherfliegen.

Zu Ehren der Götter werden, meist auf Anhöhen nahe am Gestade des Meeres, zahlreiche Tempel, Heiau, gebaut. Sie werden mit vielem Kraftaufwand aus grofsen Korallenblöcken errichtet, die, kunstreich auf einander getürmt, sich zu festen Mauern zusammenschliefsen.

Neben den Heiau finden sich Pohonua, grofse, von Mauern umgebene, durch breite Öffnungen zugängliche Plätze, die als Asyle für schuldig oder unschuldig Verfolgte dienen. Die dahin Geflohenen liegen in innerhalb der Pohonua befindlichen Häusern, bis in Kriegen die Gefahr

Frauen von Hawaii.

geschwunden ist, während die Verbrecher schon durch einen Aufenthalt von wenigen Tagen vor aller Bestrafung geschützt sind.

In den Tempeln bringen die Priester (Kahuna) stundenlang ihre Zeit mit Beten zu und opfern den Göttern. Weibern ist während dieser Zeit der Zutritt verboten.

Auch die Kanaken glauben an die Existenz eines ungeheueren, die Sonne verfinsternden Vogels, der einst auf seinem Fluge über die unabsehbaren Flächen des Meeres ein Ei legte, welches barst und die Hawaii-Inseln bildete.

Nach den alten Überlieferungen scheinen die Kanaken auf der Inselgruppe gelandet zu sein, nachdem sie lange auf dem Meere in zerbrechlichen Kanoes umhergestreift waren. Manche Anklänge an die Heilige Schrift sind in den Volkssagen überraschend; eine Sintflut und die auf dem Mauna Kea gestrandete Arche, der verkaufte Josef, der von dem Seeungeheuer verschlungene und wieder ausgespieene Jonas, u. dergl. kommen mit veränderten Namen in der Sagengeschichte vor.

Die Bevölkerung ist in vier Stände geteilt, deren erster die ganze königliche Familie und vornehmsten Minister, der zweite die Statthalter der verschiedenen Inseln, sowie die Oberhäupter der Bezirke, der dritte die Landeigentümer, der vierte die ganze arbeitende Klasse umfafst:

im Grunde kann man aber nur von zwei Klassen, den Eries oder Herren und den Kanaken oder Dienenden, sprechen. Die politische Verfassung des Landes gründet sich auf das polynesische Lehenssystem, nur dafs hier die königliche Würde mit gröfserer Gewalt und Machtfülle ausgestattet und durch den Einflufs mächtiger Adelsgeschlechter weniger eingeschränkt ist, als bei den anderen polynesischen Völkern. Den ersten Häuptlingen werden, wie den Priestern, sklavische Huldigungen von dem leibeigenen Volke dargebracht. Wo sie erscheinen, mufs sich alles vor ihnen niederwerfen; ohne ihre Erlaubnis darf man weder sie berühren, noch ihre Wohnungen betreten. Sie haben sogar eine eigene Sprache, Speisen, die nur sie geniefsen, Badeplätze, die sie allein benutzen können. Das gemeine Volk hat für die Häuptlinge zu arbeiten und zu fechten und erhält von ihnen Lebensunterhalt, sei es in einem Anteil an den Bodenerzeugnissen, sei es in dem Ertrag eines Stück Landes, das dem Kanaken zur Benutzung überlassen wird. Die Kanaken verrichten die Arbeit für die Häuptlinge in Abteilungen oder Riegen, die mit erstaunlicher Schnelligkeit ein Haus oder eine Steinmauer aufführen und die Acker bestellen.

Beim Tode eines Häuptlings oder eines angesehenen Kanaken versammeln sich die Angehörigen unter Weinen und Klagen: auch werden Tänze aufgeführt, bei Unbemittelten aber wird blofs stundenlang von Verwandten und von den dafür bezahlten Weibern fortgeheult.

Die Frauen stehen in grofser Abhängigkeit von den Männern: sie müssen für sich allein essen, dürfen gewisse Nahrungsmittel gar nicht geniefsen, und bei Todesstrafe Gastmählern und den Kavagelagen, welche die Männer einander geben, nicht beiwohnen: sie scheinen darüber auch nicht besonders ungehalten zu sein, denn bei solchen Gelegenheiten geht es mitunter sehr wild zu.

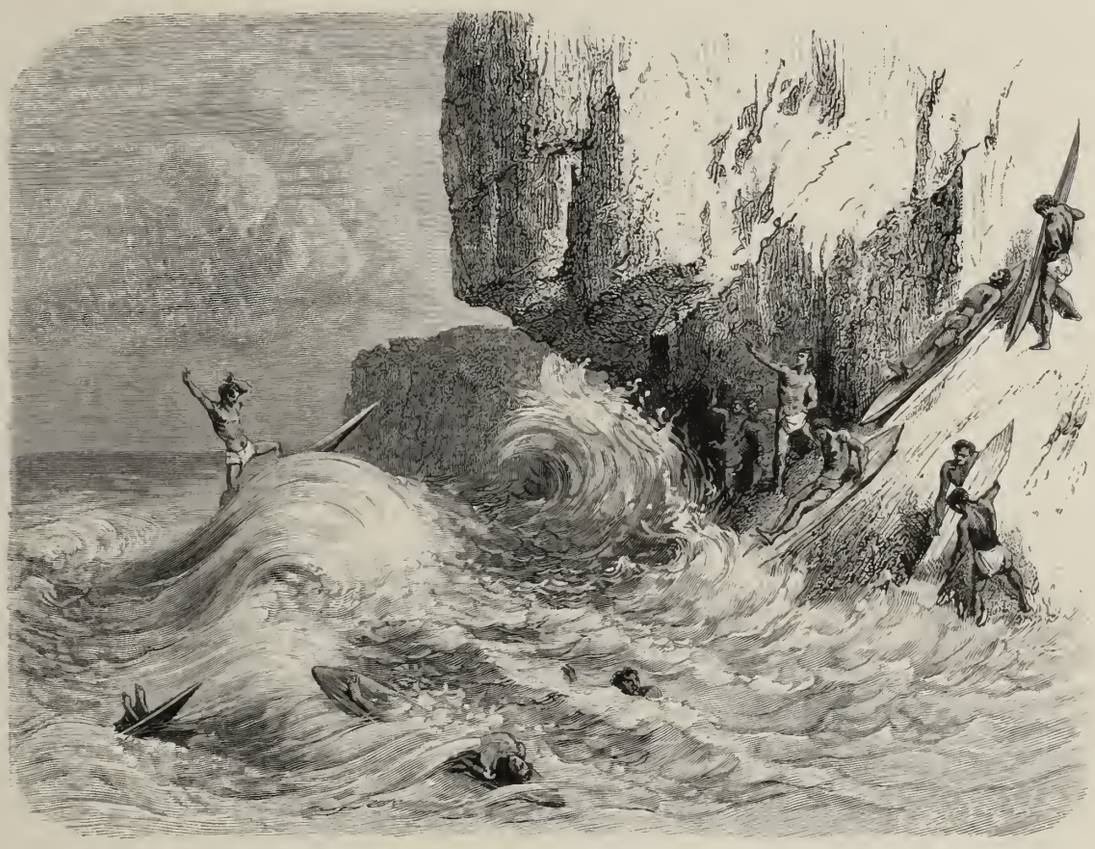
Der Kava, auf einigen Archipelen auch Yangona genannt, ein stark berauschendes Getränk, wird aus den Wurzeln einer Pfefferart (Piper methisticum) gewonnen, die man zerkaut und sie dann in hölzerne Schalen ausspeit, worauf Wasser zugegossen, das Ganze umgerührt und durchgeseiht wird. Dieses Getränk, das wie ein Gemisch von Rhabarber und Seifenwasser schmeckt, ist überall in Polynesien verbreitet und wird von männiglich gern getrunken. Der Kava wird wegen seiner berauschenden Eigenschaft als schmerzstillendes Mittel von den Ärzten sehr gern verordnet.

Wie bei den Hottentotten ist der Priester Kahuna (Mann Gottes), zugleich ein Kahuna laau (Mann der Medizin), auch Kauka genannt. Bei diesen Ärzten ist von wissenschaftlicher Behandlung des Kranken keine Rede. Erst wird stundenlang gebetet und gesungen, dann verordnet der Arzt das Opfer eines Schweines oder eines Hundes, um den hungrigen Magen zu stärken. Zieht das noch nicht, so folgen Hühner, Fische und Poi (das Popoi maae der Markesaner). Natürlich hat das Mahl geholfen, wenn der Kranke besser wird: stirbt er, so hat das der erzürnte Gott zu verantworten.

In manchen Krankheitsfällen lassen es aber die Kahunas nicht bei Beten und Viehschlachten bewenden, sondern wenden eine strenge Diät und das Lomi-Lomi an, ein Massieren der Körperteile, das hier ebenso beliebt ist wie bei den Hottentotten und Kaffern. Die Extremitäten werden von einigen Beistehenden erfafst, frottiert, geknetet und gedrückt, die fleischigen Massen beleibter Personen mit geballter Faust leicht geklopft, und die Haut bald langsam, bald rasch auf- und abwärts gestrichen.

Im übrigen übertreffen die hawaischen Kanaken in Kunstfertigkeiten und Geschicklichkeiten, wie im ganzen Bildungszustande, die übrigen Polynesier: namentlich wird auf keiner Inselgruppe des Stillen Ozeans der Ackerbau mit solcher Lebhaftigkeit, Ordnung und Regelmäfsigkeit betrieben, wie hier. Der Anbau der fruchtbaren Thäler ist geradezu bewunderungswürdig. Kunstvolle Bewässerungen unterhalten selbst auf den Hügeln Tarropflanzungen (Arum esculentum), die zugleich Fischweiher sind, und allerlei nutzbare Gewächse werden auf den sie scheidenden Dämmen gebaut. Mit einfachen Werkzeugen, die bis vor kurzem nur aus hartem Stein, geschliffenen Muscheln oder geschärften Knochen bestanden, wissen sie grofse, schöne Kanoes und nette Häuser zu bauen, sowie Holz und Stein kunstrecht zu schnitzen und auszuhauen.

In der Verfertigung von Zeugen aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes (Broussonetia papyrifera) sind sie ganz besonders geschickt. Dieses Zeug (Tapa) ist für Polynesien charakteristisch und verdient deshalb an dieser Stelle einige Berücksichtigung. Sie schlagen das sorgfaltig zubereitete Bast mit einem Schlägel, in welchen verschiedene Muster eingeschnitten sind, und wissen dem Zeuge mittels vegetabilischer Stoffe und Erdarten prächtige Farben zu geben, ja, sie durchduften das Tuch, soweit es zu weiblicher Bekleidung bestimmt ist, mit Santelholz und Pandanussamen. Die Weiber und Töchter (Wahines) der Häuptlinge setzen eine Ehre in die Tapabereitung und feiern die Vollendung eines jeden gröfseren Stückes mit Tänzen. An den Tagen, an denen sämtliche Weiber im Gemeindehaus damit beschäftigt sind, kochen die Männer.



In der Brandung schwimmende Hawaiier.

Aus den grünen Blättern des Ti (Cordyline australis), deren Stengel man in einander verwebt, verfertigen sie kurze Mäntel, die man zum Schutz gegen Regen verwendet; auch werden die Blätter zum Decken der Dächer und zu symbolischen Zwecken, die mit der Religion und dem Tabu zusammenhängen, benutzt. Ein Zweig dieser Pflanze ist das Sinnbild des Friedens und dient in Verbindung mit einer jungen Platane im Krieg als Parlamentärflagge. Die Wurzeln dieser Pflanze werden geröstet und gegessen und durch Gährung derselben ein berauschendes Getränk hergestellt.

Im Schwimmen und Tauchen haben die Kanaken von jeher ihresgleichen gesucht. Drei bis vier Minuten unter dem Wasser zuzubringen, ist ihnen ein Leichtes.

Auch das Brandungschwimmen ist eine sehr beliebte Unterhaltung. Wenn nach einem Sturm oder einem aufserordentlichen Anschwellen des Meeres heftige Brandung zu erwarten ist, so gehen die Hawaiier scharenweise, ein jeder mit einem schmalen, an den Enden abgerundeten Brett versehen, in die See. Die erste Welle, die sie trifft, taucht sie unter, sie lassen sie über

sich wegrollen, erheben sich wieder und suchen in die hohe See hinauszuschwimmen. Bis dahin haben sie noch mit verschiedenen Wellen in derselben Weise zu kämpfen, und die Hauptschwierigkeit besteht dabei darin, im rechten Augenblick unter die Welle zu tauchen: sonst werden sie von der Brandung gefafst und mit Gewalt ans Ufer geschleudert. Haben sie auf diese Weise das ruhige Wasser jenseit der Brandung gewonnen, so legen sie sich der Länge nach auf ihr Brett und schicken sich zur Rückkehr an. Da die Brandung aus einer Anzahl Wellen besteht, deren jede dritte stets gröfser ist als die anderen, und höher über das Ufer flutet, so suchen die Schwimmer auf den Rücken der gröfsten Welle zu gelangen, durch die sie mit reifsender Schnelligkeit ans Ufer getragen werden.

An diesem Spiele beteiligen sich alle Geschlechter, alle Stände. Manche sind so geschickt, dafs sie sich auf das Brett stellen und sich so von den riesigen Wellen ans Ufer schleudern lassen. Das Wasser ist eben ihr Element. Das Kind lernt womöglich eher schwimmen als gehen, die Mutter nimmt das kleine Wesen von der Brust, legt es auf die Oberfläche des Wassers und ermuntert es, mit den Beinen herumzustrampeln, wie wenn es auf einer Matte liegt.

Beide Geschlechter sind leidenschaftliche Reiter. Die Pferde sind ohne Sattel: eine Decke auf dem Rücken und ein Zaum im Maule — das ist alles. Die Frauen, die ebenfalls mit gespreizten Beinen reiten, ziehen den Rock in der Mitte hinauf und wickeln ihn um beide Beine, die dadurch bis zu den Knöcheln hinab eingehüllt werden: der Shawl wird um den Leib geschlungen und flattert hinten nach: das Haar ist mit Blumen geschmückt.

Man mufs sehen, wie die kräftigen, muskulösen Männer, geschmeidig gleich den Tieren des Waldes, die Berge oder Baumstämme hinauf klettern, wie sie in leisem Trabe enorme Lasten auf einer langen Stange über den Schultern tragen, während sie beständig ihre einförmigen Melodien singen, um zu erkennen, dafs dies ein Bild von Frische und Kraft ist, zu welchem wenige Seitenstücke geliefert werden können. In der Stadt begegnen sie uns gewöhnlich in weifsen, linnenen Beinkleidern und weifsem oder farbigem Hemde: aber auf dem Lande gehen sie ganz nackt, blofs mit einem Stück bunten Zeuges um die Lenden, dessen leichte Draperien keineswegs die festen, herrlichen Glieder entstellen, sondern die treffliche Haltung dieser «Wilden» noch mehr hervorheben.

Man kann sich nichts Vergnüglicheres denken, als in aller Ungeniertheit in ihre einfache Wohnung zu treten, sich auf die weichen Matten niederzulassen und eine Konversation einzuleiten, welche freilich von beiden Seiten, was den Wortlaut betrifft, nicht vollkommen verstanden wird, aber im vollsten Mafse durch die Lebhaftigkeit und die ausdrucksvollen Gebärden dazu berechtigt, das gute Verständnis zu erhöhen.

Der Einflufs, welchen die Fremden auf das Volk ausgeübt haben, ist, wenigstens was die Vornehmen und Wohlhabenden unter ihnen betrifft, aufserordentlich. Diese unterscheiden sich in Lebensweise, Sitten, in religiösen Ansichten fast gar nicht mehr von den Europäern. Die Wahrheit dieser Thatsache hatten wir erst neuerdings an der Person des Königs Kalakaua von Hawaii zu beobachten Gelegenheit, welcher, wie erinnerlich, den europäischen Höfen einen Besuch abstattete. Unseren Schilderungen lagen vorzugsweise Zustände zu Grunde, wie sie vor der Bekehrung zum Christentum bestanden, und wie sie zum grofsen Teil, bei den Gemeinen wenigstens, noch sind. Denn auf den hawaiischen Inseln, wie vielfach sonst noch in Polynesien finden sich zwei Kulturstufen, die eine tiefe Kluft trennt. Die Alten stecken noch fest in ihrer alten Barbarei, die Jungen fühlen bereits europäisch. Dafs beide Kulturstufen, anderwärts durch jahrhundertelange Zwischenstufen vermittelt, hier auf einer Stelle neben einander vorkommen, ist ein Anachronismus, der eben nur bei einer so rapiden Civilisierung möglich ist, wie die Hawaier sie geniefsen.

Junge Tahitier.

Boston Public Library.

Von Hawaii wenden wir uns nach den Gesellschafts-Inseln oder Tahiti, einem Archipel, der seit Cook so häufig besucht und erforscht worden ist, dafs fast über keinen Teil der Inseln des Stillen Ozeans die Quellen reichlicher fliefsen.

Die Gesichtsbildung der Tahitier ist meist hübsch und regelmäfsig, die Augen voll Ausdruck und Empfindung, die Zähne blendend weifs und schön geordnet. Die Weiber, die im Gegensatz zu den Männern das Haar kurz geschnitten tragen, sind besonders schön und würden selbst bei den Europäern so genannt werden müssen, da ihre Haut heller als die mancher Spanierin ist, und ihre grofsen, vollen Augen ihnen einen ganz eigentümlichen Reiz verleihen; überdies zeichnen sie sich durch sehr kleine Hände und Füfse und durch Anmut im Benehmen aus.

Freilich braucht der Mann den Körper nicht durch harte Arbeit anzustrengen oder zu stählen: die Natur bietet ihm von selbst fast alles, was sie brauchen, und wer in diesem gottbegnadeten Lande auch nur zehn Schöfslinge Brotfrucht gepflanzt hat, was kaum eine Stunde Arbeit erfordert, der hat seine Pflicht gegen sein eignes und gegen das nachfolgende Geschlecht vollständig erfüllt: denn sieben bis acht Monate ifst man die Früchte frisch vom Baume, während man im Winter den durchsäuerten Teig (Poi) der vor der vollkommenen Reife gepflückten und aufbewahrten Früchte verzehrt.

Die Tahitier lieben heiteren, behaglichen Lebensgenufs, gutes Essen, Gesang, Musik, Spiel und Tanz. Sie essen eigentlich den ganzen Tag. Das Frühstück beginnt um 8 Uhr und um 11 Uhr nimmt man ein Gabelfrühstück ein: um 2 Uhr folgt das Mittagessen, um 5 Uhr das Halbabendbrot und das Abendessen um 8 Uhr. So vorbereitet sucht man das Lager. Aber wie könnten sie bestehen, wenn sie bis zum Morgen nichts weiter genieſsen sollten? Sie wachen daher gewöhnlich um 2 Uhr auf und nehmen dann das letzte Abendbrot ein.

Zum Singen haben sie gute Stimmen und halten gut Takt; nur ist ihr Gesang eintönig und näselnd. Auch können sie mit ihren musikalischen Instrumenten europäischen Anforderungen nicht genügen. Sie haben blofs eine zweilöcherige Flöte, die mit der — Nase geblasen wird, und Trommeln aus einem runden Stück Holz, das nur an der einen Seite hohl, mit einem Stück Haifischhaut überzogen ist und mit der Hand geschlagen wird.

Es kann uns nicht wunder nehmen, dafs der üppige, sinnliche, weichliche und weibische Tahitier in seinem Hause ein wahrer Tyrann ist und seine Frauen ebenso behandelt, ebenso rücksichtslos schlägt, wie seine Schweine und Hunde. Die Weiber dürfen gewisse Speisen, namentlich gerade die Lieblingskost der Männer, z. B. die Schildkröten und gewisse Arten von Fisch und Bananen, gar nicht genieſsen, ja nicht einmal in Gesellschaft der Männer speisen, vielmehr müssen sie ihre Mahlzeiten in einem besonderen Teile des Hauses einnehmen.

Ein hervortretender Zug im Charakter der Tahitier ist ihre Gastlichkeit und Gebseligkeit. Die Überreichung von Geschenken binden sie sogar an bestimmte Formen, namentlich wenn sie Tapatuch verschenken wollen. Man nimmt mehrere Stücke Tuch und hält den Mädchen, die das Geschenk überbringen sollen, das Ende eines jeden Stückes Tuch über den Kopf, während man ihnen den Rest unter den Achselhöhlen um den Leib windet. Man läfst dann die Enden fallen, so dafs sie wie Falten eines über das andere bis auf die Erde hinabhängen und das Ganze einem grofsen, runden Reifrocke gleicht. Um diesen Wulst werden noch mehrere Stücke verschiedenfarbigen Zeuges geschlungen, die zuletzt einen Umfang von 5 bis 6 m annehmen, so dafs die Mädchen die Last kaum schleppen können. Jede wird aufserdem zur Abwechslung und Verschönerung mit zwei Taames oder Brustschildern behängt. Gewöhnlich aber schlägt man einen einfacheren Weg ein. Man legt die Stücke Tuch auf die Erde, das Mädchen legt sich auf das Ende eines Stückes, drückt es fest an den Leib und kugelt sich auf dem Zeuge hin, bis sie all das Tuch, das sie als Geschenk überbringen soll, um sich gewickelt hat.

Kommen die Mädchen dann beim Schenknehmer an, so legen sie sich auf die Erde und rollen sich das Tuch wieder ab.

Junge Tahitierinnen.

Boston Public Library.

Beim Schenken von Lebensmitteln schickt der Geber seine Diener mit Schweinen, Brotfrüchten und dergl. zum Hause des zu Beschenkenden ab; die Diener betreten aber das Haus nicht, sondern breiten vor demselben Blätter auf dem Boden aus, legen die Gaben darauf und kehren dann zu ihrem Herrn zurück. Der Schenker verfügt sich nunmehr zu dem Beschenkten und ersucht ihn, die Gaben vor dem Hause in Augenschein zu nehmen, worauf dieser dieselben, ohne zu danken, ins Haus tragen läfst und in der Regel mit einem, womöglich wertvolleren Gegengeschenk sich abfindet. Reisende finden bald, dafs man Lebensmittel billiger kauft, als wenn man sie sich auf solche Weise schenken läfst.

Die Leichen der Häuptlinge werden in einem besonderen Gebäude, Tupapau, ausgestellt, das von einem ziemlich grofsen, mit Palissaden eingezäunten Hause umschlossen ist. Das Gebäude ist genau so eingerichtet, wie das Wetterdach auf gröfseren Booten und reich mit purpurnen Federbüschen (Kahilis), Tüchern und sonstigem Zierat geschmückt. Zwei Leute sind damit betraut, den Tupapau bei Tag und bei Nacht zu überwachen, die Federn und Tücher passend anzuordnen, die fortwährend zufliefsenden Gaben von Früchten und Lebensmitteln zu übernehmen und Neugierigen den Zutritt zu dem eingefriedigten Raume zu wehren.

Die Leichen der geringeren Leute werden einfach begraben, die der Vornehmeren, um sie möglichst lange vor Verwesung zu schützen, vorher einbalsamiert, indem man die Eingeweide herausnimmt, an deren Stelle in Kokosnufsöl getränkte Tücher einlegt und den ganzen Körper mit derselben Masse einreibt. Die an der Sonne oder auf einem hohen Gerüst in der Luft getrocknete Mumie wird dann angekleidet und in eine sitzende Stellung gebracht. Monatelang überbringt man ihr Opfer von Früchten oder Blumen, bewahrt den Schädel sorgfältig auf und begräbt die übrigen Knochen im Familienbegräbnis.

Beim Tode eines Verwandten oder Freundes gebärden sich die Eingeborenen wie Wahnsinnige. Sie begnügen sich nicht mit dem Zerzausen des Haares und dem Zerreifsen der Kleider, sondern sie zerfleischen sich in fürchterlicher Weise den Leib mit einem 10 cm langen Rohre, das an beiden Seiten mit scharfen Haifischzähnen besetzt ist.

Auf der Inselgruppe giebt es vier verschiedene gesellschaftliche Rangordnungen: die Arii, zu welchen die königliche Familie und der Adel gehört, die Raatira oder kleinen Landeigentümer und Pächter, die Manahune, oder das niedere Volk und endlich die Teuteu, zu denen die Diener der höher stehenden Klassen zählen. Endlich giebt es noch Titi (Sklaven), die aus den Kriegsgefangenen hervorgehen.

Die Könige und überhaupt die gröfseren Häuptlinge haben die höchste Meinung von ihrer Würde und werden von den Eingeborenen fast wie Götter verehrt. Die Kleider, die sie tragen, die Häuser, die sie bewohnen, die Kanoes, in denen sie reisen, werden tabu, heilige Gegenstände; es besteht sogar eine besondere Ausdrucksweise für den König, indem z. B. sein Boot «Regenbogen», sein Haus «Wolke des Himmels» genannt wird. Niemand darf die heilige Person des Königs berühren, und wer über ihm gestanden oder seinen Schatten über dessen Pfad geworfen hätte, würde sein Verbrechen mit dem Tode büfsen. Daher betritt ein grofser Häuptling nicht gern die Kajüte eines europäischen Schiffes, weil ein Niederer über seinem Haupte auf dem Verdeck gehen könnte. Auf Reisen wird der König auf den Schultern von Männern getragen, die von jeder anderen Arbeit befreit sind. Das Reisen auf diese Weise geht in vollem Trabe vor sich, so dafs in einer Stunde über eine deutsche Meile zurückgelegt wird. Träger zum Ablösen der Ermüdeten laufen neben einem ansehnlichen Gefolge nebenher. Beim Wechseln der Träger setzt der König den Fufs nie auf die Erde, sondern springt über die gebückten Köpfe der ermüdeten auf die Schultern der neuen Träger. Dem König steht sogar das Recht des Tepi zu, d. h. er dehnt seine Gewalt sogar über die Sprache aus, indem er ganz nach seiner Laune Wörter schafft oder ändert, wohl auch Wörter daraus streicht, die ihm gerade nicht gefallen. Dafs aus solcher Willkür eine heillose Sprachverwirrung entsteht, ist einleuchtend. So sind z. B.

seit Cooks Reisen von den Benennungen der zehn Zahlen fünf verschwunden und durch andere ersetzt worden. Rua hiefs früher zwei, jetzt piti, aus rima, fünf, ist pae geworden u. s. w.

Die Religion der Tahitier besteht in der Verehrung von Götzenbildern, die man als die Verkörperungen der unsichtbaren Gottheiten ansieht. Sie haben zweierlei Götzenbilder, einesteils rohe Nachahmungen der menschlichen Gestalt, andernteils verschiedenartige Zeuge. Werg und Federn, die um einen Stock gewunden sind und der menschlichen Gestalt nicht im entferntesten gleichen. Die ersteren stehen im Range niedriger, werden Tii genannt und als Schutzgötter von Familien betrachtet; die letzteren (Tose) besitzen gröfsere Gewalt und erstrecken ihre Macht über ganze Bezirke und Inseln. Da die Eingeborenen annehmen, dafs diese Gottheiten sie beständig zu schützen vermögen, so braucht man sich gerade nicht zu wundern, wenn sie es für eine Schuldigkeit der Tose halten, sie gut zu behandeln, und wenn sie sich im entgegengesetzten Falle bitter beklagen. Wird also beispielsweise in dem Bezirk eines Tose der Grund und Boden unfruchtbar, oder tragen die Kokospalmen weniger Früchte als gewöhnlich, oder wird der Bezirk durch Krieg verheert, so meinen die Leute, der Gott thue seine Schuldigkeit nicht, setzen ihn ab und stellen einen anderen an seinen Platz.

Es giebt aber auch Gottheiten, die allgemein verehrt werden, unter diesen ist der erste und gefürchtetste Oro, der Gott des Krieges. So gefürchtet war dieser Gott, dafs niemand eine ihm geheiligte kleine Muschel, die man Tupe nannte, zu berühren wagte. Zum Geist wird kein Toter, welcher nicht vollständig vernichtet worden ist. Dies geschieht, indem ihm Oro mit der Muschel Tupe das Fleisch von den Knochen schabt und dann den Körper verzehrt. Den Geistern geht es darauf sonderbar. Wenn sie von Oro in ihrer neuen Gestalt entlassen sind, so begeben sie sich nach einem grofsen See auf Raiatea, der von einer Reihe Bäumen mit ganz flachen Wipfeln umgeben ist, die ein grofses Laubdach bilden. Hier tanzen und schmausen sie und werden dann in — Käfer verwandelt.

Die Marae, Tempel, sind von bedeutendem Umfang. Auf Huahine war ein dem Gott Oro geweihter Marae, dessen Einfriedigung 52 m lang, 6 m breit und aus flachen Korallenfelsblöcken erbaut war, deren Zwischenräume man mit Erde ausgefüllt hatte. Solche Blöcke, deren einer 3 m breit, $3^1/_2$ m lang war, zu schneiden und so weit weg von der See zu schaffen, mufs unendliche Mühe gekostet haben. Auf dieser Schicht war eine kleinere Plattform so angebracht, dafs ringsum $1^1/_2$ m Raum frei blieb, und hier waren die Gebeine der vielen Opfer niedergelegt, die man zu Ehren dieses Gottes erschlagen hatte.

Der eigentliche und wichtigste Tempel aber, Fareno Oro (Haus des Oro), war ein ganz kleines, $2^1/_2$ m breites Gebäude: einige Schritte dahinter lag ein grofser, viereckiger Stein, auf welchem der opfernde Priester stand, und ein gröfserer Stein dahinter diente dem Priester als Sitz, wenn er müde war. Dieser kleine Bau hat manches Menschenleben gekostet: denn jede Pfoste ist durch einen menschlichen Körper hindurch in den Erdboden eingerammt worden.

Dem Priester stand ein Gehilfe zur Seite, der die Opfer zu töten hatte und Maubuna, Schweinebesitzer, genannt wurde, weil man einen als Opfer getöteten Menschen «langes Schwein» nannte. Der Maubuna suchte, wenn ihm ein Opfer bezeichnet wurde, unbemerkt hinter dasselbe zu kommen, streckte es dann mit einem flachen, runden Stein, den er in seiner Hand hielt, mit einem Schlage bewufstlos nieder, packte darauf den Körper in einen Korb von Kokosnufsblättern und überlieferte ihn dem Priester.

Als der Häuptling der Insel zum Christentum bekehrt worden war, versuchte ein Priester das Götzenbild Oros vor der Vernichtung zu bewahren und verbarg es in einer Höhle. Der Häuptling glaubte aber mit Recht, dafs, wenn das Götzenbild erhalten bleibe, auch die Verehrung desselben wieder beginnen könne, und bestand auf Zerstörung desselben.

Nächst Oro wurde Hiro, der polynesische Merkur, der Gott der Diebe, verehrt. Er war eigentlich ein Mensch: aber er war bei Lebzeiten so übermenschlich bösartig und ein so

ausgefeimter Dieb, Räuber und Mörder, dafs er selbst die Götzenbilder nicht schonte und Oro zu Boden warf, als ob er ihn im Ringkampfe besiegt hätte.

So ein Mensch mufste offenbar ein Gott sein, und so ward dann sein Schädel in einen grofsen Marae, den er bei Lebzeiten selbst erbaut hatte, gethan, sein Haar wurde in ein Bildnis Oros gesteckt, und beides wurde zusammen begraben. Damit war er heilig gesprochen.

Seine Verehrung erstreckte sich auf alle Schichten der Gesellschaft, vom höchsten Häuptling bis zum gemeinsten Manne herab. Stets flehten ihn seine Anbeter, wenn sie auf einen Raubzug auszogen, um Hilfe an und versprachen ihm einen Anteil an der Beute. Dieses Versprechen erfüllten sie freilich sehr gewissenhaft; nur behielten sie immer den Löwenanteil für sich. Wohlweislich fafsten sie das Versprechen in ganz allgemeine Ausdrücke und so kam es wohl, dafs ein Dieb, der ein Schwein stehlen wollte, und Hiro für seine Hilfe ein Stück Fleisch versprochen hatte, den armen Gott mit der äufsersten Schwanzspitze abfand, die er feierlichst auf dem Altar opferte. Dabei war er so — bescheiden, den Gott zu bitten, einen Diener, der sein Versprechen so gewissenhaft gehalten, ja nicht zu verraten.

Aufser genannten Göttern genofs Tana in einem beträchtlichen Teile des Landes grofse Verehrung, er ward sogar auf einigen Inseln, z. B. auf Huahine, als Hauptgott angesehen und hatte hier einen grofsen Marae, welcher wie der Oros gebaut war, nur dafs in der Mitte des Hauptgebäudes ein Bett sich befand, in welchem der Gott jährlich einmal schlief. Daneben stand ein kleines Haus, in welchem er nebst einigen seiner Nebengötter wohnte. Tana selbst, der 1817 verbrannt wurde, sah gar nicht besonders gut aus: er war ungefähr von Mannesgröfse aus einem grofsen Holzblocke geschnitzt, hatte weder Hals noch Beine, dagegen am Kopfe etwas, was wie Augen, Mund, Nase und Ohren aussehen sollte. Das Ganze war in Werg gewickelt.

Das neue Kleid, das er jährlich bekam, wurde ihm unter grofsen Festlichkeiten angelegt. Der Priester holte ihn aus seinem Hause, legte ihn auf das Bett neben vier kleineren Göttern, zog ihm die alten Kleider aus und untersuchte das Innere des Götzenbildes, das hohl war, und verschiedene Gegenstände, z. B. scharlachrote Federn, Perlen und Armbänder enthielt. Die schlecht gewordenen Gegenstände wurden herausgenommen und durch andere ersetzt, dann aber dem Götzen namentlich auch neue Kleider angezogen.

Inzwischen wurde eine ganz erstaunliche Masse Kawa gebraut und ein Zechgelage eröffnet, das mehrere Tage dauerte und zur vollständigsten Betrunkenheit der Laien und der Priester führte, der letzteren namentlich in dem Grade, dafs sie nicht auf den Beinen stehen konnten und ihre Gesänge, auf dem Boden liegend, herplärren mufsten. Nach Ablauf von drei Tagen brachte man einen anderen Gott, namens Moorai, zum Vorschein, der ebenfalls ausgezogen wurde. Seine Kleider wurden nicht eher weggeschafft, bis ein heftiger Regen fiel, welcher andeutete, dafs alle Götzen wieder in ihre Häuser gebracht werden müfsten. Keine Frau durfte dieser Feierlichkeit beiwohnen: hätte sich ein weibliches Wesen in einer gewissen Entfernung von dem Marae betreten lassen, es wäre augenblicklich umgebracht worden.

Den Marae umgaben riesige Banianenbäume (Ficus indica). Der Hauptstamm eines derselben hatte 25 m im Umfang und trieb ungeheure horizontale Äste, deren jeder von einer Wurzel gestützt wurde, die in der That mehr einem Stamme glich. Es standen deren mehr als vierzig um den Hauptstamm. Sie hatten einen Umfang von 43 m. An den Ästen dieses Baumes wurden die Körper der geopferten Menschen in Körben aufgehängt. An diesem Baume verfing sich auch bisweilen Tana mit seinem ungeheuer langen Schweife, wenn er sich aus seinem Hause in die Luft schwingen und zur Anstiftung von Unheil aufbrechen wollte. Die Äste, die den Gott festhielten, wurden tabu, also unantastbar. Überhaupt wurde alles, was der Gott berührte, tabu.

Wahrscheinlich war der Gedanke des langen, schwebenden Schweifes den Meteoren und Kometen entnommen, die man für Götter hielt, welche die Luft durchreisen.

Ländliche Wohnung auf Tahiti.

Boston Public Library.

Bei deren Anblick warf der Eingeborene sein oberes Gewand ab und stiefs zu Ehren des reisenden Gottes ein Geschrei aus.

Es gab nur einen einzigen Mann, der das Götzenbild berühren durfte und der nach seinem Amte «Te amo attua», Gottesträger, genannt wurde. Sein Amt war kein leichtes; denn wenn er auch fast gleiche Verehrung mit dem Gotte genofs, so mufste er doch manchen Lebensgenufs entbehren und sich gar vielen Beschränkungen unterwerfen. So durfte er nicht heiraten, teils weil keine Frau seiner würdig war, teils weil er sich dadurch entehrt und für sein Amt untauglich gemacht hätte. Ferner durfte er nicht einmal einen Kokosnufsbaum ersteigen, weil der Baum dadurch so tabu geworden wäre, dafs nach ihm denselben niemand hätte erklimmen dürfen.

Das Haus, in welchem der Gott wohnte, war eine schmale, 7 m hohe Hütte, die auf Pfeilern stand und nur an einem derselben zugänglich war. Der Gottesträger hatte daher keine leichte Aufgabe, wenn er, das grofse hölzerne Götzenbild auf dem Rücken, an diesem Pfosten hinaufklettern mufste.

Bisweilen geschah es, dafs Tana einem entfernten Marae einen Besuch abstattete: da ermüdete natürlich der Träger unter der Wucht seiner Last. Es wäre aber für den Charakter des Gottes entwürdigend gewesen, wenn sein Träger überhaupt hätte müde werden können. Daher griff man lieber zu der Ausrede, dafs der Gott selbst von der Reise ermüdet sei, und so wurde er auf einem flachen Steine, ungefähr eine halbe Meile vom heiligen Baume, für eine kurze Zeit niedergelegt. Auf diesen Stein hätte sich keine Frau setzen oder ihn mit den Fingern berühren dürfen, ohne sich der Gefahr sofortiger Tötung auszusetzen.

Der nächste Abschnitt wird uns mit einer gänzlich verschiedenen Rasse, den Melanesiern bekannt machen, welche neben den Polynesiern die Inseln des Stillen Ozeans bewohnen.

So wie es im allgemeinen schwer fällt, die verschiedenen geographischen und ethnographischen Regionen scharf abzugrenzen, so finden wir auch zwischen den echt polynesischen und melanesischen Stämmen ein bedeutendes Zwischenglied — die Bewohner der Viti-Inseln — eingeschoben. Ihre Farbe und Gesichtsbildung sind zwar entschieden melanesisch, doch trotz der unsäglichen Barbarei, in welcher sie noch vielfach befangen, sind die Vitier den westlichen Völkern ihres Stammes an Kunstfertigkeit und staatlicher Ausbildung, sowie durch den Besitz einer reicheren und regelmäfsigeren Sprache weit überlegen und übertreffen sie an Intelligenz und körperlicher Schönheit. Ihr ausgezeichneter Schiffbau nähert sie den Polynesiern, und durch den häufigen Verkehr mit letzteren haben sie sowohl manches von ihren östlicheren Nachbarn angenommen, als sie selbst wiederum auf diese einen bedeutenden Einflufs ausgeübt haben.

Die Viti- (oder Fidschi-) Inseln gehören zu den reichsten und wichtigsten Gruppen der Südsee. Mit Rücksicht auf diese erfreuliche Thatsache hat sich im Oktober 1874 Grofsbritannien bewegen lassen, das seit 1871 bestehende konstitutionelle Königreich zu annektieren, und sich die Herrschaft über die Inselgruppen von dem ersten Könige Thakombau, dem sein Titel erhalten blieb, in aller Form Rechtens abtreten zu lassen. So bilden die Viti-Inseln heute also dem Namen nach ein Königreich unter britischer Hoheit, in welchem der englische Gouverneur selbständig herrscht. Natürlich weifs man auch schon von gewaltigem Fortschritt in der Civilisation zu melden, welche die Eingeborenen unter dem neuen britischen Regime binnen wenigen Jahren gemacht haben. So finden beispielsweise, wie aus den dortigen Zeitungen hervorgeht, Kulturgegenstände, wie feine Leibwäsche, Parfümerie und Delikatessen einen recht guten Absatz unter den hochgestellten Vitiern, die ihren englischen Vorbildern in dieser Hinsicht energisch nacheifern. Kurz, die lange Laufbahn vom Kannibalismus bis zur modernen Verfeinerung und Überverfeinerung legen die Vitier mit gewaltigen Sätzen zurück. Sie könnten es weit bringen, wenn ihnen die Civilisation nicht gar zu sehr zusetzte und ihre Reihen derart verdünnte, dafs man in nicht allzu ferner Zeit ihr völliges Aussterben befürchten mufs.

Viti-Insulaner.

König Thakombau von den Viti-Inseln.

Boston Public Library.

Bei alledem sind die Vitier noch heute zu den ärgsten Kannibalen zu rechnen, wenngleich es die Missionäre wenigstens dahin gebracht haben, dafs es meist nur noch im geheimen geschieht. War doch der jetzt pensionierte, alte, christliche König Thakombau in seiner Jugend nicht nur ein arger Menschenfresser, sondern überhaupt ein höchst grausamer Mann. Er hatte vor seiner Palasthütte einige Steinplatten eingraben lassen, und machte sich das Vergnügen, die Kinder seiner Feinde an den Fersen zu packen und an den Steinen zu zerschmettern. Einst schnitt er einem gefangenen Häuptling, der um ein baldiges Ende bat, die Zunge aus, und frafs sie lachend vor dessen Augen.

Bald nach seiner Bekehrung besuchte der Fürst einen seiner Bezirke. Unter dem Schmettern der Muscheltrompeten und unter dem Jauchzen der Eingeborenen durchschritt er eine doppelte Reihe lebender Schlachtopfer, Männer, Weiber und Kinder, die zur Auswahl für den König an den Füfsen aufgehängt waren. Der hoffnungsvolle junge Christ nahm die Gabe an, und berührte mit seiner Keule die Opfer, die nach seinem Geschmack waren.

So hoch steht das Menschenfleisch in Ehren, dafs gebildete Vitier dafür den gewählteren Ausdruck «Fleisch vom langen Schwein» gebrauchen, dafs man die Gefäfse, in welchen man es kocht, nur zu diesem Zwecke verwendet, und sie ebenso, wie das Geschirr, aus dem man es ifst, als tabu betrachtet, und dafs man es nicht mit den Fingern, sondern mit eigens für den Zweck konstruierten hölzernen Gabeln geniefst. Eine solche Gabel vererbt sich vom Vater auf den Sohn und erhält, wenn sie durch ihr Alter ehrwürdig geworden ist, einen Ehrennamen, z. B. Undro-Undro, d. i. eine kleine Person, welche eine grofse Last trägt.

Mancher brüstet sich mit der Masse von Menschen, die er verzehrt hat. Ein Häuptling hatte sich durch seine aufserordentlichen Leistungen im Kannibalismus ganz besonderes Ansehen und den Ehrennamen «Schildkrötenteich» erworben, als womit man seinen unersättlichen Magen verglich. Dieser Kerl vertilgte einen menschlichen Körper ganz allein. Über seine bezüglichen Leistungen führte er Buch, indem er für jeden Braten einen Stein auf den Erdboden legte. Nach seinem Tode zählte man deren 872 Stück!

An einem Vorwand, Menschenfleisch zu erlangen, fehlt es nie. Oft werden Kriege angefangen, blofs um die erwachende Gier zu befriedigen: Häuptlinge setzen auch, um Opfer stets zur Hand zu haben, eine Anzahl Menschen, ja ganze Ortschaften, auf die schwarze Liste, und der Scharfrichter braucht dann blofs die gewünschte Anzahl aufzugreifen und tot zu schlagen. Baut ein Häuptling ein Haus, so schlägt er zu Ehren des Ereignisses jemanden tot. Wird für ihn ein Kanoe gebaut, so erschlägt er jedesmal einen Menschen: das Gleiche geschieht, wenn der Kiel gelegt, oder wenn eine Planke angesetzt, oder wenn das Schiff vom Stapel gelassen wird. Berührt er mit dem Kanoe zum ersten Male einen Platz, so wird zu Ehren der Niederlegung des Mastes, womit er die Absicht eines längeren Aufenthaltes andeutet, jemand erschlagen: erscheint er auf seinem neuen Kanoe mit aufrechtem Maste, so wissen die Leute schon, was er will, und überbringen ihm einen Erschlagenen, damit er den Mast niederläfst.

Das Fleisch der Weiber wird dem der Männer vorgezogen, und bei besonders grofsen Festlichkeiten sind schon hundert Frauen und Mädchen auf einmal gebraten und verzehrt worden. Glücklicherweise will das Fleisch der Weifsen diesen Unmenschen im ganzen nicht munden, da es einen salzigen, unangenehmen Geschmack besitzen, und nach Tabak riechen und schmecken soll: aber ihre Heimtücke lassen sie an den Europäern nur zu gern aus. So festgewurzelt ist diese Unsitte, dafs sich die Eingeborenen, wie schon oben angedeutet, selbst nach ihrer Bekehrung zum Christentum ihrer kaum entschlagen können.

Der Charakter des Volkes bietet ein merkwürdiges Gemisch von bösen und guten Seiten. Rachsucht, Wildheit und Grausamkeit ist ein wesentlicher Charakterzug bei den Vitiern: Kriegs- und Kampflust herrscht bei ihnen in aufserordentlicher Weise. Dagegen sind sie andererseits das bildsamste Volk des Ozeans: sie gelten allgemein als geschickt und industriös und in geistiger

Hinsicht den übrigen Polynesiern überlegen. Wenn keine kriegerische Erregung sie ergriffen hat, sind sie zutraulich, teilnehmend und freundlich, heiter und froh, ja, sie können sogar gastfrei und im Verkehr von auffallender Höflichkeit sein.

In wahrhaft lächerlicher Weise stehen die Vitier unter dem Einfluſs der Etikette. Die Ehrfurcht gegen den Häuptling ist die Axe, um die sich die Etikette dreht, dergestalt, daſs man vom Kopfe, von den Gliedmaſsen, von dem Anzuge des Häuptlings nicht in der gewöhnlichen Sprache, sondern nur in Umschreibungen und Hyperbeln sprechen darf. An einem Höherstehenden an der falschen Seite vorbeigehen, das ist ein groſser Verstoſs: wer aber hinter einem Häuptling hergehen wollte, dem würde sofort der Schädel eingeschlagen werden. Begegnet jemand einem Häuptling, so tritt er vom Wege zurück, legt die Keule weg und kauert nieder, bis der groſse Mann vorbei ist: stehen die beiden einander Begegnenden im Range so ziemlich gleich, so tritt der Geringere einfach auf die Seite, beugt sich ein wenig und reibt mit der rechten Hand den linken Arm, oder er zupft sich den Bart, oder blickt starr zu Boden. Mag man dem Häuptlinge etwas geben, ihn oder sein Kleid berühren, von ihm etwas erhalten oder ein gnädiges Wort zu hören bekommen, — alles muſs man mit einem leichten Klatschen in die Hände begleiten.

In einem Punkte stehen die Vitier vielleicht unerreicht da und könnten füglich den meisten, selbst den gebildetsten Europäern als leuchtende Vorbilder dienen, sie sind nämlich ganz passioniert aufs — Steuerzahlen. Die Tage, an welchen von den Königen die Steuern erhoben werden, sind groſse Festtage, an denen sich das Volk massenhaft mit seinen Gaben: Walfischzähnen, Kokosnüssen, Kleidungstücken, Schmucksachen u. s. w. versammelt. Jeder ist aufs beste aufgeputzt, im höchsten Kunststile bemalt und mit einem Haarputz nach der neuesten Mode geziert. Mit Gesang und Tanz naht man sich dem Könige, und legt die Gaben vor ihm nieder. Der König aber benimmt sich seinerseits auch anständig, und bereitet den treuen Unterthanen ein Fest, bei welchem tapfer geschmaust und gezecht wird.

Die gesellschaftliche Verfassung des Landes hat einen durchaus feudalen Anstrich. Die Häuptlinge groſser Gebiete gelten für Könige, unter denen eine Anzahl anderer Häuptlinge stehen, die jenen tributpflichtig sind und ihnen im Kriege Mannschaft und Waffen liefern müssen. Es bestehen sechs Stände: die Könige und Häuptlinge groſser Inseln oder Bezirke, die Häuptlinge der Ortschaften, die Priester, die Vorsteher gewisser Berufsarten, z. B. der Kanoebauer, die übrige Bevölkerung und endlich die Sklaven, die immer Kriegsgefangene sind. Den Häuptlingen steht in den Vasu, Neffen, eine sonderbare Einrichtung im Wege zur vollen Machtentfaltung. Am einflufsreichsten sind die Vasu tanku und Vasu levu, welche von einem Häuptling erster Klasse und von einer Mutter hohen Ranges abstammen. Ein solcher Vasu kann einem Eingeborenen aus dem Lande seiner Mutter alles nehmen, was ihm beliebt, nur nicht die Weiber, die Wohnung oder Häuptlingsland. Selbst ein König, wie mächtig er auch sein mag, hat an seinem Neffen einen Mann, der seine Vorrechte im vollsten Maſse auszuüben und ihm zu nehmen berechtigt ist, wonach er Verlangen trägt.

Die dunkele Haut der Vitier ist von eigentümlicher Härte und Rauheit; ihnen eigen ist ein überaus dichter Bartwuchs und starkes, steifes, drahtähnliches Haar, auf das sie ganz besondere Sorgfalt verwenden. Zählt doch jeder Häuptling, je nach Rang und Vermögen, zwei bis zwölf Haarkünstler zu seinem Haushalt, die keine andere Arbeit verrichten, ja nicht einmal ihre eigenen Speisen zum Munde führen dürfen, um nicht ihre Hände, welche durch die Berührung des geheiligten Häuptlingsschädels tabu geworden sind, zu verunreinigen. Das Frisieren eines vornehmen Stutzers nimmt täglich mehrere Stunden in Anspruch. Erst wird der Kopf mit Öl eingerieben, das mit schwarzer Kohle vermischt ist, dann ergreift der Künstler die Haarnadel, eine lange, schmale Rute aus Schildpatt und zupft damit fast an jedem einzelnen Haar, so daſs es sich kräuselt und aufrecht steht, bis endlich das Ganze eine ungeheuere Perücke bildet, die bisweilen $1^1/_2$ m im Umfang mifst. Darauf wird ein Stück vom feinsten weifsen Tapatuch, so

leicht und duftig wie Musselin, in losen Falten um diese buschige Frisur gewunden, um sie gegen Staub u. s. w. zu schützen. Diese turbanartige Kopfbedeckung, Sala genannt, tragen nur die Häuptlinge; der gemeine Mann wäre dem Tode verfallen, wenn er sie trüge. Gewöhnlich steckt im Sala eine lange Schildpattnadel, die zum Kratzen des Kopfes dient, denn kein Kamm vermöchte den ungeheueren Haarwulst zu durchdringen, in welchem sich das Ungeziefer nach Herzenslust vermehrt. Die Jagd nach dem Ungeziefer wird daher in den Freistunden um so eifriger betrieben, als ein Drittel der Beute dem Jäger zufällt; dagegen steht das Jagdrecht auf den Köpfen der Kinder nur den Eltern zu.

Wie auf das Haar, so wird auch auf Verschönerung des Gesichts grofse Sorgfalt verwendet. Bisweilen färbt man das Gesicht, mit Ausnahme der Nase, welche braun bleibt, scharlachrot, dann wiederum teilt man es in viereckige Felder ab, die man rot und schwarz, oder schwarz, weifs und rot bemalt; mancher färbt die eine Seite des Gesichts schwarz, die andere weifs, während ein Stutzer gelegentlich mit schwarzem Gesicht, weifser Nase, mit Augen, deren jedes mit einem scharlachroten Ringe ummalt ist, und mit einer Stirn erscheint, die einen weifsen Halbmond zeigt.

Die Weiber wenden die Farben nicht so verschwenderisch an, wie die Männer, und machen auch mit dem Kopfhaar nicht so viele Umstände. Sie begnügen sich, es auszukämmen, so dafs es auf beiden Seiten möglichst weit vorsteht, oder sie flechten es in eine Reihe Locken, die nach Belieben um den Kopf hängen. Dagegen kommt das Tätowieren bei ihnen allein vor. Sind sie jung, so tätowieren sie die Finger mit Linien und Punkten, damit diese zierlich aussehen, wenn sie dem Häuptling Speise vorsetzen; sind sie Mütter geworden, so fügen sie einen blauen Stern an jedem Mundwinkel hinzu.

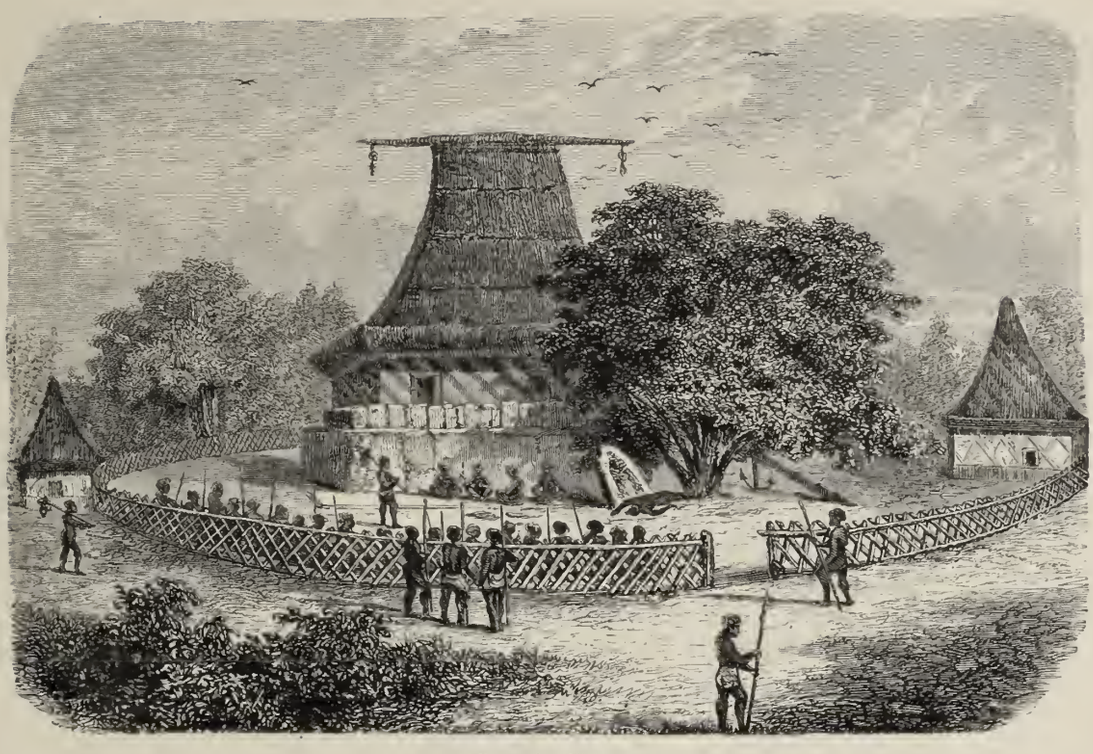
Als weiteres Verschönerungsmittel trägt man in den Ohren ungeheuer grofse Schmucksachen, deren manche das Ohrläppchen dermafsen ausdehnen, dafs man beide Fäuste in das Loch stecken kann. Auch Schmuck auf der Brust und Halsbänder werden getragen, an denen oft die am wenigsten zusammenpassenden Gegenstände: Perlen, Muschelstücke, Hundezähne, Fledermausflügel und dergl. aneinander gereiht sind.

Aufser dem Sala tragen die Männer als Kleidung nur den Seavo, einen weifsen Leibgürtel aus Tapatuch, der gewöhnlich 6 bis 9 m, bei reichen Leuten sogar bis 90 m! lang ist und in letzterem Falle aus sehr feinem Stoffe besteht. Man legt den Gurt einfach dadurch an, dafs man das Tuch um die Lenden schlingt, dann zwischen den Beinen hindurch zieht und durch den Gürtel steckt, so dafs es vorn etwa bis an die Kniee reicht, hinten möglichst lang herabfällt, bei einem reichen Manne oft in einer Länge von dreifsig und mehr Metern, wie eine gewaltige Schleppe, die nachgetragen werden mufs.

Frauen dürfen Tapatuch nicht tragen; ihre Kleidung beschränkt sich auf den Liku, einen Gürtel mit Fransen, welche aus dem Baste des Hibiscus (H. tiliacus) zierlich geflochten und rot, oder tief schwarz gefärbt werden. Bei unverheirateten Mädchen sind die Fransen nur 8 cm lang; verheiratet, tragen die Weiber zum Zeichen ihres ehelichen Standes einen Liku mit Fransen, die halbwegs bis an die Kniee herabreichen und den ganzen Leib umziehen; bei denen aber, welche Mütter geworden sind, mindestens bis auf die Kniee herabfallen.

Als Waffen bedienen sich die Vitier der Keule, der Axt, des Bogens, der Schleuder und des Wurfspiefses, die sie in grofser Mannigfaltigkeit und sehr geschickt anzufertigen und meist reich zu verzieren wissen.

Die Häuser sind besser und fester, die der Vornehmeren auch zierlicher gebaut, als auf den meisten anderen Inseln der Südsee. Das Innere ist fast immer ein einziger, grofser Raum, dessen Boden mit Matten bedeckt ist, mit einem eingesenkten, mit Steinen umlegten Feuerplatz, Gerüsten zum Aufbewahren der Sachen und einer Erhöhung von Stangen zum Schlafen; der Muskiten wegen brennt man die ganze Nacht Feuer, dessen Rauch durch das Dach entweichen mufs.



Mbure der Vitier.

Inneres eines Mbure ni sa (Tempel der Fremden) auf Viti.

Boston Public Library

Gewöhnlich liegt jedes Haus in einem Hofe, der von einem Zaun umschlossen ist. In der Mitte jedes Dorfes ist ein freier, offener Platz (rara) für Feste und öffentliche Versammlungen. Dort stehen auch die Mbure (Tempel), die, wenn sie auch im ganzen den Wohnhäusern gleichen, sich doch wieder von diesen unterscheiden. Sie stehen auf bis 7 m hohen Hügeln von Steinen und Erde, die auf einer Treppe erstiegen werden, sind viel kleiner als die Wohnhäuser, haben oben ein auffallend hohes Dach und sind sehr geschmückt: die Pfosten und Balken mit Kokosbast umflochten, der weit vorspringende Dachbalken mit Muscheln besetzt. Das Innere enthält den Göttern geweihte Gegenstände; Bilder der Götter haben die Vitier nicht.

Die Priester, deren jedes Dorf einen oder zwei hat, sind an einem langzahnigen Kamm und einem Stirnband von roten Federn erkenntlich: sie bringen im Mbure ihre Opfer dar, entfernen aber die Asche aus demselben nur einmal im Jahre, womit ein Fest verbunden ist.

Die Tempel dienen nebenbei auch zu Versammlungen, und den Häuptlingen als zeitweilige Schlafstätten. In besonderen Gebäuden (Mbure ni sa, d. i. Tempel der Fremden) finden Fremde, welche das Dorf besuchen, eine stets bereite Unterkunft.

Wir haben schon erwähnt, dafs diese Insulaner äufserst geschickt als Handwerker sind, namentlich leisten sie Vorzügliches als Töpfer und Schiffbauer, und wie die Männer sich nach dieser Richtung auszeichnen, so excellieren die Frauen im Flechten von Körben, im Verfertigen von Matten und Bindfaden aus Kokosbast, und im Schlagen und Färben des Tapatuchs, auch flechten sie nette Fächer. Doch werden die Weiber, mögen sie verheiratet sein oder nicht, gar nicht in Ehren, vielmehr in grofser Unterwürfigkeit gehalten, und bisweilen geradezu wie eine Ware behandelt. So hatte einmal ein Häuptling von einem Schiffskapitän eine Muskete um den Preis von zwei Schweinen erhandelt; er konnte aber nur ein Schwein auftreiben und schickte dem Kapitän dieses, und statt des anderen Schweins — ein junges Weib.

Den Frauen liegt die Zubereitung der Speisen ob, auch müssen sie die schweren Yamwurzeln nach Hause tragen, die ihre Männer auf dem Felde ausgegraben haben. Jeder nimmt sich so viele Frauen, als er ernähren kann, und da er sie gewöhnlich um einen Walfischzahn oder sonst eine Kleinigkeit erkauft, so dünkt er sich auch berechtigt, sie zu verschenken, zu töten, ja selbst zu — verzehren. Wollen die vielen Weiber eines Mannes sich unter einander nicht vertragen, streiten und zanken sie sich, so macht der Ehemann kurzen Prozefs: hat er den Lärm satt, so bringt er die Störenfriede mit einem tüchtigen Stocke zur Vernunft und zur Ruhe.

Gewöhnlich werden die Mädchen verlobt, wenn sie fast noch Kinder sind, ohne dafs man auf die Verschiedenheit des Alters Rücksicht nimmt. Das Verlöbnis besteht darin, dafs die Mutter des Kindes dem Manne einen Liku mit kurzen Fransen schenkt. Der Bräutigam nimmt hierauf das Mädchen unter seinen Schutz, bis es heiratsfähig ist, um ihr dann zur gehörigen Zeit als sinniges Hochzeitsgeschenk einen Liku mit längeren Fransen zu überreichen.

Unverheiratet zu sein, gilt für eine grofse Schande, ja, den alten Junggesellen bleibt sogar, wie wir gleich sehen werden, der Himmel unnachsichtlich verschlossen.

Der Hauptgott ist Ové, der Schöpfer aller Menschen, der im Himmel oder im Monde wohnt. Nächst ihm ist Ndengei, der in der Form einer Schlange in einer Höhle hausen soll, der am allgemeinsten anerkannte Gott. Vor seinem Richterstuhle mufs die Seele sofort nach dem Tode erscheinen, um gereinigt zu werden oder ihr Urteil zu empfangen. Aber der Zugang zum Burutu oder Himmel ist sehr schwierig, und das einzige Mittel, durch welches ein Mann von untergeordnetem Range auf Zutritt hoffen kann, besteht darin, dafs er den Gott belügt und sich mit der gröfsten Gemütsruhe für einen Häuptling ausgiebt. Dadurch erlangt er möglicherweise Einlafs. Mit der Kriegskeule auf den Schultern und mit einem Walfischzahne ausgestattet, geht die Seele des Vitiers an das Ende der Welt, wo eine heilige Fichte wächst, nach welcher er mit dem Zahne wirft. Verfehlt er sie, so darf er nicht weiter gehen, trifft er sie aber, so geht er bis zu einer gewissen Stelle, woselbst er die Ankunft der Weiber erwartet, die bei seinem Tode umgebracht

worden sind. Von diesen begleitet, geht er weiter, bis ihm ein gewaltiger, mit einer Axt bewaffneter Riese den Weg vertritt, mit dem er kämpfen mufs. Zieht er den kürzeren, so wird er erschlagen und von dem Riesen gefressen, und dann hat es ein Ende mit ihm: bleibt er aber Sieger, so wandert er so lange fürbafs, bis er ein Kanoe findet, das ihn zu dem Sitze Ndengeis bringt. Er wird im Kahne dann nach seinem Namen und seinem Range befragt und giebt hierauf einen umständlichen Bericht von seiner einstigen Gröfse und Macht, von den Ländereien, über die er geherrscht, von den Thaten, die er im Kriege vollbracht, von den Verwüstungen, die er angerichtet, und der Zahl der Menschen, die er verzehrt hat. Nach vollendetem Berichte mufs er sich auf das Blatt des Steuerruders niedersetzen, welches über einen tiefen Abgrund ragt. Schenkt ihm Ndengei Glauben, so ist es gut, im anderen Falle wird das Ruder umgeschnellt, und der arme Sünder wird in den Abgrund und in das Wasser geschleudert, aus dem er nie wieder auftaucht. Das Paradies ist mit allen erdenklichen Reizen geschmückt, die köstlichsten Baumfrüchte ergänzen sich, sowie sie gepflückt sind, die Luft ist mit den lieblichsten Düften erfüllt, auf allen Zweigen wiegen sich Vögel mit prachtvollem Gefieder, und die Wälder stecken voll von unsterblichen — Schweinen.

Von den Weibern lassen sich die Abgeschiedenen begleiten, um zu beweisen, dafs sie verheiratet gewesen sind, denn, wie gesagt, Hagestolze haben unter keinen Umständen Zutritt zum Himmel. Sollte trotzdem ein Unverheirateter die Reise wagen, so tritt ihm die «grofse Frau» entgegen, die einen ganz besonderen Widerwillen gegen Junggesellen hat, und sich, sowie sie einen erblickt, sofort auf ihn stürzt und ihn zu zerreifsen sucht. Bisweilen verfehlt sie ihn, aber dann hat er es immer noch mit einem anderen Junggesellenhasser zu thun, der sich auf dem Wege versteckt hält und der ihn dann um so sicherer packt und an einem Steine in Atome zerschmettert.

In ganz besonders eigentümlicher Weise äufsert sich die kindliche Liebe dieser Insulaner. Werden sie altersschwach, so glauben sie genug gelebt zu haben und bereiten sich zum Begräbnis vor, ja in hohem Alter oder bei schweren Erkrankungen kommt es vor, dafs sie ihre Kinder bitten, sie zu erwürgen. Einem solchen Gesuche leisten die Kinder nicht nur Folge, sondern sie machen die Eltern, wenn letztere mit ihrer Bitte zu lange warten lassen, wohl selbst darauf aufmerksam, dafs sie lange genug gelebt haben und zur Ruhe gehen sollten. Das geschieht aber nicht aus Lieblosigkeit, sondern weil der Glaube herrscht, dafs der Zustand nach dem Tode genau dem im Leben entspricht. Daher wünschen liebreiche Kinder nicht, dafs ihre Eltern in der anderen Welt mit geschwächtem Körper erscheinen, und bringen sie deshalb aus reiner Kindesliebe um.

Südöstlich von Viti liegt die Gruppe der Tonga- oder Freundschaftsinseln, deren Bewohner, obschon echte Polynesier, den benachbarten melanesischen Vitiern in vieler Beziehung ähneln. Ein junger Engländer aus guter Familie, namens Mariner, war aus Sucht nach Abenteuern Seemann geworden. Er war am 1. Dezember 1806, als das englische Kaperschiff «Port Prince», das in leckem Zustande Tonga angelaufen war, von den Eingeborenen überfallen und der gröfste Teil der Mannschaft niedergemetzelt wurde, mit noch einigen anderen verschont worden, um die erbeuteten Schiffskanonen gegen die Feinde des mächtigen Königs Finau zu richten, und hatte sich dadurch dessen Gunst erworben. Mehr als vier Jahre hat Mariner unter den günstigsten Verhältnissen auf der Inselgruppe gelebt, und ihm verdanken wir den ersten tiefen Einblick in das Seelenleben der Polynesier. Durch ihre Sagen und Erzählungen weht ein Hauch der Poesie, welcher zeigt, dafs das Volk eine fast orientalische Phantasie besitzt.

Zum Beleg hierfür sei es uns vergönnt, einige derselben hier einzuschalten:

Im Himmel wohnte mit seinen beiden schönen Töchtern der Gott Langi. Als dieser einstmals nach Burutu, dem Wohnsitz der Götter, zu einer Götterversammlung berufen war, liefs er seine Töchter vor sich kommen und sagte: «Ich weifs, dafs Ihr neugierig seid und meine

Abwesenheit gern benutzen möchtet. um nach Tonga hinabzusteigen. und dort die schönen Fürsten zu sehen und kennen zu lernen. Thut es nicht, denn es würde die schlimmsten Folgen haben, wenn Ihr hinginget.» Als ihm nun die Mädchen versprochen hatten zu bleiben. ging er nach Burutu. Kaum aber war der Vater weg. als sie zu einander sprachen: «Wir wollen doch nach Tonga gehen. denn dort erst wird man unsere himmlische Schönheit bewundern. Wer aber sieht uns hier im Himmel an. wo alle Weiber so schön sind? Darum wollen wir nach Tonga gehen!» So eilten sie denn hinab. und als sie die Insel betreten hatten. schmückten sie sich aufs Herrlichste mit Blumenkränzen. Dann gingen sie Arm in Arm dahin, wo die Fürsten beim Feste saſsen. und standen schüchtern von fern. Die Jünglinge aber erblickten sie und. geblendet von ihrer himmlischen Schönheit. sprangen sie auf und: «Mein ist das Mädchen!» rief der eine, «Mein ist es!» der andere, und so gerieten sie in heftigen Streit. Immer lauter ward das Getümmel der Streitenden. so daſs es endlich die Götter in Burutu hörten. Erzürnt schickten sie Langi ab. daſs er seine Töchter zurück riefe und sie bestrafe, und eilend stürmte dieser nach Tonga. Doch als er ankam. war die eine Tochter schon tot. der anderen riſs er im heftigen Zorne das Haupt ab und warf es ins Meer. Allein dies schwamm weiter und wurde zur Schildkröte, daher Schildkröten zu essen. als ein Frevel gegen die Götter angesehen wird.

Oder zeugt das folgende. so wörtlich als möglich übersetzte liebliche Gedicht nicht etwa von tief empfundener Poesie?

Wir saſsen plaudernd über Wawau Tua Liku, da sprachen zu uns die Weiber:
Laſst uns wandern nach Liku, den Untergang der Sonne zu schauen; lasset uns auf das Zwitschern der Vögel lauschen und auf die Klage der Turteltaube.
Wir wollen Blumenkränze pflücken am Abhange bei Matoto. Wir wollen bleiben und verteilen die uns von Liku One gebrachten Lebensmittel.
Wir wollen baden im Meer, dann uns waschen im groſsen Wasser Wau Aka's, salben mit wohlriechendem Öl, wir wollen Kränze flechten und die Blumen winden, die wir pflückten bei Matoto.
Stehend unbeweglich am Abhang bei Ana Manu, starren wir atemlos hinunter in die Ferne des Meeres in der Tiefe.
Wie unser Gemüt sinnet, rauschet von den hohen Taobäumen in der Ebene des Inlands der mächtige Wind zu uns her.
Mein Gemüt erweitert sich, wie ich schaue die Brandung in der Tiefe, die sinnlos strebende, zu durchbrechen den festen Felsen.
O wie glücklich ist unser Weilen hier gegen unser Weilen auf Mua.
Es ist Abend, lasset uns gehen zum Festplatze. Horch! es tönt her von Sängern!
Bereiten sie einen Tanz, zu begehen die Nacht auf dem Grabplatz zu Tanea?
Dahin lasset uns wandern.
Sollten wir nicht gedenken unseres früheren Zustandes, als der Krieg noch nicht zerrissen hatte unser Land?
Wehe! ein furchtbar Ding ist der Krieg. Schauet hin! Wüst ist das Land und getötet grausam der Menschen Menge.
Wohnsitzlos sind die Häuptlinge, schleichen nicht mehr einsam bei Mondlicht zu der Geliebten.
Brechet ab euer Sinnen! Es sind Wünsche! In der Heimat wütet der Krieg.
Das Land Viti hat hergebracht den Krieg in unser Land Tonga; nun müssen wir handeln wie sie.
Lassen wir fahren das schwermütige Sinnen! Morgen vielleicht sind wir tot.
Wir wollen uns bekleiden mit der Tschikula, anlegen die Tapa, die Stirn schmücken mit vollen Jialekränzen und den Hals umwinden mit weiſsen Huniblumen, zu zeigen unsere Sonnenbräune.
Höret das Preisen des Volkes.
Zu Ende geht der Tanz, und sie verteilen das Mahl unseres Festes. Lasset uns morgen nach der Heimat zurückkehren.
Die Männer erwarten uns sehnsüchtig und bitten um unsere Blumenkränze.
Die Worte ihrer Schmeichelrede lauten also:
Schön sind unsere Frauen von Liku, reizend ist ihre sonnengebräunte Haut, ihr Duft gleich dem blumigen Abhang Matolokos und Weibuas; mich verlanget zu gehen nach Liku; morgen, morgen lasset uns gehen dahin.

Mariner befand sich einst mit König Finau und den vornehmsten Matabulen (Grofsen des Reichs) am Strande. Wie staunte er, als er einen jungen Häuptling nach dem andern sich entkleiden, untertauchen, aber nicht wieder zum Vorschein kommen sah! Den letzten, der untertauchen wollte, konnte er just noch fragen, was man denn eigentlich vorhabe. «Folge mir,» sagte der Häuptling, «und ich will Dich an einen Ort führen, wo Du noch nie gewesen bist, und wo Finau und dessen Matabulen jetzt versammelt sind.» Mariner hatte bereits gehört, dafs unfern des Strandes die kleine Insel Hunga sei, welche eine der merkwürdigsten Höhlen der Welt aufzuweisen habe. Dieselbe befindet sich in einem mindestens 20 m hohen Felsen; man gelangt zu ihr aber nur zur Zeit der Ebbe mittels eines schmalen, 2 m unter dem Wasser befindlichen Zugangs. Unbedenklich folgte unser Gewährsmann dem untertauchenden Häuptling nach.

In der Grotte der Insel Hunga.

hielt sich dicht hinter ihm und erreichte glücklich die Felsenöffnung, durch die man in die Höhle hinaufschwimmt. Als er wieder auf der Oberfläche des Wassers war, hörte er schon die Stimmen Finaus und seiner Freunde, erklomm einen Felsvorsprung und setzte sich nieder. Die Beleuchtung der Höhle bestand nur in einem matten Abglanz vom Meer, reichte aber aus, um die Gegenstände in der Umgebung dunkel zu erkennen. Die Höhle mochte in ihrem Hauptteile, der sich aber in zwei engere Gänge verästelte, etwa 14 m weit und ebenso hoch sein, und war in merkwürdiger Weise mit Stalaktiten behangen, die teils gotischen Schwibbogen, teils den Zieraten einer alten Kirche glichen. Die Gesellschaft sprach dem berauschenden Kawa wacker zu und vertrieb sich die Zeit mit Plaudereien. Dabei wurde auch über die Entdeckung der Höhle eine hübsche Geschichte erzählt:

Boston Public Library.

Einstmals lebte ein Tui (Statthalter) von Vavau, der über sein Volk als ein gefühlloser Tyrann herrschte. Als endlich seine Härte ganz unerträglich ward, regte einer der Häuptlinge den Plan zum allgemeinen Aufstande an, und faſste den Entschluſs, der Befreier des unglücklichen Volkes zu werden, oder, sich selbst aufopfernd, im kühnen Kampfe zu fallen. Die Verräterei eines der Mitverschworenen beschleunigte sein Unglück, der Tyrann erfuhr den Plan und der Häuptling ward ergriffen und gefangen gesetzt. Über ihn erging das Urteil, in die offene See hinausgeführt und ertränkt zu werden, die ganze Familie und alle Verwandten aber befahl der Wüterich niederzumetzeln, daſs auch nicht einer seines Stammes am Leben bleibe. Der unglückliche Häuptling hatte eine Tochter, ein gar holdes Mägdlein, das einem der angesehensten Groſsen vom Vater versprochen worden war, jetzt aber nach dem Sturze der ganzen Familie auch ein Opfer hätte werden müssen, wenn nicht ein junger Krieger ihr Retter geworden wäre. Als dieser einige Zeit vorher nach einer Seeschildkröte untergetaucht war, hatte er zufällig jene Höhle entdeckt, seine Entdeckung aber niemandem verraten, da er sie sich selbst zu einem möglichen Asyl vor der Verfolgung des Tyrannen ausersehen hatte. Die schöne, gefangene Jungfrau war längst der Gegenstand seiner heiſsesten Liebe, aber diese ihr zu gestehen, wagte er nie, da sie, wie eben erwähnt, einem anderen, mit dem er an Rang und Ansehen sich nicht messen konnte, versprochen war. Als indessen der schreckliche Tag der Hinrichtung kam, wagte er einen entschlossenen Schritt, schlich sich in ihre Wohnung und erklärte sich bereit, sie zu retten, wenn sie sich ihm anvertraue. Seine Augen sprachen dabei vielleicht beredter noch, als sein Mund; sie verstand ihn, ein warmer Druck ihrer einwilligenden Hand versicherte ihn ihrer Dankbarkeit und die Schatten der Nacht begünstigten ihre Flucht. Die Jungfrau überlieſs sich ohne Widerrede seiner Leitung, sie langten an jenem Felsen an, er sprang ins Wasser und sie folgte ihm. Glücklich erreichten sie die Höhle, in der sie nach groſser Beängstigung und Kraftanstrengung endlich die ersehnte Ruhe fanden. Um seiner eigenen Rettung willen hatte er kurz zuvor schon, als er sein Glück, bei der Angebeteten Gegenliebe zu finden, noch gar nicht ahnen konnte, einige Lebensmittel in die Höhle geschafft. Mit diesen erquickten sie sich jetzt.

Mit frühem Morgen kehrte er, um Argwohn zu entfernen, nach Vavau zurück. Er unterlieſs jedoch nicht, noch an demselben Tage wieder der Höhle zuzusteuern, die sein Teuerstes enthielt. Er brachte der Jungfrau Matten zu einem weichen Lager, feine Gewänder, die ausgesuchtesten Leckerbissen, Santelholzöl, Kokosnüsse und alles, wovon er sich nur denken konnte, daſs es ihr Dasein behaglicher machen werde. Tagtäglich blieb er so lange bei ihr, als die Klugheit es gestattete, und wählte mit schlauer Vorsicht die passendsten Stunden, damit kein spähendes Auge hinter sein Geheimnis komme. Seine Liebe offenbarte er ihr mit einer Glut, von der die Hälfte genug gewesen wäre, ihm die Eroberung ihres schon so sehr von Dankbarkeit durchdrungenen Herzens zu sichern. Aufs Höchste stieg sein Glück, als sie ihm gestand, sie habe schon längst Achtung und Liebe für ihn gefühlt, jetzt aber sei sie ihm gänzlich ergeben.

Aber wie glücklich sie auch durch ihre Liebe hier sein konnten, der Aufenthalt war zu schrecklich, der zärtliche Jüngling muſste wünschen die Angebetete bald nach einem so herrlichen, wonnevollen Orte zu versetzen, wie sie ihn verdiente. Um dies mit Sicherheit zu bewirken, forderte er seine zahlreichen Freunde auf, mit ihm nach den Viti-Inseln überzusiedeln, und zwar, ihn mit ihren Frauen und dem ganzen weiblichen Gefolge dahin zu begleiten. Doch müsse die Reise geheim gehalten werden, daſs nicht der Tyrann sie verhindere. Ein sehr groſses Kanoe ward in Bereitschaft gehalten, und alle Vorbereitungen getroffen. Noch ehe man abfuhr, frugen die Freunde, ob er sich nicht eine Tonganerin als Gattin mitnehmen wolle, er aber antwortete, er werde wahrscheinlich eine unterwegs finden, eine Wendung, welche man allgemein als Scherz auffaſste. In der Nähe der Küste von Hunga lenkte er die Fahrt gerade nach der Höhle zu, dort bat er sie zu warten, warf sich auf der, dem Felsen abgekehrten Seite des Kanoes in die See, schwamm unter dem Kanoe weg und dann nach dem Orte zu, wo er die Geliebte wuſste.

Niemand begriff dies sonderbare Benehmen, und man fing an zu glauben, er sei wahnsinnig geworden. Als sie ihn nach einigem Warten nicht zurückkehren sahen, glaubten sie ihn verunglückt, und dafs ihn vielleicht ein Hai verschlungen habe. Während sie ängstlich überlegten, was nun zu thun sei, ob man ihm nachschwimmen solle oder nicht, sahen sie mit gröfstem Erstaunen ihn auf einmal wieder auf der Oberfläche des Wassers und zwar mit einem wunderschönen Weibe. Sie wähnten, es sei eine Göttin, und ihre Verwunderung ward um nichts gemindert, als die Häuptlingstochter von ihnen wieder erkannt ward, die sie im allgemeinen Niedermetzeln ihrer Familie mit umgekommen wähnten. Nur die umständliche Erzählung des ganzen Geheimnisses ihrer Rettung konnte sie davon überzeugen, dafs sie kein Geist sei.

Glücklich kam die Schar dann nach einer der Viti-Inseln, wo sie unter dem Schutz eines Häuptlings zwei Jahre blieb. Als aber die Nachricht von dem Tode des Tyrannen sie erreichte, kehrten sie nach Vavau zurück und lebten auf der heimatlichen Insel noch lange glücklich und zufrieden. — Und weiter wollen wir erzählen:

Zur Zeit eines gewissen Königs, da das Volk noch rote Erde afs, hatte ein Ehepaar einen einzigen Sohn, den es zärtlich liebte. Der Knabe war zart und schwächlich, und eines Tages sagte der Mann zu seiner Frau: «Unser Sohn thut mir leid, er verträgt nicht, die rote Erde zu essen. Ich will sterben und Speise werden für unseren Sohn.» Die Frau erwiderte: «Wie willst Du Speise werden?» Er antwortete: «Ich will zu meinem Gott beten, er ist mächtig, und wird mir Kraft geben, es zu thun.» Also ging er hin zu seinem Hausgott und trug diesem seine Bitte vor. Er erhielt eine günstige Antwort und am Abend rief er sein Weib zu sich und sprach: «Ich werde jetzt sterben; wenn ich tot bin, nimm meinen Leib, zerteile ihn, pflanze mein Haupt an eine Stelle, mein Herz und meinen Magen aber an eine andere; dann geh ins Haus und warte. Wenn Du aber einen Ton hören wirst, zuerst wie von einem Blatte, dann wie von einer Blume, darauf von einer unreifen Frucht, und endlich wie von einer reifen, vollen Frucht, die zu Boden fällt, so wisse, dafs ich es bin, der ich Speise geworden bin für unseren Sohn.» Bald darauf starb er. Sein Weib gehorchte den Weisungen, indem sie den Magen, wie er gesagt, beim Hause pflanzte. Nach einer Weile hörte sie ein Blatt fallen, dann die langen Blütenhüllen, dann eine kleine unreife Frucht, darauf eine ausgewachsene reife. Unterdessen wurde es Tag, sie weckte ihren Sohn, nahm ihn mit hinaus, und sie sahen einen grofsen schönen Baum, mit breiten, glänzenden Blättern bedeckt, und beladen mit Brotfrucht. Sie liefs ihn mehrere Früchte sammeln, die ersten dem Hausgott und dem Könige bringen, und keine rote Erde mehr essen, sondern die Frucht des Baumes, der vor ihnen wuchs, rösten und essen.

Das ist die rührende, liebliche Sage von der Entstehung des Brotbaumes, wie sie im Volksmunde der Tahitier noch heutigentags fortlebt.

Noch mancherlei könnten wir über die Polynesier berichten, doch das meiste dessen, was wir von ihnen zu erzählen haben, ist heute nicht mehr völlig zutreffend. Seit Einführung des Christentums ist ein gewaltiger Umschwung eingetreten.

Aber doch meist nur äufserlich. An die Stelle ihrer alten heidnischen Riten und Ceremonien sind jetzt christliche Riten und Ceremonien getreten; die biblische Geschichte ist für sie nur eine neue Auflage von Überlieferungen, die sie mit ihren alten heidnischen Überlieferungen vertauscht und wohl auch vermengt haben. Viele liefsen sich taufen, weil sie dadurch allein materielle Vorteile zu erreichen hofften.

Ein unmittelbarer Sohn der Natur, welcher sich wenig in seinen geistigen Fähigkeiten über das Tier erhob, welcher, in wüster Irreligiosität schwelgend, dem scheufslichsten Kannibalismus fröhnte und sein ganzes Leben nur der Beschaffung von Nahrung, der Fortpflanzung, dem Totschlage und Raube widmete, so trat der Polynesier in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Europäern entgegen, welche, von Wissensdrang und Forschungseifer getrieben, sich in jene unendlich scheinende Wasserwildnis wagten. Und wie erscheint uns dieser wilde Sohn der Inseln

heutzutage? An ihm hat allerdings die europäische Kultur in einem Jahrhundert gröfsere Resultate erzielt, als an seinem rothäutigen Bruder im fernen Westen Amerikas in vier Jahrhunderten. Während der Indianer die geistigen Gaben meist verabscheut und mit Hohn und Trotz zurückweist, nimmt der Polynesier dieselben gröfstenteils dankbar auf und weifs ihre Segnungen zu würdigen. Freilich sind diese Erscheinungen auch hier nicht überall gleich erfreulich, indessen sind auch nicht allerwärts die gleichen günstigen Voraussetzungen geboten. Im grofsen Ganzen aber sind die erzielten Erfolge im Verhältnis zu der wirklich aufgewandten Mühe und Anstrengung als wider Erwarten segensreiche anzuerkennen.

Können wir hiernach nicht leugnen, dafs die Berührung jener wilden Söhne der Natur mit den Weifsen sie im Verlaufe der Zeit wenigstens in einzelnen Punkten unsere Art und Weise zu leben gelehrt hat, so will uns doch ein wehmütiges Gefühl beschleichen, wenn wir andererseits auch so manche unverkennbare Nachteile wahrnehmen, welche jene Berührung für die kräftige und urwüchsige Fortentwickelung ihres Geschlechtes mit sich zu bringen scheint. Denn weit verheerender als ihre eigenen Unsitten und Zwistigkeiten unter einander, scheint doch die immer nur halbe und äufserliche Zuführung einzelner europäischer Gewohnheiten und Sitten auf sie zu wirken. Nach den bisherigen Erfahrungen wird es kaum gelingen, ihnen unsere Gesittung mit solcher Wirkung einzuimpfen, dafs sie den Eingeborenen gleichsam in Fleisch und Blut übergeht und durch ihre innigere Verbindung mit europäischem Wesen allmählich ein neues und lebensfähiges Kulturvolk aus ihnen schafft. So wirkt die europäische Civilisation und Kolonisation trotz vieler Vorteile, die sie den Eingeborenen gebracht hat, auf diese doch nur wie ein schleichendes Gift, das an dem innersten Marke ihres Lebens zehrt. Die Naivetät der Sitten verschwindet vor den Formalitäten der Civilisation. Der gastfreundliche Wilde wird zum rechnenden und überlegenden Händler, unsere Kleidung macht ihn steif und hilflos, und unsere Nahrung macht ihn krank. Unfähig, gleich anderen Rassen, das europäische Wesen vollkommen in sich aufzunehmen und innerlich zu verarbeiten, droht ihnen vielmehr das Schicksal, dem überwältigenden Einflusse desselben gänzlich zu erliegen, und, statt mit dem fremden Eindringling gemeinschaftlich jenes Paradies zu bebauen, welches sie ihre Heimat nennen, ihm dereinst, nach rasch wachsendem Aussterben, das Feld gänzlich zu überlassen! Die Polynesier wissen das recht gut. So sagen beispielsweise die Maori: «So wie der Klee das Farnkraut tötet und der europäische Hund den Maorihund, wie die Maoriratte von der Ratte der Pakeha (Weifsen) vernichtet wurde, so wird nach und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet!»

PAPUA UND AUSTRALIER.

Papua. Typische Merkmale. Buginesen und Makassaren. Ursprüngliche Heimat. Papua von der Marianastrafse in Neu-Guinea. Kleidung. Waffen. Behendigkeit. Wohnungen. Karonpapua. Papua vom Utanataflufs. Behandlung der Neugeborenen. Eheschliefsung. Musik. Kochkunst. Vorliebe für Schweine. Waffen. — Alfuren. Krankheit und Tod. Götzendienst. — Neukaledonien. Frühere höhere Kultur. Kleidung. Schmuck. Wohnungen. Waffen. Religion und Aberglauben. Charakter. — Australier. Rassenmerkmale. Wohnungen. Nahrung und Kochkunst. Waffen. Kleidung und Schmuck. Tänze. Familienleben. Tod und Begräbnis.

Bewohnt werden die westlichen Inseln des Stillen Ozeans von einem dunkelfarbigen Menschenstamm, den man Melanesier oder Papua nennt. Der Name Papua (spr. Papūa) gründet sich auf das malayische Wort papuwah «kraushaarig», worunter die Malayen die dunkele Bevölkerung der benachbarten Inseln verstehen. Wir wollen den Ausdruck, da er auf ein in der That charakteristisches Merkmal basiert ist und auf einen Rassentypus hindeutet, beibehalten, mit dem einzigen Unterschiede, dafs wir darunter nicht nur die von den Malayen im engeren Sinne Papuwah benannten Stämme begreifen, sondern denselben auf die ganze Sippe ausdehnen.

Diese weitverzweigte Rasse, die man, mit Rücksicht auf einige Ähnlichkeit mit den Negern, früher auch Australneger oder Negrito zu nennen pflegte, trägt zwei typische Merkmale an sich. Eine matte und stets rauh anzufühlende Haut ist das eine stete Kennzeichen der Papua, eine weitere Eigentümlichkeit derselben aber besteht darin, dafs das Haar in einzelnen erbsengrofsen Büscheln von beträchtlicher Länge, bisweilen bis zu 45 cm lang wächst. Auf diesen letzteren Schmuck sind die Papua stolz und schneiden ihn selten ab. Damit das Haar nicht über die Augen herabfällt, behandeln sie es in mannigfacher Weise, gewöhnlich so, dafs es rechtwinklig vom Kopfe absteht; bisweilen drehen sie aus jedem Büschel ein Löckchen, dann aber auch krämpeln sie das ganze Haar mit einem vier- bis fünfzinkigen hölzernen Kamme in die Höhe, so dafs es wie ein Besen emporsteht und den Kopf ungeheuer grofs erscheinen läfst.

Das Gesicht ist mit einem Barte von derselben krausen Art, wie das Kopfhaar, geschmückt. Arme, Beine und Brust sind mehr oder weniger mit Haaren gleicher Art bekleidet.

An Gröfse übertrifft der Papua entschieden den Malayen und ist dem Durchschnittseuropäer gleich oder selbst überlegen. Die Beine sind lang und dünn, die Hände und Füfse gröfser als bei dem Malayen. Das Gesicht ist etwas verlängert, die Stirn flach, die Brauen sehr hervorstehend, die Nase grofs, ziemlich gebogen und hoch. Die Basis der letzteren ist dick, die Nasenlöcher sind breit und die Öffnungen derselben hinter der verlängerten Nasenspitze verborgen; der Mund ist grofs, die Lippen dick und aufgeworfen. Das Gesicht hat daher infolge der grofsen Nase im ganzen ein mehr europäisches Aussehen als das der Malayen, und die eigentümliche Form dieses Organs, die hervorstehenden Brauen und der Charakter des Haares auf dem Kopf, im Gesicht und auf dem Körper setzen uns in den Stand, die beiden Rassen selbst auf den ersten Blick genau von einander zu unterscheiden.

Fast durchweg erscheinen die Papua den Europäern häfslich und widerwärtig, wiewohl sich nicht entscheiden läfst, wie grofs der Anteil ist, den die Roheit, welche sich in ihrem Äufsern ausprägt, an diesem Urteil hat. Vor allem aber sind in den Augen der Europäer die Frauen abschreckend und unangenehm.

Mit den nunmehr ausgestorbenen Ureinwohnern der Insel Tasmanien scheinen die Papua Reste einer uralten Menschenfamilie zu sein, welche einst weit gröfsere Territorien bevölkerte, aber aus diesen durch höher entwickelte, begabtere Völker mehr und mehr verdrängt wurde und noch verdrängt wird.

Als ursprüngliche Heimat dieser Rasse können die östlichen Inseln des indischen Archipels gelten: dort sind sie die wahren Ureinwohner gegenüber den späteren Ansiedlern, den Malayen.

Als reine Papua sind zu betrachten die Bewohner Neu-Guineas, sowie die der Ké- und Arru-Inseln, ferner die von Mysol, Salwatty und Waigiu, die Aeta auf den Philippinen; vielleicht sind auch die Völker im Innern von Borneo, Celebes, die Alfuren u. s. w. zu ihnen zu zählen; auch gehören hierher die Semang im Gebiete von Kedah auf der Halbinsel Malakka, sowie die Bewohner der Andamanen und Nikobaren.

Als gemischte Papua gelten sämtliche östlich von ihren Ursitzen wohnenden Stämme der malayischen Rasse, auch schon auf den Philippinen fand eine starke Vermischung dieser beiden Rassen statt.

Neben den Alfuren wohnen auf Celebes, abgesehen von den viel später eingewanderten Hindu, Arabern und Chinesen, die Bugi und Makassaren.

Die Idiome beider Völker zeichnen sich durch Weichheit und Wohlklang, selbst vor der malayische Sprache aus. Mit Ausnahme des Nasenlautes ng endet in beiden derselben kein Wort mit einem Konsonanten.

Während die in der Sprache der Makassaren geschriebenen Schriften nur gering an Zahl sind, besitzen die Bugi eine nicht unbeträchtliche Litteratur, die in Erzählungen und Romanzen besteht. Die hohe Achtung, in welcher das weibliche Geschlecht bei den Buginesen und Makassaren steht, hatte auch Einfluſs auf die Poesie und besonders auf die Liebesgedichte, deren eines folgendermafsen lautet:

„Wenn auch die Menschen Dich tadeln, ich liebe Dich dennoch. Wenn zwei Sonnen zugleich am Himmel scheinen, dann erst wird meine Liebe für Dich erlöschen. Sinke unter die Erde, oder gehe durchs Feuer, ich werde Dir folgen. Ich liebe Dich, unsere Liebe ist gegenseitig, aber das Unglück hält uns getrennt. Mögen die Götter uns vereinigen, aufserdem wird die Liebe mir verhängnisvoll werden. Ich würde den Augenblick unserer Vereinigung für köstlicher halten, als jenen des Eingehens in das Land der Seligen. Sei zornig gegen mich, oder stofse mich zur Seite, meine Liebe wird sich nicht ändern. Nur Dein Bild begegnet meinem Auge in der Vorstellung, mag ich schlafen oder wachen. Vorstellungen allein sind mir günstig, in diesen sehe ich Dich und spreche mit Dir. Wenn ich sterbe, so (geschieht es) nicht durch Beschluſs des Schicksals, sondern aus Liebe zu Dir. Was ist zu vergleichen den angenehmen Träumen, welche meine Liebe erzeugt? Lafs mich von meinem Vaterlande entfernt sein und entfernt von Dir, meine Seele wird doch mit Dir vereinigt sein. Wie oft gehe ich im Schlafe aus, um Dich zu suchen?“

So schmachtet der verliebte Einwohner Makassars. Man sollte glauben, einen europäischen Romanhelden zu hören, der sich in eine vornehme Schöne verliebte, deren Eltern aber aus Ahnenstolz zur Verbindung der Liebenden ihr Jawort verweigern.

Die Kleidung der höheren Stände unter den Buginesen und Makassaren ist reich und schön. Sie tragen in der Regel weite Kattunbeinkleider, über denselben einen Sarong, wie die Malayen, und um die Lenden eine oft reich gestickte Schärpe, in welcher der Kris hängt.

Soldat der Kabesaran auf Celebes.

Die Finger der Männer sind durch viele goldene Ringe verziert. Merkwürdigerweise ist die Kleidung der Frauen bei den Buginesen viel einfacher als die der Männer, welche Thatsache den unter den meisten übrigen Völkern gemachten Beobachtungen geradezu entgegengesetzt ist. Sie tragen einen bis über die Waden gehenden weiten Sarong und ein lose umliegendes Jäckchen, welches die Brust jedoch nicht bedeckt. Das lange, schwarze Haar ist aus dem Gesicht zurückgekämmt und rückwärts in einen Knäuel zusammengewunden.

Eine eigentümliche Einrichtung der Buginesen, welche sich aus uralter Zeit herschreiben dürfte, ist eine Art Bürgermiliz, Kabesaran genannt. Sie erscheint besonders an Festtagen und

Boston Public Library.

bei feierlichen Gelegenheiten. und zwar im Kriegskostüm der alten Alfuren gekleidet. Die Kopfbedeckung besteht aus einer runden Mütze. auf und hinter welcher Federn aus dem Schweife des Paradiesvogels. sowie der Schnabel und der Kamm eines Nashornvogels (Buceros cassidix oder B. exaratus) als Schmuck angebracht sind. Die bunten. leicht beweglichen Federbüsche. verbunden mit der schweren Bewaffnung. geben diesen Männern ein malerisches und kriegerisches Aussehen. Aufserdem besteht ihre Kleidung aus einem weifsen Hemde ohne Ärmel. von welchem man jedoch wenig sieht. da um den Hals und kreuzweise um die Brust und um den Leib hübsche. vielfarbige Schärpen (Slendang) gewunden werden. die bis an die Kniee reichen. Die nackten Arme und Füfse sind mit goldenen. silbernen oder auch kupfernen und elfenbeinernen Ringen geschmückt. Korallenschnüre werden um den Hals getragen und seidene Tücher sind um das Handgelenk gebunden. Manche Kabesaran haben Kostüme von hohem Wert. die nur bei seltenen Gelegenheiten in Anwendung kommen und seit mehreren Generationen im Besitz ihrer Familie sind. So bestehen die Slendang nicht selten aus feinem hindostanischen Gewebe. welches gegenwärtig auf Celebes im Handel nicht mehr vorkommt. Die Kabesaran führen bei festlichen Gelegenheiten eigentümliche Waffenspiele und Tänze auf.

Noch giebt es viele Forscher. welche die Eingeborenen Australiens für Papua halten. Diese Ansicht wird am besten durch unsere nachfolgende ethnographische Schilderung widerlegt. Mangelt doch auch in erster Linie dem Australier die rauh anzufühlende Haut und das in Büscheln wachsende Haar. die wir als charakteristische Merkmale des Papua kennen gelernt haben.

Da die Papua dort. wo sie mit den Malayen zusammenwohnen. nur wenig von ihrem ursprünglichen Charakter bewahrt haben. so können wir diese unseren Betrachtungen nicht zu Grunde legen. Wir müssen den Papua dort beobachten. wo er im freien Besitze des Landes und aller jener Hilfsmittel sich befindet. deren der Mensch zu seiner Entwickelung bedarf. wo seine Charaktereigentümlichkeiten und seine Sitten sich am ursprünglichsten erhalten haben. Dies scheint nur auf Neu-Guinea der Fall zu sein. Obwohl die Bewohner Neu-Guineas in den verschiedenen Teilen des Landes viel Übereinstimmendes zeigen. so hat es doch stets nicht geringe Verwunderung erregt. dafs im einzelnen wieder so bedeutende Verschiedenheiten unter ihnen hervortreten. Es ist das auch Veranlassung gewesen. dafs man versucht hat. verschiedene Abteilungen der Bevölkerung aufzustellen. Zuverlässigen Beobachtern gilt es indessen für ausgemacht. dafs alle Bewohner Neu-Guineas zu dem melanesischen Volksstamm gehören.

Die Sage über die Herkunft der Papua ist so hübsch und mit so vielen anziehenden Zügen durchwebt. dafs wir dieselbe um so weniger übergehen können. als wir solche Romantik bei diesen ungebildeten Stämmen gar nicht erwartet haben würden. Die Traditionen erinnern auch in vielen Stücken so an einzelne Stellen des alten und neuen Testaments. dafs es uns höchst sonderbar erscheint. wie unsere Gegenfüfsler dazu gekommen sind. die doch schwerlich etwas von den biblischen Geschichten gehört haben konnten.

Nach der Überlieferung wurde Neu-Guinea von Korano Konori. dem grofsen Geist. erschaffen. der auf Meiokowondo. einer der Verräterinseln. seinen Sitz aufschlug. und sich dort zunächst einen grofsen schönen Garten anlegte. Gleich Noah beschäftigte er sich in seiner vielen freien Zeit vorzüglich damit. ein gutes Getränk zu erfinden. und da bei ihm zu Lande der Weinstock nicht bekannt war. so verfiel er darauf. den Saft der Sagopalmen zu benutzen. Er bereitete somit zuerst den heute dort noch überall gebräuchlichen Sagowar oder Sagueer. Bekanntlich wird zur Zeit. wenn der Baum in den Saft tritt. ein Loch in die Rinde gebohrt. und das reichlich fliefsende Nafs in einer untergehängten Flasche. oder einem ausgehöhlten Bambus aufgefangen. Auch Korano Konori verfuhr auf gleiche Weise. bis ihm nach einiger Zeit mehrere Nächte hindurch die Bambusbüchsen regelmäfsig entwendet wurden. Da ihn dies nun sehr verdrofs. und er auch von dem Diebe keine Spur entdecken konnte. legte sich der Alte aufs Lauern und es gelang ihm. nachdem er die Nacht wachend auf einem Baume zugebracht hatte. beim Anbrechen

des Tages Sampari, den Morgenstern, beim Diebstahl zu ertappen. Nur mit Mühe und Not konnte sich Sampari durch Übergabe der Zauberwurzel Marisbon von dem erzürnten Alten straffrei machen.

Die Nachtwachen sagten dem Grofsen Geiste wenig zu, und er erschuf das erste Menschenpaar, einen Mann und eine Frau, denen er die Pflege seiner Bäume anvertraute, ihnen aber auch zugleich zu naschen verbot. Sie entfernten sich daher nur selten von den anvertrauten Pfändern und dann nur in der Absicht, um Nahrung zu suchen und zwar ging fast stets der Mann allein und liefs die Frau im Garten zurück. Dieses Alleinsein beschlofs Korano Konori in seiner Weisheit zu benutzen, um die Treue der Frau auf die Probe zu stellen. Er sandte deshalb die Schlange Ikuwaan zu ihr ab, die sie verleiten sollte, das Gebot zu übertreten. Dies gelang derselben zwar nicht so schnell als bei der biblischen Eva, endlich aber doch und mit gleicher

Papuatypen.

Wirkung, denn die Frau bemerkte erst jetzt ihre Nacktheit und verfertigte sich deshalb einen Schurz aus Bananenblättern. Der Mann war daher nicht wenig erstaunt, seine Frau einigermafsen bekleidet zu finden, und als sie ihm erzählte, wodurch sie zum Bewufstsein ihres Schamgefühls gekommen sei, machte er ihr heftige Vorwürfe. Die Frau ihrerseits wufste den Mann jedoch zu überreden, so dafs er schliefslich ebenfalls den Palmwein versuchte, welcher Sündenfall in der papuanischen Tradition aber ohne die übeln Folgen der biblischen Erzählung blieb.

Das Paar begab sich später nach der Insel Mafor und wurde hier zu Stammeltern einer zahlreichen Nachkommenschaft, die sich in Kampongs (Dörfern) niederliefs. Unter ihren Kindern war auch namentlich ein Mädchen, welches sich durch ihre Tugenden und ihren Anstand auszeichnete. Obschon sie beschlossen hatte, sich niemals zu verehelichen, hielten dennoch, angezogen durch ihre Schönheit, viele junge Männer um ihre Hand an, wurden aber allesamt abgewiesen.

Dies erregte bei einem der Freier so grofsen Zorn, dafs er ihr die Zauberwurzel Marisbon, die er sich auf irgend eine Weise von Korano Konori verschafft hatte, an die Brust warf, worauf das unschuldige Mädchen Mutter wurde.

Boston Public Library.

Kaum wurde dies jedoch unter den anderen Menschen ruchbar, als man sie von allen Seiten zu verfolgen begann und ihr nach dem Leben trachtete. In ihrer Angst und Ratlosigkeit beschlofs das arme Mädchen ihrem Leben ein Ende zu machen, und nachdem sie zuvor Korano Konori zum Zeugen ihrer Unschuld angerufen hatte, warf sie sich in die heftigste Brandung, wo sie sogleich von einer grofsen Schildkröte erfafst wurde. Diese versuchte, sie zu verschlingen, konnte aber nur die Haare des Mädchens mit dem zu engen Rachen festhalten. Aus dieser gefährlichen Lage wurde jedoch das Kind alsbald von Ikuwaan, der Schlange, befreit, die es auf einen grofsen Felsen in Sicherheit brachte. Was dem Mädchen jedoch bisher immer ein unerklärliches Rätsel geblieben war, wufste die Schlange gleichfalls aufzulösen, denn sie sagte ihr, dafs das Kind, dem sie das Leben schenken werde, ein Sohn von Korano Konori selbst sei. Nun beruhigte sich das Mädchen, und genas auch wirklich bald darauf eines Knaben. Diesen befahl ihr Ikuwaan nach Mafor zurückzubringen, und da sie noch in zu grofser Furcht vor der Bevölkerung lebte, hielt sie sich tagsüber verborgen und brachte nur abends dem Knaben die nötige Nahrung. Das Wunderkind aber hatte mütterliche Pflege nicht lange nötig, denn schon nach wenigen Tagen konnte es laufen, springen und singen. Durch letztere Kunst angelockt, versammelte sich die ganze Bevölkerung und wie waren sie erstaunt, als das Kind seine Abkunft von Korano Konori auseinandersetzte. Es ermahnte die Menschen fromm und brav zu leben und die Gebote seines Vaters treu zu erfüllen. Würden sie dies thun, so hätten sie nur Segen und das gröfste Glück zu erwarten, andernfalls aber würde die Strafe nicht ausbleiben. Obschon alle ein feierliches Gelübde ablegten, so war dasselbe doch schnell genug vergessen, und sie achteten die Gebote Korano Konoris gar nicht mehr, sondern gaben sich einem ganz sündhaften Lebenswandel hin. Die Strafe liefs daher nicht lange auf sich warten, und siehe! an einem Tage wurden alle Papua braun, erhielten das eigenartige, in Büscheln wachsende Haar und der Sohn Korano Konoris begab sich zu seinem Vater zurück, worüber seine Mutter sich so betrübte, dafs sie zu Stein wurde. Indessen warten die Papua auf die Zurückkunft des Sohnes von Korano Konori, gleich den Juden auf die Ankunft des Messias, und haben die Überzeugung, dann wieder grofs und glücklich zu werden.

Die Papua, welche an der Küste der Marianastrafse wohnen, sind nur von mittlerer Gröfse und von leichtem Körperbau, aber von höchst unangenehmem Äufsern. (Vgl. Abb. S. 189.) Dazu tragen namentlich die aufgeworfenen Lippen und die Nase mit den weit geöffneten Nasenlöchern bei, während das blitzende, schwarze Auge eine tierische Gier verrät. Was sie sonst zur Hebung ihrer Körperschönheit thun, macht sie nur um so häfslicher. Ihre Haut ist entschieden schwarz, dafür streichen sie den Körper und ganz besonders das Gesicht rot an, letzteres namentlich so scharlachrot, als es nur durch Ocker möglich ist.

Ihr tiefschwarzes Haar tragen sie verschiedentlich. Die meisten flechten es in eine Menge Zöpfe, die auf die Schultern herabfallen; andere machen nur zwei Zöpfe: manche sieht man auch mit einem sonderbaren Kopfputz von Binsen, deren Enden fest mit den Haaren zusammengeflochten werden.

An Bekleidung ist bei den Männern wenig oder gar nicht zu denken, dagegen tragen sie mancherlei Schmuck. Gewöhnlich haben sie einen Gürtel, der, aus Blättern oder Binsen geflochten, etwa 12 cm breit und so lang ist, dafs, wenn er hinten zugebunden wird, die Enden noch ungefähr 30 cm lang herabhängen. Manche verzieren den Gürtel mit einer grofsen Muschel, die genau in der Mitte desselben angebracht ist. Ohrringe aus geflochtenem Rotang (unserem sogenannten spanischen Rohr), sowie Arm- und Halsbänder aus demselben Stoff werden männiglich getragen. Die Weiber sind noch weit häfslicher als die Männer und überdies kleiner und schmächtiger gebaut; sie sind nur mit einem kleinen dreieckigen Lendenschurz bekleidet, der, wie wir dies schon bei anderen Völkern gesehen haben und noch zu beobachten Gelegenheit haben werden, bei den Mädchen kürzer ist, als bei den Frauen.

Karonpapua.

Boston Public Library.

Die hauptsächlichsten Waffen der Anwohner der Marianastrafse sind Bogen, Pfeile und Lanzen. Die Spitzen der letzteren bestehen zuweilen aus den langen, scharfen Krallen des Baumkänguru, sonst aus gehärtetem Palmholz oder aus Kasuarknochen und sind mit Widerhaken versehen.

Geradezu erstaunlich ist die Behendigkeit dieser Papua. Längs des Strandes ziehen sich breite Gürtel von Mangroven hin, die sich meilenlang mit kaum einer Unterbrechung ausdehnen. Den Boden bildet ein dicker, tiefer, weicher Schlamm, aus welchem sich solche Massen von Mangrovenwurzeln erheben, dafs selbst zur Zeit der Ebbe sich niemand ohne fortwährende Anwendung eines Beiles hindurch arbeiten kann, während zur Flutzeit jeder Durchgang geradezu unmöglich ist. Da die Eingeborenen, ihrer Lebensweise nach wahre Wasserratten, den Baumgürtel täglich mehrmals durchschneiden müssen, um von den Kanoes zu ihren Hütten, oder von diesen an den Strand zu gelangen, so ziehen sie es vor, durch die oberen Äste zu gehen und zwischen diesen laufen und springen sie, infolge fortwährender Übung von Kindesbeinen an, so geschickt wie Affen. Sobald Kundschafter in ein Dorf gelangen, machen sich die Eingeborenen aus dem Staube und klettern auf die Bäume, welche das Dorf umgeben, um hier eine sichere Zufluchtsstätte vor dem andringenden Feinde zu finden.

Diese Küstenbewohner wissen ihre Prauen (Ruderboote) vortrefflich zu handhaben und rudern mit aufserordentlicher Geschicklichkeit und Kraft. Beim Rudern pflegen sie zu stehen und geben als Grund dieser Sitte an, dafs sie dabei besser als beim Sitzen die Schildkröten sehen und beobachten können, wenn diese untertauchen, nachdem sie verwundet worden.

Ihre Hütten bestehen in der Regel nur aus eingerammten Ästen, über welche ein Dach aus Baumrinde gelegt ist, und sind so niedrig, dafs ein Mensch nur gebückt darunter sitzen kann.

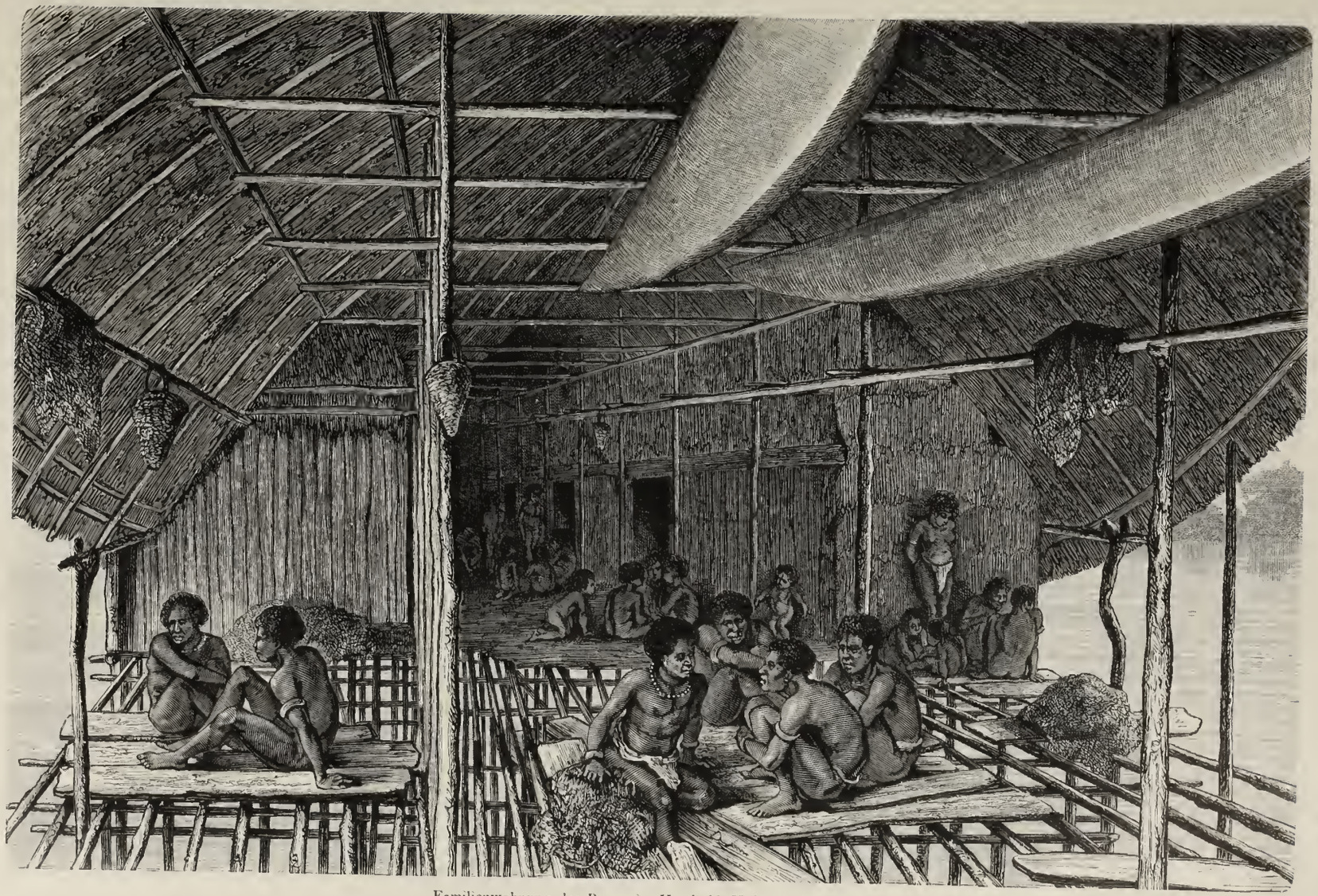
Nach dem französischen Naturforscher Achille Raffray, welcher in den Jahren 1876 und 1877 die Nordküste bereiste, giebt es unter den Papua von Neu-Guinea auch Kannibalen. Die Karonpapua, denn auf diesen Stamm beschränkt sich, soweit bis jetzt sicher nachgewiesen ist, diese entsetzliche Angewohnheit, verzehren übrigens nur die im Kriege getöteten Feinde; überhaupt ist vielleicht bei ihnen nicht blutige Grausamkeit das Motiv, sondern die Leiden eines tierischen Hungers. Fast nur auf die elendeste Pflanzenkost angewiesen, müssen sie beim Anblick des Leichnams eines Feindes Neigungen ihres Appetits verspüren, denen sie nicht widerstehen können. Der delikateste Leckerbissen soll das menschliche Gehirn sein. Man rührt es mit einem Sagoteig ein, und läfst es in siedendem Wasser kochen. Der übrige Teil des Körpers, in kleine Stücke zerlegt und mit jungem, grünem Bambus gekocht, soll dem Schweinefleisch ähnlich schmecken.

Im Norden der Marianastrafse liegt der Utanatafluſs, an dessen Mündungen ein Stamm haust, der sich von dem oben beschriebenen sehr unterscheidet. Es ist ein schönerer, gröfserer Menschenschlag als der von der Marianastrafse. Ihre Farbe ist ein tiefes Dunkelbraun mit einem bläulichen Anflug, letzteres wahrscheinlich deshalb, weil sie sich mit einer aromatischen Substanz einreiben. Der Mund ist breit, die Lippen sind wulstig, die Augen klein, das Gesicht drückt im allgemeinen Falschheit und List aus. Die vorherrschende Sitte, die Zähne spitz zu feilen, trägt zu ihrer Verschönerung ebensowenig bei, als die Gewohnheit, das Nasenbein zu durchbohren und ein Stück weifsen Knochens, den Hauer eines Ebers oder sonstigen Schmuck darin zu tragen.

Das Haar wird in sechs bis neun Streifen geflochten, die von der Stirn aus parallel mit einander nach dem Rücken laufen. Die Weiber beschmieren das Haar, das sie in natürlicher Länge wachsen lassen, bisweilen mit Schlamm, Sand u. s. w.

Auch die Utanaten gehen fast ohne Bekleidung, legen dagegen um so gröfseren Wert auf Armbänder, Knöchelspangen und sonstigen Schmuck.

Dafs die Kinder ohne jede Erziehung aufwachsen, versteht sich wohl von selbst, höchstens werden sie vom Vater in der Handhabung der Waffen geübt. Es ist aber merkwürdig, wie bei allen rohen Völkern, wo sich die Kinder von frühester Jugend an selbst überlassen sind, schon



Familienwohnung der Papua im Humboldt-Hafen (vgl. S. 190).

Boston Public Library.

der Säugling viel selbständiger ist. und gewissermafsen instinktartig das doch nutzlose Schreien und Weinen viel mehr unterläfst. als es unsere Kinder in Europa thun. Wenn die Mutter anderweit beschäftigt ist. pflegt sie wohl das neugeborene Kind in heifsen Sand zu legen. Das lassen sich die kleinen Utanaten ruhig gefallen. ohne zu schreien. Von Reisenden wird berichtet. dafs. als sie am Strande spazieren gingen. sie ein kleines. kaum einen Monat altes Kind ganz ruhig im heifsen Sand liegend fanden. Während sie den kleinen Erdensohn mitleidig betrachteten. erschien plötzlich in grofser Bestürzung eine Frau. wahrscheinlich die Mutter des Säuglings. nahm ihn ängstlich auf. legte ihn aber gleich darauf wieder nieder und bedeckte ihn unbarmherzig mit Sand. ohne auch nur die Augen und Ohren frei zu lassen: darüber legte sie zuletzt noch Blätter. Das Kindchen liefs sich das alles ganz ruhig gefallen. gleich dem Rehkälbchen. das von der sorgsamen Ricke bei einer nahenden Gefahr ins hohe Gras oder Moos niedergeduckt wird und sich dort ganz schweigsam verhält. bis die Gefahr vorüber ist.

Geht die Mutter auf die Arbeit. so nimmt sie das Kind in einer Art Schlinge mit sich. die aus Blättern oder Baumrinde gefertigt ist.

Vielweiberei ist bei den Utanaten gebräuchlich: es nimmt eben einer so viele Weiber als er ernähren kann. Besondere Feierlichkeiten kommen bei der Eheschliefsung nicht vor. wie denn auch bei den Utanaten wenig oder keine religiösen Begriffe nachgewiesen sind. Doch legen sie bei besonderen Versprechungen eine Art Eid ab. indem sie sich die Haut ritzen. so dafs viel Blut herausfliefst. und dieses Blut dann mit Seewasser vermischt trinken.

Die Utanaten sind. wie die Neger in Afrika. Freunde lärmender Musik. Zu diesem Behufe bedienen sie sich der Tifa. eines trommelartigen Instrumentes. das aus einem ausgehöhlten Stück Holz besteht. welches oben und unten mit Schnitzwerk verziert und mit der Haut einer grofsen Eidechse überzogen ist. Man schlägt darauf mit zwei Stöcken. wie auf eine Trommel.

Es fehlt ihnen aber auch nicht an Gesängen. welche stets Einer mit näselnder Stimme vorträgt. während die anderen von Zeit zu Zeit mit einem Gebrumme einfallen; den Schlufs bildet ein gellender Schrei. der. wie ein Refrain. von allen zugleich wiederholt wird.

Im Hausbau sind sie ihren Landsleuten an der Marianastrafse überlegen: wenigstens traf man ein Haus an. das mindestens 34 m lang. aber nur 2 m breit und gar nur 1.6 m hoch war. so dafs ein Mann nicht aufrecht darin stehen konnte. In das Haus führten 19 Thüren. jede zu einer besonderen Abteilung im Innern. die für eine einzelne Familie bestimmt zu sein schien. Neben den Thüren befand sich je eine Feuerstätte. Der Fufsboden war mit Sand bedeckt und die Bewohner safsen auf Matten. Über das Dach war ein Fischernetz gebreitet. um in der Sonne zu trocknen. während eine Anzahl Waffen unter dem Dache hingen. In diesen räucherigen Löchern. in denen ein Europäer kaum atmen können würde. liegt Alt und Jung. Mann und Weib bunt durcheinander.

Mit der Zubereitung der Speisen machen sie keine grofsen Umstände: Fische oder Krabben werden nur wenig in die glühende Asche geworfen. selbst gröfsere Tiere mitsamt den Eingeweiden nur etwas über dem Feuer geröstet. Aber alles wird mit grofsem Appetite verzehrt. Töpfe und sonstiges Hausgerät kennen sie nicht. Beim Schlafen legen sie den Kopf auf einige Blätter. Rauchen ist der liebste Zeitvertreib der Männer.

Man findet auch hier. wie anderwärts. unter den Eingeborenen grofse Vorliebe für Schweine: sie sind die Lieblinge der Frauen und Mädchen. Manches junge Mädchen. das sich behaglich im Freien ergeht. wiegt in den Armen zärtlich — ein junges Schwein. liebkost es und schwatzt mit ihm. wie es in Europa die Mädchen mit ihren Puppen oder mit Schofshündchen zu thun pflegen. Diese Schweine sind langbeinige. schwarzhäutige. starrborstige Tiere. die mit unseren Begriffen von einem Borstentiere durchaus nicht übereinstimmen.

An Waffen besitzen die Utanaten Bogen und Pfeile. Speere und Keulen. die aus Bambusrohr oder aus Palmen- oder Kasuarinenholz gemacht werden. Die Keulen sind 90 bis 125 cm

lang; ihr Stiel ist rund und das breitere Ende entweder eckig oder glatt, oft auch mit spitzen Steinen besetzt. So zierlich wie die Streitkolben der Maori sind sie indessen keineswegs gearbeitet. Die Bogen sind 157 cm lang und mit einer Sehne von Bambus oder von Rotang versehen. Die Pfeile sind etwa 125 cm lang und aus Rohr oder Schilf gemacht; oben ist ein Stück hartes Holz befestigt. Gewöhnlich wird das Holz in eine scharfe Spitze geschabt und im Feuer gehärtet. Die besseren Pfeile versieht man mit Widerhaken und mit einer Knochenspitze. Man verwendet dazu gewöhnlich die Zähne des Sägefisches, bisweilen jedoch auch die Krallen des Känguru. Vergiftet sind dieselben niemals. Indessen sind diese Pfeile trotz ihrer

Häuptling der Utanaten, zum Kampfe gerüstet.

ungewöhnlichen Gröfse nicht sehr gefährlich: sie sind viel zu leicht, weichen dem leisesten Luftstrome und fliegen so langsam, dafs man sie bequem mit den Augen verfolgen kann.

Aufser diesen Waffen führen die Utanaten eine Art Beil, das aus einem scharfen Kieselsteine gemacht und mit Stricken am Stiele befestigt wird. Es scheint aber weniger als Waffe, denn als Werkzeug benutzt zu werden. Mit diesem einfachen Beile fällen die Utanaten Bäume, gestalten diese zu Kanoes und verrichten damit alle sonstige Zimmerarbeit.

In ihren Hütten findet man ferner neben Stöcken aus hartem Holz, die in ein mit Schnitzwerk ausgestattetes, viereckiges, stumpfes Ende auslaufen, eigentümlich geformte, reich verzierte Schilde (s. Abb. S. 185 u. 187). Mit den Stöcken bearbeiten sie bei ihren Festen einander den Rücken:

aber wenn es auch manchmal derbe Schläge setzt, so ist das doch kein Grund zu Streit. Immerhin bleibt es eine absonderliche Manier sich zu belustigen, die man wohl nicht so leicht anderswo antreffen wird. Ein Eingeborener zeigt oft noch lange Zeit nach einem Feste die deutlichen Beweise auf dem Rücken, wie «urgemütlich» es dabei zugegangen.

Ein ganz eigentümliches Ausstattungsstück dieser Papua ist ein Instrument, das die früheren Reisenden nicht wenig in Erstaunen setzte und sie zu der Meinung verleitete, dafs die Eingeborenen mit Feuerwaffen bekannt seien.

Diese vermeintlichen Feuerwaffen sind aber sehr unschuldige Gegenstände. Sie bestehen aus Bambusrohr und dienen den Eingeborenen nur dazu, um Staub und Asche in die Höhe zu blasen, und auf diese Weise Signale zu geben. Wird die Asche seitwärts geblasen, so bezeichnet dies die feindliche Absicht eines Ankömmlings, fliegt sie aber senkrecht empor, so gilt das als eine Herausforderung oder Warnung.

An Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen fehlt es nicht; oft macht man einen Überfall, blofs um Köpfe zu erobern, und daraus entspinnen sich oft langwierige Kämpfe. Fühlt man sich in einem Dorfe einem befürchteten Überfalle nicht gewachsen, so flüchten die Bewohner ins Gebirge und verpallisadieren die Umgebung und die Zugänge des Dorfes mit Randschu, d. h. mit dünnen, zugespitzten und im Feuer gehärteten Bambus, die mit der äufserst scharfen Spitze 2 bis 3 cm über der Erdoberfläche hervorragen, und in welche die Angreifer sehr leicht treten, was sie sofort kampfunfähig macht.

Die Schädel der im Kampfe erschlagenen Feinde werden als grofse Siegeszeichen über dem Feuer getrocknet und in Felsenhöhlen niedergelegt. Zu Ehren der Krieger, die sich durch Tapferkeit auszeichneten, feiert man dabei ein siebentägiges Fest.

Auch auf Neu-Guinea finden sich Alfuren, die man hier, wie anderwärts für einen besonderen Menschenschlag hielt; es ist jedoch neuerdings festgestellt worden, dafs die Küstenbewohner allgemein das Wort Alfur oder Alfoër auf die Bewohner des Inneren, insbesondere auf die Bergvölker anwenden. Diese Stämme, auch Wuka genannt, was gleichbedeutend ist mit dem malayischen Orang gunong (Bergmenschen), waren früher sehr verrufen, als seien sie höchst abstofsend und wild, als hielten sie sich in den dichtesten Wäldern auf und mordeten jeden Fremden, der ihnen in den Weg komme. Neuere Entdeckungen haben diese Berichte der Küstenbewohner vollständig Lügen gestraft.

Die Waku, wie wir hier, zum Unterschied von den das Innere von Celebes bewohnenden Bergvölkern, die Alfuren nennen wollen, haben keine eigentliche Regierung: ihre Streitigkeiten werden durch die Ältesten entschieden; aber sie sind rechtschaffene Leute und haben ganz besondere Achtung vor dem Eigentum anderer, ja, sie gehen hierin so weit, dafs jemand, der das Haus eines Abwesenden betritt, zur Verantwortung gezogen wird, und eine Bufse zahlen mufs.

Einst fuhr ein Waku in einem Kanoe auf den Fischfang, wurde aber durch widrigen Wind an einen fernen Teil der Küste getrieben und zwei Monate zurückgehalten. Seiner Frau hatte er blofs Lebenssmittel auf eine Woche zurückgelassen. In ihrer Not wendete sie sich an den Nachbar, heiratete diesen endlich und zog mit ihm in eine andere Gegend. Als der Mann bei der Rückkehr seine Frau nicht antraf, forderte er deren Bruder auf, sie ihm zurückzuschaffen. Dieser ermittelte auch das Pärchen und führte die Schwester dem ersten Gatten wieder zu. Der Älteste, welchem der Fall vorgetragen ward, entschied dahin, dafs der Mann im Unrecht sei, denn er habe seine Frau schlecht versorgt, andernfalls würde der verdriefsliche Vorfall gar nicht vorgekommen sein.

Solche Ausflüge machen die Waku hauptsächlich um Trepang zu fangen und mit diesem Schüsseln, Tuch und dergleichen einzutauschen, Artikel, mittels deren sie sich dann ein Weib erkaufen. Denn wenn ein junger Mann ein Mädchen zu heiraten wünscht, so hat er nur nötig, den Eltern desselben Geschenke (Kattun, eiserne Pfannen, Sklaven und dergleichen) ins

Haus zu schicken. Ist jedoch der zur Hochzeit festgesetzte Tag herangenaht. und alle Angehörigen versammelt, so wird die Braut, geschmückt mit Glaskorallen und Armbändern, von den weiblichen Anwesenden feierlich nach dem Hause des Bräutigams eskortiert, darf jedoch nicht in dasselbe eintreten, sondern wird den Blicken der Männer durch eine aufgehängte Matte entzogen. Nun erfolgt das Überreichen der Morgengabe der Braut an die Eltern des Verlobten, und nicht selten geschieht es, dafs sich die Arme, um die verlangte Summe aufzubringen, ihres Schmuckes teilweise entledigen mufs. Denn während sonst fast überall das Mädchen vom Liebhaber erkauft werden mufs, ist hier auch die Braut zu Geschenken verpflichtet.

Ist diese wichtige Angelegenheit beendet, so geleitet man die Braut wieder nach ihrer Wohnung zurück, um die Ankunft des Bräutigams zu erwarten. Bald darauf erscheint dieser,

Utanaten.

gefolgt von seinen Anverwandten und Freunden, findet jedoch die Thür verschlossen, die erst nach vielen Bitten vom Vater der Braut geöffnet wird. Nun treten alle ein, und die zukünftigen Eheleute setzen sich neben einander vor einem Korwar nieder, womit die eigentliche Trauungsceremonie ihren Anfang nimmt. Der älteste der Anwesenden legt die Rechte des Paares in einander, hält ihnen ihre gegenseitigen Verpflichtungen vor und wünscht ihnen Segen und Heil. Hierauf setzt man einen Topf voll Sagobrei vor ihnen nieder, von welchem der Bräutigam seiner Verlobten einen Mund voll reicht, was diese erwiedert und womit sie dreimal abwechseln. Danach reicht das Mädchen dem Manne etwas Tabak zum Kauen, was ihr dieser in Betel zurückgiebt, und damit ist die eigentliche Trauungsceremonie geschlossen. Die nun folgende Brautnacht ist jedoch für das junge Paar nichts weniger als angenehm, denn während sich die anderen Gäste mit Essen und Trinken belustigen, müssen diese die ganze Nacht still neben einander auf

einer Matte zubringen und zwar wachend, da sich bei jedem Versuche, einzuschlafen, immer hilfreiche Hände finden, welche die Müden wieder aufrütteln. Dieser lästige Gebrauch beruht auf dem Glauben, dafs aus dem ununterbrochenen Wachen ein langes, glückliches Leben hervorsprieſsen soll. Erst am anderen Morgen ist es den zu Tode Gemarterten vergönnt, etwas auszuruhen, und dann erst kann der Mann die Frau heimführen und ganz als die Seinige betrachten.

Das Eigentum ist unvererblich. Stirbt jemand, so versammeln sich seine Verwandten, schaffen den Nachlafs zusammen, zerbrechen alles in Stücke und werfen diese weg.

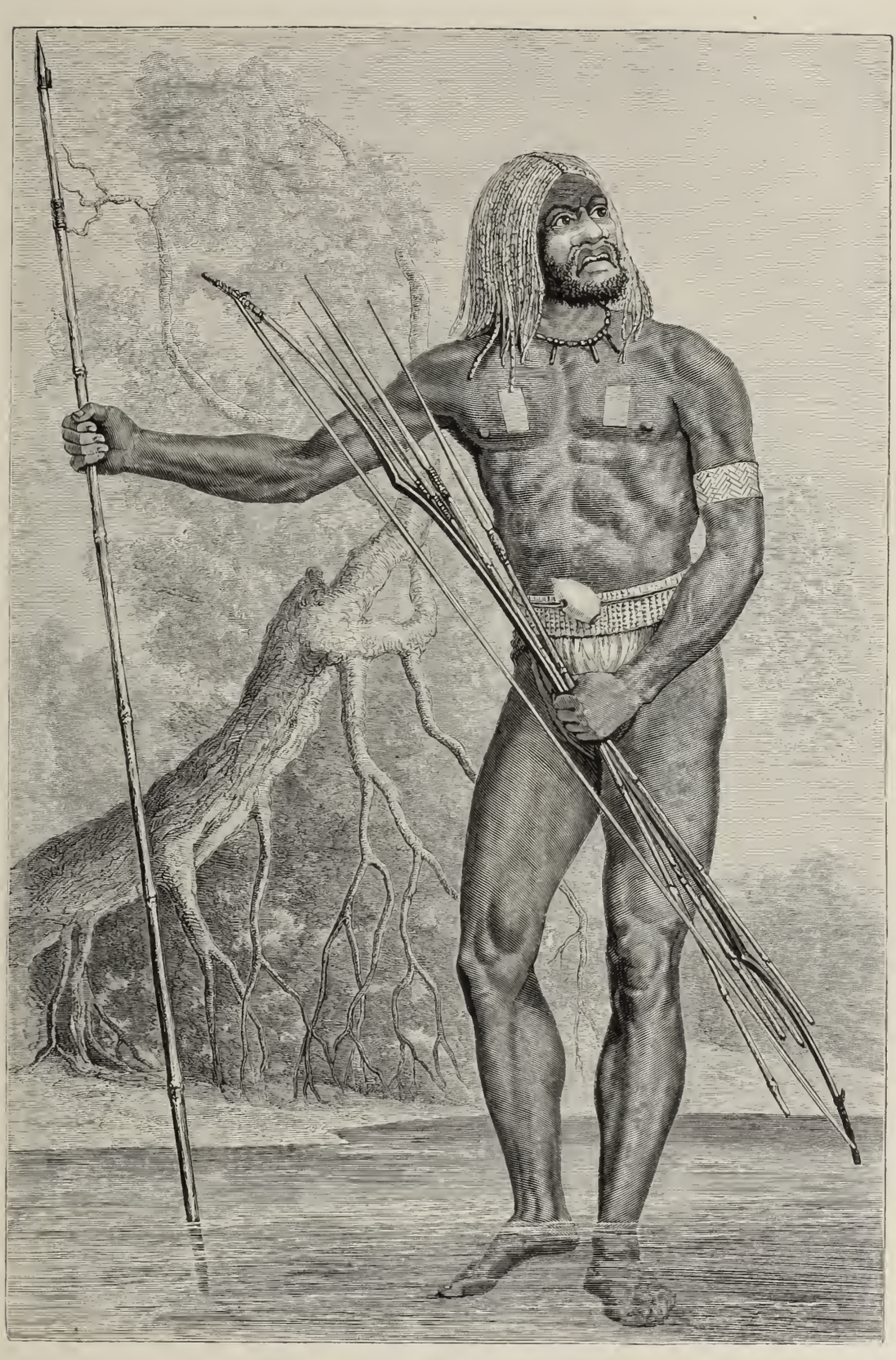
Ihre Leichenfeierlichkeiten sind eigentümlicher Art. Alle Anverwandte eines Abgeschiedenen erhalten, auch wenn sie noch so entfernt wohnen, vom Ableben alsbald Nachricht. Um den Leichnam bis zu ihrem Zusammenkommen vor Verwesung zu schützen, besprengen sie ihn mit Kalkwasser und zünden wohlriechendes Holz an, um dem Leichengeruch entgegen zu wirken. Inzwischen stoſsen die Weiber ein lautes Klaggeschrei aus, man trommelt auf Tifas und dieser entsetzliche Lärm dauert während der ganzen Leichenfeier. Sind alle Verwandten beisammen, so trägt man den Leichnam auf einer Bahre vor das Haus und lehnt ihn in sitzender Stellung an einen Pfahl. Hierauf vereinigt man sich zu einem gemeinsamen Schmause, bei welchem wacker Tuak gezecht wird. Von allen Speisen und Getränken wird dem Toten reichlich angeboten. Will er trotz aller Nötigungen weder essen noch trinken, so schafft man ihn in den Wald, wo man ihn auf ein über 1 m hohes Gestell legt. Die Weiber beschlieſsen die Feier damit, dafs sie sich völlig entkleiden, und neben das Gestell einen jungen Baum pflanzen, zum Zeichen, dafs der Tote sich des Leibes entäufsert hat.

Die Leiche eines Erstgeborenen, der im Jünglingsalter stirbt, wird auf ein Pfahlgerüst gelegt, und die Mutter mufs unter demselben so lange ein Feuer unterhalten, bis sich der Kopf vom Rumpfe löst. Der Tote wird nun begraben, aber der Kopf in der elterlichen Wohnung aufbewahrt, bis er vollends getrocknet ist. Dann werden alle Verwandten versammelt; der Vater sitzt traurig in kauernder Stellung da, die übrigen stimmen einen Trauergesang an, während dessen einer dem getrockneten Kopfe Ohren, Augen und Nase einsetzt. Auf diese Weise werden die Totenköpfe zu Korwars geweiht.

Der Korwar, ein Hausgötze, den man fast in jedem Hause findet, ist meist eine etwa 10 cm hohe hölzerne Figur mit groſsem Kopfe, breitem Maule und langer Nase. Er hält einen Schild und trägt über den Leib einen Überwurf von Kaliko, um den Kopf ein Schnupftuch. Der Korwar, der eine wichtige Rolle im Leben der Papua spielt, ist, wie bei Verheiratungen, so auch bei Geburten und Begräbnissen zugegen. In jeder Verlegenheit befragt ihn der Papua und setzt ihm sein Anliegen auseinander: fühlt er sich dabei innerlich beängstigt, so sieht er das für die Antwort des Korwar an und giebt seine Pläne auf.

Auch sonst fehlt es den Papua nicht an Aberglauben. Sie berufen sich auf sogenannte Gottesurteile und wenden besonders die Wasserprobe an und zwar in der Weise, dafs beide Widersacher ihre Arme bis zum Ellbogen in heifses Wasser stecken müssen. Bei wem dies Blasen zieht, der ist schuldig. Sie deuten den Flug und die Stimme der Vögel in verschiedenem Sinne: sie messen mit dem ausgespreizten Daumen und dem Zeigefinger die Länge des linken Armes bis zur Schulter hinauf und sehen es als ein gutes Zeichen an, wenn beide Mafse an demselben Endpunkte ankommen und dergl. mehr.

Diese Papua haben überdies dunkle Begriffe von zwei mächtigen Wesen: Manuwel, dem bösen, und Narvojé, dem guten Geiste. Blofs dem letzteren bringen sie Opfer. Der Opfernde begiebt sich mit einem Sack voll Reis und Früchten unter einen hohen Baum, stöfst ein eigentümliches Geschrei aus, um die Aufmerksamkeit des Geistes zu erregen, und pafft einige Wölkchen Cigarrenrauch empor. In dem aufwirbelnden Rauche sieht er den Geist zu sich niederschweben, um ihm mitzuteilen, wie sein Vorhaben endigen werde: dann legt er seine Gaben am Stamme nieder und geht nach Hause.



Papua von der Marianastrafse (vgl. S. 180 ff.).

Boston Public Library.

Spafshaft für einen Fremden ist ihre Art zu grüfsen — sie kneipen sich mit der rechten Hand die Nasenspitze, während sie sich mit der linken in der Mitte des Bauches kneipen, und dabei das Wort: Nagasuka! laut aussprechen.

Die Männer tragen nur einen kleinen Streifen von Pandanusblättern, die Weiber einen Schurz, der aus einer Anzahl schmaler Streifen von Pandanusblättern besteht und fast bis zu den Knieen herabreicht. Den Mädchen steht nur eine Reihe solcher Riemen zu, den Weibern mehrere Lagen, die wie Falbeln über einander liegen. Wenn es regnet, ziehen sie die oberste Lage über den Hals, um die Schultern gegen den Regen zu schützen, der dann auch wie von einem Strohdach abläuft. Bei festlichen Gelegenheiten tragen sie feinere Schurze, viele schwärzen dann sogar das Gesicht; doch beeinträchtigt das ihre Schönheit nicht, denn sie sind von Natur häfslich wie die Nacht. In dieser Beziehung bilden die jungen Burschen zu den Mädchen einen sonderbaren Gegensatz, indem viele von ihnen recht gut aussehen. Die Weiber teilen ihr Haar gewöhnlich in eine Menge kleiner Flechten und binden es besenförmig empor, während die Männer es möglichst aufkrämpeln und darin einen Stab befestigen, der oben mit einer Feder verziert, unten ausgezahnt ist und so als Kamm benutzt werden kann.

In Lebensweise, Sitten und Gebräuchen entsprechen noch andere Stämme Neu-Guineas den hier angeführten Schilderungen, dagegen zeichnen sich die Wohnungen der Papua von der Humboldt-Bai und die des Doreh-Hafens vorteilhaft von allen übrigen aus (vgl. S. 183). Sie stehen auf Pfählen im Wasser und die Häuser eines Kampongs sind gegenseitig durch Brücken mit einander verbunden. Jedes Kampong besteht aus zwei Reihen, wovon die hintere die schlechteren Häuser enthält, und in der Mitte, gleichfalls im Wasser stehend, erhebt sich der Tempel. Die starken Grundpfähle der Häuser ragen etwa 1 m über den Wasserspiegel hervor und tragen wieder starke Querbalken, auf denen eine Fundierung von Blättern der Nipahpalme ruht, die mit Stricken angebunden sind. Auf diesem Grundgerüst befinden sich 1 m hohe Wände aus Bambus und von hier aus erhebt sich der künstlichste Teil des Gebäudes, nämlich das sechs- oder achteckige, spitz zulaufende Dach, welches, sehr nett und dichtschliefsend mit Atapblättern gedeckt, oft eine Höhe von 13 bis 14 m erreicht. Das Innere der Häuser ist durch Scheidewände von Palmenblättern in mehrere Wohnungen geteilt, die den männlichen, weiblichen und unverheirateten Gliedern der Familie zum Aufenthalt dienen. Längs der Wände sind Schädel und Zähne von Schweinen, Schildkrötenschalen und die Waffen aufgehangen, sonst enthält das Innere nur einen Feuerplatz, über dem eine Art Schornstein zum Räuchern der Fische angebracht ist.

Weit künstlicher noch als die Wohnhäuser sind die Tempel (rumsram) ausgeführt. Letztere sind achteckig und haben noch höhere Dächer, oft an 20 bis 25 m hoch. Bei manchen Rumsram sind zwei Dächer über einander angebracht. An den beiden Seiten des Daches ragen lange Stöcke hervor, auf denen ziemlich naturgetreue Holzschnitzereien angebracht sind, die in natürlicher Gröfse Vögel, Fische und andere Tiere darstellen. Auf ähnliche Weise ist auch das Innere des Rumsram verziert, nur sind die Guirlanden von einer wohlriechenden Grasart, getrockneten Früchten und ausgeblasenen Schildkröteneiern, die sich aufsen um das Gebäude herumziehen, längs den inneren Wänden noch viel kolossaler. In den Wohnungen sowohl wie in den Tempeln befinden sich eigentümliche, aus Holz geschnitzte Kopfunterlagen zum Schlafen, denn in den Tempeln halten beständig einige Jünglinge Wache.

Zu den Papua gehört auch die einheimische Bevölkerung Neukaledoniens, jener Strafkolonie Frankreichs in dem Stillen Ozean, welche neuerdings als Verbannungsort der Kommunisten vielfach besprochen worden ist.

Die heutigen Neukaledonier stehen zur Zeit hinter der verhältnismäfsigen Civilisation ihrer Vorfahren zurück. Sie geben das auch selbst zu, ja, sie beziehen sich zum Beweise dafür auf Tempel, deren Ruinen stellenweise noch vorhanden sind, und die eine Baukunst verraten, welche weit über die Kräfte der heutigen Eingebòrenen geht.

So bestand auch ehemals eine ziemlich zusammengesetzte, wenn man so sagen darf, politische Ordnung in Neukaledonien. In jener Zeit, wo die Stämme weit stärker waren, als jetzt, traten mehrere derselben zu einem festen Bunde zusammen, an dessen Spitze ein Häuptling stand, der in der That ein erblicher König aus einer bestimmten Familie von anerkannt altem Adel war, mit unumschränkter Gewalt regierte und eine Verehrung genofs, wie sie sonst nur den Göttern zu teil ward. Unter ihm standen Häuptlinge, welche ebenfalls bestimmten Familien angehörten, den Unterabteilungen des Bundes vor. Die übrige Bevölkerung zerfiel in eine Art Adel und in das gemeine Volk. Der Hauptunterschied zwischen beiden lag darin, dafs der Adel und die Häuptlinge die einzigen Grundbesitzer waren, während die Gemeinen zwar persönlich frei waren, die Ländereien aber nur pachtweise von den Grundbesitzern erlangten. Diese Stammverbindungen haben

Junge Neukaledonier.

sich in letzter Zeit allmählich aufgelöst, teils weil einige untergeordnete Häuptlinge sich durch grofse persönliche Eigenschaften zu ganz aufserordentlichem Ansehen emporschwangen und sogar die alten Herrscherfamilien verdrängten, teils weil die Stämme zwar noch immer sehr zahlreich, aber in der Zahl ihrer Angehörigen in wahrhaft erschreckender Weise zurückgegangen sind.

Diese Abnahme der Bevölkerung wird neben anderen Ursachen gefördert durch die immerwährenden Fehden, in denen die Eingeborenen mit einander liegen.

Wie die Weiber, so durchlöchern auch die Männer ihre Ohrläppchen. Manche erweitern das Loch so sehr, dafs es eine förmliche Schlinge bildet, deren Ende auf die Schulter herabfällt. Gelegentlich muten sie auch der Dehnbarkeit des Ohres zuviel zu und zerreifsen es ganz. Dazu tragen sie alles Mögliche in den Ohren; können sie sonst keinen passenden Schmuck finden, so füllen sie das Loch wenigstens mit einem Blatt oder mit zusammengerollter Rinde aus. Sie wenden überhaupt Verschönerungsmittel an, die uns ihre ganze, an und für sich nicht einnehmende

Erscheinung um so widerwärtiger machen. Die Spitzen des wolligen Haares färben sie mit Kalk weifs oder rot und reiben Gesicht und Körper mittels eines fetten, mit einer schwarzen Flüssigkeit gefärbten Öles ein.

Zur Verschönerung dieser Gestalten kann die Kleidung nichts beitragen: denn sie fehlt fast ganz. Gewöhnlich tragen die Männer nur einen Gürtel, von welchem vorn ein Baumblatt herabhängt, höchstens einen Streifen weicher Baumrinde, welcher die Unterbeinkleider vertritt, während die erwachsenen Frauenspersonen einen schmalen befransten Gürtel tragen, den sie mehrmals um den Leib schlingen.

Nur wenn die Kälte für die nackte Haut bisweilen unleidlich wird, schützen sich die Neukaledonier durch eine Art Mäntel eigener Erfindung, die innerlich eine vollständig geflochtene Matte bilden, äufserlich aus einer Unmasse von Strohenden bestehen, die man während des Flechtens frei gelassen hat und die nun aufsen gerade wie Dachziegel über einander liegen, so dafs der Rücken des Trägers dieses Überwurfs gleichmäfsig gegen Kälte und Regen geschützt ist.

Natürlich besticht diese Leute alles, was glänzt: ja, ihre Gefallsucht wird sogar rege, wenn sie eine Liebschaft haben. Dann tragen sie einen kupfernen Fingerring, bis sie ihn der Geliebten an den Finger stecken, oder sie verzieren das Wollhaupt mit bunten Federn.

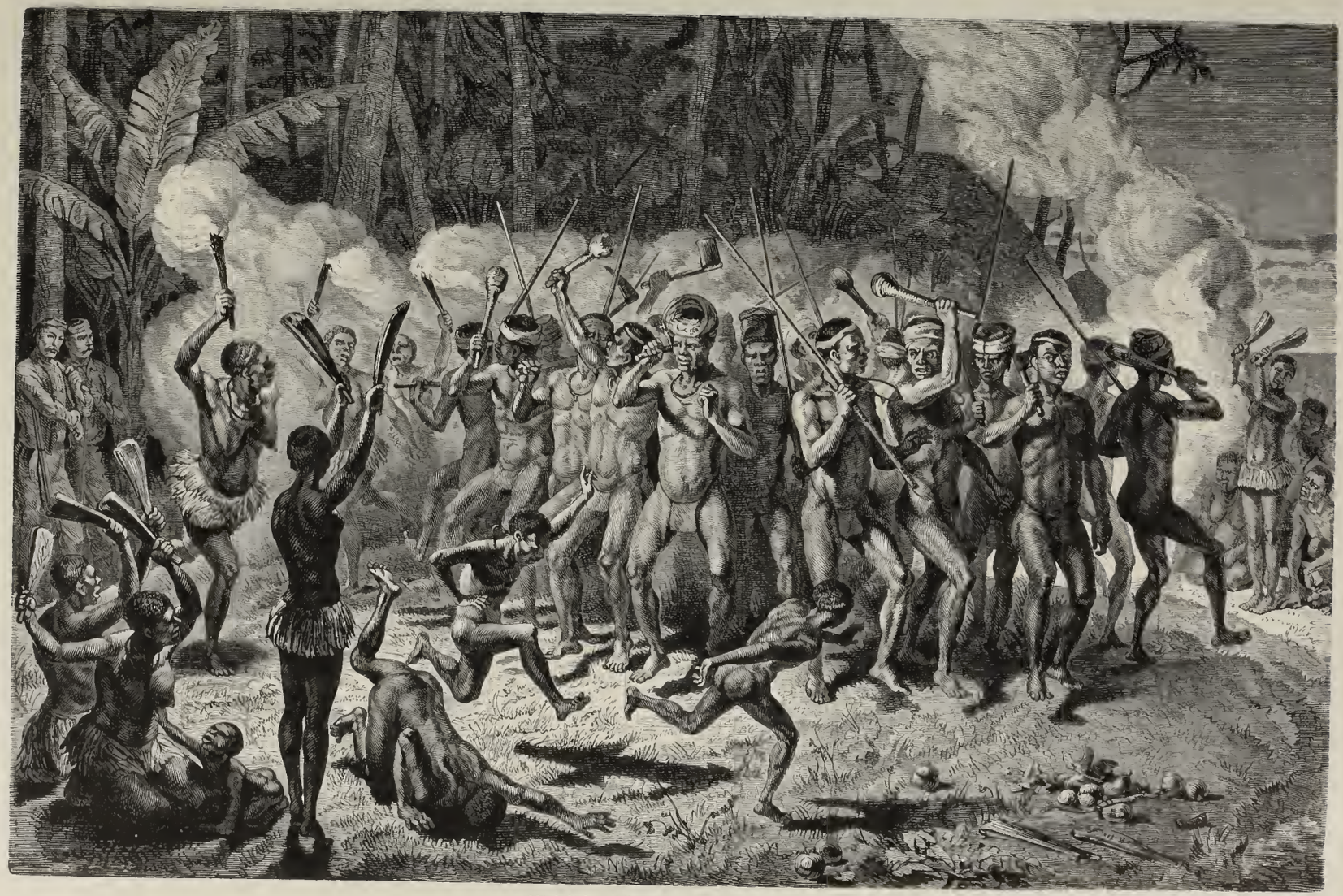
Die Häuptlinge schmücken sich mit einer eigentümlichen Art von Hüten. Diese Hüte sind walzenförmig, an den Seiten mit einem kreisförmigen Schmuck und oben mit einer Feder und einem langen Büschel Gras und Haare, die den Nacken herabhängen, verziert. Sie bieten aber dem Kopfe keinen Schutz, weil sie keinen Deckel haben, und deuten nur den Rang an.

Die Hütten, in denen sie wohnen, sind von sehr einfacher Bauart. Der Neukaledonier gräbt ein grofses Loch in den Erdboden und steckt einen starken Stamm hinein, der ungefähr 5 m hoch ist und 25 bis 30 cm im Umfang hat. Dann befestigen sie eine Anzahl Sparren in den Boden und legen sie mit der Spitze an den Stamm in der Mitte. Indem sie nun diese Sparren mit Ästen verweben, machen sie das Ganze durch dürre Pflanzen, die sie an den Wänden festbinden, wasserdicht. Oft sind diese Wände mehrere Centimeter dick und da die Eingeborenen den Fufsboden mit dicken Matten belegen, so sind sie gegen das Wetter sehr gut geschützt. Der Eingang zu diesen kegelförmigen Hütten ist sehr klein, nie über 1 m hoch, und kann nach Befinden mit einer urwüchsigen Thür, die aus Palmenzweigen gemacht ist, verschlossen werden. Hütten dieser Art haben regelmäfsige Thürpfosten, in die man das menschliche Gesicht in roher Nachahmung schnitzt. Auch der Mittelstamm der Hütte ist in der Regel mit Muscheln verziert und oben zu einer menschlichen Figur ausgeschnitzt.

Im Inneren der Hütte brennt fast immer ein Feuer, nicht sowohl der Wärme und des Kochens wegen, als vielmehr zum Schutz gegen die Muskiten, die man namentlich dadurch vertreibt, dafs man des Abends die Hütte mit Rauch füllt.

Sehkraft und Geruchsinn sind bei den Neukaledoniern ungemein stark entwickelt. Sie können sehr rasch laufen und klettern in einer Weise, die uns geradezu unbegreiflich ist. Sie gehen gewissermafsen an den Bäumen hinauf, und berühren den Stamm weder mit Brust und Leib, noch mit Armen und Schenkeln. Auch sind sie geborene Schwimmer, aber sie breiten beim Schwimmen nicht die Arme weit aus, sondern sie plätschern wie die Hunde. Sie können auch ganze Tage lang in einer eigentümlich kauernden Stellung verbringen, was ihnen kein Europäer nachzuahmen vermöchte. Den kalten Morgentau scheuen sie und verlassen die Hütte erst, wenn die Sonne hoch steht.

Die Hauptnahrung der Eingeborenen besteht in Pflanzenkost, in Bananen, Tarro (Arum esculentum) und Zuckerrohr, auch in Fischen und Schildkröten, Muscheln und Kokosnüssen, aber sie verzehren die Pflanzen in unglaublichen Massen. Sie essen auch Erde und zwar einen weichen, grünlichen Speckstein, der leicht zerbröckelt, den Magen ausdehnt und so dessen Hungermurren lindert, obschon er nicht sättigt.



Nächtliches Pilupilu der Neukaledonier.

Boston Public Library

Für Musik haben die Neukaledonier viel Sinn. eine Flöte und eine Maultrommel sind ihnen fast unentbehrlich. Stundenlang sitzen sie da und entlocken diesen Lieblingsinstrumenten je nach ihrer Stimmung heitere oder schwermütige Töne.

Krieg ist in Neukaledonien die Hauptbeschäftigung des Mannes. Schon der Knabe wird alsbald nach seiner Geburt dem Kriegsgott geweiht. Auf seine Brust wird ein schwarzer Stein gelegt zum Zeichen. dafs sein Herz im Kampfe so hart wie Stein sein mufs. Selbst die Weiber beteiligen sich insofern am Kampfe. als sie die Leichen der erschlagenen Feinde zum Kochofen schleppen. denn leider darf nicht unerwähnt bleiben. dafs diese Insulaner ganz arge Kannibalen sind. Als leckerhaftester Bissen vom menschlichen Körper gilt bei ihnen die flache Hand.

Die Waffen. welche die Neukaledonier im Kampfe gebrauchen. verfertigen sie mit ganz besonderer Sorgfalt. Zu den Keulen nehmen sie möglichst hartes Holz und verzieren sie mit sonderbarem Schnitzwerk. das bald die Form eines Kopfes hat. bald dem Schnabel eines Raubvogels u. s. w. gleicht. Die Schleudern. deren sie sich häufig bedienen. sind kunstvoll aus den Fasern der Kokosnufs gewebt. Die Schleudersteine bestehen aus einem harten Speckstein. der sich leicht polieren läfst. sie sind eiförmig und werden durch fortgesetztes Reiben sorgfältig geschliffen. Der Neukaledonier trägt deren 30 bis 40 Stück in einem kleinen Netz. das an seiner linken Seite hängt. Will er schleudern. so schwingt er die Waffe nicht erst im Kreise. sondern er beschreibt beim Ausholen nur einen Halbbogen. und entsendet den Stein mit ungemeiner Kraft und wunderbarer Sicherheit.

Die Wurfspiefse werden aus dem schweren Holze der Kasuarinen und Mangroven gefertigt. an beiden Enden gespitzt. an dem einen Ende aber noch besonders mit einer Knochenspitze oder mit Zähnen versehen. schwarz angestrichen und häufig auch mit Schnitzwerk verziert: sie sind 3 bis 4 m lang. Mittels einer ganz einfachen. aber sinnigen Vorrichtung vermögen die Eingeborenen die Speere beträchtlich weit zu werfen. Sie nehmen einen Strick. der aus Kokosfasern und Fischhaut geflochten. etwa 30 cm lang ist und mit dem einen Ende in einen Knoten ausläuft. während das andere Ende mit einem Loch oder Öhr versehen ist. Will der Krieger einen Speer werfen. so läfst er den Zeigefinger der rechten Hand in das Öhr schlüpfen. schwingt die Waffe ein wenig. um die Mitte zu finden. und schlingt dann den Strick so um den Speer. dafs das knotige Ende unter den Strick zu liegen kommt und mittels des Öhres zu einer Art Schlinge zusammengezogen werden kann. So lange dieser Druck dauert. sitzt die Schlinge fest am Speer. sobald er aufhört. hat der Speer freien Lauf. Das Verfahren beim Werfen ist klar. Der Krieger hat den Zeigefinger an dem Öhr des Strickes. in der übrigen Hand hält er den Speer. Beim Werfen läfst er die Waffe in seiner Hand los und schleudert sie mittels des Strickes. Auf diese Weise kann er mit einem einzigen Wurfstrick (Unep) Wurfspiefse absenden so viel er will. Dieser Wurfstrick ist das verbesserte amentum der Römer. Wer erinnert sich hier nicht z. B. der Stelle des Ovid. Metamorphosen XII. 321:

Inserit amento digitos, nec plura locutus	Er steckte die Finger in das Amentum und warf,
In juvenem torsit jaculum.	ohne viel Worte zu verlieren, den Speer nach dem Knaben.

oder an einer anderen Stelle:

Amentum digitis tende prioribus	Ziehe das Amentum mit den ersten Fingern an,
Et totis jaculum dirige viribus.	und wirf den Speer mit aller Macht.

Die Römer verwendeten ein neues amentum für den jedesmaligen Gebrauch. die Neukaledonier bedürfen blofs eines Unep.

Auch in Anfertigung von Booten sind die Eingeborenen geschickt. Die kleineren werden aus einem Baumstamme gehöhlt und durch Ruder bewegt: die gröfseren bestehen je aus zwei einfachen Booten. die durch Querhölzer verbunden und mit einer Platte belegt sind. Sie führen Segel aus Matten an einem Mastbaum und segeln mit ansehnlicher Schnelligkeit.

Die Neukaledonier haben keine bestimmte Religion. Im allgemeinen glauben sie, dafs sie nach ihrem Tode an einen Ort unter der Erde versetzt werden, wo Lebensmittel vollauf vorhanden, der Fischfang immer glücklich, die Frauen immer jung, schön und anmutig sind. Da wird flott getanzt und Kinder und Greise werden zu Jünglingen. Zur Abwechslung macht man nachts bisweilen einen Ausflug auf die Erde, um die Feinde, die man bei Lebzeiten hatte, zu peinigen und durchzubläuen. Darum wollen auch die Eingeborenen in finsterer Nacht nicht ausgehen. Sie glauben überdies an eine Menge übernatürlicher Wesen, die sich mit dem Fischfang, mit dem Krieg, oder mit dem Tode befassen; in der Regel sind es böse Geister, die für ihre Dienste Opfer fordern. Auch sonst stecken die Neukaledonier voller Aberglauben. So werfen sie manche Fische weg, weil sie in denselben böse Geister vermuten, die sich beim Kochen rächen würden. Vor dem Beginn eines Fischzuges, eines Krieges, eines Festes opfern sie den Geistern, um sie günstig zu stimmen. Gewöhnlich ist die Opferstätte der Gipfel eines steilen, steinigen Berges von absonderlicher Form, auf welchem sie Lebensmittel und Geschenke niederlegen.

Ihre Priester sind meist Greise, obwohl sich das Amt vom Vater auf den Sohn vererbt. Man bringt dieser Art von Zauberern Geschenke, damit sie durch ihre Beschwörungen von den Geistern gutes Wetter, glücklichen Fischzug und dergl. erlangen. Geht es trotz aller Beschwörungen schief, so kommt der schlaue Priester nicht im geringsten in Verlegenheit: er entläfst den Gläubigen mit dem einfachen Bescheid, dafs ein benachbarter Stamm dem Geist wertvollere Geschenke gemacht habe.

Der Kultus besteht in Gebeten, Opfern, die sie gewöhnlich an den heiligen Plätzen bringen, an anderen Orten auch in das Meer werfen, und in der Feier grofser Feste; ein solches ist das sogenannte Pilupilu, das bei der Ernte der Yams begangen wird: wie «wild» es selbst bei diesen ländlichen Festen hergeht, erhellt aus unserer Abbildung (S. 193) zur Genüge.

Mit den religiösen Vorstellungen der Neukaledonier hängt wohl auch der bei ihnen früher in ausgedehntestem Mafse geübte Kannibalismus zusammen, wenigstens pflegten ursprünglich bei diesen entsetzlichen Mahlzeiten religiöse Feierlichkeiten stattzufinden, wenn er auch mit der Zeit eine Sache des blofsen sinnlichen Genusses geworden sein mag. Man glaubte, die Götter verschlängen die menschlichen Seelen, um sie zu reinigen oder sich einzuverleiben. Dieser Gedanke ist die Grundlage des Kannibalismus in Melanesien. Daher frafs man, die Götter nachahmend, den Feind auf, um dessen so oft gefürchtete gute Eigenschaften, ja ihn selbst, ganz in seinen eigenen Besitz zu bekommen. Man frafs die Verwandten, um durch sinnbildliche Ausübung der Thätigkeit der Götter ihnen zu rascherer Seligkeit zu verhelfen, vielleicht auch, um ihre Seelen als Schutzgeister an die eigene Person zu fesseln.

Wie tief diese Unsitte eingewurzelt ist, zeigt sich daran, dafs sie selbst im südlichen Teile der Insel nur bei den Stämmen, die in beständiger enger Verbindung mit den Franzosen stehen, nicht mehr geübt wird; sonst wird der Kannibalismus fortgesetzt, wenn man ihn gleich vor den Augen der Fremden verborgen hält. Die Einzelheiten dieser entsetzlichen Verirrung sind zu empörend, um sie wiedergeben zu können, die Feder sträubt sich, dieselben niederzuschreiben.

Die Vorrichtung der Leiche ist fest geregelt; jeder Teil gehört von rechtswegen bestimmten Personen, selbst das Zerlegen der Leiche ist an strenge Regeln gebunden. Da hat man ein besonderes Messer, das aus flachem Serpentinstein gemacht, länglich rund und etwa 16 cm lang ist. Auf der einen Seite des Messers hat man zwei Löcher eingebohrt, in die man den hölzernen Griff steckt. Das Messer nennt man nbouet. Mit diesem Instrument öffnet man den Leib und zerrt die Eingeweide mittels einer eigens dazu gemachten Gabel heraus. Letztere besteht aus zwei menschlichen Armknochen, die sehr spitz und in der Art fest zusammengebunden sind, dafs die beiden Zinken etwa 1 bis 2 cm von einander abstehen. Bisweilen zerlegt man die Leichen und kocht sie; häufig bäckt man sie ganz, und die Weiber thun sich etwas darauf

zu gute, wenn sie die Leichen in sitzender Stellung und im vollen kriegerischen Wichse auftragen können.

Trotz alledem ist im allgemeinen der Charakter der Neukaledonier ziemlich gut: sie sind auch nicht gerade ungastfreundlich, aber gewandte Diebe und wissen mit einem Helfershelfer gar schlaue Streiche auszuführen.

Schon seit Jahrhunderten stehen die Melanesier mit ihren polynesischen Nachbarn in enger Verbindung und haben vieles von ihnen angenommen. Mit den Europäern sind sie dagegen bis jetzt nur hier und da und in beschränkter Weise in Verkehr getreten. Unbekanntschaft mit diesen Inseln und Furcht vor der Wildheit und Feindseligkeit ihrer Bewohner haben die Weifsen lange Zeit von den Küsten Melanesiens fern gehalten. Erst seit Anfang dieses Jahrhunderts führte die Entdeckung, dafs auf den Inseln Santelholz wachse, europäische Händler und Seeleute in die südlichen Archipele und wurde die Quelle einer Verbindung, die den Europäern bis jetzt fast nur Nachteil und Verderben gebracht hat. Nur selten haben es einzelne Matrosen gewagt, sich unter ihnen anzusiedeln: später sind diesen erst protestantische, dann katholische Missionäre gefolgt, und in einigen der südlicheren Inseln ist es ihnen nach langen Anstrengungen gelungen, das Christentum und die ersten Keime einer höheren Gesittung zu verbreiten. Endlich haben politische Erwägungen besonderer Art die französische Regierung bewogen, sich Neukaledoniens und der umliegenden Inseln zu bemächtigen. Seit der Kolonisierung Australiens ist die Überführung von Arbeitern dahin die Quelle einer anderen Verbindung geworden, die allerdings einerseits durch die Nichtswürdigkeit mancher Händler den Eingeborenen die traurigsten Nachteile gebracht hat, andererseits aber dadurch, dafs sie die Melanesier mit dem Leben der Europäer und deren Ansichten näher bekannt macht, von nicht geringem Vorteil für sie ist. Endlich hat der steigende Handel und das öftere Erscheinen von Handels- und Kriegsschiffen sie allmählich mehr an den Umgang mit den Europäern gewöhnt, so dafs bereits an manchen Orten an die Stelle der früheren Feindseligkeit ein mehr oder weniger lebhafter Verkehr getreten ist.

Wie die Polynesier und Australier, so sind auch die Melanesier durch ihre Berührung mit den Weifsen dem Untergange geweiht. Man spricht so häufig von dem Walten Gottes in der Geschichte: und doch zeigt sich in den seltensten Fällen etwas anderes, als dafs der Stärkere aufs rücksichtsloseste den Schwächeren vertilgt.

Australische Lubras.

Boston Public Library.

AUSTRALIER.

Von den Papua scharf gesondert bildet der Australier einen besonderen Rassentypus, der den australischen Kontinent als sein Eigentum in Besitz genommen hat.

Australien ist bis vor kurzem völlig abgeschlossen geblieben, denn es hat nächst Afrika die am meisten abgerundete Gestalt. Trotz seiner vielen Buchten und Baien konnte nur vom Golf von Carpentaria im Norden ein Verkehr mit den Papua von Neu-Guinea durch die Torresstrafse, stattfinden. Im allgemeinen leidet Australien an Wassermangel, sei es in Form von Quellen, Flüssen oder Seen. Der Mangel eines ausgebildeten, weitverzweigten Stromsystems läfst keine eigentliche üppige Vegetation aufkommen: das alles ist nicht ohne Einflufs auf die Eingeborenen geblieben, die von der Natur des Landes abhängen. Wollen sie ausreichende Nahrung finden, so müssen sie hin- und herziehen, um solche aufzusuchen, da wegen des Wassermangels weder die Tier- noch die Pflanzenwelt genügende Ausbeute liefert. Aufserdem dürfen die Wanderscharen nicht zu grofs sein, damit die Vorräte des Landes reichen, und so ist auch die Zersplitterung der Rasse in so viele kleine Stämme notwendige Folge ihres Landes.

Die Zahl und der Zustand der Stämme hängt im allgemeinen von der Beschaffenheit der Gegend ab, die sie bewohnen. Wo letztere dürr und unfruchtbar ist, wird man die Eingeborenen gering an Zahl und von elender äufserer Beschaffenheit finden, während sie im umgekehrten Falle verhältnismäfsig zahlreich, schön gebaut und kräftig zu sein pflegen. Auch liegt es auf der Hand, dafs sie sich mehr an den Küsten aufhalten müssen, schon deshalb, weil durch die Seetiere ihre so kärgliche Nahrung um ein Bedeutendes vermehrt wird.

Der Australier ist durchschnittlich nur klein und von verhältnismäfsig schwachem Gliederbau. Auffällig ist der Mangel an Waden. Die Schädelbildung ist bei den Männern immer schöner als bei den Weibern: im ganzen ist sie schmal und länglich. Die Stirn ist hoch und gerade. Die Augen sind grofs, glänzend und ausdrucksvoll. Die Nase ist an der Wurzel schmal, wodurch die Augen zusammengedrückt erscheinen, gegen unten zu wird sie breit und eingedrückt; die Zähne sind stark und weifs, der Mund ist grofs, das Haar dunkel, glänzend und etwas gekräuselt, ohne jedoch wollig zu werden. Viele Männer haben lange, glänzende Bärte, die den Neid manches Europäers erwecken würden. Die Haut ist nicht schwarz, sondern von dunkler Kupferfarbe; der Gebrauch von Fett, Holzkohle und Ocker indessen, obschon von Nutzen gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen, hat ihre Farbe anscheinend verdunkelt.

Die Sprache ist bei den verschiedenen Horden so abweichend, dafs die Bewohner etwas entfernt liegender Distrikte einander gar nicht verstehen.

Die Australier haben einen eigentümlichen Ruf, um einander aufzufinden und sich bemerkbar zu machen. Ihr lautes Ku—i in dem Intervall einer aufsteigenden Quart mit betonter und abgestofsener letzter Silbe singend gerufen, dient den Kolonisten seitdem in gleicher Weise.

Die australischen Eingeborenen haben keine festen Wohnplätze. Schon oben sahen wir, dafs sie nach Nahrung weit und breit umhersuchen müssen, deshalb können sie sich mit Errichtung fester Wohnstätten nicht befassen. Wenige Stangen und Äste, einige Zweige gegen einen umgestürzten Baum gelehnt, oder der Schutz einer aufgehängten Opossumfelldecke ist alles, was sie wünschen und bedürfen. Zuweilen ist dies ihr Wirlie (Gunyah oder Mia Mia), von Binsen oder Stöcken gebildet, und mit Zweigen, Rinde, Gras, Lumpen oder alten Kleidern, welche von den Eingewanderten weggeworfen werden, bedeckt. Je nach dem Windwechsel drehen sie diese sogenannten Wohnungen herum.

Durch Aneinanderreiben zweier Stückchen Holz machen sie Feuer an. Das eine Stück ist etwas mehr als einen Meter lang, und das andere ist ein kurzer runder Stock. In dem ersteren befindet sich in der Mitte ein Loch, das mit fein zerkleinerter Rinde des Faserrindenbaumes (einer Eukalyptenart) angefüllt ist. Indem sie das eine Ende des gröfseren Holzes gegen einen Baum stemmen und das andere Ende in der Hand halten, drehen sie den Stock in dem Loche schnell und so lange herum, bis sich die Rinde entzündet.

Der Australier ifst so ziemlich alles, was da wächst, kriegt und fliegt. Von Vegetabilien (Mai) sind es namentlich Binsenwurzeln, und da das Sammeln derselben eine sehr unangenehme, schmutzige Arbeit ist, da die Wurzeln mühsam aus dem Schlamme der Flüsse gegraben werden müssen, so ist die Ernte derselben Obliegenheit der Weiber. Mit Vorliebe geniefsen sie Fleischkost (Paru). Darunter sind indessen nicht unsere Fleischarten zu verstehen, sondern Känguru- und Kasuarfleisch, Ratten, Schlangen, Käferlarven, Schmetterlinge (wenn dieselben recht grofse, fette Leiber haben), Ameiseneier, Engerlinge u. s. w., welche letztere namentlich als Leckerbissen gelten.

An den Küsten ist ein gestrandeter oder gefangener Walfisch ein Fest für die Eingeborenen, welche dann ganz unmäfsig essen, ja selbst ganz stinkendes Fleisch und Fett nicht verschmähen.

Australische Eingeborene aus der Gegend am Murray.

Alles Fleisch wird am Feuer oder auf Kohlen geröstet.

Gröfsere Tiere, wie Känguru und Kasuare, werden vorher zerlegt, während man die kleinen Tiere mit Haut und Haar auf glühende Kohlen legt. Eine ihnen eigentümliche Kochweise ist die mit Dampf. In einem in die Erde gegrabenen Loche wird ein Fisch oder ein Stück Fleisch auf heifse Steine gelegt und mit reinem Gras bedeckt. Darauf wird ein Stab senkrecht gehalten und das Loch mit Erde ausgefüllt und festgestampft. Der Stock wird schliefslich herausgezogen und in die zurückbleibende Röhre Wasser gegossen. Das Wasser verdampft auf dem heifsen Steine und der durch das Gras zurückgehaltene Dampf kocht Fisch oder Fleisch fertig, und zwar sehr schmackhaft. Fleisch wird auch bisweilen in hohle Baumrinde dicht vors Feuer gelegt, um den Saft zu erhalten. Schildkröten werden aus demselben Grunde auch in der eigenen Schale geröstet. Eier werden in der Asche gekocht. Ameisen und Engerlinge auf Stücken Rinde geröstet. Die Eingeweide der Tiere werden, nachdem sie vollständig durchwärmt sind, herausgezogen, gewaschen und besonders zubereitet. Wäre diese Art Tiere zuzubereiten, mit mehr Reinlichkeit verbunden, so würde sie sehr zu empfehlen sein, da das Fleisch einen einladenden

Geruch bekommt und voll Kraft und Saft ist: allein die Unreinlichkeit der Leute ist so grofs, dafs sie sich in den seltensten Fällen die Mühe nehmen, die Gedärme auszuwaschen.

Über die Nahrung haben sie gewisse, feste Bestimmungen. So z. B. können Kinder unter zehn Jahren alles essen. Knaben dürfen kein Känguru fleisch geniefsen, ebenso wenig das Weibliche oder Junge irgend welchen Tieres. Dem Mädchen ist nicht gestattet vom Kranich, Bandikut und männlichen Wallaby (Haematurus wallabatus) zu essen. Jungen Männern ist der Genufs von schwarzen Enten, Kranichen, Adlern, Schlangen und Wallabies und des Jungen im Beutel verboten; die Älteren des Stammes sagen ihnen, dafs, wenn sie solche zu sich nehmen, Beulen über ihren ganzen Körper ausbrechen würden. Verheiratete Männer müssen sich bis zum vierzigsten Jahre des Genusses von Adlern und Kranichen enthalten. Eidechsen sind die passendste Nahrung für Mädchen, während verheiratete Frauen namentlich Schlangen mit Vorteil geniefsen sollen. Alte Leute können gleich den Kindern essen, was sie wollen.

Man hat Enten und Gänse in Fülle: auch fehlt es nicht an Leckerbissen. Schmackhafte Würste von Fett (in den Därmen des Pelikans) werden im Kreise zum Aussaugen herumgereicht. Loap oder Manna giebt auch ein beliebtes Gericht. Die geschätzte Myrnongwurzel, dem Radieschen ähnlich, ist leider von unseren Schafen vielfach zerstört worden. Der hakenförmige Kakostock holt die saftigen Engerlinge aus ihren hölzernen Höhlen.

Es ist fast unglaublich, welche Quantitäten Nahrungsmittel ein Eingeborener zu sich nehmen kann, wenn sich Gelegenheit dazu bietet, dafür kann er aber auch ohne viel Beschwerde länger fasten, als wir Europäer es können. Während seines vieljährigen Aufenthaltes in Australien hatte der Herausgeber öfters Gelegenheit dies zu beobachten. So tröstete sich mein schwarzer Diener mit der Aussicht auf bessere Zeiten: «By and by, buccalo, you will see me pta (essen) all night», und in der That kostete ihm dann der Kauprozess eine beträchtliche Zeit. Eines Abends afs er $1^1/_2$ Pfund Pferdefleisch mit einer gehörigen Portion Brot, darauf Herz, Leber, Lunge und Magen, sowie den Schwanz und die zwei Hinterbeine eines jungen Känguru, nachher kam ein Pinguin an die Reihe, den er tot am Ufer gefunden hatte, und nachdem er das Fell des Känguru, von dem er die Haare abgesengt, heruntergearbeitet, schlofs er die Mahlzeit mit der zähen Haut des Pinguin. Da allerdings machte er die Entdeckung, dafs sein Leib voll sei: er zündete ein kleines Feuer an und legte sich schlafen, um von dem Vergnügen zu träumen, das im Essen besteht. Ein anderes Mal hatte er zwischen einem recht tüchtigen Nachtessen und dem Frühstück $6^1/_2$ Pfund gekochtes Fleisch vertilgt, und von einem geschlachteten Pferde briet er sich eines Abends ein Stück von 20 Pfund, um während der Nacht etwas zu essen zu haben. Im allgemeinen durfte man aber 9 Pfund Fleisch täglich auf ihn allein rechnen. Allerdings bekamen ihm seine Mahlzeiten nicht immer gut, dann wälzte er sich auf der Erde, stöhnte ganz entsetzlich und behauptete sehr krank zu sein.

Die gebräuchlichste Waffe der Australier ist der Waddy (Keule), ein einfacher, aus schwerem Holze geschnitzter, an dem einen Ende zugespitzter, am anderen Ende in einem eiförmigen, im Feuer gehärteten Knoten endender Stock, ohne welchen kein Eingeborener angetroffen wird. In seinen Händen ist der Waddy eine nicht zu unterschätzende Waffe, mit welcher er zuschlägt, sticht und die er mit grofser Sicherheit zu werfen versteht. Bei ihren Kämpfen pflegen die streitenden Parteien sich so lange schlecht zu machen und mit allen erfindlichen Schimpfworten zu belegen, bis endlich dem einen die Geduld ausgeht und er dem Gegner mit dem Waddy einen Schlag versetzt, der einen Ochsen zu Boden fällen würde. Der Eingeborene indessen hat einen dicken harten Schädel, mifsmutig schüttelt er sich und zahlt dem Gegner mit gleicher Münze, worauf der allgemeine Kampf beginnt, bei dem es zwar Beulen in Menge giebt und nicht wenig Blut fliefst, bei welchem aber selten tödliche Verwundungen vorkommen.

Der Katta ist nicht nur eine brauchbare Hieb- und Stofswaffe, er dient auch als Spaten, Schaufel, Hacke u. s. w., denn mit ihm weifs der Eingeborene geschickt gröfsere und kleine

Eingeborene der australischen Kolonie Viktoria.

Boston Public Library.

Tiere aus ihren Erdlöchern zu graben, die er zu seiner Nahrung bedarf. Die Speere sind meist mit scharfen Muscheln oder Quarzstücken besetzt, die mit Baumharz festgeklebt, oder mit Tiersehnen, wohl auch mit Pflanzenfasern angebunden sind. Die gröfsten Speere bis zu vier oder fünf Meter Länge werden mit einem besonderen Wurfstocke (Wumerah oder Midla) geschleudert. Letzterer hat gewöhnlich eine Länge von 50 bis 60 cm, besteht aus einem Stücke harten, flachen Holzes und ist an einem Ende mit einem Haken versehen, während an dem anderen ein Stück Baumharz oder ein Büschel Opossumhaare befestigt sind, letztere um zu verhindern, dafs der Wumerah beim Schleudern des Speeres aus der Hand fährt. Der Haken — gewöhnlich ein Känguruzahn — wird in ein am unteren Ende des Speeres befindliches Loch gelegt und Wurfholz und Speer mit den verschiedenen Fingern der rechten Hand gehalten. Ist die Waffe nun in die Höhe des Auges gebracht, so kann sie geworfen werden, und das Wurfholz, welches dem Speere die Richtung giebt, verstärkt durch seine hebelartige Wirkung die Kraft des Wurfes bedeutend. Diese Vorrichtung ist um so charakteristischer, als sie sich nirgends sonst auf der Erde findet.

Nicht weniger eigentümlich, als das Wurfbrett, ist eine andere, jedoch weitaus bekanntere Waffe, der Bumerang. Die Australier verfertigen ihn aus den Ästen oder Zweigen der Acacia pendula, oder aus einem anderen Baume von ähnlichem Wuchse, denn die Krümmung mufs gewachsen sein. Bekanntlich fliegt der Bumerang, sich um sich selbst drehend, zu dem Standpunkte seines Schleuderers zurück, nachdem er sich eine Strecke weit vorwärts bewegt hat. Nicht dann natürlich, wie die irrige Angabe einiger Mitteilungen ist, wenn er nach einem bestimmten Ziele geworfen worden und dies trifft, denn dann fällt er zu Boden. Ein erfahrener Werfer kann dieser Waffe fast jede beliebige Richtung geben; zur Verstärkung der Kraft wird sie gewöhnlich flach gegen den Erdboden geschleudert, von dem sie abprallt, um sich oft zu bedeutender Höhe zu erheben. Die Eingeborenen sind im stande mit dem Bumerang Vögel oder kleinere Säugetiere bis zu der bedeutenden Entfernung von 150 m zu erlegen.

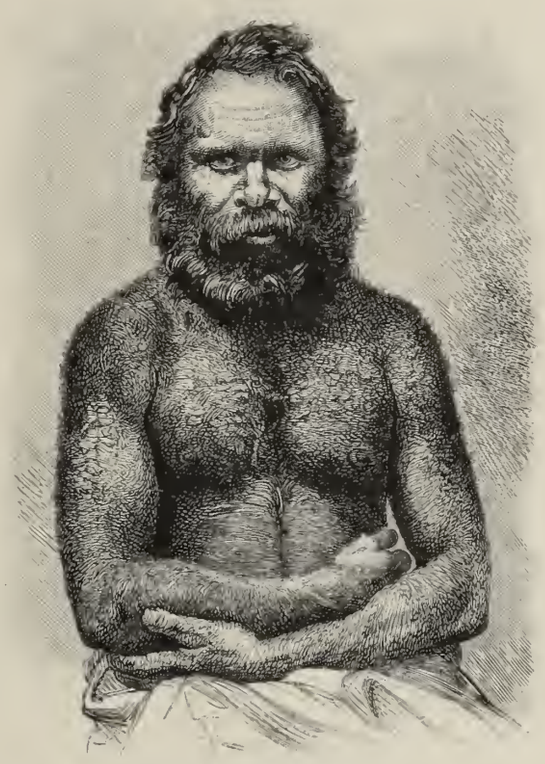
In mehr oder weniger allgemeinem Gebrauch sind noch der Katta-Twirris, eine Art zweischneidiges Schwert, furchtbar durch die Quarz- und Muschelstücken, welche die Ränder der Wunde zerreifsen, sowie der Tomahawk, der eigentlich aus einem Stück Quarz bestand, welches an einem Stocke mit Harz u. s. w. befestigt wurde, in neuerer Zeit aber durch ein gewöhnliches eisernes Beil ersetzt wird. Der Tomahawk dient dazu, Einschnitte in die glatten und starken Stämme der Bäume zu machen, welche von den Eingeborenen mit aufserordentlicher Fertigkeit erklettert werden. Die Art, wie die Australier klettern, ist durchaus eigentümlich. Der Eingeborene braucht nämlich dazu eine wilde Rebe oder einen schlanken, zähen Baumzweig von 3 bis 4 m Länge. Während er die beiden Enden fest in den Händen hält, geht er mit kurzen Schritten, sich gegen den Baum stemmend, hinauf, wenn der Stamm rauh genug ist, oder bereits die erforderlichen Einschnitte von einem früheren Kletterer gemacht worden sind. Fehlen diese Einschnitte, so macht sie sich der Wilde, indem er das eine Ende der Rebe, das zu diesem Zwecke mit einer Schlinge versehen wird, zum Fufse hinabführt, von dem er die grofse Zehe in die Schlinge steckt und dadurch die Hand frei macht. Mit letzterer fafst er das an einer Art Gürtel getragene Beil und haut mit demselben etwa 1 cm tiefe Stufen ein, so weit er am Stamme hinanreichen kann. Man mufs sicherlich gestehen, dafs diese Art, Bäume zu erklimmen, eine aufserordentliche Gewandtheit und Muskelkraft voraussetzt, denn minutenlang ruht das ganze Gewicht des Körpers auf der einen, in eine so schmale Stufe eingesetzten Zehe!

Die einzige Verteidigungswaffe der Australier ist ein Schild (Hieleman) von Holz oder Baumrinde, 60 cm bis 1 m lang und etwa 20 cm breit, roh geschnitzt und bisweilen bemalt.

Alle übrigen Geräte beschränken sich fast nur auf Netze zum Fisch- und Vogelfang, aus Baumrinde oder einer Art Flachs verfertigt, und auf die Gefäfse zum Tragen von Lebensmitteln und Wasser.

Das sonderbarste Werkzeug ist die Yuta, die in einem Streifen Baumrinde besteht und etwa 30 cm lang und 20 bis 25 cm breit ist, in der Form einer offenen Dachrinne. Mit diesem Instrument schaufelt man im Frühjahr (September, Oktober) die Ameisenhaufen aus und entfernt damit, indem man es wie eine Schwinge handhabt, das Gemülm und die zahllosen kleinen roten Insekten, so dafs nur die darunter befindlichen grofsen Maden zurückbleiben, welche mit grofsem Behagen gekaut werden.

Alle Waffen und Werkzeuge füllen nebst anderen Geräten einen Reisesack, der mit einem Seile über die linke Schulter und unter dem Arme derselben Seite getragen wird. Er besteht entweder aus einem Kängurufelle, das mit einer Schnur zusammengezogen wird, oder aus einem groben binsengeflochtenen Netze.



Eingeborener von Südaustralien.

Dieser Reisesack enthält regelmäfsig eine grofse, flache Muschel zum Trinken, einen runden Kieselstein zum Zerbrechen der Tierknochen, mehrere Sorten Farben, eine kleine hölzerne Schaufel, die beim Rösten der Wurzeln gebraucht wird, einige Stücke Quarz, oft auch erlegtes Wild (Nupti) und efsbare Wurzeln, sowie die ganz erhaltene Haut eines kleinen Tieres, die als Tasche für ganz kleine Gegenstände dient, wie z. B. für Kängurusehnen als Zwirn, gespitzte Knochen als Nadeln, scharfkantige Knochen zu dem Abschaben der Wurzeln, ferner Federbüsche, Bartspitzen, Speerhaken u. s. w. Damit nichts durch die weiten Maschen des Netzes fällt, wird dasselbe mit Gras ausgelegt. Die Waffen legen sie oben darauf, und um das Herunterfallen zu verhüten, verschlingen sie dieselben in den Stricken. Die Säcke der Weiber, Nudla genannt, sind gröfser und werden, wenn sie schwer sind, auf dem Rücken an einem Brustbande getragen.

Die meistens sehr schlecht konstruierten Rindenkähne und ebenso schlecht gebauten Flöfse von höchstens 4 m Länge bildeten die einzigen Fahrzeuge, welche den Eingeborenen vor Ankunft der Europäer im Lande bekannt waren.

Für gewöhnlich lieben die Eingeborenen den Zwang der Kleidung nicht. Im kalten Winter und (laut polizeilicher Vorschrift) sobald sie in die Nähe von Ansiedelungen der Weifsen kommen, werfen sie eine aus Opossum- oder Kängurufellen, mit Sehnen oder mit einer Grasart künstlich zusammengenähte Decke über sich.

Ihr Schmuck ist einfach. Bei grofsen Gelegenheiten schmückt man sich mit den Federn des schwarzen Schwans oder des Kasuar, oder befestigt Känguruzähne, Moos oder Vogelkrallen ins Haar. Die Weiber werden ohne solchen Putz für genügend schön erachtet, und bedürfen keiner künstlichen Hilfsmittel, um ihre natürlichen Reize(?!) zu erhöhen.

In einzelnen Teilen des Landes wird das Dibbi-Dibbi hochgeschätzt, das aus einer Muschel in Form eines Halbmondes geschnitten, vielfach verziert, und an einer aus Menschenhaaren gefertigten Schnur getragen wird, auf welche etwa 2 cm lange, abwechselnd gelb und rotgefärbte Binsenstückchen, oder gleich grofse Abschnitte von Fühlhörnern des Hummer gereiht sind.

Das am meisten geschätzte Schönheitsmittel ist — Fett. Haben sie dasselbe in reichlichem Mafse, so besalben sie sich den ganzen Leib damit, ist es aber nur in geringer Fülle vorhanden, so beschränken sie sich nur auf Salbung des Gesichts. Die Gewohnheit beruht auf vernünftigen Gründen, da ihnen dieselbe ein Gefühl der Behaglichkeit verleiht, besonders in heifsem Wetter und wenn Mücken und Fliegen sie belästigen. Sie bitten oft mit eben so grofser Inständigkeit um ein Stück Fett als um ein Stück Brot und vergleichen ihre Gewohnheit mit dem Waschen der weifsen Leute. Nie scheinen sie aufgeräumter zu sein, als wenn sie vom Kopf bis zu den Füfsen vom Fette triefen.

Die Farben, mit denen sie sich bemalen, sind schwarz, weifs und rot. Die schwarzen und roten Farben werden aus Speckstein gewonnen, die zu Pulver gerieben oder geschabt werden und auf die mit Fett beschmierte Haut aufgetragen, einen metallischen Glanz annehmen. Die weifse Farbe ist eine Art weicher Kreide oder Thon und wird blofs bei besonderen Gelegenheiten, z. B. bei dem Tanzen und während der Trauer angewendet. Als Trauerzeichen malen sich die Frauen die Stirn weifs, einen Kreis um beide Augen und einen senkrechten Streifen in der Magengegend. Die Männer hingegen malen die Brust entweder mit gezogenen oder punktierten Linien, die von der Schulter bis zur Mitte des Unterleibs laufen, wo sie nahe zusammengrenzen. Die Verschiedenheit der Bemalung zeigt die nähere oder fernere Verwandtschaft mit dem Verstorbenen an. Auch die schwarze Farbe gilt als Trauerzeichen beim Ableben verschwägerter Verwandten, während die weifse Farbe Trauer um Blutsverwandte bedeutet.

Beiden Geschlechtern eigen sind die erhabenen Hautnarben auf Brust, Unterleib, Schenkeln und Schultern. Dieselben werden unter besonderer Festlichkeit mit scharfen Muschelstücken eingeschnitten, und da man die Haut zwischen den Einschnitten zu heben sucht, so ist diese Art der Tätowierung oft höchst schmerzhaft.

Behufs Herstellung dieser erhabenen Narben wird in die frischen Wunden Lehm gefüllt, damit der Heilungsprozefs verlangsamt und auf diese Weise gröfstmögliche Erhebung derselben erreicht werde. Die verschiedenen Stämme unterscheidet man durch die am Oberarme ersichtlichen Narben; aufserdem schmückt sich aber ein Jeder, je nach Geschmack, mit gröfseren oder kleineren, verschiedentlich gruppierten oder gestalteten Narben, die er beliebig auf der Brust, dem Rücken, an dem Arme u. s. w. anbringt. Auch die Weiber (lubra, gins) pflegen mit kleineren Narben den Oberkörper zu verzieren.

Vielfach sieht man Eingeborene mit durchbohrtem Nasenknorpel, in welchem ein Stück Holz oder ein Känguruknochen getragen wird.

Eine besondere Sorgfalt widmen sie der Verzierung des Kopfes: das Haar wird in der Regel mit Zähnen, Fischgräten, Vogelfedern und dergl. aufgeputzt. Sehr verbreitet ist der Gebrauch, den Schwanz des Dingo (des eingeborenen Hundes) über dem Kopf oder über der Stirne zu tragen, oder auch die Haare vermittelst eines Grashalmes aufzubinden, so dafs ein hoher

Eingeborene von Südostaustralien.

Australier. Mann und Lubra in einem Wirlie aus Baumrinde.

Boston Public Library.

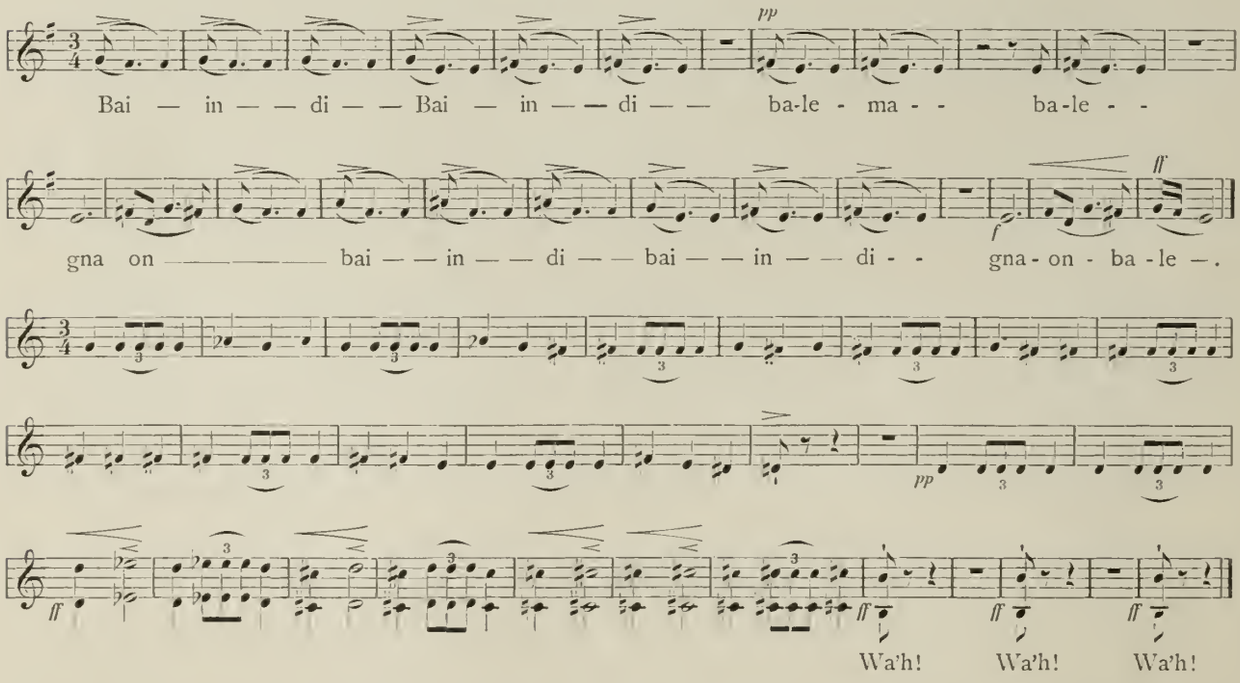
Büschel den Wirbel ihres Schädels ziert: bei dieser Tracht hängt immer eine einzelne fingerlange Locke von der Stirn herunter; andere Stämme teilen das Haar in kleine Büschel, die mit dem Safte des Gummibaumes bestrichen werden. Künstlich gesponnene Schnüre von Menschenhaar werden auch in das eigene eingeflochten und die Schwänze von Tieren häufig an den Bart gebunden. Bei dem Australier ist der Bart durch das ganze Leben ein Gegenstand des Stolzes und der Sorgfalt; die zärtliche Weise, in welcher er ihn immer liebkost und streichelt, zeigt, welches Vergnügen er an dessen buschigen Reizen empfindet. Auch ist der Bart nicht nur ein äufserer Schmuck, sondern es sind gewisse Rechte mit ihm verknüpft, von denen nicht das unwichtigste darin besteht, dafs kein Mann sich verheiraten noch einen Kasuar töten darf, bevor er im Besitze eines Bartes ist.

In ihren Tänzen, welche meist des Nachts ausgeführt werden, ahmen sie vielfach die Bewegungen der Tiere nach, so haben sie z. B. einen Kängurutanz, einen Kasuartanz u. s. w.

Der beliebteste Tanz ist der Korroberi. Alljährlich einmal, wenn der Mond das zwölfte Mal abnimmt, versammeln sich die Eingeborenen von weit und breit zum kobbongo (grofsen) Korroberi, zu welchem alle beteiligten Stämme Lebensmittel in Hülle und Fülle mitbringen, und schwatzen, rauchen, zechen oder schmausen, bis die auf einem benachbarten Hügel versammelten weisen Männer (Wammarugo) den geeigneten Stand des Mondes beobachtet haben. Sobald die rechte Zeit verkündet ist, wird Toilette gemacht, d. h. die Männer lassen sich von ihren Lubras (Weibern) mit Fett einreiben und mit Farben schrecklich bemalen. Darauf zünden die Weiber ein mächtiges Feuer an, setzen sich in einiger Entfernung von demselben auf den Boden und beginnen mit kurzen Stöcken (Nulla-nulla) ein eintöniges Getrommel auf einem über die Kniee ausgespannten Opossumfell, wozu sie eine eintönige melancholische Weise singen, wie etwa:

Das Känguru ist schnell, doch leichtfüfsiger ist Ngoyulloman.
Die Schlange ist listig, doch verschlagener ist Ngoyulloman.

Der Gesang der Weiber lautet etwa wie folgt:



Kurz darauf erscheinen die Tänzer mit Speeren und Fackeln, d. h. flammenden Feuerbränden in den Händen, die Knöchel mit Bündeln von Gummiblättern umwickelt, und beginnen mit grimmigen Geberden ihren Tanz, der zuletzt in ein wildes Rennen und Jagen im Kreise oder

in verschiedenen Richtungen vor- und rückwärts ausartet. Dabei führen sie allerlei phantastische Stellungen aus, stofsen von Zeit zu Zeit ein wildes Geheul aus, schlagen die Speere gewaltig an einander und stofsen die Fackeln auf die Erde, dafs die Funken weit umhersprühen.

Die eigentümliche Bedeutung dieser mit den mannigfachsten Variationen aufgeführten Tänze ist noch unaufgehellt. Namentlich mufs dahingestellt bleiben, ob die darin unzweifelhaft vorhandene allgemeine Tradition einen religiösen Hintergrund hat; wenigstens ist sonst bei den Australiern von einer Götteridee oder dergleichen nur wenig zu finden, man müfste denn den Glauben an Zauberei und an einen bösen Geist, der in den dunkeln Wäldern sein Wesen treibt, dahin rechnen. Dagegen glauben sie fest an eine Seelenwanderung und sind namentlich der Meinung, dafs sie es nach dem Tode besser haben werden als hier auf Erden, denn sie werden als Weifse erwachen, und alle die Annehmlichkeiten und Vorteile genieſsen, deren sich dieselben zu erfreuen haben.

Drei Grade haben die Jünglinge zu durchlaufen, ehe sie in die Zahl der Männer aufgenommen werden. Die letzte und wichtigste Einweihung geschieht im Alter von 18 bis 20 Jahren, worauf die jungen Leute Wilyalkinyi genannt werden. Die dabei gebräuchlichen Ceremonien sind in verschiedenen Landesteilen verschieden; überall aber gebräuchlich ist dabei das Ausschlagen der Vorderzähne, womit grofse Feierlichkeiten verbunden sind.

Die ausgeschlagenen Zähne werden von der Mutter des Wilyalkinyi in die Rinde einer jungen Eukalypte, an einer Stelle, wo sich zwei Äste gabeln, versteckt. Dieser Baum wird nur gewissen Personen des Stammes kenntlich gemacht, der Jüngling selbst erfährt nichts davon. Im Falle nun die Person, welcher der Baum auf diese Art gewidmet ist, stirbt, wird vom Fufse die Rinde abgestreift, oder der Baum durch Feuer getötet, und er bildet somit ein Denkmal für den Verstorbenen.

Wunderliche Ceremonien treten ein, wenn jemand nach sehr langer Abwesenheit zurückkommt, oder wenn sich zwei einzelne Leute oder zwei Stämme im Walde begegnen.

Ein Einzelner, der zum Wirlie eines Freundes kommt, setzt sich schweigend hin, und seine Weiber hinter ihm; hat sich nun in der Zwischenzeit ein Todesfall zugetragen, so kommt nach etwa zehn Minuten der nächste Verwandte des Toten zu dem noch immer schweigend sitzenden Gast, und drückt, indem er sich ihm gegenübersetzt, schweigend und mit abgewandtem Haupte, Brust gegen Brust. Darauf ebenso der zweitnächste Verwandte und so der Reihe nach alle anwesenden Männer. Die nächste weibliche Anverwandte umfafst knieend des Gastes Kniee mit der Linken und zerkratzt mit der Rechten ihr eigenes Gesicht; dann knieet sie ebenso vor der Lubra des Gastes und beide zerfleischen ihre Gesichter, eine Ceremonie, welche die anderen ihnen nachzuahmen sich beeilen.

Das Familienleben ist nur äufserst notdürftig ausgebildet und schon der Anfang der Ehe ist bei einzelnen Stämmen mit grofsen Roheiten verknüpft. Dort schlägt der Mann das Mädchen, welches er zur Frau haben will, mit dem Waddy nieder und schleppt sie fort. Wie aber auch der Anfang sein mag, der Fortgang des Familienlebens bildet eine Kette von Grausamkeiten gegen die armen Geschöpfe, die Lubras, welche nur die Sklaven und Lasttiere der Männer sind. Um die Kinder bekümmert sich zwar die Mutter in den ersten Jahren, später aber hört jeder Zusammenhang der Familie auf und zwar so vollständig, dafs Eltern und Kinder ihr gegenseitiges ursprüngliches Verhältnis vergessen.

Das bei den Eingeborenen sehr häufig vorkommende Töten der Kinder geschieht nicht aus Mangel an mütterlicher Anhänglichkeit, sondern ist von dem Willen des Stammes abhängig, sowie von der Schwierigkeit, herumziehenden Männern mit Säuglingen zu folgen, und dem Mangel an natürlicher Nahrung für solche. Die Beschaffenheit der Lebensmittel der Eingeborenen ist unpassend für ganz kleine Kinder: diese hängen von ihrer Mutter zwei- bis dreimal längere Zeit ab, als bei uns Europäern.

Man sieht selten eine Lubra ohne fünf bis sechs gefleckte, schmutzige, dürre, räudige Hunde, deren Junge mit ihrem eigenen Kinde die Milch teilen. Auch sonst tragen die Frauen die Hunde in wollene Decken gewickelt umher und putzen sie mit ihren eigenen Kleidungstücken aus. Trotzdem, dafs sie so zärtlich behandelt werden, sind diese Hunde die häfslichsten, elendesten Geschöpfe, die man nur sehen kann, zugleich wild und feige und immer in einem halbverhungerten Zustande. Doch schätzen die Australier sie vor allem, was sie besitzen, am höchsten, stellen sie über ihre Freunde und Kinder, und halten es für die ärgste Beleidigung, die ein Weifser ihnen zufügen kann, wenn er ihnen einen Hund tötet. Nicht selten rächen sie sich blutig für eine solche That. Die Hunde, von denen es mehrere Dutzend in jedem mittelmäfsig grofsen Lager giebt, scheinen sich dieser Wertschätzung bewufst, denn sie teilen Leid und Freud ihrer Herren und hängen trotz aller Entbehrungen mit solcher Treue an ihnen, dafs wohl noch nie ein Fall vorgekommen, dafs sie bei bester Pflege und Kost bei einem Europäer aushielten, sondern immer wieder zu ihrem ursprünglichen Aufenthalte zurückflüchteten.

Mit der Namengebung wissen sich die Australier anfänglich sehr leicht und einfach zu behelfen. Der erste Knabe heifst Piri (Primus), das erste Mädchen Kartanya (Prima); der zweite Knabe Warri, das zweite Mädchen Warrnya, das dritte Kumri u. s. w. Aufser diesen Namen, die genau unseren Vornamen entsprechen, erhält jedes Kind den Namen des Ortes, wo es geboren ist. Sobald die Kinder erwachsen werden, erhalten sie andere Namen, die sie zufälligen Ereignissen oder besonderen Charaktereigentümlichkeiten u. s. w. entlehnen.

Sie vermögen nicht weiter zu zählen, als bis vier, alles andere ist — viel. Die Zeitrechnung wird bei vielen Stämmen nur nach «Schläfen» gemacht, so dafs bei ihnen nicht einmal von Mondwechseln oder Jahreszeiten die Rede ist. Indessen mag dabei berücksichtigt werden, dafs die Australier sehr schnell wachsen und mit zehn bis zwölf Jahren ausgewachsen sind, und dafs der Kreis der intellektuellen Entwickelung zu klein ist, als dafs nicht ein halberwachsenes Kind ebensoweit vorgeschritten sein könnte, wie der älteste im Stamme.

Gewisse Eigentümlichkeiten, die bei anderen Völkern nur der Kindheit angehören, werden bei den Australiern, auch wenn sie erwachsen sind, nicht abgelegt. Die Lust an kindischen Tändeleien und Spielen, an endlosen Possen hängt sicherlich mit der unbegrenzten Sorglosigkeit zusammen, mit der sie in der Gegenwart stehen, vollkommen unbekümmert um alles, was aufser derselben liegt. Vergangenheit und Zukunft sind Begriffe, welche der Australier nicht fassen kann, die für ihn nicht existieren.

Der Charakter ist voller Widersprüche. Im ganzen gutmütig und friedfertig, wenn man sie nicht reizt, sind sie ohne erklärliche Ursache unter Umständen ebenso streitsüchtig, verschlagen und hinterlistig. Diebisch sind sie alle, aber die Habsucht ist selten bei ihnen so grofs, dafs sie einen Totschlag begehen.

Veranlassung zu blutigen Kämpfen mit benachbarten Stämmen giebt oftmals eine abergläubische Anschauung über die Todesart eines Angehörigen. Stirbt ein Eingeborener, ohne dafs man sich die Ursache zu erklären vermag, so hat ihn der Marralya heimlich des Nachts mit seinen Krallen erfafst und erdrückt. Der Marralya ist indessen kein wirklicher Vogel, sondern ein bösartiger Geist, der in der Gestalt eines Mannes von einem feindlichen Stamme sich dieses Verbrechens schuldig gemacht hat.

Die Doktoren sind alte, erfahrene Leute, doch nicht von der Wichtigkeit wie der Medizinmann der amerikanischen Indianer. Sie haben eine merkwürdige Art, Schmerz zu lindern, dadurch, dafs sie aus dem leidenden Teil ein Stück Holz oder Knochen, als Ursache des Leidens, zu saugen vorgeben, die sie jedesmal den Patienten zeigen.

Die Leichen werden an manchen Orten verbrannt, an anderen in hohle Bäume gesteckt, oder flach auf die Erde gelegt und aus zusammengetragenen Steinen ein Hügel über denselben errichtet. Wieder in anderen Gegenden pflegt man sie, den Raubvögeln und Dingos (wilden

Begräbnisstätte australischer Eingeborener.

Boston Public Library.

Hunden) zur Beute, auf hohe Gerüste, mit dem Antlitz gegen die aufgehende Sonne, zu legen. Die Witwen müssen sich den Kopf tüchtig mit Fett einschmieren, und dann denselben mehrere Zoll dick mit Töpferthon bedecken. Die Masse formt sich nach der Gestalt der Köpfe und mufs, vermöge ihrer Schwere, sehr unbequeme Mützen bilden, welche sie so lange tragen, bis sie abfallen. Die nächsten Verwandten bemalen sich das Gesicht mit Töpferthon, streuen sich unter Wehklagen heifse Asche auf das Haupt oder zerkratzen sich das Gesicht. Die Männer schneiden sich die Bärte ab und bemalen sich die Brust mit weifsen Linien. Da sie nun den Gebrauch der Taschentücher nicht kennen, so benutzen sie Holz und Steine um die Thränen abzuwischen. Zeitweilig halten sie mit Heulen und Schreien inne, um sich einmal ordentlich auszuschwatzen und auszulachen, um, wenn ihnen dann einfällt, wozu sie eigentlich versammelt sind, desto energischer das Lamento von vorn zu beginnen. Nachdem die Leichenfeier beendet, verläfst der Stamm für einige Zeit die Gegend, der Name des Verstorbenen aber wird nie wieder erwähnt, noch in irgend einer Art auf dessen frühere Existenz hingedeutet, und wenn ein anderes Mitglied des Stammes zufällig denselben Namen führt, so mufs es ihn mit einem anderen vertauschen. Dies geschieht nicht aus Aberglauben, wie man denken sollte, sondern «damit sie nicht zu viel weinen müssen».

In allen Teilen Australiens, soweit es von den Weifsen besiedelt ist, geht die eingeborene Rasse mit Riesenschritten ihrem Untergange entgegen.

Unsere Civilisation bringt ihnen Verderben, vor dieser vermögen sie nicht stand zu halten. Der stärkere Weifse beraubt sie ihrer Jagdgründe, auf denen sie Nahrung fanden, und zwingt sie, Kleidung anzulegen, so lange sie in der Nähe der Ansiedelungen sich aufhalten, und da sie dieselbe gewissenhaft wieder ablegen, sobald sie aus dem Bereiche seiner Kontrolle sind, so kann es nicht fehlen, dafs sie ihren Körper verweichlichen und Erkältungskrankheiten leichter zugänglich machen. Auch der Branntwein, dessen Genufs sie arg fröhnen und von Europäern mitgebrachte Krankheiten, wie Pocken u. s. w. tragen das Ihrige zu ihrer rapiden Verminderung bei.

NEGER.

Äthiopen. Mohren. Charakteristische Merkmale der Negerrasse. Sudanneger. Der westliche Sudan: Mandingo. Kru. Fanti. Aschanti. Eweer. Ffons. Kamerunneger. Mpongue. Der mittlere Sudan. Bornu. Mufsgo. Sonrhay. Baghirmi. Wadai. Die Denkastämme an den Quellen des Nil. Niam-niam. Monbuttu. Die Zwergvölker: Akka, Obongo, Buschmänner. Bewohner des östlichen Afrika. Stanleys Beschreibung der Anrainer des Tanganjika-Sees. — Bantuvölker. Kaffern. Hottentotten.

frika wird vom Südrande der Sahara bis zu dem Gebiete der Hottentotten, sowie vom Atlantischen Meere bis zum Indischen Ozean von Negern bewohnt. Nur der äufserste Norden und Osten ihres Weltteiles ist ihnen von eingedrungenen Semiten und Hamiten abgerungen worden.

Für eine gehässige Schule von Völkerkundigen war der Neger der Inbegriff alles Rohen und Tierartigen. Jede Entwickelungsfähigkeit suchte sie ihm abzusprechen, sogar seine Menschenähnlichkeit in Zweifel zu ziehen. Freilich haben die Negerstämme mit wenigen Ausnahmen noch keine innere Entwickelung und deshalb keinen Einfluſs auf den Gang der Dinge bei den übrigen Nationen der Erde geübt. Doch zeigt sich in dieser Hinsicht ein Unterschied unter den afrikanischen Negern. In der westlichen Hälfte der die afrikanische Wüste im Süden begrenzenden Länder finden sich Negervölker, welche, seitdem sie vor Jahrhunderten zum Mohammedanismus bekehrt wurden, in den Gewerben, im Handel und in geistiger Bildung solche Fortschritte gemacht haben, daſs sie sich jetzt von den mehr im Inneren oder mehr im Süden Afrikas wohnenden Negern, die man noch immer Wilde nennen muſs, wesentlich unterscheiden. Indessen sind auch diese gröſstenteils eine Beute des von jeher unter den Negervölkern herrschenden Despotismus geblieben, und noch immer weit von jener Blüte höherer Kultur entfernt, welche bei einigen Völkern des gleichen Bekenntnisses in Asien sich entwickelt.

Die alten Griechen und Römer bezeichneten die im Innern Afrikas wohnenden Völker mit dem Gesamtnamen Äthiopen, welchen man auch mit wenig Glück in neuerer Zeit als Namen für die eingeborene afrikanische Rasse einzubürgern versucht hat.

Ganz ähnlich verhält es sich mit dem im Mittelalter unter den christlichen Europäern gebräuchlich gewordenen Worte: Mohren, welches der Wissenschaft ebenfalls unbekannt bleibt. Mauren oder Mohren nannte man jene Araber, welche sich im nördlichen Afrika und dann in Spanien erobernd niederliefsen. Später wurde die Bezeichnung auf alle mohammedanischen oder auch heidnischen Völker des Südens und Südostens übertragen, bis er im Munde der Laien in der Bezeichnung Mohren auf den Negern haften blieb.

Die Form der Gesichtsbildung des Negers ist lang und schmal, das Gesicht glatt, das Hinterhaupt etwas in die Länge gezogen, die Unterkiefer hervorragend. Die Stirn ist klein, die Backenknochen sind vorstehend, das Kinn ist kurz und unschön gebildet. Die Augen sind eng geschlitzt, das Weifse derselben hat einen Stich ins Gelbliche. Die Nase ist breit und dick, die Nasenlöcher sind grofs und weit. Die Lippen sind wulstig und aufgeworfen, die Zähne sitzen etwas schief und sind von blendender Weifse. Das Ohr ist grofs und steht vom Kopfe etwas ab. Das Haar ist kurz, kraus und meistens von schwarzer Farbe. Der Bartwuchs ist sehr spärlich. Hals und Nacken sind stark entwickelt, fast stierartig. Die Schenkel sind mager; die Waden mangeln fast ganz: der Fufs ist grofs, platt und mit ungewöhnlich starken Zehen versehen. Der Neger ist daher sofort an seinem steifen, unschönen Gange zu erkennen. Die zumeist schwarze Haut ist dick, besonders an Händen und Füfsen, und immer sammetartig und kühl anzufühlen.

Der Neger, dessen Charaktergrundzug grofse Reizbarkeit bildet, ist mit einer lebhaften, ungezügelten Phantasie begabt und von roher ungebändigter Sinnlichkeit, die ihn zur Grausamkeit führt, welche hinwieder sich selbst auf das religiöse Gebiet überträgt und in Menschenopfern zur Erscheinung kommt. Die Energie des Negers ist nicht grofs; er arbeitet nur dann, wenn er von nagenden Bedürfnissen gequält oder von anderen dazu angehalten wird. Bei milder Behandlung ist er treu und anhänglich gleich einem Kinde, dagegen bei harter Behandlung störrisch und rachsüchtig.

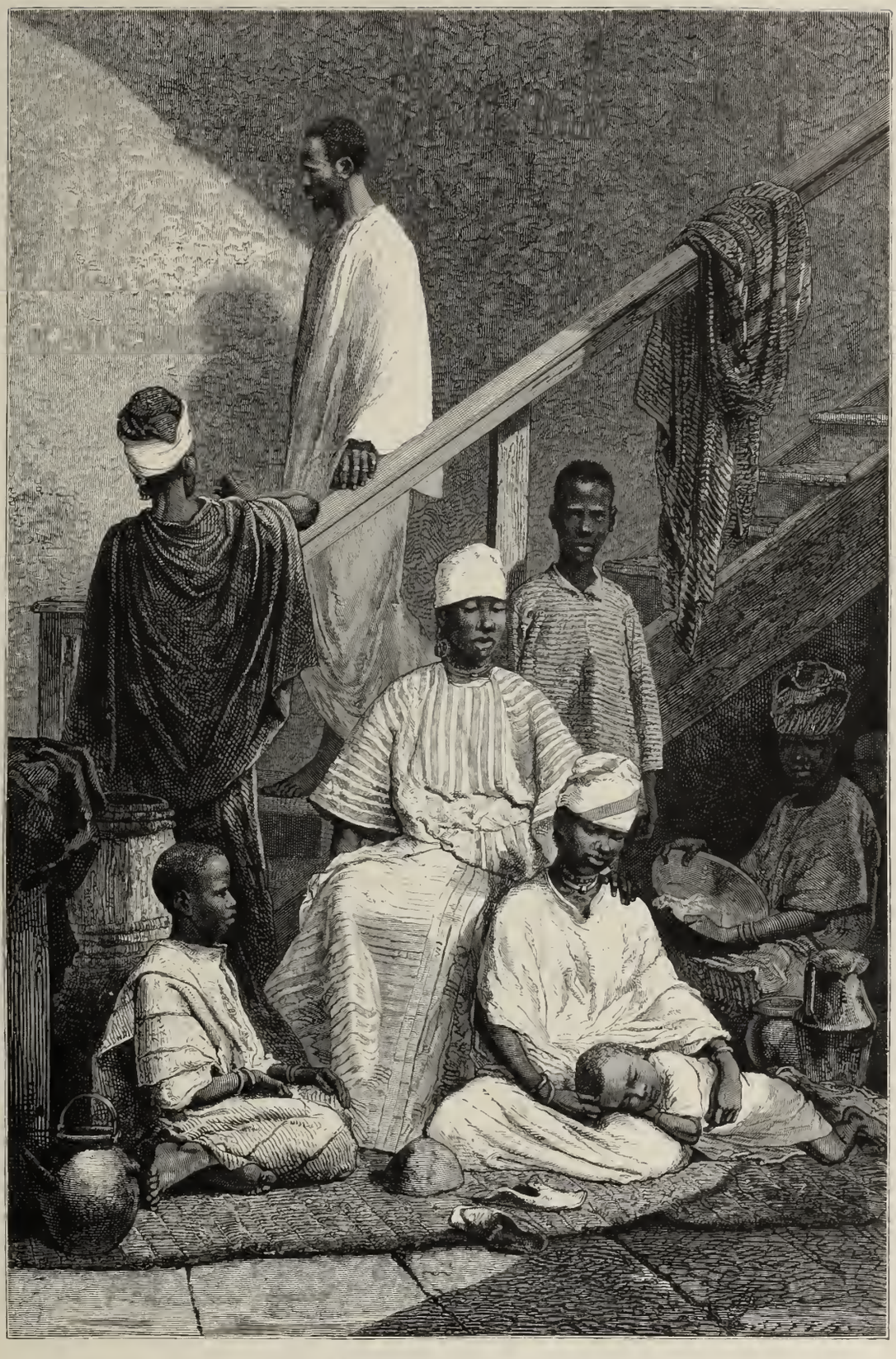
Die geistige Begabung des Negers ist mittelmäfsig. Er faist schnell auf und ahmt gut nach: ist aber selten im stande, sich zum freien Gebrauch seiner Gaben zu erheben. Negerkinder machen daher in jenem Alter, in dem vorzugsweise das Gedächtnis thätig ist, schnelle, oft bewunderungswürdige Fortschritte, bleiben jedoch in späteren Jahren, wenn der eigene Verstand wirksam sein sollte, zurück.

Der Neger ist mafslos leichtgläubig. Sein religiöser Glaube ist ebenso sinnlos, wie mit Furcht gepaart; er hält viel auf Amulette und Zaubereien. Der Neger ist in der Regel ein grofser Dieb und unverschämter Lügner: Heuchelei und Verstellung treten überall an ihm hervor.

Von den Beschäftigungen sind es meistens nur die Handwerke, denen sich der freie Neger widmet, während er den Landbau durch seine Sklaven oder durch die Weiber besorgen läfst: die Viehzucht kennt er fast gar nicht.

Die Neger bilden nur eine einzige Rasse; doch kann man, der Sprache nach, die in Südafrika wohnenden Bantuvölker als eine grofse Familie von den Sudannegern absondern.

Vom Westabhange des Kong-Gebirges, im westlichen Sudan oder Senegambien, ihrer ursprünglichen Heimat, bis zum mittleren Niger, vom Gambia bis zum Kap Palmas, wohnt der gröfste Negerstamm Westafrikas, die weitverbreitete Familie der Mandingo. Sie hat die Staaten Segu und Kaarta, wo man die Mandingo als Bambara bezeichnet, völlig inne, in anderen Landschaften ist sie als Malinke oder Soninke, auch als Sarrakulen oder Serrakollet gekannt. Die Mandingo sind Ackerbauer, treiben verschiedene Gewerbe und Handel und sind auch Krieger. Sie verheiraten sich in sehr frühem Alter. Die unverheirateten Männer tragen nur einen Lendenschurz, welcher gewöhnlich mit gelben Knöpfen, Perlenschnüren oder Stücken von Korallen, Bernstein oder auch Kupfer besetzt ist. An Armen und Beinen beschweren sie sich mit Manillen, d. h. Bändern oder Ringen aus Kupfer, welche von ihren heimischen Schmieden angefertigt werden.



Vornehme Mandingofamilie in St. Louis, Senegambien.

Boston Public Library.

Auf den Kopfputz verwenden sie besondere Sorgfalt: selbst der Ärmste trägt das Wollhaupt auf die eine oder die andere Art phantastisch aufgeputzt und hängt so viel Kupferstücke daran, als er nur immer auftreiben kann.

Vom siebenten Lebensjahre ab tragen die Mädchen nur einen Lendenschurz bis zu ihrer Verheiratung. Dann aber wickeln sie den Körper von der Taille abwärts in ein Tuch, wie dies alle an diesem Teile der Küste wohnenden Stämme zu thun pflegen. Dieses Tuch ist mit scharlachrotem Zeuge eingefafst und bisweilen mit in Form von Sternen aufgenähten Kaurimuscheln verziert. Nach der Menge von Perlen, welche die Frau um den Hals trägt, und nach der Zahl der Manillen am Arme berechnet man den Wohlstand des Mannes. Auch pflegt man die Nasenknorpel an verschiedenen Stellen zu durchbohren und an Nadeln befestigte Perlen hindurch zu stecken.

Wenn die jungen Leute heiraten wollen, so rufen sie den — Schmied herbei, welcher mit einem scharfen Instrument (sie haben keine Feilen) die Zähne der Brautleute scharf und spitz macht.

Die Mandingo sind stark, wohlgebildet und fleifsig. Vor vielen anderen Negerstämmen zeichnen sie sich durch Heiterkeit und Wifsbegierde rühmlich aus. Die Frauen sind gutmütig und lebhaft, mildherzige und zärtliche Mütter, was die Liebe der Kinder zu ihnen zur natürlichen Folge hat. Bei der Erziehung sehen sie vorzüglich auf Wahrheit und Treue. Die Mädchen helfen spinnen und Korn mahlen, die Frauen verrichten Feldarbeiten. Eine Frau erhält man durch Kauf von den Eltern, gewöhnlich für den Wert von zwei Sklaven. Sie wird, wie bei den Mohammedanern, nicht für gleichberechtigt mit dem Manne angesehen, aber gut behandelt.

Ihre Wohnungen sind $1^1/_2$ m hohe, runde Lehmhütten mit einem kegelförmigen Dache aus Bambusrohr und Gras: im Inneren findet sich eine erhöhte Lagerstätte aus Rohr mit einer Matte oder Tierhaut, ein paar niedrige Stühle und die Kochgeräte.

Jeder freie Mann hat mehrere Frauen und jede Frau besitzt ihre eigene Hütte. Die von einer Familie bewohnten Hütten sind von einem gemeinsamen Zaun umgeben und bilden einen Surk. Aus vielen Surks besteht die Stadt. Jede Stadt hat ihren Bentang (Ratsplatz), bestehend aus einer von Rohr geflochtenen Bühne, welche sich gewöhnlich unter einem Baume befindet, um Schutz gegen die Sonne zu haben. Alle Rechts- und Handelssachen werden dort abgemacht.

Drei Viertel aller Einwohner sind Sklaven, welche alle Arbeiten verrichten. Die einheimischen Sklaven dürfen aber vom Besitzer ohne Palawer (Ratsversammlung) nicht getötet oder verkauft werden. Die Haussklaven, d. h. die, welche im Hause des Herrn geboren sind, werden mild behandelt und dürfen nur in grofser Not verkauft werden. In Zeiten der Hungersnot bietet mancher Freie sich oder seine Kinder zu Sklaven an, nur um seinen Hunger stillen zu können. Desgleichen bringen Schulden in Sklaverei, seltener Verbrechen; Kriegsgefangene sind unbedingtes Eigentum.

Die freien Neger frühstücken bei Tagesanbruch gewöhnlich einen Mehlbrei (Kuskus) aus Milch und Wasser bereitet und mit Tamarinden gesäuert. Um zwei Uhr geniefsen sie einen Mehlbrei mit Milch und Schibutter. Letztere ist sehr wohlschmeckend und wird aus dem Nufskern des Schibutterbaumes (Bassia Parkii) durch Kochen ausgezogen.

Die Hauptmahlzeit aber ist kurz vor Mitternacht: dabei giebt es Kuskus mit etwas Fleisch oder Schibutter.

Die heidnischen Mandingo trinken auch — Bier, welches aus dem gemalzten Korn einer Grasart (Holcus spicatus) gebraut und statt des Hopfens mit einer bitteren Wurzel gewürzt wird, die mohammedanischen begnügen sich mit Wasser.

Für Schnupf- und Rauchtabak sind sie sämtlich eingenommen. Das Salz wird als eine Leckerei betrachtet: will man sagen, dafs jemand wohlhabend sei, so heifst es: «Er ifst Salz zur Mahlzeit!»

Um böse oder sich schlecht betragende Weiber zu bestrafen, steckt sich ein Freund des Mannes in ein phantastisches Gewand und kommt als Mumbo Dschumbo, nachdem er bereits kurze Zeit vorher durch Geschrei aus dem Walde seine Nähe verkündet hat, abends, mit einer Rute bewaffnet, von allen unerkannt, zum Bentang, wo alle Frauen des Ortes sich versammeln müssen und wo bis Mitternacht gesungen und getanzt wird. Dann ergreift der Mumbo Dschumbo die Delinquentin, und peitscht sie, nachdem man sie ausgezogen und an einen Baum gebunden hat, weidlich durch, während die anderen Frauen lachen und spotten. Mit Sonnenaufgang wird die Frau losgebunden und Mumbo Dschumbo geht wieder in den Wald.

Dienerin (Mandingo) in St. Louis, Senegambien.

Ganz verschieden von den Mandingo und der Negerrasse nicht angehörig ist der grofse Stamm der Peul (Fulbe, Fulah). Diese Fulbe haben eine rote Haut, sind hoch und schlank gewachsen, haben weit hübschere Gesichtsformen als die Neger, auch nicht so wolliges Haar. Sie sind aus Ostafrika eingewandert, halten im Westen einzelne Gebiete ausschliefslich besetzt, in anderen haben sie sich mit den Negern vermischt, oder leben unvermischt unter denselben. Teils haben sie ihre Sprache den Mischlingen mitgeteilt, teils die alte Landessprache von denselben angenommen. Die Namen der Pul- oder Peul-Völker endigen auf be. So heifst z. B. Ful be ein Mann aus dem Fulvolke. Auch die Sprache ist von jener der Neger durchaus verschieden.

Boston Public Library.

Wir wenden uns nunmehr weiter südlich und betreten am linken Ufer des St. Paulflusses das Gebiet der Kru, welche einer Sage nach von den Mandingo und Fulbe aus dem Inneren in ihr jetziges Gebiet hineingedrängt worden sein sollen. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Kap Mesurado, am rechten Ufer des St. Paulflusses bis St. Andreas, ist also jenes Land, welches von uns insgemein die Pfefferküste genannt wird.

Im Gegensatz zu den meisten Wilden, welche schlank sind, schwache Muskeln und weiche Hände haben, sind die Kru stark und von herkulischer Gestalt. Regelmäfsige Arbeit und regelmäfsige Lebensweise können Wunder am Körperbau eines Menschen hervorbringen und nicht nur den einzelnen Menschen, sondern auch eine ganze Rasse umwandeln. Die Kru sind für den Handel im westlichen Afrika unentbehrlich. Ein Schiff ist dort selten lange im Hafen, ohne dafs die Mannschaft so vom Fieber befallen wird, dafs kaum die Hälfte den Dienst verrichten kann. Dann müssen die Kru aushelfen, welche auch in den Faktoreien beschäftigt werden. Sie sind die gröfsten Spitzbuben der Welt und im stande, dein Boot in einer Brandung umzuwerfen, und mit der einen Hand dein Leben zu retten, während sie mit der anderen deine Taschen leeren. Man möchte sie unter die Amphibien rechnen, denn sie sind ebenso im Wasser, als auf dem Lande zu Hause. Der Krumann kauert auf den Knieen im Boote und schöpft das Wasser mit einem Fufse aus. Er rudert mit den Händen und steckt bisweilen ein Bein ins Wasser, um dadurch das im vollen Laufe befindliche Kanoe umzuwenden. Wenn er umwerfen sollte, was bisweilen geschehen mufs, sobald das Boot aus dem Gleichgewicht kommt, dann dreht er es wieder zu oberst, schöpft, nebenher schwimmend, das Wasser mit einer Kalebasse aus und gleitet dann wieder in das Boot, wobei seine Haut wie die eines Seehundes glänzt.

Die Kru sind zwar arge Schlemmer, wenn sie es haben können, aber auch treu, von guten Sitten und tüchtige Arbeiter, wenn sie — nicht zu gut behandelt werden. Bei freundlicher Behandlung entfaltet sich ihre tierische Natur und sie werden faul und übermütig.

Die Kru haben die zärtlichste Liebe zu ihren Müttern und eine Vaterlandsliebe, wie sie selten unter Negern zu finden ist. Es ist in der That nicht zu verwundern, dafs sie sich nach ihrem schönen Heimatlande mit seinen grünen Bergen, seinen Blumen und seiner See (ohne Haifische) zurücksehnen. Sie haben aber auch ein unwiderstehliches Verlangen nach — Hundefleisch, welches sie nirgends in der Welt so schön und fett bekommen.

Wenn der Kruneger nach jahrelanger Arbeit seinen Begriffen entsprechend reich wird, kauft er sich einige Weiber, zieht sich von den Geschäften zurück und lebt als Privatmann auf seinen Besitzungen, welche er durch die Weiber bebauen läfst.

Die eingeborene Bevölkerung der Goldküste, wohin wir uns jetzt begeben, die Fanti, ist ziemlich stark. (Abb. s. S. 223.) Zwischen den Mündungen des Volta und Prah schätzt man sie auf eine halbe Million. Aus der Zeit, in welcher wesleyanische Missionare bei den Fanti thätig waren, stammt wohl auch die hier folgende Geschichte von dem Ursprung des weifsen Mannes:

«Meine Brüder, Ihr seht einen weifsen Mann. Er ist zu schlecht. Er ist verflucht. Ihr werdet Euch wundern, dafs Gott solchen Menschen erlaubt, in die Welt zu kommen. Ich will Euch sagen, wie das geschah. Vor langer, langer Zeit lebten in einem schönen Garten zwei Nigger, Adam und Eva; da gab es süfse Bananen, süfse Kartoffeln und Wein, ah, beinahe zu viel. Die hatten zwei Söhne, der eine hiefs Kain und der andere hiefs Abel. Kain schlug seinen Bruder Abel tot, lief davon und versteckte sich im Walde. Da kam Gott vom Himmel und rief: «Kain, Du denkst wohl ich sehe Dich nicht, Du Buschnigger? Komm nur heraus, Kain.» Kain fürchtete sich zwar, kam aber endlich doch heraus und sprach: «Hier bin ich; was willst Du, Massa?» Gott sagte: «Wo ist Dein Bruder Abel?» Auf diese Frage wurde Kain aus Furcht über und über weifs. Seht, Brüder, dieser Kain war der erste weifse Mensch.»

Landeinwärts von den Fanti wohnen die zu derselben Familie gehörenden Aschanti, berüchtigt als eifrige Sklavenhändler und grausame Menschenschlächter. Ihre Kriegsgefangenen

werden auf barbarische Weise hingerichtet und die Vornehmen und Krieger trinken, um sich tapfer zu machen, von dem Blute der Erschlagenen.

«Im Anfang der Welt,» erzählen sich die Aschanti, «erschuf Gott drei weifse und drei schwarze Männer mit eben so vielen Weibern. Er beschlofs, sie Gutes und Böses selbst wählen zu lassen, damit sie sich künftig nicht beklagen möchten. Ein grofser Kürbis wurde auf den Boden gesetzt, mit einem versiegelten Stück Papier daneben. Gott liefs die Schwarzen zuerst wählen, und sie nahmen den Kürbis, in welchem sie alles zu finden wähnten. Beim Öffnen fanden sich nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und verschiedene andere Metalle vor, deren

Alter Aschanti.

Gebrauch sie nicht kannten. Als die Weifsen das Papier öffneten, sagte es ihnen alles. Gott liefs die Schwarzen im Walde und führte die Weifsen nach der Wasserseite (denn dies geschah in Afrika), kam mit ihnen jede Nacht zusammen und lehrte sie, ein kleines Schiff zu bauen, welches sie in ein anderes Land führte, von wo sie nach langer Zeit mit verschiedenen Waren zurückkehrten, um mit den Schwarzen, die das erste Volk hätten sein können, Tauschhandel zu treiben.»

Überzeugt, dafs der blinde Geiz ihrer Voreltern alle Gunst des höchsten Gottes den Weifsen zuwandte, glauben sie sich der vermittelnden Sorgfalt untergeordneter Gottheiten überlassen, welche natürlich so weit unter dem höchsten Gotte stehen, als sie selbst unter den Europäern. Ihre Fetische oder untergeordneten Gottheiten sollen in besonderen Flüssen, Wäldern oder Bergen wohnen. Sie werden in dem Mafse verehrt, als ihre immer zweideutig gehaltenen

Boston Public Library

Weisungen zufällig in Erfüllung gehen. Die Fetischmänner, welche den Willen des Fetisch dem leichtgläubigen Volke verdolmetschen, sind gleichzeitig Priester, Rechtsgelehrte und Zauberdoktoren. Wenn im Anfange des Monats September die im Dezember gepflanzte Yamswurzel (Dioscorea sativa) reift, dann begehen die Aschanti ein den Saturnalien ähnliches Fest; weder Diebstahl, noch ein Liebeshandel, noch eine thätliche Beleidigung sind während der Dauer dieses Festes strafbar. Die gröfste Ausgelassenheit herrscht allenthalben. Über einer grofsen Pfanne werden Sklaven oder Verbrecher geopfert und deren Blut erzeugt, mit verschiedenen Pflanzen- oder Tierstoffen gemischt, einen unüberwindlichen Fetisch; Altäre werden errichtet, die aus vier in die Erde gesteckten Stangen bestehen, worüber man Zweige legt. Das Ganze ist mit frisch gepflücktem Laube bedeckt. Ein Schwein, oder ein Schaf oder ein Stück Geflügel wird getötet, je nachdem die Familie bemittelt ist, und die zartesten Stücke werden auf den Altar gelegt. Hierauf wird eine Mischung von Eiern, Palmöl, Palmwein, Blut und anderen Dingen in kleinen Töpfen dem Fetisch gereicht. In wenigen Tagen riechen diese Altäre so übel, dafs es höchst unangenehm ist, bei ihnen vorüber zu gehen; dennoch schafft man sie nicht weg.

Der königliche Goldschmuck wird bei jeder Yamsfeier geschmolzen und neu gearbeitet. Das ist eine Staatslist, die dem Pöbel und den zinsbaren Häuptlingen, welche nur einen jährlichen Besuch abstatten, viel Ehrfurcht einflöfst. Etwa zehn Tage nach der Feier ifst das königliche Haus zum ersten Male neue Yams in Gegenwart des geladenen Volkes, und erst von diesem Zeitpunkte ab ist es dem Volke gestattet, von den Früchten der neuen Ernte zu geniefsen.

Die Gesetze von Aschanti schreiben dem Könige 3333 Weiber vor, welche Zahl sorgfältig beibehalten wird, um ihn in den Stand zu setzen, denen, die sich auszeichnen, Weiber zu schenken; aber sie wird auch nie überschritten, weil es in ihren Augen eine mystische Zahl ist.

Es ist bemerkenswert, dafs des Königs Gewichte ein Drittel schwerer sind, als die gewöhnlichen Gewichte des Landes; und da alles Gold, was für Lebensmittel am Hofe ausgegeben wird, mit den ersteren abgewogen, mit den letzteren aber bezahlt wird, so bereichert der Überschufs die ersten Diener des Palastes, denn man hält es mit der Würde des Königs nicht verträglich, einen Unterthanen öffentlich für seine Dienste zu bezahlen.

Wenn der König ausspuckt, so wischen diensthuende Knaben, die Söhne vornehmer Eltern, mit Elefantenschwänzen den Speichel sorgfältig auf oder bedecken ihn mit Sand. Wenn er niefst, legt jeder die zwei ersten Finger an Stirn und Brust und sekundiert dem Herrscher.

Die Mauern der Häuser bestehen aus doppeltem Flechtwerk, das mit nassem Lehm gefüllt wird; das Dach wird mit Palmenblättern belegt. Der Fufsboden wird täglich gewaschen und mit in Wasser aufgelöster roter Erde bestrichen. Schmutz und Kehricht eines jeden Hauses werden täglich verbrannt.

Sowohl Männer als Frauen sind äufserst reinlich. Sie waschen sich täglich beim Aufstehen vom Kopf bis zu Füfsen und reiben sich dann mit Pflanzenfett oder Butter ein, wodurch die Haut zart und geschmeidig wird. Ihre Köpfe sind bisweilen auf sehr sinnreiche Weise geschoren und sehen aus wie eine weiche, mit verschiedenen Mustern gezierte Tapete. Die Frauen gelten für putzsüchtig und verwenden die äufserste Sorgfalt auf ihren Haarschmuck.

Die Nahrung der Vornehmen ist gewöhnlich Suppe von getrocknetem Fisch, Geflügel, Rind- oder Schaffleisch, je nachdem der Fetisch der Familie es erlaubt; auch Erdnüsse, in Blut gedämpft, werden verspeist. Die Ärmeren bereiten die Suppe aus gedörrtem Wild oder Affenfleisch. Yams, Bananen und Mehlbrei (Fufus, der Kuskus der Mandingo) sind die gewöhnliche Speise.

Östlich von Aschanti treffen wir auf das Ewe-Gebiet (Sklavenküste), welche sich vom Meere in nördlicher Richtung bis an das Wirma-Donto-Gebiet erstreckt und westlich von der Volta begrenzt wird. Im Munde der Eweawo, Eweer oder Eweneger leben Sagen über ihre Vorfahren, die bis zur Entstehung des Menschengeschlechts hinaufreichen. Sie erzählen, ähnlich wie die Aschanti:

«Als Gott die Welt zu stande gebracht hatte, erschuf er auch zuletzt Menschen, ein schwarzes und ein weifses Paar. Hierauf liefs er an einer langen Kette vom Himmel zwei Körbe herunter, einen grofsen und einen kleinen Korb. Beide Körbe waren bedeckt. Nun sprach Gott zu den beiden Paaren, sie sollten sich friedlich in die Körbe teilen, und jedes Paar einen derselben nehmen. Der Schwarze griff gierig nach dem grofsen Korbe, und so blieb der kleine Korb dem Weifsen. Als nun der Schwarze den seinigen öffnete, fand er in ihm eine Hacke zur Feldarbeit; Baumwolle, damit er spinne, Kleider webe, Netze zum Fischfang knüpfe; einen Bogen mit Pfeilen, um zu jagen, und endlich einen Beutel mit Goldstaub, um damit Handel zu treiben. Über diesen Inhalt seines Korbes freute sich der Schwarze sehr, besonders als er sah, dafs der Weifse in dem seinigen nur ein Buch fand. Letzterer aber las fleifsig in dem Buche und wurde dadurch bald so weise und klug, dafs er gar bald ein besserer Landmann, ein besserer Fischer, Jäger und Kaufmann und auch viel reicher wurde als der Schwarze. Deshalb beneidete der Schwarze den Weifsen so sehr, dafs letzterer bei ihm nicht mehr wohnen konnte, vielmehr Gott sich seiner erbarmen mufste und ihn an einem langen, vom Himmel herabgelassenen Seil über das grofse Wasser nach Europa, nach Aboadsi führte. Und dies geschah in Nodsi. Dieses Land Nodsi ist der Ursitz der Eweawo und lebt heute noch so in ihren Anschauungen, dafs sie glauben, bei der Geburt des Menschen komme von dort her seine Seele.»

Das Familienleben der Eweer ist keineswegs ein erfreuliches. Gröfstenteils herrscht Polygamie; das Weib ist Eigentum des Mannes, das er sich durch eine Morgengabe im Werte von etwa 120 Mark gekauft hat.

Eheverlöbnisse werden meist schon in früher Jugend dadurch eingegangen, dafs der Bewerber den Eltern der Erkorenen mit einem Stücke Tuch ein Geschenk macht; wird dieses angenommen, so betrachtet der Geber das Kind als sein Weib. Bei der unserer Trauung entsprechenden Handlung legt ein Grofsmütterchen die Hände der Verlobten ineinander und wünscht ihnen den Segen der Göttin Anyigba. Ein Hochzeitsschmaus macht auch hier den Beschlufs.

Sieben Tage nach der Geburt eines Kindes, während welcher Zeit die Mutter ihre Wohnung nicht verlassen darf, bekommt dieses einen doppelten Namen. Der eine ist abhängig vom Tage der Geburt, der andere vom Willen des Vaters. Das kleine Kind wird von der Mutter bei allen ihren Arbeiten mit herumgeschleppt; es sitzt stets auf ihrem Rücken, sich stützend auf einen breiten Hüftenwulst und vom Kleide umschlungen.

Bis zu den Jahren, wo der Knabe seinem Vater in der Ausübung seines Berufes, wie dieser auch geartet sei, von Nutzen sein kann, macht sich letzterer um die Erziehung wenig Sorgen; nur ab und zu vertändelt er mit ihm eine müfsige Stunde, häufig aber überläfst er das Kind gänzlich der Sorge der Mutter. Ist der Knabe zehn Jahre alt, so nimmt ihn der Vater in sein Geschäft, das hauptsächlich in Landbau, Fischfang oder Handel besteht: die Gewerbtreibenden sind Schmiede, Töpfer, Weber, Färber, Sattler, Gerber und dergl. m.

Einen Haupthandelsartikel in das Innere des Landes bilden getrocknete Fische, ferner Salz, welches den Boden der ausgetrockneten Lagunen wie frisch gefallener Schnee bedeckt. In den Küstenstädten giebt es unter den Eingeborenen bereits Grofshändler für alle möglichen europäischen Erzeugnisse, welche in das Innere wandern und dort umgesetzt werden.

Die Häuser sind aus Lehm gebaut und mit Gras bedeckt; gewöhnlich bestehen sie aus drei Räumen, deren Thüröffnungen, welche zugleich als Fenster gelten, nachts mittels einer Matte geschlossen werden. Diejenigen Gebäude, welche derselben Familie gehören, sind von einer Hecke umgeben; der dadurch gebildete Hofraum ist das Familienheiligtum: dort sitzt man des Abends, unterhält sich und führt Spiele und Tänze im Mondschein auf.

Die Gesetze bestehen nur in mündlichen Überlieferungen; die Gerichtsverhandlungen sind öffentlich unter den Bäumen des Marktplatzes. Auf Rechnung des Verurteilten trinken die Richter reichlich Rum und Palmwein und gehen in später Stunde — betrunken nach Hause.

Das höchste Wesen heifst Mawu: der alles Überwindende. Mawu hat alles geschaffen und erhält alles, indem er das All durchdringt. Die Naturerscheinungen werden als Teile Mawus personifiziert und als besondere Götter verehrt. Unter diesen obenan steht Dsi, der Himmel mit seinen Erscheinungen als Segenspender und Gerichtsvollstrecker. In den Sternschnuppen erscheint Nyikpla, der Kriegsgott, welcher auf seinem Pferde die Wolken durchreitet. Blitz (Nebreso) und Donner (Agtui) sind Vollstrecker der göttlichen Gerichte. Anyigba, die Erde, ist Ernährerin alles Lebendigen. Der Regenbogen ist die grofse Schlange, welche in sich alle Schätze der Erde bewahrt. In der Luft (Yame) hat die feindliche Macht Abosam ihren Sitz: ihr sind eine Menge unreiner Geister unterthan, gegen deren Einwirkung Fetische und Amulette schützen. Die Seele ist unsterblich, der Leib zerfällt nach dem Tode in nichts: im Totenreiche sind die Guten von den Bösen getrennt. Erstere können bald wieder Menschen werden, letztere erst nach längerem Aufenthalte in der Luft und nach einer Wanderung durch verschiedene Tierleiber.

Die Fetischmänner sind zugleich Priester, Wahrsager und Wunderdoktoren und wissen das thörichte Volk in allen Dingen ihrem Willen unterzuordnen und sich dienstbar und nutzbringend zu machen.

Wir gelangen jetzt auf unserer Wanderung entlang der Küste Ober-Guineas zu einem Reiche, dessen Name einen fürchterlichen Klang durch die ganze civilisierte Welt hat; wir meinen das durch seine Menschenopfer übel berüchtigte Dahomeh.

Über Entstehung und Bedeutung des Landes Dahomeh, welcher Name ursprünglich nur dem alten Palaste, erst später auch der Hauptstadt in dem ganzen Reiche beigelegt wurde, berichtet die Überlieferung folgendes: Um das Jahr 1620 starb ein mächtiger Herrscher, Allada, mit Hinterlassung von drei Söhnen. Während der älteste ihm in der Regierung folgte, zog der jüngste nach einem Lande zwischen Kana und Abomeh und bedrängte einen benachbarten Häuptling der Fgans, namens Danh (die Schlange), mehr und mehr, so dafs dieser schliefslich verzweifelnd ausrief: «Bald wirst Du in meinem Leibe bauen!» Nach einiger Zeit erschlug ihn Dako (so hiefs der jüngere Sohn Alladas) und errichtete über seinem Leichnam den alten Palast von Dahomeh (d. i. in Danhs oder der Schlange Leibe), und die Fgans oder Foys änderten ihren Namen in Danh-ho-men um. Später wurden die Städte Allada und Whydah dem neuentstandenen Reiche (dessen Hauptstadt jetzt Abomeh ist) einverleibt.

Im allgemeinen sind die Ffons (so heifsen nämlich die Bewohner von Dahomeh) zwar nicht von grofser Gestalt, aber sehr kräftig gebaut; sie klettern wie Affen an den hohen Ölbäumen hinauf, trinken Palmwein sehr mäfsig, sind aber um so mehr auf Branntwein erpicht.

Leib, Leben und Habe sämtlicher Bewohner des Landes gehören dem Könige. Der Thron vererbt sich auf den ältesten Sohn. Der wichtigste Würdenträger ist der Mehu (Premierminister) und jede Provinz hat einen Vizekönig, den Avoghan. Dieser stellt die nötige Anzahl von Soldaten, welche von Kabosirs befehligt und nach der Hauptstadt geführt werden. Der König ernennt sie und giebt ihnen als Zeichen der Amtswürde einen Stuhl, einen Sonnenschirm und silberne Armringe. Zu den Ratgebern des Königs gehört der Mignan: dieser ist zugleich Justizminister und Vollstrecker der vom Könige gesprochenen Urteile. Er trägt ein grofses, nach unten hin sehr breites Schwert. Der Kambodehr, Oberstkammerherr, Hofmarschall und Ceremonienmeister gebietet Schweigen, indem er an eine breite Doppelglocke schlägt: auch führt er die Fremden ein und hat als Zeichen seiner Würde einen Stab mit silbernem Schlüssel. Der Tolonu überwacht die Amazonen und das Serail und geniefst das volle Vertrauen des Königs, der nur an ihn unmittelbar das Wort richtet, wenn er Befehle erteilt. Er ist auch Mundschenk und kostet aus jedem Glase, bevor es der König an die Lippen bringt: dann hält er ihm ein Tuch vor, denn in Dahomeh darf niemand sehen, dafs Seine Majestät trinkt. Ferner trägt der Tolonu einen silbernen Spucknapf und einen Fliegenwedel. Einen hohen Rang nehmen auch die persönlichen Adjutanten des Königs, die Rakadehr, ein.

In der Stadt Abomeh befindet sich in einem grofsen Höhlengewölbe das Grabmal der Herrscher. Man errichtet einem verstorbenen Könige inmitten desselben ein mit Eisenstangen umgebenes Gerüst, und stellt auf dieses den Sarg. Letzterer besteht aus Thon, in welchen das Blut von hundert hingeschlachteten Kriegsgefangenen geknetet wird. Letztere sollen dem Verstorbenen in der anderen Welt als Ehrenwache dienen. In dem Sarge ruht das Haupt, von den Schädeln besiegter Könige und Häuptlinge umgeben, und um das niedrige Gerüst legt man eine Menge von anderen Schädeln. Nach diesen Vorkehrungen werden die Thüren des Gewölbes geöffnet,

Junger Krieger der Ffons.

und herein treten fünfzig Abaias, d. i. Hoftänzerinnen, nebst fünfzig Kriegern. Beide Parteien sind für einige Tage mit Lebensmitteln versehen und haben den Auftrag, ihrem Könige in das Schattenreich zu folgen, mit anderen Worten: sie werden lebendig begraben. Es ist kennzeichnend für den Wahnglauben des Volkes, dafs sich stets genug Freiwillige finden, welche nach solcher Ehre geizen. Achtzehn Monate lang steht der Kronprinz noch als Regent im Namen des verstorbenen Königs an der Spitze des Staates und hat zwei Minister zur Seite. Nach Ablauf dieser Frist wird im Palast eine grofse Versammlung abgehalten, und dann ein Zug nach dem Leichengewölbe veranstaltet. Aus dem geöffneten Sarge nimmt der Regent den Schädel des Verstorbenen

Boston Public Library.

in seine linke Hand, in der rechten hat er ein kleines Beil, und dann erklärt er öffentlich, dafs der König gestorben sei und er selbst nun die Regierung angetreten habe. Sofort erhebt sich allgemeiner Jubel. Alles singt und tanzt zu einer fürchterlichen Musik.

Im Jahre 1856 gingen der Schiffskapitän Vallon und der Marinearzt Repin mit dem Schraubendampfer «Dialmath» im Auftrage der französischen Regierung nach Whydah, um dem Könige von Dahomeh Geschenke zu überbringen und anzufragen, ob er geneigt sei, seine Söhne nach Paris zur Erziehung zu schicken.

König Ghezo veranstaltete ein grofses, kriegerisches Fest, um den Fremden zu zeigen, wie mächtig er sei. Er hatte viele Kabosirs nach seiner Hauptstadt entboten. Die Europäer wurden in feierlichem Zuge abgeholt und in ihren Hängematten durch eine unübersehbare Menschenmenge getragen. An der Mauer des Palastes war ein Gerüst aufgeschlagen, das durch mehrere Reihen kolossaler Schirme gegen die Sonnenstrahlen geschützt wurde. Dort thronte der Herrscher, neben ihm standen seine Frauen und eine Abteilung der weiblichen Garde: in einem Halbkreise lagen der Kronprinz und die Grofswürdenträger auf den Knieen. Die Zahl der versammelten Kriegsleute aller Art belief sich auf etwa 6000 Köpfe; alle waren mit gewöhnlichen Flinten oder Trabukosgewehren bewaffnet und keineswegs gleichmäfsig gekleidet. Unter den dreifsig Musikanten waren einige, welche auf Elefantenzähnen bliesen; andere schlugen auf Rehfelle, die man über einen hohlen Klotz gespannt hatte, andere schlugen mit Eisenstäbchen auf flache Doppelglocken oder bliesen auf Bambusflöten. Nachdem die Armee vor dem Throne des Königs defiliert hatte, teilte sie sich in Rotten und führte ein Scheingefecht aus. Das Feuer wurde sehr lebhaft: die verschiedenen Parteien stürmten gegen einander und heulten dabei ganz entsetzlich. Viele schwangen ein grofses Messer; sie zeigten, wie man im ernsten Kampfe dem Feinde den Kopf abhaut und dann triumphierend heimbringt. Hierauf wurde ein Massengefecht ausgeführt, der Gegner hitzig verfolgt, und die Sieger stellten sich zuletzt in Reihe und Glied vor dem Könige hin, um einen Triumphgesang anzustimmen. Als dieser verklungen war, herrschte ein paar Minuten lautlose Stille. Dann rückten die Artillerie-Amazonen vor und gaben Feuer, zum Zeichen, dafs nun die Infanterie-Amazonen erscheinen sollten. Sie waren einige Tausend an der Zahl, besser bewaffnet und gleichmäfsiger gekleidet als die männlichen Krieger und bildeten verschiedene Korps. Das stärkste trug einen blauen Kittel mit roter Gürtelschärpe und mit weifs und blau gestreiften Hosen, welche bis zum Knie reichten. Auf der weifsen Mütze war als Abzeichen die Figur eines Kaiman angebracht und am Halse hingen allerlei Grigri (Amulette). Das zweite Korps bestand aus Elefantenjägerinnen, mochte etwa 700 Köpfe zählen, bestand aus Elitetruppen und trug an einem links um den Kopf gelegten eisernen Reifen zwei Antilopenhörner. Die dritte Abteilung war nur 200 Amazonen stark, trug halb blau und halb rote Kittel und schien eine besondere Abteilung der Artillerie zu bilden. Die Nachhut endlich bestand aus einem Bataillone der hübschesten Mädchen, die nur Pfeile und Bogen führten. Sie waren nicht ohne Geschmack mit blauen Röcken bekleidet und hatten an der weifsen Kopfbedeckung einen blauen Kaiman. Dieses Korps enthielt die Rekruten für die Amazonenarmee.

Alle vier Abteilungen defilierten gemeinschaftlich in recht guter Ordnung und führten dann Kriegsübungen in ähnlicher Weise auf, wie die männlichen Soldaten, aber mit gröfserer Lebendigkeit und lebhafterem Feuer.

Der Schlangenkultus ist bei den Ffons noch heute im vollen Schwange: die heiligen Tiere werden massenweise in Tempeln gepflegt und sind Gegenstände besonderer Verehrung. Gar nicht selten kriechen manche dieser geheiligten Tiere in den Strafsen der Stadt herum. Jeder Neger, der ihnen begegnet, wirft sich auf die Kniee; er nimmt dann das Tier vorsichtig in die Arme, bittet um Verzeihung, dafs er es angreife und trägt es nach dem Tempel zurück. Dieser Schlangenfetisch ist heilig, und wer ihm ein Leid zufügt, wird mit dem Tode bestraft. Die Priester, welche ebenso als Ärzte, wie Zauberer gelten, wohnen unweit der Schlangentempel

in einer grofsen Hüttengruppe und mästen sich von den Opfern der Glaubigen. Ihr Einflufs auf das Volk ist grofs.

Auch andere Formen nimmt der Fetischismus an. Der Neger will den Zorn der schädlichen und übelwollenden Naturkräfte und Mächte durch Opfer abwenden und die wohlwollenden sich geneigt machen. Die Tempelhütten, runde sowohl als viereckige, liegen gewöhnlich unter dichtbelaubten Baumgruppen und dienen manchmal auch dem Priester zur Wohnung. Die Leute bringen Palmöl, Bananen, Geflügel, Schafe und dergl. als Opfer, und so kommt es, dafs auch diese Priester wohlgenährt sind. Jeder beliebige Gegenstand kann durch Einweihung der Zauberworte murmelnden Priester in einen Fetisch umgewandelt werden. In den Tempeln sieht man eine grofse Anzahl von Votivsachen aufgehängt, z. B. Stücke von Beinen, Arme, Hände

Fanti (s. S. 206 ff.).

und Füfse, alles plump aus Holz geschnitzt. Die Gläubigen wollten dadurch der wohlwollenden Macht, der sie Heilung von Krankheiten zuschreiben, ihren Dank abstatten.

Ein Engländer, Namens J. A. Sketchly, ist im Juli 1873 von Dahomeh nach London zurückgekehrt und hat einen Teil seiner Erlebnisse und Beobachtungen in «The Illustrated London News» vom 2. August 1873 veröffentlicht. Dieser Gewährsmann sagt unter anderem: «Ich war der einzige Weifse, welcher die Privatgemächer des Königs besuchen durfte, und bin von ihm sehr gastfrei aufgenommen worden. Ehe dies geschah, hatte ich eine dreitägige Ceremonie mit mir vornehmen zu lassen und ward im Laufe derselben zum Prinzen von Geblüt, zum Kabosir und General gemacht. Bis zum Range einer «Generalin der Amazonen» habe ich es aber nicht bringen können. Der König und seine Grofsen, welche niemals prächtig gekleidet gehen, da sie dies unter ihrer Würde erachten, tragen gewöhnlich einen einfachen, blauen, baumwollenen Rock. Der König sitzt unter einem prächtigen Sonnenschirme, auf dem scharlachne, blaue und gelbe,

Boston Public Library.

aus Sammet, Seide und Damast mit einem Messer ausgeschnittene Figuren, namentlich Vögel, geklebt sind. Der Vogel ist ein Zeichen der königlichen Würde. Um den König herum liegen Bambusstäbe auf der Erde: wer diese Linie überschreitet, ist sofort dem Tode verfallen. Ich wohnte dem grofsen Opferfeste Men-hu-wo bei. Zunächst erschienen vier Soldaten, welche in Körben auf dem Kopfe eben so viele Opfer trugen. Es waren dies alte Leute, welche während des letzten Krieges zu Sklaven gemacht worden waren. Sie hatten Knebel im Munde, einen zwischen den Kniekehlen durchgezogenen Stock, und waren so in sitzender Stellung mit Tauen zusammengeschnürt; auf dem Kopfe trugen sie spitze Hüte. Die Opfer waren bis auf ein um die Lenden gewundenes Stück Zeug vollständig unbekleidet. Ningar, der Premierminister, empfing knieend eine Botschaft des Königs an seinen vor neun Jahren verstorbenen Vater, die er mit lauter Stimme den Opfern wiederholte. Als Zehrung auf den Weg erhielten die dem Tode Geweihten je eine Flasche Rum und einen Sack Kaurimuscheln. Von einer 7 m hohen Plattform wurden diese Körbe mit ihrer menschlichen Last in einen benachbarten Hof geworfen, wo der Henker ihnen mit dem Schwerte den Kopf abschlug. Die Köpfe wurden drei Tage lang auf hölzernen Altären ausgestellt, dann von den Amazonen gereinigt und zu Trinkbechern oder zu Verzierungen von Trommeln, Thronen, Flaggenstangen, Eingangspforten u. s. w. im königlichen Palaste benutzt.»

Der gegenwärtige König ist viel menschlicher als seine Vorgänger, und versucht die schrecklichen Menschenopfer zu vermindern. Er begnadigt mindestens die Hälfte der zum Tode Bestimmten und sucht sie entweder zu beschäftigen oder schenkt sie seiner Umgebung. Nur für ganz bedeutende Verbrechen läfst er die Todesstrafe bestehen; Frauen werden nie getötet, obschon auch sie, wenn sie im Kriege gefangen genommen sind, in Weidenkörben auf den Köpfen der Amazonen um den Hof getragen werden.

Gleichsam den Schlufspunkt Oberguineas und den Übergang zu dem von Bantuvölkern bewohnten Niederguinea bildend, erhebt sich im innersten Winkel der grofsen afrikanischen Bucht, der Insel Fernando Po gegenüber, das vulkanische Kamerun-Gebirge.

Die Ortschaften der Kamerun-Neger unterscheiden sich vorteilhaft von denen einzelner Stämme an der Goldküste: die Häuser haben ein zierliches Ansehen. Wände und Dach sind über einem festen Gerüst von Blattstielen der Weinpalme aus Matten hergestellt, den Unterbau bildet ein etwa 1 m hoher Lehmsockel. Fenster fehlen in der Regel: nur die Thüröffnung erhellt den Raum, den der Neger allein zum Schlafen benutzt, da er den Tag auf der Strafse, im Schatten eines Mangobaumes liegend, mit Essen hinbringt und verträumt. In und vor dem Hause herrscht die gröfste Reinlichkeit.

Meistens findet man vier bis fünf Hütten in einer Reihe vereinigt, die das Besitztum eines Familienhauptes ausmachen. Solche Reihen stehen weit aus einander in grofsen Bananen-Pflanzungen und machen in dieser Vereinigung ein Dorf oder eine Stadt aus. Kokos- und Ölpalmen erheben sich zahlreich über die Bananen und breiten ihre Fiederblätter über die Hütten, während schattige Mangobäume auf den breiten Plätzen vor den Häusern den lungernden Negern angenehme Ruhestätten auch unter den stechenden Strahlen der Mittagssonne bieten.

Von Haustieren werden am häufigsten Ziegen gezüchtet: seltener sieht man Rinder, Schweine und Schafe. Das Fleisch der spitzköpfigen, glatthaarigen Hunde ist sehr beliebt. Von Geflügel kommen Hühner und Enten vor; Puter, welche an der Gold- und Sklavenküste viel gehalten werden, fehlen. Fische, an denen der Kamerun-Flufs sehr reich ist, würden, mit frischem Palmöl zubereitet, auch europäischen Feinschmeckern munden.

Über die Kunstfertigkeit der Kamerun-Neger läfst sich wenig sagen; diese Bursche sind grenzenlos träge Kreaturen und zu faul für irgend welche Arbeit. Die Frauen fertigen Kochtöpfe an, die sie ganz geschickt aus freier Hand formen. Das Material dazu ist der Schlamm des Kamerun-Flusses. Nachdem die Töpfe an der Sonne genügend getrocknet, werden sie gebrannt.

Negerkönig von der Westküste Afrikas mit seiner Hauptfrau.

Boston Public Library.

Von den Männern werden, aufser den Kanoes, einiges Holzgerät, Schüsseln, Löffel und dergl. geschnitzt. Als Fischnetze benutzen sie Gitter, die aus geschlitzten Palmblattstielen gemacht sind.

Die Kleidung ist sehr einfach: selbst die vornehmsten und reichsten Ölhändler tragen nur ein schmales Stück Zeug um die Hüften. Ausnahmsweise, bei feierlichen Gelegenheiten, sieht man die Kerle freilich auch aufgeputzt mit englischen roten Uniformen, in Leibröcken, wobei Hosen fehlen, und in goldbetrefsten Bedientenröcken, auch mit verschiedenen Kopfbedeckungen ohne weitere Kleidungstücke: sie tragen sogar als gröfste Auszeichnung eine preufsische Pickelhaube — den Adler nach hinten gekehrt. Die Weiber gehen ähnlich gekleidet wie die Männer.

Zum Schlusse unserer Mitteilungen tragen wir noch einige, die Neger des westlichen Sudan betreffende charakteristische Züge und Einrichtungen ihrer Regierungs- und Rechtsverhältnisse nach.

Die Regierungsform ist eine ganz patriarchalische. Derjenige, welcher durch Alter, Reichtum und Verstand den übrigen am meisten imponiert, wird zum Häuptling gewählt. In manchen Orten beschränkt sich die Wahlfähigkeit auf bestimmte Familien, keineswegs aber trifft die Wahl stets den Sohn des verstorbenen Fürsten, sondern öfter noch dessen Brüder oder andere Seitenverwandte. So bedeutungsreich der Reichtum bei den Negern aber auch deshalb ist, so sind doch mancherlei Gefahren damit verbunden, wenn der Bevorzugte es nicht gleichzeitig versteht, sich die Gunst des Volkes und insonderheit der Herren Doktoren zu verschaffen. Ohnedies trifft ihn leicht der Verdacht, mit Teufels Hilfe seine Schätze erlangt zu haben, und es wird ihm dann als Hexenmeister der Prozess gemacht, bei dem sich die näheren Verwandten aus Erbschaftsrücksichten in lebhaftester Weise beteiligen.

Die Ceremonien, welche mit einer Königswahl verbunden sind, sind im reinsten Negergeschmack gehalten. Den nichts Böses ahnenden Kandidaten umringt plötzlich ein tobender Volkshaufe, seine lieben Landsleute und Freunde, und alt und jung beginnt auf ihn loszuschlagen und ihn mit Fufstritten, Knüffen und Püffen zu traktieren. Diejenigen, welche nicht an ihn selbst herankommen können, speien ihn an, und schütten eine Sintflut von Schimpfwörtern über ihn aus, verfluchen und verwünschen ihn, seine Mutter, seinen Vater, seine Grofseltern bis in die graue Vorzeit hinauf. Zwischenein schreit man ihm zu: «Jetzt können wir Dich noch schimpfen und schlagen: wir können noch mit Dir machen, was wir wollen; noch bist Du nur unseresgleichen und nicht unser König. Bald, wenn Du unser König sein wirst, müssen wir nach Deiner Pfeife tanzen!» Der Kronkandidat fühlt also schliefslich eine halbe Stunde lang zum letzten Male gründlich, wie es einem Unterthanen zu Mute ist, und wird währenddes nach der Wohnung des früheren Königs geknufft. Dort haben sich die Häuptlinge und das Volk zum feierlichen Palawer versammelt, wie überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten der Neger im Krieg und im Frieden, in Rechts- und Religionssachen ein Palawer zusammenberufen wird, dessen Beschlüsse durchaus mafsgebend sind und für bindend erachtet werden.

Fällt die Volksstimme auf den Vorgeladenen, so bringt ein Staatsbeamter den Seidenhut des verstorbenen Königs und setzt ihn dem neuen Herrscher auf. «Vivat der neue König!» tobt die Menge. Acht Tage lang schmaust und trinkt, tanzt und singt das Volk und setzt dabei dem gesalbten Haupte innerlich mit Rum eben so dick zu, wie vordem seinem Rücken mit Püffen, bis der Rum zu Ende ist und sich der Gesamtstaat in einen allgemeinen Katzenjammer auflöst.

Jedes Dorf hat seinen besonderen Häuptling. Er nennt sich König, lebt aber sonst wie seine Unterthanen, war vielleicht vormals ein ehrsamer Sklavenhändler und macht jetzt Geschäfte in anderen Waren. Zwei oder drei dieser Häuptlinge sind von etwas mehr Gewicht als die anderen und haben über diese eine Art von Oberherrschaft, die aber lediglich auf moralischem Ansehen und nicht etwa auf Rechtstiteln beruht.

Wir besuchen die Residenz eines solchen Königs, um uns zu überzeugen, wie er lebt. Das Dorf besteht aus zwei langen Hüttenreihen. In der Strafse stehen einige Bäume; hinter

den Häusern hat man mit Hacke und Feuer einen Fleck Landes vom Gebüsch gesäubert, und dort wachsen Bananen, Maniok und Papayas. Am Strande liegen die Kähne; die aus Ananasfasern bereiteten Fischnetze trocknen in der Sonne; einige Haufen Rot- und Ebenholz liegen zum Verkaufe da und in der Strafse laufen Hühner umher. Die Hütten werden aus Palmzweigen errichtet und sehen recht hübsch aus, aber das Innere entspricht dem Äufseren nur selten, denn der Neger ist vielfach unsauber. In der Hütte stehen einige Ruhebänke, Stühle, europäisches Geschirr und recht viele geflochtene Körbe oder Koffer, wenn auch nichts darin ist.

Negerkönige von der Westküste von Afrika.

Wir treten ein. Der Herr sitzt mit untergeschlagenen Beinen da, ist von einer Anzahl Dienern umgeben, die ihm nur mit gekrümmten Rücken nahen, und streckt dem Besuchenden die eine Hand entgegen, denn mit der anderen knetet er unfehlbar an einem Fufse herum. Er macht eine würdige Bewegung und ladet zum Sitzen ein. Der Besuch eines Weifsen giebt ihm allemal ein erhöhtes Ansehen im Dorfe, und wirft auch ein Geschenk ab. Wer ihm ein paar Pfeifen Tabak verehrt, gewinnt seine Gunst. Für Branntwein würde er seine Familie verkaufen.

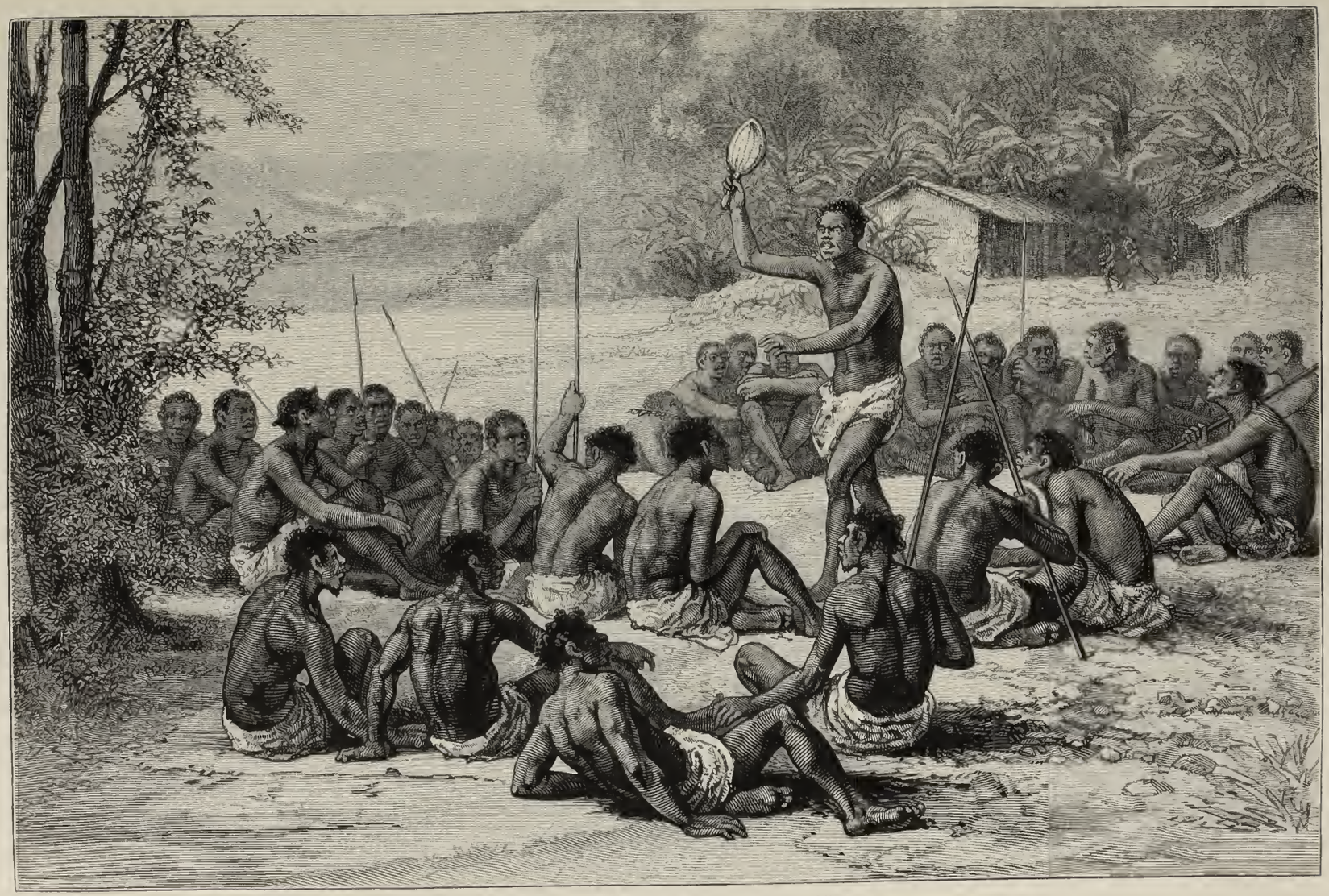
Aber das Hausgesinde rührt und regt sich nicht. Das bleibt am Herde sitzen, an welchem stets das Feuer brennt. Das Feuer vertreibt die Muskiten; am Feuer werden Tierhäute getrocknet. Fische oder Stücken Fleisch geräuchert oder Speisen gekocht. Neben dem Herde

kauern auch einige Frauen; sie reinigen Bananen und Ignamen, bereiten Maniok zu oder kratzen mit einem Messer die Fasern aus den Ananasblättern: andere putzen ihre kupfernen Ringe mit Citronensaft: auch kann man sehen, wie eine Schwarze die andere kämmt und den Haarputz ordnet. Die Verschönerung des Wollhauptes spielt bei den Negern eine grofse Rolle, und der — Aufbau des Haares erfordert eines ganzen Tages Arbeit. Aber wenn er einmal steht, dann hält er auch einige Wochen. Von den mancherlei phantastischen Formen der Chignons, die dabei zu Tage kommen, bringen wir S. 231 einige getreue Kopien, von denen sich die edle Zunft unserer europäischen Haarkräusler vielleicht das eine oder andere Muster abnehmen kann, denn es mag für dieselben denn doch bisweilen schwer halten, die Launen und Wünsche unserer Modedamen nach dieser Richtung hin zu jeder Zeit zu befriedigen.

Beim Begräbnis eines Königs verfährt man höchst geheimnisvoll. Man hegt die Ansicht, dafs die Nachbarstämme zu einer besonderen Macht gelangen würden, wenn es ihnen glückte, sich den Kopf eines solchen Verstorbenen zu verschaffen und sich daraus einen Fetisch zu verfertigen. Es wird deshalb ein Scheinbegräbnis veranstaltet, und während der Zug der Leidtragenden, dem sich die Bewohnerschaft des ganzen Ortes anschliefst, den scheinbaren Leichnam nach seinem Grabe geleitet, und über dem letzteren die übliche Trauerflagge, aus Kattunstücken bestehend, aufhängt, bringen zuverlässige, verschwiegene Männer den wirklichen Toten an einem Orte zur Bestattung, der von ihnen streng verborgen gehalten wird.

Nachdem die Trauerzeit vorbei ist, folgt die Erbverteilung in festlicher Weise. Alt und jung von der Sippschaft schmaust bei Rum und Palmenwein, die Hütte des Verstorbenen wird abgebrochen, das Rohrwerk auf einen Haufen getragen und zu einem mächtigen Feuer verwendet. Da der Hauptreichtum der Lebenden in Weibern und Sklaven besteht, welche durch ihrer Hände Arbeit die Männer ernähren, so wird auch das wertvollste Stück der Erbschaft durch diese gebildet. Sie gehen in den Besitz der Brüder oder sonstigen nahen Verwandten über. Die Kinder bleiben gewöhnlich unberücksichtigt, um so mehr, als man ja über ihre eigentliche Abstammung selten ganz im reinen sein kann. Für die Witwen ist also der Tag der Erbteilung zugleich ein neues Hochzeitsfest und sie strengen sich in Negermanier an, so liebenswürdig als möglich zu erscheinen. Der Abschlufs einer Ehe ist ganz einfach ein Handelsgeschäft, das bisweilen eine geraume Zeit in Anspruch nimmt. Der Mann braucht sich nicht zu übereilen, denn nicht selten ist das Mädchen noch ein kleines Kind, und wird dann unter die Obhut einer älteren Dame der Familie gegeben. Auch soll es vorkommen, dafs ein Schwiegervater in spe allzu grofse Ansprüche macht, dann wendet sich der Bewerber an den Fetischmann, dessen Zauberformeln natürlich unfehlbar sind. Auch Liebestränke werden bisweilen angewandt, und der Pflanze Odepu schreibt man eine ganz besondere Fähigkeit zu, das Herz eines Schwiegervaters zu erweichen. Übrigens spielt beim Weibernehmen (denn von Ehe kann ja doch eigentlich keine Rede sein) auch das Handelsinteresse eine grofse Rolle. Ein Neger an der Küste nimmt sich gern eine Frau aus dem Innern und umgekehrt, denn ein Schwiegervater ist, um kaufmännisch zu reden, ein «schätzbarer Korrespondent», und ein gewiegter Geschäftsmann verfehlt selten, sich in allen Dörfern, mit denen er Handelsverkehr unterhält, eine Frau zu kaufen, denn seine Mittel erlauben ihm das. Je mehr Weiber, um so gröfser der Handelsverkehr und die Kundschaft, um so gröfser auch das Ansehen und der Wohlstand, jede einzelne Frau ersetzt ihm ja auch einen Sklaven. Sobald sie die Blüte ihrer Jahre hinter sich hat, wird sie thatsächlich Sklavin und hat schwer zu arbeiten, während der Herr Gemahl raucht oder schläft. Gehorsam ist aber jederzeit des Weibes erste Pflicht! und dieser Standpunkt wird ihm in zweifelhaften Fällen mit Hilfe der Hippopotamuspeitsche so deutlich gemacht, dafs die Andenken dieses Unterrichtes mitunter zeitlebens als Narben verbleiben.

Die Sklaven haben bei einem solchen Wechsel des Herrn selten viel zu befürchten. Das Sklavenwesen und der Sklavenhandel ist in diesen Gegenden so innig mit den Anschauungen des



Ein Palawer der Neger von der Westküste Afrikas.

Boston Public Library.

Volkes verschmolzen, dafs bei allem Handel und bei jedem Tauschverfahren, bei Strafen und Besteuerungen der Sklave die Münzeinheit bildet. Kann man nicht mit Sklaven bezahlen, so wird ein Gleichwert in Elfenbein, Ebenholz und dergl. erlegt. Der Wert der Frauen und die Schönheit derselben wird gleichfalls nach Sklaven berechnet. Je weiter landeinwärts, desto geringer ist der Preis eines Sklaven im Verhältnis zu den europäischen Artikeln.

Die Sklaven werden durchschnittlich leidlich behandelt, da man fürchtet, im anderen Falle von ihnen behext, d. h. — vergiftet zu werden.

Der Gebrauch des Giftes ist bei den Negern überhaupt eins der schlimmsten Übel und geht mit dem Glauben an Zauberei Hand in Hand. Alle Vorkommnisse, welche der rohe Neger sich nicht sofort zu erklären vermag, gelten ihm als Zauberei. Der Regen, welcher zur ungewöhnlichen Zeit fällt, ist Zauberei und sein Ausbleiben wird ebenfalls dadurch veranlafst. Die Wirkungen des Giftes auf den Körper sind ebenfalls rätselhaft — deshalb Zauberei. Unter den Begriff Zauberei fallen eine aufserordentlich grofse Menge eingebildeter und wirklicher Verbrechen und Vergehen, so dafs es schwer hält, sich gegen den Verdacht zu schützen, dieser Teufelskunst teilhaftig zu sein. Man thut deshalb alles Mögliche, um selbst den Schein dieses Verbrechens von sich fern zu halten, denn es giebt in den Augen der Neger kein gröfseres Verbrechen, als der Zauberei verdächtig zu sein. Beim Kredenzen von zubereiteten Gerichten hat der Überbringer vorzukosten, um zu beweisen, dafs nichts «in die Suppe geworfen» ist, was eine Bezauberung, d. h. Vergiftung beabsichtigt. Jeder halbwegs anständige Neger verlangt die Beachtung dieser Etikettenregel selbst von seiner Gemahlin, der also, wie es scheint, doch nicht immer zu trauen ist. Würde der Hausherr oder sein Gast nach der genossenen Mahlzeit krank werden, so fiele sofort der Verdacht auf die Hausfrau, Gift in die Speisen gethan zu haben. Sie würde durch die Stimme des Volkes zum Orakeltranke verurteilt werden und als ein Opfer der gebräuchlichen Justiz fallen. Dies Gerichtsverfahren ähnelt teilweise den in alten Zeiten auch in Europa gebräuchlichen Gottesgerichten, und besteht hier darin, dafs dem Angeschuldigten der Mbundutrank, wahrscheinlich aus Brechnufs (Strychnos nux vomica) bereitet, vorgesetzt wird. Der Vergiftete sinkt schon nach wenigen Minuten tot um, mit blutigem Schaum vor dem Munde. Die Zauberdoktoren erwerben sich ihre Autorität bei dem Volke vorzüglich mit dadurch, dafs sie unbeschadet gröfsere Mengen Mbundutrank zu sich nehmen können. Es liegt hierbei die Vermutung nahe, dafs sie sich allmählich an den Genufs desselben gewöhnen, wie ja bekannt ist, dafs Personen bedeutende Mengen Spiritus, Opium, Arsenik, Brechnufs u. s. w. zu sich nehmen können, nachdem sie, mit kleineren Dosen anfangend, sich allmählich für gröfsere Portionen vorbereitet haben. Gleichzeitig erkennt man, wie wichtig es für den Beklagten ist, den Herrn Doktor günstig zu stimmen, da es von diesem abhängt, den Trunk schwach oder stark herzurichten.

Um aber auf die armen Frauen zurückzukommen, so ist es denselben bei einem Erkrankungs- oder einem Todesfalle der Angehörigen durchaus nicht leicht gemacht, sich von jedem Verdachte der Schuld frei zu halten. Zeigt eine derselben Gleichgiltigkeit, so ist sie sehr stark verdächtig: ist der Ausdruck ihres Schmerzes aber zu lebhaft, so meint man sofort, sie suche ihre Schuld hinter einer erheuchelten Teilnahme zu verbergen, und hält sie wiederum für eine Zauberin. Es gilt also auch hier, die weise Mittelstrafse zu halten, und die Negerinnen machen im Leidtragen eine förmliche Übungsschule durch.

In ernsten Krankheitsfällen zieht man einen Zauberdoktor zu Rate. Diese Leute sind Ärzte, Priester und Rechtsgelehrte in einer Person und halten, pfiffig genug, unter einander zusammen. Bevor einer derselben sein Urteil abgiebt, sucht er in schlauer Weise zu erforschen, ob man vielleicht schon einen Kollegen in derselben Sache angegangen, und was dieser darin entschieden habe. Er hütet sich, dem zu widersprechen. In den meisten Fällen erklärt er, dafs ein Feind dem Kranken allerlei Dinge: Lederstücke, Knochen, Eisen und dergl. in den Leib

gehext habe. Gleich einem Taschenspieler bearbeitet er mit scheinbarer Anstrengung den Kranken und zieht zum Erstaunen der Anwesenden schliefslich eins der genannten Dinge aus dem Körper des Patienten hervor. Nachdem so der Zauber gelöst ist, verordnet er Arzneitränke, in deren Folge Genesung eintritt. Jene Leute besitzen eine ausgedehnte Kenntnis der Gewächse ihrer Heimat, halten dieselbe aber streng unter sich geheim, und legen dem Volke gegenüber gröfseres Gewicht auf den sonstigen Hokuspokus, als auf die zugleich angewendeten Salben und Getränke.

Wenn kein Zauberdoktor helfen kann, so wendet man sich an manchen Orten an — den Mann im Monde, an den Geist Ilogo, welcher den Mond bewohnt. Namentlich gilt das, wenn das Leben eines Königs, oder einer anderen hochgestellten Person in Gefahr schwebt. Zur Zeit des Vollmondes versammeln sich dann die Frauen des Ortes vor dem Hause und stimmen (entsetzlich klingende) Bittgesänge an, die in freier Übersetzung etwa so lauten würden:

„Ilogo, wir bitten Dich!
Sag' uns, wer hat den König beschrie'n?
Ilogo, wir bitten Dich!
Sag' uns, was hilft ihm für Medizin?
Dein sind die Bäume in den Wäldern,
Dein die Kräuter auf den Feldern,
Dein alle Wasser in den Flüssen,
Du wirst ein Mittel für ihn wissen!
Und sollte auf Erden keines sein,
Kuriere ihn mit Mondenschein!
Hilf unserm König vor dem Tod!
O Ilogo! o Mond! o Mond!

Haartrachten der Negerinnen an der Goldküste.

Um die Aufmerksamkeit des vielbeschäftigten, weit entfernten, gestrengen Herrn auf sich zu lenken, machen sie dabei den gröfstmöglichen Spektakel, wobei ihnen die Männer mit Trommeln und Schiefsen getreulich helfen. Darauf setzt sich ein Weib, das durch ihre Zufälle in den Ruf einer Prophetin gekommen ist, in den Kreis, blickt unverwandt in die helle Scheibe des Vollmondes und arbeitet sich schliefslich in eine ohnmachtähnliche Verzückung hinein, während welcher ihr Geist zu Ilogo geht. Von da zurückgekehrt, teilt sie der atemlos lauschenden Menge mit, welches Kräutlein ihr der Mann im Monde gegeben, und wenn das nicht hilft, so — ist es zu spät gewesen, oder es hat nicht sein sollen.

Den Negern fehlt es nicht an natürlicher Schlauheit; selbst den Mangel an Schrift wissen sie zu ersetzen, und im Verkehr mit entfernt wohnenden Korrespondenten durch symbolische Zeichen ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen. Ein Handelsfreund im Inneren erhielt von einem andern an der Küste mittels Eilboten einen Stein, ein Stück Kohle, eine Pfefferbüchse, ein gedörrtes Getreidekorn und einige Lumpen zugesandt. Die Auslegung dieser Botschaft war folgende: Ich bin stark und fest wie Stein, aber meine Aussicht für die Zukunft ist so schwarz wie Kohle: ich bin so voll Angst, dafs meine Haut wie Pfeffer brennt, und Korn auf ihr gedörrt werden könnte, ich fürchte so arm zu werden, dafs ich nur noch in Lumpen einhergehen kann.

Boston Public Library.

War es bis jetzt der westliche Sudan, dem wir unsere Aufmerksamkeit zugewendet haben: die Länder am Niger und die der nördlichen Guineaküste, so wollen wir uns nun im Anschlusse mit dem mittleren Sudan, also mit den Negerkönigreichen Bornu, Baghirmi und Wadai beschäftigen.

Bornu, das Land der Tsadsee-Niederung, welches wir namentlich aus den Berichten von Rohlfs und Nachtigal kennen gelernt haben, ist ein schönes, fruchtbares Land, ausgestattet mit allen Reizen der Tropenwelt.

Die Hauptstadt des Königreichs ist Kuka oder Kukana. Weit mehr, als die einförmige Landschaft um die Residenz zieht den ankommenden Fremdling die eigentümliche Tracht des Hofes von Bornu an, welche ihm in erster Linie in den stattlichen Reiterheeren des Sultans entgegentritt. Die Reiterei des Königs ist in Schwadronen von je 100 bis 200 Mann eingeteilt, deren jede von einem Hauptmann, Kaschella, befehligt wird.

Die schwere Reiterei trägt lange Röcke, zum Schutz gegen Pfeilschüsse dicht wattirt, und über denselben mehrere Toben (Hemden) von verschiedenen Farben und mit mancherlei Zierat geschmückt. Die Kopfbedeckung besteht aus einem Helm, ähnlich jenen, wie sie die Ritter im Mittelalter trugen, dabei aber aus leichtem Metall gearbeitet, und mit den prahlendsten Federn geschmückt. Auch die Streitrosse sind in Panzer aus dicken, verschiedenfarbig gestreiften Decken gehüllt, so dafs nur die Füfse unbedeckt bleiben. Der Kopf ist durch polierte Metallplatten geschützt.

Die leichte Reiterei dagegen hat auf dem Haupte weifse, oder anders gefärbte kleine Mützen und ist mit je zwei oder drei hellschimmernden Toben bekleidet. Die Offiziere haben aufserdem noch einen Burnus, den sie gern malerisch über die Schultern werfen, so dafs vorzüglich das bunte seidene Futter desselben zum Vorschein kommt. Die Leibwache des Sultans ist mit Flinten bewaffnet und trägt rote Jacken. Die Pferde der Krieger sind durchschnittlich von guter Rasse, viele derselben sogar von wirklicher Schönheit.

Schon im Körperbau unterscheiden sich die Bewohner Bornus von den Negern der anderen Staaten im Sudan: sie sind breiter und plumper und von stärkerem Knochenbau. Dies gilt auch vom «schönen Geschlecht».

Die schwarzen Damen sind meistens dralle, kurze Figuren mit grofsen Köpfen, breiten Nasen und mit weit offenen Nasenlöchern. Ihr Gesicht wird durch eine grofse rote Korallenperle im linken Nasenflügel noch mehr verunstaltet.

Ihre Haare flechten sie mit einem erstaunlichen Aufwand von Butter in zahllose kleine Zöpfchen, die in der Mitte des Kopfes mit einem Kamme vereinigt werden, der täuschend einem Dragonerhelm gleicht. Bisweilen tragen sie auch kleine Löckchen rund um den Kopf, welche die Gröfse und Form und, dank dem reichlichen Fett, auch die Konsistenz jener Späne haben, die eine Bohrmaschine aus einer Eisenplatte herausdreht. Die Vorderzähne färben sie rot, die Eckzähne schwarz, so dafs man, wenn sie den Mund aufthun, lebhaft an ein Schachbrett erinnert wird. Sie schminken sich auch, und zwar Arme und Gesicht mit Indigo, was ihrem Teint einen höchst lächerlichen blauen Ton giebt.

Die feinste Sorte dieser blauen Schminke wird auf eigentümliche Weise bereitet. Man zerschneidet zu diesem Zwecke eine alte Tobe (Hemd) in Streifen und färbt sie zum zweiten Male. Darauf gräbt man ein Loch in die Erde, legt die Baumwollenstreifen hinein, etwas Schafdünger darüber, begiefst es tüchtig, worauf man die Grube schliefst und erst nach 7 bis 8 Tagen wieder öffnet. Die Stücke sind dann gewöhnlich so mürbe, dafs sie eben nur noch zusammenhängen. Sie werden getrocknet, zum jedesmaligen Gebrauch wird eine Quantität der Schminke in eine Muschelschale eingeweicht und mit einer Feder aufgetragen.

Bei den meisten Negerstämmen des mittleren Sudan ist eine sehr qualvolle Art des Tätowierens gebräuchlich, deren Formen die Heimat eines jeden sogleich kenntlich machen. Die Art

der Bornuanen ist besonders häfslich. Sie machen nämlich zwanzig Schnitte oder Linien in jede Hälfte des Gesichts, in der Richtung von der Ecke des Mundes nach den Winkeln der unteren Kinnlade und den Backenknochen; ein Schnitt geht vorn über die Stirn, sechs sind an jedem Arme, sechs andere an den Beinen, vier auf der Brust und neun an jeder Seite dicht oberhalb der Hüfte. Diese qualvolle Operation wird bereits in der frühesten Kindheit ausgeführt, und die armen Märtyrer der Moden haben dann entsetzlich zu leiden, da sie sich der Unmassen von Fliegen oftmals kaum erwehren können.

Auf dem Markte von Kuka versammeln sich Vertreter aller Völkerstämme des östlichen Bornu und es entrollt sich daselbst ein eigentümliches buntes Bild von grofsem Interesse. Hier bewegen sich die schlank und zierlich gebauten Kanembu und halten Butter und getrocknete Fische feil; Leute aus Makari breiten ihre Toben aus: Budduma von den Inseln des Tsadsees haben Fleisch

Panzerreiter des Königs von Bornu.

vom Flufspferde oder Peitschen aus der Haut dieses Tieres zum Verkauf. Andere bieten Dolchscheiden aus Krokodilhaut an. Schua-Araber, seit Jahrhunderten in Bornu einheimisch, kommen mit schwer bepackten Lastochsen, während die Koyam, wahrscheinlich frühere Bewohner Kanems, ihre Waren auf Kameelen herbeischaffen.

In der Mitte des Marktplatzes haben die Kleinhändler ihre mancherlei Sachen ausgekramt: Kleidungstücke aller Art, Hemden aus den verschiedensten Ländern stammend, Perlen von jeder Gestalt und Farbe, Lederarbeit, Büchsen aus gefärbtem Leder von verschiedenster Gröfse und Form, die dauerhaftesten aus Rindshaut gefertigt und von elegantem Ansehen. Nach dem Thore der Stadt zu halten die Verkäufer von Baumaterial. Hier kauft der Eingeborene fast alles, was er aufser den Lehmwänden zur Errichtung einer Wohnung bedarf: Matten von drei verschiedenen Sorten der Dicke, deren stärkste an Festigkeit einer Mauer kaum nachsteht. Die mittlere Sorte ist aus Rohr geflochten, und die feineren Arten, von den Blättern der Dumpalme gearbeitet,

dienen als Unterlage zum Schlafen. Stangen und Stöcke sind aufgehäuft, wie sie als Gerüste bei den Strohdächern gebraucht werden: bei diesen liegen die aus Rohr geflochtenen Kranzgesimse und das geschnitzte Holz, welches den Gipfelknopf bildet. An anderen Stellen des Marktes sind die Vorräte ausgebreitet und aufgestellt, welche zur Befriedigung der täglichen Bedürfnisse dienen. Hier liegen lange Reihen von Ledersäcken, welche das Getreide enthalten. Diese Säcke sind entweder so grofs, dafs ein einziger eine volle Ochsenlast bildet, in welchem Falle er quer über das Tier gelegt wird: oder sie sind paarweise zusammengehängt, so dafs je zwei die Befrachtung eines Lastochsen oder eines Kameels ausmachen.

Schattendächer und Buden sind nur sehr wenige errichtet: darunter zeichnen sich diejenigen der Sklavenhändler aus. Meistens werden Kinder von 9 bis 12 Jahren verkauft, die man auf Raubzügen in den benachbarten Ländern weggefangen hat. Im Austausche gegen Kaliko, Burnusse, Salz und etwas Zucker wird ein Knabe von zehn Jahren für etwa 15 Mark angerechnet, ein ebenso altes Mädchen gilt gegen 21 Mark.

Als Zahlmittel diente in früherer Zeit ein Rottel oder viereckig ausgeschlagenes Pfund Kupfer, jetzt ist es gänzlich aufser Brauch gekommen und nur der Name noch geblieben. Baumwollstreifen von 10 bis 15 cm Breite und 2 m Länge (Gubka) traten an dessen Stelle. Vier derselben gelten einen Rottel, 50 bis 100 Rottel sind gleich einem Maria-Theresienthaler (zu 4 Mark). Da das Abmessen der Baumwollstreifen zu viel Zeit kosten würde, bedient man sich bei gröfseren Einkäufen fertiger Hemden, deren Wert je nach der Güte des Stoffes verschieden veranschlagt wird. Die geringste Sorte, die sich aber fast nicht zum Tragen eignet, gilt nur 6 Rottel, die feineren dagegen steigen bis zu 65 Rottel im Preise. Neuerdings ist auch das Muschelgeld (Kauri) eingeführt worden: acht Muscheln kommen im Werte einem Baumwollenstreifen gleich.

Die besseren Wohnungen sind von wohlgeglätteten Lehmmauern umgeben und bestehen aus mehreren zusammenhängenden Höfen. Einer dieser Höfe enthält die Pferde und das Rindvieh, ein zweiter die Hütte des Hausherrn, deren kegelförmiges Strohdach mit einem Straufsenei als dem Symbol der Fruchtbarkeit und des Segens der Familie gekrönt ist. Jede Frau hat ihre Hütte abgesondert für sich.

Sehen wir uns eine solche Familienwohnung etwas genauer an. Eine eiförmige Thür von kaum mehr als 1 m Höhe und 42 cm Breite führt in diese Hütte, welche das tägliche Geschäftszimmer des Mannes ist und ein aus starken Zweigen geflochtenes und dick mit Thon überzogenes Lager als Ruheplätzchen bei Tag und Nacht enthält.

Die Schlafstellen der Frauen in deren Hütten sind besser und sauberer gearbeitet. Die Thüren dieser Frauenzwinger (Kusi) sind aufserordentlich klein und haben manchmal nur 75 cm Höhe bei 30 cm Breite. Fenster sind natürlich nicht gebräuchlich und alles Licht fällt nur durch die Thüröffnung, die fast dazu bestimmt scheint, die junge Ehefrau für immer ohne allen weiteren Verschlufs im Hause zu halten, nachdem sie als Jungfrau so glücklich gewesen ist, sich einmal hindurch zu zwängen.

Selbst in den besseren Wohnungen ist das Hausgerät von gröfster Einfachheit. Es finden sich gewöhnlich nur im Hofe eine grofse Urne für das Wasser und eine noch gröfsere für das Korn. Man schöpft aus dem grofsen Kruge das Wasser mittels Kalebassen. In einem Winkel der Eingangshütte und der Umfassungsmauer ist die Kochstelle. Nur wenige Vornehme besitzen eine Lampe, die aus Eisenblech gemacht ist und mit Rindstalg gefüllt wird. Noch seltener ist Seife und deshalb läfst die Reinlichkeit der Bewohner sehr viel zu wünschen übrig, trotzdem sie als Mohammedaner zu täglich mehrmaligen Waschungen verpflichtet sind.

Die Wohnungen ärmerer Leute sind mit Rohrzäunen eingehegt, je nach ihrem Alter hellgelb oder dunkler bis zum Schwarz gefärbt.

Das Hauptfest bildet das Aid el Fotr, welches die jährliche grofse Fastenzeit abschliefst. Jedermann legt seine besten Kleider an und der Hof veranstaltet eine Prozession nach einem

Markt in Bornu.

Boston Public Library.

Betzelt im Freien. Das gesamte stehende Heer und der gröfste Teil der Bewohnerschaft schliefst sich dann dem Zuge an. In gröfseren Haushaltungen erhält jeder Diener an diesem Tage eine neue Tobe.

Auf eigentümliche Weise belustigen sich die Frauen am Feste der Geburt Mohammeds. Sie versammeln sich auf einem freien Platze, und einzelne treten als Tänzerinnen und Sängerinnen im Innern des geschlossenen Kreises auf. Je nach dem Takte der Trommeln, welche die Gesänge begleiten, senken sie den Leib, beugen den Kopf bald links, bald rechts und nehmen allerlei theatralische Stellungen ein, indem sie die Zipfel des um die Schultern geworfenen Tuches mit den Händen halten. Zwei derselben treten sich dann auch wohl als Kämpferinnen entgegen, und nachdem sie eine Zeitlang mit verschiedenen Gesten sich genähert und wieder entfernt, kehren sie sich plötzlich den Rücken und stofsen mit dem Teile ihres Körpers, dessen möglichst starke Ausbildung hier als Mafsstab der weiblichen Schönheit dient, so heftig zusammen, dafs eine derselben, mitunter auch beide, zur Erde stürzen. Die Siegerin wird mit Beifallsrufen begrüfst und von zwei Matronen vom Kampfplatze geführt. Oft trägt auch bei dieser originellen Art des Zweikampfes die Geschicklichkeit über die Stärke den Sieg davon, die Schwächere weicht mitunter dem Anprall der kräftigeren Gegnerin aus, und letztere kommt dadurch selbst zu Falle. Der Stofs ist nicht selten so heftig, dafs der 28 bis 34 cm breite Gürtel aus Korallenperlen, den viele Frauen oberhalb der Hüften tragen, zerplatzt und die abspringenden Stücke den Kampfplatz bedecken.

Wilderer Natur sind die Vergnügungen, welche die Männer bei ähnlichen Festlichkeiten veranstalten. Nicht selten lassen sie ihre Sklaven bei solchen Gelegenheiten mit einander kämpfen. Letztere sind dann blofs mit einem leinenen Gürtel um die Lenden bekleidet und beginnen den Ringkampf damit, dafs sie die Hände einander auf die Schultern legen. Die Füfse gebrauchen sie bei ihren Manövern nicht, wohl aber bücken sie sich und suchen den Gegner auf jede Art aus der Fassung zu bringen. Plötzlich fahren sie mit den Händen an dessen Körper herab, packen ihn an den Hüften, heben ihn empor und werfen ihn gewaltsam zu Boden. Selten endet ein solcher Kampf ohne Verrenkung der Glieder, mitunter sogar mit dem Tode des Unterliegenden. Der Sieger wird von den Zuschauern mit Beifallsrufen begrüfst und erhält von seinem Herrn gewöhnlich eine neue Tobe zum Geschenk.

Die Hochzeiten werden in Bornu meist nach der Ernte, wenn das Getreide wohlfeil ist, gefeiert. Sie dauern gewöhnlich eine ganze Woche und sind mit vielen Schmausereien verbunden. Am ersten Tage speist man eine Art Kuchen aus Reis, Butter und Honig (Nakia), am zweiten einen trockenen, stark mit Pfeffer gewürzten Brei (Tiggra), am dritten das gewöhnliche, aus Sorghum bereitete, mit Fischbrühe versetzte Gericht (Ngadj). Am vierten Tage werden der Braut die Zieraten, welche sie als Zeichen der Jungfrauschaft getragen, abgenommen: am fünften wird sie auf eine Matte gesetzt, und erhebt sich von dieser sieben Mal, um ebensoviele Male niederzuknieen. Der folgende Tag mufs ein Freitag sein: an diesem Tage wird der Braut durch ihre Freundinnen unter Gesang der Kopf gewaschen, und am Abend geleitet man sie zum Hause des Bräutigams. Bei dieser Gelegenheit sitzt die Braut gewöhnlich auf einem Ochsen, dessen Rücken mit blauen und weifsen Decken dicht behängt ist. Ihr folgen Sklaven, mit Strohkörben beladen, letztere enthalten die Hausgeräte: irdene Töpfe und hölzerne Schalen. Ein paar andere Ochsen tragen die übrige Aussteuer. Neben der Braut gehen die Brautjungfern und die Mutter der Braut. Der Bräutigam mufs während dieses Tages, von einem möglichst zahlreichen Gefolge begleitet, einen feierlichen Umzug durch die Stadt halten und sich dann an seinem Hause auf einem erhöhten Sitze niederlassen, ausstaffiert mit allem möglichen Putz, der nur aufgekauft oder zusammengeborgt werden kann. Das teilnehmende Publikum drängt sich zu ihm heran, trommelt, bläst mit Hörnern und schreit: «Möget ihr ewig leben! Gott segne Euch! Möget Ihr graue Haare erleben!» Ein Schmaus in seinem Hause bildet den Schlufs der ganzen Feier.

Das Volk der Musgo (Musgu oder Museku) welches das von der Natur so reich ausgestattete, aber durch die Völkerverhältnisse so hart bedrängte Land südlich vom Tsadsee an den Flüssen Schari und Serbewel bewohnt, gehört zu dem grofsen Stamme der Massa, zu welchem gleichfalls die Bewohner von Logon oder Logone, die Kotoko oder Makari, sowie die Mandara (Wandala) mit den Gamerghu zu rechnen sind.

Verglichen mit den meisten anderen Volksstämmen Inner-Afrikas, machen die Musgo in ihrer Körperbildung einen sehr unangenehmen Eindruck. Die Männer sind zwar hochgewachsene Leute, aber ihre Gesichtszüge haben etwas sehr Abschreckendes. Der Vorderkopf der Musgo ist, anstatt rückwärts geneigt zu sein, bei den meisten sehr hoch und die Gesichtslinie ist gerade, aber die buschigen Augenbrauen, weit offenen Nasenlöcher, aufgeworfenen Lippen, hohen Backenknochen und ihr grobes, buschiges Haar geben ihnen ein wildes Ansehen. Für besonders schön

Dorf der Musgo.

wird es gehalten, sich in die durchbohrten Lippen ein oft mehrere Zoll grofses Stück Holz, oder eine Kürbisschale einzuschieben. Sehr häfslich erscheinen auch die Beine dadurch, dafs die Knieknochen nach innen gebogen sind. Ihre Glieder sind knochig und nicht angenehm abgerundet. Die schwarze Farbe der Haut erscheint schmutzig und entbehrt jenes Glanzes, durch den andere Negerstämme sich vorteilhaft auszeichnen. Die meisten Männer tragen einen kurzen Bart, und manche schmücken ihre Ohren mit kupfernen Ringen.

Die Kleidung der Musgo ist die allereinfachste der Welt. Die Männer gehen mit wenigen Ausnahmen gänzlich nackt, nur einzelne Häuptlinge tragen zur Kriegszeit eine Art Rüstung und einen aus wenigen Riemen bestehenden Schurz, der ihre Blöfse sehr unvollständig bedeckt. Der erwähnte Panzer ist aus Büffelfell gearbeitet, die Haare des Tieres nach innen gekehrt. Zuweilen tragen die Männer auch an einem Ledergürtel ein kleines Fell nach Bergmannsart.

Boston Public Library.

Aufser einer Keule und einem gegen 3 m langen Speer mit grob gearbeiteter eiserner Spitze bilden zwei spitzige Handeisen (hunga-munga genannt) die gefährlichste Verteidigungswaffe. Mit letzteren sollen die Musgo nicht blofs im Handgemenge sich erfolgreich verteidigen können, sondern dieselben auch auf beträchtliche Entfernungen hin zu schleudern und damit Menschen und Tieren die Beine wegzureifsen verstehen. Ihren Feinden gegenüber sind sie trotzdem besonders dadurch sehr im Nachteil, dafs sie weder Pfeile noch Bogen kennen.

Zum Schutze dient den Musgo ein aus Rohr geflochtener Schild, der etwa 1 m lang, unten 60 cm breit und nach aufsen gewölbt ist. Man bedient sich zu seiner Anfertigung desselben Rohres, mit welchem die Hütten gedeckt werden, flicht es aber so dicht zusammen, dafs ein solcher Schild im stande ist, die zinnernen Flintenkugeln, mit denen ihre feindlichen Nachbarn, die Kanori, gewöhnlich schiefsen, abzuhalten. Die meisten Männer tragen um den Hals ein Seil, aus den Blattfasern der Dumpalme geflochten, und ein an einem Riemen herabhängendes Signalhorn.

Die Musgofrauen huldigen der wenig angenehmen Mode, die Ober- oder Unterlippe oder beide zu durchbohren und ein Stück Holz oder Knochen hineinzustecken. Die Öffnung wird durch Anwendung immer umfangreicherer Holzstücken allmählich bis auf 1 cm im Durchmesser vergröfsert, und das Gesicht dadurch abscheulich entstellt. Die Zähne sind dabei natürlich fortwährend blofs. Deshalb sind Musgofrauen, aufser in ihrer Heimat, auch nirgends geschätzt und werden als Sklavinnen höchstens zum Wasser- und Holztragen und zur Feldarbeit verwendet. Man kann ein Musgoweib für zwölf Mark erstehen, die Kinder kosten je nach dem Alter zwei bis sechs Mark pro Stück.

Die Wohnungen sind ähnlich gebaut und eingerichtet wie in Bornu, nur erhebt sich hier im Inneren des Hofraumes ein glockenförmiger, aus festem Thon gearbeiteter Kornbehälter von 4 bis 5 m Höhe, über dessen an dem oberen Ende befindlichen Öffnungen ein kleines Strohdach befestigt ist, um den Regen abzuhalten.

Die Hauptbeschäftigung dieses Volkes ist Viehzucht und Ackerbau. Aufser der Negerhirse (Holcus cernuus) und dem sogenannten indischen Korn (Sorghum) haben die Musgo in der Umgebung ihrer Hütten gewöhnlich auch eine Tabakspflanzung, mitunter auch ein Feld mit Baumwolle.

Die Musgo scheinen auch starke Trinker zu sein, wenigstens findet man in ihren Hütten eine grofse Anzahl umfangreicher Thongefäfse voll Gossub-Bier (Busa), jedes derselben wenigstens 15 bis 20 Liter enthaltend. Betreffs der Speisen dagegen sind sie nicht sehr wählerisch. Die Gafuli (Bohnen) und Fische bilden die Hauptnahrung: von ihrem Vieh essen sie nur das gefallene. Mäuse und Frösche sind Leckerbissen, auch andere ähnliche vierfüfsige Tiere: sie verschmähen auch nicht Amphibien und Insekten.

Über die Religion der Musgo ist fast gar nichts bekannt. Man erzählt, dafs sie eine Art Fetisch, aus einer Holzstange bestehend, besitzen sollen, auch finden sich unter ihnen Priester. Man schwört bei der heimatlichen Erde, indem der Schwörende dabei eine Handvoll durch die Finger gleiten läfst.

Für die Bestattung der Toten zeigt man viel Sorgfalt. Man gräbt ansehnliche Vertiefungen, füllt dieselben über dem Toten und wirft einen halbkugelichen Hügel darüber auf, dessen Oberfläche mit Thon geglättet und fest gemacht wird. Auf manchen dieser Gräber steht ein geflochtenes Gefäfs, welches wahrscheinlich den Kopf des Verstorbenen enthält, auf anderen liegen kreuzweis Baumstämme. Mutmafslich bezieht sich die abweichende Ausschmückung auf das verschiedene Geschlecht der Dahingeschiedenen.

Als Typus der Bewohner von Baghirmi dürfen die Sonrhay-Neger gelten. Dieses Volk ist meistens von glänzend schwarzer Hautfärbung. Die Formen der Frauen sind keineswegs durch Symmetrie ausgezeichnet. Brust und Beine tragen sie blofs, den Nacken und das Haar schmücken sie mit Reihen von Perlen. Bei einigen Abteilungen des Stammes tragen die Frauen

Ringe in der Nase, bei anderen die Mädchen einen aus Kupfer gearbeiteten Reiter mit einer Tabakspfeife als Schmuck im Haar.

Höchst mannigfaltig und künstlich sind auch hier die Haarfrisuren: bald sind es lange, dünne Flechten rings um den Kopf, mit und ohne Perlen daran: bald ist das Haar in parallele Reihen aufrechtstehender Flechtchen geteilt, die von vorn nach hinten oder von einer Seite zur andern verlaufen: andere tragen nur vier aufrechtstehende Hörner an den vier «Ecken» des Kopfes u. s. w. Die Frauen haben das Haar ganz kurz geschoren, und als Schmuck in der durchbohrten Oberlippe ein Stückchen Holz, oder einen Büschel Gras, hin und wieder auch eine Schnur roter oder blauer Glasperlen um den Hals. Stutzer tragen um die Fufsknöchel Messingringe, die hinten offen sind und in sporenartige Spitzen auslaufen und verlängern den zierlich gedrehten, lang ausgezogenen Schnurrbart durch eine Reihe Perlen. Die Bekleidung der Männer besteht

Häuptling der Sonrhay.

aus einem einfachen Fell um die Hüften. Das Fell von Gazellen, wilden Katzen, und zumeist von Ziegen hängt aber gewöhnlich hinten am Leibe herab, anstatt vorn. Die Frauen gehen meist nackt, höchstens tragen sie einen Bindfaden um die Hüften, an welchem nach hinten ein frischer Laubzweig hängt, oder einen etwas breiteren Lederstreifen, mit einer kleinen ledernen Schürze daran, die mit Kaurimuscheln besetzt ist.

Beide Geschlechter rauchen leidenschaftlich gern Tabak und versammeln sich regelmäfsig abends zu Gesang, Tanz und anderen Lustbarkeiten.

Die edleren Geschlechter der Sonrhay haben gar keine Einschnitte im Gesichte, andere machen sich einen tiefen Schnitt unter dem linken Auge, der von der Nase nach dem Backenknochen hinzieht, und das gemeine Volk verunstaltet das Gesicht durch drei Gruppen von Schnitten. Drei Schnitte macht man an den Schläfen, drei in der Mitte der Wange und drei auf dem unteren Teile des Gesichts.

Die Wohnungen sind aus grofsen Thonklumpen zusammengesetzt, haben einen vierseitigen Grundrifs und flache Dächer. Die besseren derselben enthalten ringsum einen Hofraum, in welchen man durch eine Eingangshalle gelangt, eine Anzahl Zimmer, zudem noch Abteilungen für Enten, Schafe, Hühner, Tauben, so dafs sie einer kleinen Arche Noah ähneln. Da räuberische Einfälle von Nachbarstämmen häufig sind, so hat man in manchen Distrikten den Dörfern eine kastellartige Einrichtung gegeben. Die sämtlichen Gebäude liegen dann auf einer Anhöhe und bilden einen Kreis, in den nur ein schmaler, leicht zu verteidigender Eingang führt.

Noch sicherer vor den vielen feindlichen Überfällen lebt man auf den hohen Bombaxbäumen, welche die Wälder von Baghirmi charakterisieren. Die Höhe derselben und die Regelmäfsigkeit ihrer Äste in Zahl und Richtung macht sie zu Kriegswohnungen besonders geeignet. Der dicke graue Stamm entwickelt in einer Höhe von 5 m die ersten Äste, welche unbenutzt bleiben. Doch die darauf folgende Etage, etwas über 8 m von dem Erdboden entfernt, wird bewohnt, indem man zwei der Riesenäste, welche fast rechtwinkelig vom Stamme abstehen, durch darüber gelegte Stangen vereinigt. Auf diesen befestigt man ein solides, dickes Strohgeflecht und errichtet darauf eine kleine Hütte oder läfst diese Plattform zum Aufenthalte der Ziegen und Hunde dienen. Hart am Stamme werden, wie Mastkörbe, grofse, starkgeflochtene Körbe angebracht, welche einen oder mehrere Menschen aufnehmen können, und wo sich die Waffen befinden. In den leichten, kleinen Hütten wird das notwendigste Hausgerät, nämlich der grofse Holzmörser zum Mahlen des Getreides und die grofsen Wasserkrüge aus Thon aufbewahrt. In noch höherer Etage der riesigen Bäume wiederholt sich ein solches Hauswesen, so dafs verschiedene Familien auf einem Baume wohnen mit ihrem Hausgerät und selbst mit ihrem Kleinvieh, wenn dasselbe nicht zu zahlreich ist. Nachts, wo sie vor Überfällen sicher sind, steigen sie herunter und erneuern ihren Vorrat von Wasser und von Getreide, das sie im unzugänglichen Busche versteckt halten oder im Boden vergraben.

Die Sonrhay glauben an ein höchstes Wesen, welches zu ihnen durch den Donner spricht. Das Symbol dieser Gottheit besteht in einem Baumstumpf, von dem ringförmig die Rinde abgeschält, und das in einer kleinen Hütte untergebracht ist. Weiber und Kinder haben keinen Zutritt zu diesem Heiligtum, wo die verschiedensten Opfer niedergelegt werden.

Die Toten werden in einem grofsen runden Grabe bestattet. In der östlichen Wand desselben wird eine Nische angebracht, geräumig genug, den Toten mit Zubehör aufzunehmen. Man bettet ihn auf 20 bis 30 schönen Toben, bindet ihm die Hände zusammen, schlägt die Toben über ihn weg und umwickelt das Ganze mit Baumwollenstreifen. Zu seinen Häupten, wie zu seinen Füfsen legt man eine geschlachtete Ziege, stellt einige Krüge Honig und noch mehr Melissa (Bier) neben ihn und stülpt eine kleine Schüssel mit Perlen oder Kaurimuscheln auf seinen Mund.

Verstorbene Kinder werden in ein ovales Loch, etwa so hoch wie die Hüftenhöhe derselben gestopft, so dafs die Kniee herausragen: dann heulen und jammern die Männer und Weiber den ganzen Tag vor der Thür der betreffenden Hütte, bald ohne Begleitung, bald mit Lanzen und Töpfen klappernd, bald unbeweglich still stehend, dann wieder den Körper einförmig hin- und herbewegend. Am Tage nach dem Begräbnisse folgt den Trauerbezeigungen ausgelassene Lustigkeit und schwelgerisches Melissagelage.

Die Sonrhay sind gute Reiter und sitzen vortrefflich ohne Sattel und Bügel auf ihren lebhaften Ponies, deren Rücken auf künstliche Weise wund gemacht wird.

Die Bewohner des angrenzenden Reiches Wadaï haben ihres Fanatismus wegen und auch deshalb einen schlimmen Ruf, weil sie sich gegen die christlichen Reisenden in starrer Abgeschlossenheit verhalten haben. Zwei unserer kühnen Landsleute, Vogel im Jahre 1856 und v. Beurmann im Jahre 1864, welche es unternahmen, in das Reich einzudringen, fanden hier ihren Tod: erst Nachtigal gelang es, von einem einsichtsvolleren Sultan geschützt, hier zu reisen und gerade Wadaï für einen jetzt ganz besonders gut geeigneten Ausgangspunkt für das Eindringen in den Äquatorgürtel zu empfehlen.

Unser letztgenannter Gewährsmann schreibt: «Was den Fremden in Wadaï vorzüglich frappiert, ist die Roheit der Einwohner und die Armut des Landes. In Gesittung steht in der That der Einwohner von Wadaï weit hinter dem von Bornu zurück, sowohl durch Roheit des Gemüts, als wegen des Mangels an aller Kunst und Industrie. Die einfachsten Hausgeräte aus Kürbisschalen und dergl. zeugen von einem Mangel an Geschicklichkeit, von Schönheits- und Kunstsinn, der die Bewohner in dieser Beziehung auf die niedrigste Stufe stellt. Ihre Strohhütten sind bedauerlich weit von praktischer und künstlerischer Vollendung entfernt und die Heiden

Überfall einer Kriegswohnung der Sonrhay.

südlich von Baghirmi überragen sie in dieser Beziehung weit. Dabei ist der eigentliche Wadaïmann gewaltthätig, streitsüchtig, grausam, besonders unter den Einflüssen der Melissa (Bier), deren Mifsbrauch an der Tagesordnung ist. Diese Eigenschaften mit seinem Stolze und mit seinem Hasse gegen Fremde würden den Handel mit der Küste bald beendigen, wenn nicht die kraftvolle Regierung des jetzigen Herrschers wäre.

Die Gewebe (Tokaki) sind von entsetzlicher Grobheit und nur einzelne Stämme zeichnen sich durch die Kunst aus, feinere Gewebe zu verfertigen.»

Boston Public Library,

Es ist hier nicht am Platze, des weiteren die Frage nach den Quellen des Nil zu berühren, welche von jeher die Forscher beschäftigt hat. Geheimnisvoll wie die Vergangenheit Ägyptens, dessen Felder er befruchtet, ja länger noch blieb der Ursprung dieses segenspendenden Stroms, der sich vom Äquator bis zum Mittelmeer erstreckt. Erst in unseren Tagen ist uns Gewifsheit geworden, wo die Quellen des Nil zu suchen sind. In Innerafrika zwischen den Seen Mwutan und Ukerewe liegt als Verbindungsglied ein mächtiger Wasserstrang, der sogenannte Weifse oder der Viktoria-Nil (Bahr-el Abiad), und dieses Seebecken ist als die Geburtsstätte des Vaters der Ströme anzusehen. In den Quellländern des Nil ist von Uranbeginn alles so barbarisch gewesen, wie noch heute. Es ist alles weit und breit noch Wildnis, in welche die Civilisation nicht einzudringen vermochte, wo die Wilden noch genau so leben, wie vor Jahrtausenden in den Tagen des Sesostris und jener römischen Centurionen, welche unter Kaiser Claudius oder Nero bis in die Sumpf- und Morastgegenden des Weifsen Nil gelangten, als sie die Quellen des geheimnisvollen Stromes aufsuchen wollten. Solch eine morastige Wildnis, in und um welche nur der Papyrus und das seltsame, federleichte Korkholz, das Ambadsch (Herminiera elaphroxylon) gedeihen, mag ein Paradies für Krokodile, Hippopotamus und Muskiten sein, der civilisierte Mensch kann in demselben nicht ausdauern: deshalb ist hier der Barbarei ihre Zukunft wohl für immer gesichert.

Die nördlichen unter den Stämmen am Bahr-el-Abiad sind die Dinka, Schilluk, Nuër, die Kitsch, Bor, Heliab und Schir. Diese wilden Negervölker haben sich nicht einmal bis zum Fetischdienste ihrer westafrikanischen Rassengenossen erhoben. Ihr Geist ist so stagnierend, wie der Morast, in dem sie leben.

Die Kitsch, Heliab, Schir und Bor sind vielleicht die magersten Menschen auf Erden. Ihre dürren Lenden und wadenlosen Unterschenkel verleihen ihnen etwas storchähnliches: erhöht wird der sonderbare Eindruck, wenn diese Neger, was häufig der Fall ist, das eine Bein krümmen und, Reihervögeln ähnlich, stundenlang auf dem anderen Beine stehen.

Am linken Ufer des Weifsen Nil bis zur Mündung des Gazellenflusses (Bahr-el-Ghasal) wohnen die Schilluk, von denen uns Schweinfurth ein keineswegs anziehendes Bild entwirft. Der an ihren Anblick nicht gewöhnte Neuling kann sich der Täuschung kaum erwehren, in diesen verkommenen Gestalten eher verschimmelte Kadaver als lebende Wesen zu erblicken. Denn obgleich sie Europas übertünchte Höflichkeit nicht kennen, präsentieren sie sich zum Schutz gegen die Insekten über und über mit Asche getüncht. Asche, Dünger und noch ekelhaftere Dinge sind ihre unentbehrlichen Toilettegegenstände. Die Männer gehen fast nackt einher, während die Frauen mit einem aus Kalbfell hergestellten Schurz bekleidet sind, der bis an die Kniee reicht.

Während die Weiber das Haar stets kurz geschoren tragen, so dafs deren Kopf nicht unähnlich dem Fell der ungeborenen Lämmer erscheint, welche als «Astrachan» in den Handel kommen, verwenden die Männer grofse Sorgfalt auf das Arrangement des Haupthaares. Durch Thon, Gummi und Dünger wird das Haar so lange in der gewünschten Form zusammengekittet, bis es von selbst bald eine helm- oder kammartige, bald eine schirmartige Gestalt annimmt. Jeder Schilluk führt einen meterlangen keulenförmigen Krückstock mit sich.

Den Schilluk in vieler Beziehung ähnlich sind die benachbarten Nuër und die Dinka. Männer und Frauen durchbohren sich mehrfach die Ohrränder, um eiserne Ringe und mit Eisen beschlagene Stäbchen hindurch zu stecken. Die Frauen durchbohren sich wohl auch die Oberlippe, um einen eisernen Stift oder ein cylindrisches Stück Glasperle einzufügen. Als Zeichen der Trauer trägt der Dinka nach weitverbreiteter afrikanischer Sitte einen Strick um den Hals.

Der Hauptreichtum der Dinka besteht in Rindern: mit diesen Tieren wird ein förmlicher Kultus getrieben, und alles, was vom Rind kommt, gilt für rein und edel. Nie wird ein Rind geschlachtet: kranke Tiere pflegt man in eigens dazu errichteten grofsen Hütten; nur die gefallenen und verunglückten Tiere werden verspeist.

Eine Schillukfamilie.

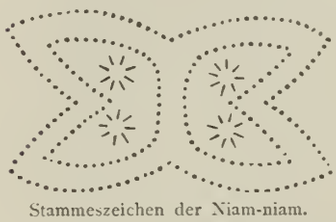
Dorf der Schilluk im Winter.

Boston Public Library.

Ein geheimnisvolles Dunkel hat längere Zeit über dem Volke der Niam-niam geschwebt, das man für «halb Mensch, halb Tier» gehalten hat, dem ein «fächerartiger Schwanz» angewachsen sei.

Durch Carlo Piaggia, v. Heuglin und Dr. Schweinfurth haben wir erst in neuerer Zeit Kunde über dieses in vieler Beziehung merkwürdige Volk erhalten.

Der Name Niam-niam bedeutet in der Sprache der Dinka «Vielfresser», vielleicht auf den Kannibalismus derselben anspielend. Sie selbst nennen sich Sandeh. Lange Haarflechten und Zöpfe (stets das feingekräuselte Haar der echten Negerrasse), welche weit über die Schultern herabhängen können, bedecken den runden breiten Kopf. Die Hautfarbe läfst sich am besten mit dem matten Glanze der Tafelschokolade vergleichen.



Stammeszeichen der Niam-niam.

Als Stammesmerkmale haben alle Sandeh drei oder vier mit Punkten ausgefüllte, Schröpfnarben ähnliche, Quadrate auf Stirn, Schläfen und Wangen tätowiert, ferners stets eine ×förmige Figur unter der Brusthöhle, über dem Nabel von nebenstehender Gestalt.

Bei festlichen Anlässen wird der Körper mit pulverisiertem Rotholz bestreut und es werden mit einem schwarzen Pflanzensafte unregelmäfsig marmorierte Muster auf demselben gezeichnet.

Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in Fellen, welche, im Gürtel hängend, malerisch um die Hüften drapiert sind. Ein gröfseres Fell von Antilopenhaut wird während der Regenzeit getragen. Um den Hals gehängt, reicht es, einer Schürze gleich, bis über die Kniee und schützt den Körper vor der Kühle und gegen die Nässe des Hochgrases.

Auf den Haarputz verwenden die Niam-niam, und unter ihnen vorzugsweise die Männer, alle erdenkliche Mühe, und es wäre schwierig, eine neue Form ausfindig zu machen, das Haar in Flechten zu legen, und diese zu Zöpfen und Knäueln aufzuhäufen oder wieder in Toupets aufzulösen, welche nicht bereits von ihnen ersonnen wäre. In der Regel teilt der Scheitel in der Mitte das Haupthaar in zwei gleiche Hälften. Von der Stirne nimmt von einem dreieckigen Felde ein feines Zöpfchen seinen Ursprung, welches, in die Furche des Scheitels gelegt, nach hinten zum Hinterkopf zurückgeschlagen ist. Rechts und links gruppieren sich nun radial eine Anzahl von Haarwülsten, gleich den Rippen einer Melone gerundet: die einzelnen Wulste sind an den Schläfen zu Knäueln drapiert und geknotet, von denen aus wieder dünne, lange Zöpfchen büschelförmig rings um den Nacken hängen. Zwei bis drei der längsten Flechten fallen vorn frei bis zur Brust herab. Andere arrangieren den Aufbau noch künstlicher, indem sie aus ihrem eigenen Haar einen Strahlenkranz herstellen. Die Flechten nehmen dann von der ganzen Seitenperipherie des Hauptes ihren Ursprung und werden an einem Reifen ausgespannt, der mit Kaurimuscheln verziert ist. Dieser Reif wird durch vier Drähte an dem unteren Rande des Hutes befestigt. Jedenfalls erfordert eine derartig kunstvolle Frisur grofse Schonung und viele Stunden mühsamer Arbeit, um sie herzustellen.

Im allgemeinen ist auch bei den Weibern eine gleiche Anordnung des Haares zu beobachten.

Die beliebtesten Zieraten, die am Körper getragen werden, bestehen aus Tier- und Menschenzähnen. Ein sehr wertvoller Schmuck wird aus den Reifszähnen des Hundes dargestellt, welche man auf eine Schnur gereiht, über der Stirne längs der Grenze des Haarwuchses befestigt.

Die Hauptwaffe der Niam-niam ist, aufser der Lanze, der Trumbasch, ein mehrschenkliges, mit spitzen Zacken versehenes, an den Rändern geschärftes Wurfeisen, das an der Innenseite des aus spanischem Rohr gefertigten Schildes befestigt ist. Letzterer ist von längerer Ovalform mit hübschen schwarzen und weifsen Mustern verziert, und so leicht, dafs er den Kämpfenden nicht im geringsten in seinen wilden Sprüngen und Sätzen hemmt.

Es ist schwer zu entscheiden, ob die Niam-niam ein Jägervolk sind, oder Ackerbauer, denn beide Beschäftigungen gehen hier Hand in Hand.

Hauptgegenstand der Kultur bildet eine Getreideart, Eleusine coracana, die überdies ein wohlschmeckendes Bier liefert, auf dessen Bereitung die Eingeborenen besondere Sorgfalt verwenden. Das Bier ist völlig klar, von rotbrauner Farbe, wird aus regelrecht gemalztem Korn gebraut und hat auch ohne jede andere Zuthat eine angenehme Bitterkeit.

In wie hohem Grade die Niam-niam dem Biergenusse ergeben sind, geht zur Genüge aus der Art hervor, wie sie ihre Kornvorräte aufspeichern. Auf jedes Wohnhaus kommen nämlich in der Regel drei Kornspeicher, und von diesen erhalten nur zwei das zur Mehlkost erforderliche Korn, während der dritte ausschliefslich solches in gemalztem Zustande birgt.

Ein Häuptling der Niam-Niam.

Ein Sänger der Niam-Niam.

Vieh jeder Art fehlt dem Lande; die einzigen Haustiere, deren Zucht sich die Niam-niam angelegen sein lassen, sind Hühner und Hunde. Letztere sind, wie ihre Herren, aufserordentlich zur Fettbildung geneigt und gelten als vorzügliche Leckerbissen.

Ziegen, Kühe, Schafe, Esel, Pferde und Kamele sind den Niam-niam meist nur vom Hörensagen bekannt. In der Auswahl der Speisen sind sie keineswegs wählerisch. Fleisch gilt ihnen als das höchste aller irdischen Güter, und Fleisch, Fleisch ist das Losungswort, das bei ihren Kriegszügen erschallt. Sie sind Kannibalen in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Verspeist werden im Kriege Leute jeden Alters, verspeist werden ferner Leute, die eines plötzlichen Todes

Boston Public Library.

starben, und in dem Distrikte, in dem sie lebten, vereinzelt und ohne den Anhang einer Familie dastanden, also jene Kategorie von Menschen, die bei uns der Anatomie verfallen.

Am häufigsten wird das Fett vom Menschen verwertet, und sie schreiben dem Genusse ansehnlicher Quantitäten eine berauschende Wirkung zu. Tabak ist überall im Gebrauche. Sie rauchen ihn aus kurzen Thonpfeifen eigentümlicher Form ohne Rohr.

Die Niam-niam-Hütten sind ebenso kegelförmig gebaut, wie in anderen Teilen Centralafrikas, nur ist hier das Kegeldach höher und spitzer, als anderwärts. Die zum Feuern und Kochen bestimmten Hütten haben ein spitzeres Dach, als die zum Schlafen. Eigentümlich geformte kleinere Hütten mit glockenförmigem Dache und auf einem Fufse errichteten, völlig becherförmigem Unterbau von Thon, zu welchem nur eine ganz kleine Öffnung führt, werden eigens für die halbwüchsigen Knaben der Vornehmen errichtet, welche abgesondert von den Erwachsenen und wohlgeschützt gegen den Angriff der Raubtiere die Nacht daselbst verbringen.

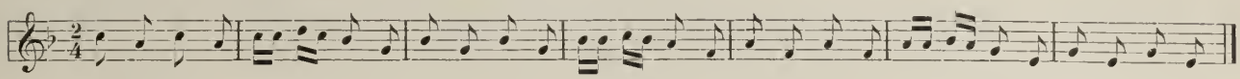
Die Macht eines souveränen Fürsten (Bjiae) beschränkt sich auf den Oberbefehl aller waffenfähigen Männer des Landes, die er beliebig versammelt, auf Vollstreckung von Todesurteilen, und auf freie Verfügung über Krieg und Frieden. An Abgaben erhebt er von den Bewohnern seines Gebietes aufser Elfenbein, welches ihm ausschliefslich zufällt, nur die Hälfte des Fleisches von der Beute der gemeinschaftlichen Jagd. Die übrigen Lebensmittel, Korn und andere Bodenprodukte, gewinnt er selber von den Feldern, welche seine Sklaven, nicht selten sogar seine zahlreichen Weiber, bestellen.

Zur Jagd bedienen sich die Niam-niam in der Regel aller Vorrichtungen, Fallen und Gräben, welche das Einfangen des Wildes erleichtern; nur die Treibjagd auf grofse Tiere wird bei ihnen systematisch und in gröfserem Stile betrieben.

Bei jedem Weiler, namentlich bei dem Mbanga (Fürstenhof) des Distrikts- und Ortshäuptlings, den man Borrumbarga nennt, d. h. den Herrn des Hofes, befindet sich eine sehr grofse Holzpauke, welche aus einem hohlen Baumstamme mit vier Füfsen besteht. In kunstvoller Weise ausgehöhlt, zeigt uns ein solches Instrument auf der Oberseite einen langen, schmalen Spalt; die Aushöhlung ist in der Art ausgeführt, dafs die beiden Hälften ungleich dicke Wände darstellen und so beim Anschlagen zwei Töne von sich geben. Mit diesen zwei Tönen werden, je nachdem man sie wiederholt, oder in welchem Takte man sie wechseln läfst, dreierlei Signale gegeben, und zwar zum Krieg, zur Jagd und zur Festversammlung. Von der Mbanga des Häuptlings ausgehend, werden in wenigen Augenblicken die Signale auf allen Pauken eines Distrikts wiederholt und in kurzer Frist Tausende bewaffneter Männer zusammengeschart. Das geschieht vor allem, wenn sich Elefanten gezeigt haben, zu deren Vernichtung die dichtesten und vom stärksten Graswuchs erfüllten Steppen eigens geschont und vor dem Steppenbrande bewahrt werden. Dahinein treibt man nun die Tiere, umstellt den ganzen Bezirk mit Leuten, welche Feuerbrände bei sich führen; der Brand beginnt von allen Seiten, bis die Elefanten, teils betäubt vom Rauche, teils durch das Feuer lahm gelegt, eine wehrlose Beute des Menschen werden, und ihnen durch Lanzenwürfe der Rest gegeben wird.

Die Kunstfertigkeit der Niam-niam erstreckt sich auf Eisenarbeiten, Töpferei, Holzschnitzerei und Korbflechterei. Aber auch Genüsse idealerer Natur sind ihnen nicht fremd. Die Musik erfreut ihr Gemüt in solchem Grade, dafs ein richtiger Niam-niam im stande ist, Tag und Nacht beim Spiel einer Art Mandoline, ihres Lieblingsinstrumentes, zu verharren und auf Speise und Trank zu verzichten. Auch findet man bei ihnen Musiker von Profession, welche im abenteuerlichen Federputze und Behänge mit wunderwirkenden Hölzern und Wurzeln, mit den Emblemen der höheren Magie, mit Klauen vom Erdferkel, Schildkrötenknochen, Adlerschnäbeln, Vogelkrallen, Zähnen u. s. w. dem Fremden entgegentreten, seine Erlebnisse und weiten Wanderungen in schwungvollem Rezitativ feiernd, und schliefslich seine Freigebigkeit besonders accentuieren: «Ringe, Kupfer und Perlen sind mein Lohn.»

Die Niam-niam singen auch im Chor, indem sie ein genau innegehaltenes Motiv in gradualem Tonfalle zu variieren bestrebt sind. Taktmäfsig unterstützen Männer und Weiber, Alt und Jung den Vorsänger im hundertstimmigen Chor:



Vornehme werden, wenn sie gestorben sind, bald sitzend auf ihren Bänken, bald in einen ausgehöhlten sargartigen Baumstamm geschlossen, beigesetzt, nachdem man sie auf ihrem gewöhnlichen Schurze gebettet. Man schüttet nicht unmittelbar Erde auf die Begrabenen, sondern

Der Monbuttukönig Munsa in vollem Staate.

stellt mittels eines Holzverschlags eine seitliche Kammer her, in deren Hohlraume die Leiche, ohne von der Erde gedrückt zu werden, abgestellt wird.

Über der aus festgestampftem Thon geformten Grabdecke errichtet man eine Hütte, welche sich durch nichts von den Behausungen der Lebenden unterscheidet und vernachlässigt und vereinsamt rasch dem Untergange durch Steppenbrand und Fäulnis preisgegeben ist.

An das Gebiet der Niam-niam anstofsend, liegt das paradiesische Land der Monbuttu, welche sich von allen bekannten Völkerstämmen Centralafrikas durch eine kaffeebraune Hautfarbe unterscheiden. Unbekannt mit der Weberei, bedecken die Männer den Unterleib mit der

Boston Public Library.

Rinde eines Feigenbaumes, während die Frauen fast vollständig nackt gehen, dafür aber die Vorder- und Rückseite ihres Oberkörpers mit regelmäfsigen Mustern tätowieren.

Bei besonders festlichen Gelegenheiten bemalen sich auch die Weiber die nackten Körper mit dem Safte der Blippo (Gardenia matteifera) in den verschiedensten Mustern. Bald sind es Sternchen und Malteserkreuze, bald Blumen und Birnen, die dargestellt erscheinen, dann wieder finden sich streifenförmige Zeichnungen zebraartig über den ganzen Körper verteilt, Tigerflecken und gescheckte Muster von unregelmäfsiger Form, marmorierte Adern und schachbrettartige Karrierung und dergl. Jede Monbuttufrau sucht bei festlichen Zusammenkünften, namentlich wenn sie dazu berufen sind mit ihrem herrlichen(!) Gesange die Musik zu begleiten, welche dem Könige zum Solotanze aufspielt, ihre Rivalinnen an Erfindungsgabe in dieser Richtung auszustechen. Die ausgeführten Muster besitzen eine Haltbarkeit von zweitägiger Dauer, dann werden sie sorgfältig abgerieben und durch neue ersetzt.

Schweinfurth hat dem Lande der Monbuttu einen Besuch abgestattet und verweilte eine Zeit lang am Hofe des Königs Munsa. Hören wir, welchen Eindruck der Kannibalenfürst auf ihn machte. Nachdem er den Hof geschildert, entsteht ein Hin- und Herrennen von Ausrufern, Platzmachern und Festordnern; die Volkshaufen drängen nach dem Eingang zu — «jetzt, still! — da kommt der König. Voran schreiten Musikanten, welche auf kolossalen, aus ganzen Elefantenzähnen geschnitzten Hörnern blasen, und andere, die in ihren Händen plumpe, aus Eisenblech roh gehämmerte Glocken schwingen. Den Blick gleichgültig vor sich hin gerichtet, naht endlich derben Schrittes der rotbraun gesalbte Cäsar, gefolgt von einer Schar seiner Lieblingsweiber, in Putz und Haltung wild, romantisch, malerisch. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, wirft er sich auf die niedrige Thonbank und betrachtet seine Füfse. Nicht satt sehen konnten sich meine Augen an diesem seltsamen, wilden Gesellen, von dem gesagt wird, dafs er täglich Menschenfleisch esse. Mit Ringen und Ketten und vielem fremdartig geformten Schmuck an Armen und Beinen, an Hals und an Brust, auf dem Scheitel eine Art Halbmond, alles aufs Glänzendste geputzt und geschliffen, erstrahlt der Herrscher in seiner schweren Kupferpracht wie im roten Schimmer einer sonntäglichen Küche. Sein Anblick hatte etwas über alle Mafsen Bizarres, denn alles, was er an sich hatte, trug den unverfälschten Geschmack Centralafrikas zur Schau, und nur die Kunsterzeugnisse des eigenen Landes wurden hier als würdig erachtet, die Majestät eines Königs der Monbuttu zu schmücken.

Ein imposanter Federhut beschattete das Haupt und safs über einen halben Meter hoch zuoberst des Scheitels, weil dieser, wie die Monbuttu-Mode vorschreibt, den oberen Teil des Chignons zu decken hat. Dieser Hut bestand aus einem schmalen Cylinder von feinem Rohrgeflechte und war aufsen mit drei Etagen von roten Papageienfedern besetzt; grofse Federbüschel derselben Art krönten die Spitze. Einen Schirm hatte der Hut nicht, wohl aber war vorn über dem Scheitel, nach Art der Schirmwehr am Normannenhelme das erwähnte halbmondförmige Gebilde aus Kupfer angebracht.

Die durchbohrten Ohrmuscheln trugen fingerdicke Kupferstäbe. Am ganzen Leibe war der König mit der landesüblichen Schminke von Farbholz eingerieben, welche seinem ursprünglich hellbraunen Körper die antike Färbung pompejanischer Hallen verlieh. Seine einzige Kleidung, gleichfalls durch nichts von der allgemeinen Mode des Landes abweichend, war von ausgesuchter Eleganz und Feinheit. Sie bestand in einem grofsen Stück aufs sorgfältigste verarbeiteter Feigenrinde, welche mit demselben Farbstoff imprägniert war, der als Schminke diente. Diese umhüllte in äufserst kunstvollem Faltenwurfe den halben Körper, auf diese Weise Kniehosen und Leibrock darstellend. Fingerdicke, stielrunde Riemen von Büffelhaut, welche im Schofse zu einem kolossalen Knoten verschlungen waren, und an den Enden schwere Kupferkugeln trugen, hielten als Gürtel das schönbesäumte Rindenzeug an den Hüften zusammen. Um den Hals hing ein feingegliederter Kupferschmuck, der einen Strahlenglanz über die ganze Brust warf; und an den

König Munsa tanzt vor seinen Weibern.

Dorf der Niam-niam.

nackten Armen waren sonderbare, mit Ringen beschlagene Cylinder befestigt, ähnlich den Trommelschlägeln, welche ein Tambour an sich trägt. An den Gliedmafsen des Unterarmes und Schienbeines wanden sich spiralige Kupferringe hinauf, und unter dem Knie hatte man je drei glänzend hornartige, aus Hippopotamushaut geschnittene und gleichfalls kupferbeschlagene Ringe befestigt. In der Rechten schwang Munsa als Zeichen seiner Würde den sichelförmigen Trumbasch, an diesem Platze eine Luxuswaffe aus purem, blankem Kupfer.

Als der König Platz genommen hatte, wurden ihm zur Rechten und zur Linken zwei schön geschnitzte Schemel oder Tischchen hingestellt, welche das beständige Naschbedürfnis, mit Servietten von Feigenrinde sorgfältig bedeckt, bargen. Wirklich kunstvolle Flaschen aus porösem Thon enthielten sein Trinkwasser.»

Südwärts von den Niam-niam und unter besonderem Schutze der Monbuttu leben die Akkā, eines jener Zwergvölker, welche, mit allen Anzeichen einer Urrasse ausgestattet, längs des Äquators quer durch Afrika wohnen. Diese Völker sind nicht eigentliche Zwerge oder verkümmerte Individuen, sondern unterscheiden sich nur durch die im Durchschnitt geringere Körpergröfse, sowie durch einen rötlicheren oder helleren Ton der Hautfarbe von den umwohnenden Stämmen. Von solchen Zwergvölkern, in denen die alte griechische Sage von den Pygmäen wieder aufgefrischt erscheint, die in Afrika wohnen, wo sie in jedem Jahre Krieg führen gegen die vorüberziehenden Kraniche, finden sich, aufser in den Akka, noch andere Spuren vor. So berichtet der Amerikaner Du Chaillu von den Obongo, einem wandernden Jägervolke im Gebiet der Aschongo unweit der äquatorialen Westküste, dessen typische Merkmale mit den Akka fast übereinstimmen, die er mit durchschnittlich nur 1,5 m gemessen haben will. Früher schon erzählten die Portugiesen, dafs sie an ungefähr derselben Stelle Zwergvölker angetroffen, die sie verschiedentlich Matimba, Doko oder Dongo, oder auch Bakka-Bakka nannten. Ein Franzose, Escayrac de Lauture, will gehört haben, dafs in Baghirmi die Mala-Gilageh (d. h. Schwanzträger) leben. Diese seien klein von Statur, rötlich von Hautfarbe und mit langem Haarwuchse bekleidet. Noch mehrere Belege liefsen sich für das Vorhandensein unsteter und ihrer völligen Auflösung naher Völkerreste einer Urbevölkerung in Centralafrika anführen.

Die Akka, oder Tikkitikki, ein nomadisierendes Jägervolk, sind an Sinnenschärfe, an schlauer und wohlberechneter Geschicklichkeit und an Beweglichkeit, aber auch an Bosheit den Monbuttu weit überlegen. Sie haben eine wahrhaft teuflische Erfindungsgabe. Fallen zu stellen und dem Wilde Schlingen zu legen, und nichts macht ihnen mehr Freude, als Tiere zu quälen.

Ihr einziges Haustier ist das Huhn, und es ist merkwürdig, dafs eine Mosaik aus Pompeji die Pygmäen, umgeben von ihren Häuschen und Hüttchen, alle voll Hühner, darstellt. So unwahrscheinlich wäre es demnach nicht, dafs die Alten genauere Kunde von dem afrikanischen Zwergvolke gehabt hätten.

Wir begnügen uns mit diesem kurzen Bericht über die Akka und fügen demselben einige Worte über die nach Südafrika versprengten, auf dem Aussterbeetat stehenden Buschmänner hinzu, welche ebenfalls zu der Sippe der Zwergvölker gehören.

In Südafrika, unter die Hottentotten eingesprengt, führt der Buschmann ein unstetes Nomadenleben. Vom Hottentotten unterscheidet er sich durch den unförmlichen Kopf, welcher auf dem Scheitel eingedrückt, und stark nach hinten verlängert erscheint: die Backenknochen sind weniger hervortretend, als beim Hottentotten, indem sich der Kopf in der Schläfengegend verbreitert und der Unterkieferwinkel schärfer hervorspringt. Die Nase ist flach, der untere Teil des Gesichtes sehr stark vorgezogen. Die grofsen unförmlichen Ohren, sowie die kleinen, unsteten, tief in den Höhlen liegenden Augen, tragen nicht dazu bei, die Schönheit dieser Leute zu erhöhen, und geben ihrem Gesichte einen affenartigen Ausdruck.

Bei den Hottentotten heifsen sie Soaqua, sie selbst nennen sich San. Ihre Gesamtzahl schätzt man noch auf 10 bis 15 000 Köpfe.

Der Buschmann ist der von der Kultur gänzlich unbeleckte afrikanische Wilde, das erbärmlichste, von allen anderen Stämmen gehafste und verfolgte Wesen. Seine Heimat sind die traurigsten und ödesten Landstriche, die für jede andere Ansiedelung zu schlecht sind. Da es deren aber in Südafrika genug giebt, so haben auch die Buschmänner ein weites, wiewohl unzusammenhängendes Verbreitungsgebiet, auf dem sie ihr vagabundierendes Leben führen, fast in beständiger feindlicher Berührung mit sefshaften Nachbarn. In der Nähe der Ansiedelungen gefällt es ihnen am besten, denn da giebt es jenes Wild, das ihnen am meisten zusagt: das Rindvieh der Kolonisten.

Wirkliche Gebüsche sind in den Öden, welche für den Buschmann übrig geblieben, nur selten, und nicht wegen seines Lebens im Busch haben ihn die Holländer so genannt, sondern anscheinend nach einem in weiten Abständen vereinzelt stehenden, büschelförmigen Grase, das denn auch par excellence das «Bosjesmangras» genannt wird. Nur aus der falschen Auffassung

Ein junger Akka.

dieses Wortes wird es erklärlich, dafs jetzt sogenannte Buschmänner nicht nur im Norden der Kalahari-Wüste bis gegen den 15. Grad hin auf der Karte verzeichnet stehen, sondern der Name selbst in den Äquatorländern wieder vorkommt. Hier soll das Wort offenbar weiter nichts bezeichnen, als Leute, die in Busch und Wald ein Jägerleben führen, ohne das Land zu bauen, Vieh zu besitzen und in Dörfern zu wohnen, womit denn auch wohl meistens eine gewisse Stammeseigenheit verbunden sein wird.

Der wilde Buschmann wird nicht viel über 1 m 33 cm hoch, ist übrigens ziemlich regelmäfsig gebildet und hat überaus niedliche Hände und Füfse.

Seine Hautfarbe ist ein ins Gelbbraune stechendes Kupferrot, die Haut ist überaus trocken, bildet viele Falten und fühlt sich wie Leder an. Dieser Mangel an Fettunterlage macht sie unelastisch und starr, so dafs man sie fleifsig mit Fett einschmieren und dann mit rotem Ocker einreiben mufs. Hierdurch werden Hitze und trockene Luft erträglich, auch die Insekten abgehalten, die in den Hautfalten ihren Aufenthalt zu nehmen lieben. Was aber anfänglich Notwendigkeit

Boston Public Library

war, wurde durch die Eitelkeit, die auch dem dürren Buschmann nicht fremd ist, zum Luxus und Standeszeichen gemacht. Denn je reicher der Buschmann ist, um so dicker trägt er die Fettsalbe auf, und ein Häuptling, welcher einem Fremden einen Begriff von seiner Macht beibringen will, trieft von Fett. Dagegen bekommt das Wasser der Haut nicht gut, würde sie noch trockener machen, weshalb der vorsichtige Buschmann das Wasser lieber ganz meidet und daher sein ganzes Leben lang in einer schmutzigen Ockerkruste steckt, so dafs es den Naturforschern schwer geworden ist, die eigentliche Hautfarbe dieses Urafrikaners zu erkennen.

Sein kurzes, krauses Wollhaar hängt ihm in dünnen Büschen über Stirn und Schläfen, und die Pflege und Einfettung dieser Büsche, das Bestecken des Haares mit Federn und allen Dingen, die ihm passend erscheinen, sowie das Behängen der Ohren, der Nase und des Halses mit Knochenstäbchen, mit Muschelwerk und anderen Siebensachen bilden die Hauptsorge für seine Toilette. Statt aller Kleidung trägt er ein Fell über den Schultern, oft nur von Miniaturgröfse, und um die Hüften bindet er einen Riemen, von dem vorn und hinten, oder auch nur vorn ein Bündel dünner Riemchen herabhängend, eine Art Schürze bildet.

Einfacher noch als seine Kleidung ist die Behausung des Buschmanns; meistens wohnt er, wie die Berliner sagen, gar nicht, sondern er lagert überall, wo etwas Schutz zu finden ist, hinter einem Busch, einem Felsen oder einem Ameisenhaufen: oder er schlägt sein Domizil in einer Felsenspalte, in dem Baue eines Stachelschweines oder Ameisenlöwen, oder in einem ausgehöhlten Ameisenhaufen auf. Hier kugelt er sich mit seiner Familie zusammen, breitet ein Schaffell über alle aus, zieht dessen Ränder fest an den Leib und schläft warm und behaglich. Sonst baut er auch, wenn andere Gelegenheiten fehlen und die kalten Nächte ihn dazu nötigen, eine Hütte primitivster Art, indem er einige Stöcke wie das Gerippe eines Zeltes in den Boden steckt und diese auf der Windseite mit Gras und Gestrüpp überwirft oder durchflicht.

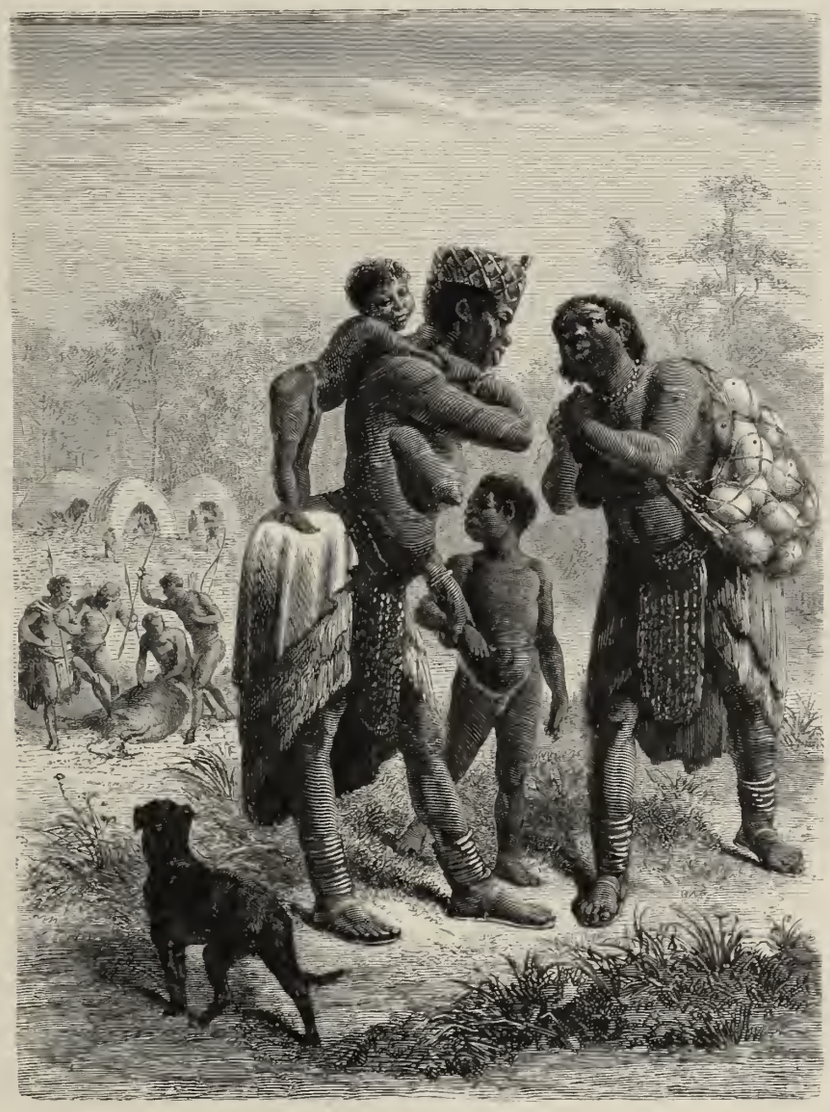
Der wilde Buschmann baut weder das Land, noch hält er sich irgend ein Vieh, einen häfslichen Hund ausgenommen. Das Wild, das er erjagen, das Vieh, das er rauben kann, die Wurzeln und Knollen, die er aus dem Boden wühlt, geben ihm seinen Unterhalt. Heuschrecken ersetzen ihm ab und zu die Fleischnahrung, und selbst wenn ihm alles fehlt, bleibt er noch rund und fett auf einem Terrain, auf dem ein Europäer verhungern müfste. Nach dem Essen gebraucht er einen Schakalschwanz als Serviette und Taschentuch: ein Eidechsenfell dient ihm als Brotbeutel, Straufseneier als Wassergefäfse.

Wasser ist in diesen Gegenden zu Zeiten ein sehr kostbarer Artikel, der gehegt sein will. Um die aufgefundenen Wasserplätze nicht anderen Wanderern preiszugeben, füllen sie das Loch bisweilen wieder mit Sand zu. Soll aus solchen unterirdischen Vorräten Wasser entnommen werden, so kommt die Frau mit einem Sack oder Netz leerer Straufseneier und höhlt eine Vertiefung aus, soweit der Arm reichen will. Dahinein stellt sie ein Schilfrohr, an welches unten ein Büschel Gras gebunden ist, rammt das Loch mit dem herausgenommenen Sande fest zu und beginnt das Rohr auszusaugen. Das in dem Grasbüschel sich sammelnde Wasser tritt allmählich in dem Rohr in die Höhe und die Pumpe kommt in Gang. Ein Mundvoll nach dem andern wird herausgesogen und an einem Halme in ein daneben liegendes Straufsenei abgelassen. Sind in dieser Weise 20 bis 30 Eier gefüllt und die Öffnungen derselben mit Gras verstopft, so trägt man sie nach Hause und vergräbt sie sorgfältig.

Der Buschmann wandert über die kahle Öde: hier ragt aus dem Sande ein kurzes, dürres Hälmchen hervor, das kein anderer beachten würde: der Buschmann scharrt, steckt etwas in den Mund, geht weiter und scharrt wieder, bis er seinen Magen mit saftigen Wurzeln und Knollen gefüllt und legt sich dann zur Verdauung hin. Manchmal freilich mufs er auch hungern, bis ihm das Glück wieder ein Stück Wild und dergl. zuführt.

So zwischen Hunger und Schwelgerei, unter abwechselnder Hitze und Kälte, häufig auf der Flucht vor seinen Feinden, bringt er sein aufreibendes Leben hin und altert dabei so rasch.

dafs er schon mit 40 Jahren im Greisenalter steht. Meist jedoch ereilt ihn ein früherer Tod durch eine feindliche Kugel. Denn wo er sich in der Nähe fester Ansiedelungen blicken läfst, macht man ihn verantwortlich für alle Abgänge, welche sich in der Herde zeigen, und Kolonisten, Kaffern und andere Stämme schiefsen mit eben so wenig Skrupel auf einen Buschmann, wie auf eine Hyäne oder auf einen Leoparden. Sehen sich die Viehdiebe hart verfolgt, so dafs sie die Beute im Stich lassen müssen, so schädigen sie dieselbe auf grausame Weise, indem sie das



Weiber der Buschmänner.

Vieh durch Beschiefsen mit vergifteten Pfeilen einem gewissen Tode preisgeben, oder ihnen die Fufssehnen entzwei- oder die Kehlen durchschneiden, in der Voraussetzung, dafs es nun doch für sie liegen bleiben werde. Kommt der Buschmann auch mit einer Anzahl erbeuteter Viehstücke in Sicherheit, so fällt es ihm doch nicht ein, sie zu hüten und nach und nach zu verbrauchen, sondern er schlachtet sofort alles, frifst was er kann, versteckt das Übrige in allerlei Schlupfwinkeln und zehrt davon weiter, bis nichts mehr da ist, denn ob das Fleisch inzwischen faul geworden, ist ihm so wenig anstöfsig wie der Hyäne.

Boston Public Library.

Am ärgsten ist der Kaffer von Hafs gegen den Buschmann erfüllt, er gerät beim Anblick eines solchen in die wildeste Wut. Auch der Buschmann fürchtet den Kaffer mehr als jeden anderen Feind, denn dieser führt neben der Flinte einen grofsen Schild, hinter dem er vor den vergifteten Pfeilen der Wilden sicher ist. Mit einem kleinen Bogen, der mehr einem Spielzeug als einer Waffe gleicht, schiefst der Buschmann vergiftete Pfeile, deren Wirkung eine höchst gefährliche ist, wenn nicht schleunig Gegenmittel angewandt werden. Das Gift wird meist aus dem Safte der Euphorbie und eines Zwiebelgewächses (Buphone toxicaria), teils aber auch von Schlangen, von giftigen Raupen und Spinnen u. s. w. gewonnen, und in den Gegenmitteln spielt meist Fett eine Hauptrolle.

Der Gebrauch vergifteter Pfeile scheint sich in Südafrika ausschliefslich bei den Buschmännern zu finden. Sie verstehen diese einfachen, mit einem Knochensplitter als Spitze versehenen Rohrstöckchen mit grofser Sicherheit auf eine Entfernung von 100 bis 150 m zu schnellen. Diese Pfeile trägt er, die Spitzen nach unten gekehrt, in einem Köcher von Baumrinde, welchen er mit einem Fell überzieht, mit einem Lederdeckel versieht und mit 60 bis 80 Geschossen zu füllen pflegt. Auf der Jagd oder in der Schlacht steckt er sich ein Dutzend Pfeile ins Haar: ein naiver Konkurrent Dreyse's im Schnellfeuern. Auch bei der Jagd auf gröfsere Tiere wird der Pfeil, der an sich keine tötliche Wunde zu erzeugen vermöchte, vergiftet, und bringt dann in kurzer Zeit dem angeschossenen Tiere sicheren Tod. Der Buschmann folgt der Fährte, bis das Wild fällt, schneidet die um die Wunde befindliche Fleischpartie heraus, und schlingt das Übrige unbedenklich hinunter. Die kleine Jagd dagegen auf Rehe, Hasen und Vögel betreibt er mittels des Wurfstockes (Kirrie), den er mit eben solcher Geschicklichkeit zu schleudern versteht, wie er im Steinwerfen Meister ist.

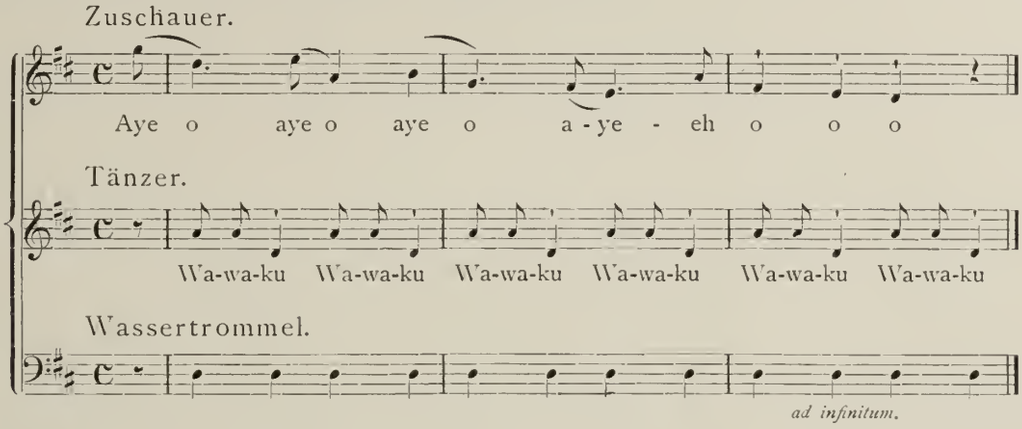
Wenn der Buschmann auf die Straufsenjagd gehen will, so reibt er sich die Beine mit Kreide ein und legt sich ein abgezogenes Straufsenfell auf den Rücken, während in dem Halse ein Stock steckt. Dann nimmt er Pfeil und Bogen und schleicht gegen den Wind vorsichtig an die Tiere heran, die beim geringsten Geräusch so schnell fliehen würden, dafs er ihnen nicht zu folgen im stande wäre. Sobald aber die Straufse den fremden Genossen ankommen sehen, hören sie auf zu fressen, laufen zusammen und betrachten den Eindringling mit aufmerksamen Blicken. Wollte der Jäger direkt auf sie zulaufen, so würden sie Verrat wittern, so aber schreitet er hierhin und dorthin, streckt den Hals des umgehängten Straufsenfelles mit dem Stocke zu Boden, als ob er fressen wolle, und schleicht sich auf diese Weise nahe genug heran, um den zur Beute ausersehenen Vogel mit dem Pfeil zu durchbohren. Nur kurze Zeit läuft das getroffene Tier mit den Genossen fort, bis es zu Boden stürzt. Neugierig bleiben die anderen stehen, um sich den Gefallenen zu betrachten, und diese Zeit benutzt unser Jäger, um wieder heranzuschleichen und einen zweiten Vogel zu erlegen.

So werden viele Straufsenfedern beschafft, und die Dame, welche sich in Europa mit denselben schmückt, kommt selten auf den Gedanken, dafs sie den Schmuck einem kleinen, schmutzigen, wilden Manne verdankt, der sie auf diese Weise mühsam in seinen Besitz gebracht.

Dafs ein solches Geschöpf, eine Art Raubtier in Menschengestalt, körperlich gewandt, unglaublicher Anstrengungen fähig, mit den schärfsten Sinnen und grofser Energie begabt sein werde, ist selbstverständlich. Auch die ihm eigene Rachsucht und Grausamkeit darf nicht wunder nehmen: ebenso selbstverständlich ist es aber auch, dafs er als gemeinschädliches Wesen von allen seinen Nachbarn gehafst und verfolgt wird, und dafs sich demzufolge die Zahl dieser Geächteten mehr und mehr vermindert.

Die Eigentümlichkeiten der Hottentottensprache, die Schnalz- und Zungenschläge, sind von den Buschmännern aufserordentlich übertrieben, und noch um den einen oder den andern vermehrt worden. Zwischen diesem fortwährenden Kixen und Schnalzen erscheint die Rede des Buschmanns wie ein wenig artikuliertes, durch die Nase gehendes Genuschel.

Ihre Tänze sind höchst eigentümlicher Art. Ein Fufs bleibt unbeweglich, während der andere, in bald schnelleren, bald langsameren Bewegungen nach rechts und links, vorwärts und rückwärts gedreht und gewendet wird. Die Arme bleiben fast unbeweglich und müssen dazu dienen, den Körper zu stützen und im Gleichgewicht zu halten. Zum Einhalten des Taktes hat er Klappern von Straufseneierschalen um die Knöchel befestigt, während ein Freund mit den Händen eine Wassertrommel bearbeitet. Letztere ist weiter nichts, als eine hölzerne Schale, über die ein Stück Fell straff gespannt ist. Vorher wird Wasser hineingegossen, so dafs das Fell stets feucht und scharf angespannt bleibt. Aufserdem begleitet noch ein schauerlicher Gesang des Tänzers und der Zuschauer diese nicht immer graziösen Bewegungen, welche so lange fortgesetzt werden, bis der Tänzer ermattet zu Boden fällt.



Der Buschmann verschluckt beim Rauchen des Tabaks, den er leidenschaftlich liebt, den Dampf so anhaltend, bis er bewufstlos umfällt, worauf ihn die Freunde so lange auf den Rücken klopfen, bis er wieder zu sich kommt.

Am gemütlichsten erscheint uns der Buschmann bei der Brautwerbung. Nachdem er bei den Eltern der Auserkorenen angefragt hat, ob er sich bewerben darf, und nachdem man über den Kaufpreis einig ist, wird er eingeladen, sich vorzustellen. Er wirft sich in den besten Staat, schont weder Fett noch rotes Thonmehl, hängt ins Haar alle erlangbaren Hasenschwänze, bindet sich an das untere Ende des Rückens einen Schakalschwanz (was etwa die Stelle unseres Frackes vertritt), hängt sich einen Riemen mit Flufspferdzähnen, Walnüssen und den unvermeidlichen Eidechsenbeutel um den Hals, dicke Kupferringe und Gürtel aus aufgeschwellter Rindshaut um die Knöchel und macht sich dann auf den Weg. Vor der Wohnung der Angebeteten angekommen, kauert er nieder und — raucht. Bald kriecht die Holde aus der Hütte heraus, kauert nieder, lacht und scherzt mit ihren Freundinnen und beachtet den Fremdling nicht. Endlich verlangt sie, er soll aufstehen, damit sie sehe, wie er gewachsen sei. Er erhebt sich und zeigt nun alle Schönheiten seines Wuchses. Das Mädchen verspottet ihn, verhöhnt ihn und kriecht auf allen vieren wieder in ihre bienenkorbartige Hütte (wenn der Herr Papa glücklicher Besitzer einer solchen ist). Der Bewerber raucht noch ein paar Pfeifen und geht dann ab, um am anderen Tage wiederzukehren und vor der Hütte niederzukauern. Abermals erscheint die Braut und verlangt, er solle gehen, damit sie sehe, ob er nicht etwa hinkt. Der Bewerber marschiert nun auf und ab, so zierlich er nur kann, wird wieder verlacht, erhält aber doch das Jawort, ifst Stachelschweinsbraten mit den Schwiegereltern und trinkt Fett dazu, und damit schliefst «des Lebens schönster Mai». Die Erkaufte wird nun Arbeitstier des Mannes, der über ihr Leben nach Belieben verfügen kann.

Im Buschmann finden wir gar viel Uraltes, wie in seiner Heimat. Er hat nicht, was man Religion nennen könnte, aber eine Art von Verehrung der Toten, denn seine Häuptlinge begräbt er ehrenvoll mitsamt ihren Waffen, verbrennt deren Hütte und verläfst den Sterbeort, damit ihn der Geist des Toten nicht etwa belästigt.

Wir sind gelegentlich der Einschaltung unseres Berichtes über die durch Afrika zerstreuten Überreste der sogenannten Zwergvölker von unserem Wege etwas abgekommen und kehren zu den in den oberen Nilgegenden wohnenden Völkern zurück. Nicht besser glauben wir unsere Mitteilungen über die Sudanneger schliefsen zu können, als durch Wiedergabe einer Schilderung, welche kein Geringerer als der Reisende Henry M. Stanley von denselben entwirft. In seiner lebendigen Darstellungsweise schildert «der Bismarck der Afrikaforschung», wie man ihn genannt hat, höchst charakteristisch die Eindrücke, welche er von den Negern und von deren Leben und Treiben empfangen: «Afrika-Reisende haben oft über afrikanische Dörfer geschrieben, aber ich bin dennoch überzeugt, dafs nur wenige Leser in der Heimat je eine so klare Anschauung von der ganzen unverfälschten Wirklichkeit gewonnen haben, wie ich sie ihnen hier hinstellen will.

Das Dorf besteht aus einer Anzahl niedriger, kegelförmiger Grashütten, welche um einen kreisrunden Versammlungsplatz der Gemeinde herumliegen. Im Mittelpunkte dieses freien Platzes werden drei oder vier Feigenbäume zu dem doppelten Zwecke unterhalten, den Gemeindegliedern Schatten und dem Häuptling Rinde zur Bekleidung zu bieten.

Die Thüröffnungen der Hütten sind sehr niedrig, kaum 75 cm hoch. Der rings von den Grashütten eingehegte Platz zeigt ganz deutlich die Ockerfarbe des Bodens, der so fest getreten ist, dafs nicht ein Grashalm auf ihm wächst. Als ich mich auf diesem Platze zeigte, lockte ich durch meine Erscheinung die Eigentümer und gewöhnlichen Bewohner aus ihren Hütten heraus, so dafs ich mich bald inmitten eines bunt durch einander wogenden Volkshaufens von nackten Männern, Weibern und Kindern befand. Obgleich ich hier erschienen war, um einen Freundschaftsvertrag mit dem Häuptling zu schliefsen, schienen die Dorfbewohner doch zu glauben, dafs ich nur gekommen sei, um mich ihnen unentgeltlich als ein widernatürliches Erzeugnis der Schöpfung zu zeigen.

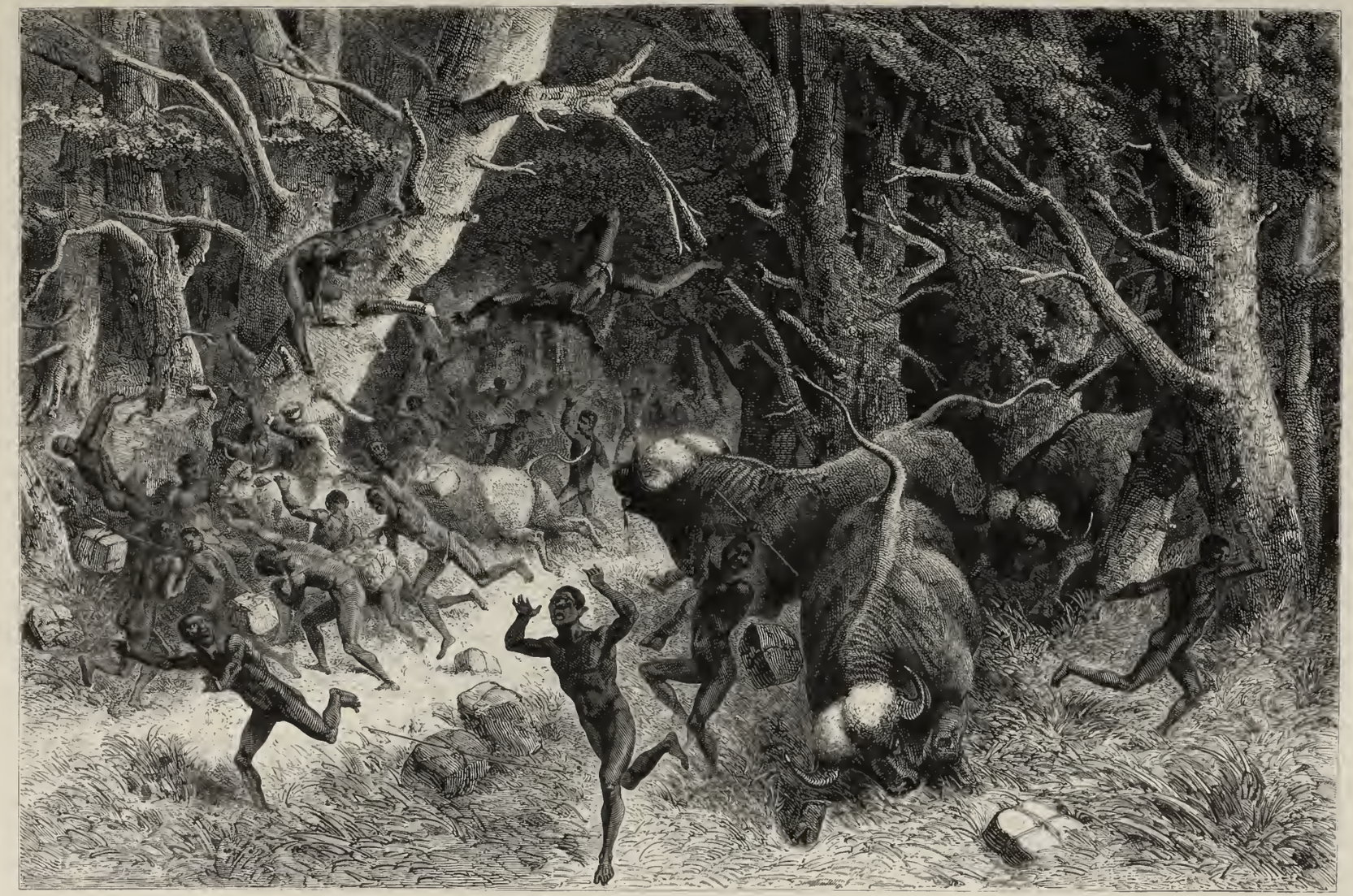
Ich habe nie einen eitleren Menschen gesehen, als den Häuptling. Gravitätisch wirft er sich in die Brust, mit unendlicher Würde hält er das Szepter (einen kurzen Speer) in der Hand, und mit langsam abgemessenen Worten unterhält er sich mit mir über allerlei und — nichts. Etwas mehr als hundert seiner Unterthanen in kaum präsentablem Zustande drängen ihm nach.

Ich bestrebe mich, für diese meine lieben Brüder und Schwestern einiges Interesse zu gewinnen und wende mich zu dem Häuptling mit den Worten: «Mein Bruder, setze Dich zu mir auf diese Matte und lafs uns freundschaftlich und gesellig miteinander verkehren.»

Bei diesen Worten betrachte ich mir sein Gesicht genauer, das einer häfslichen Larve gleicht, die aus irgend einem fremdartigen, dunkelbraunen, groben Materiale angefertigt ist. Die Lippen beweisen deutlich, wie dick die Haut ist, mit der ihn die Natur ausgestattet hat, und wegen der Hartnäckigkeit, mit der diese Lippen jede Bewegung vermeiden, bleibt man über die Form und die Grenzen des Mundes im Unklaren. Jedenfalls ist derselbe höchst geräumig und mit massiven, gut erhaltenen Zähnen wohlversehen. Seine Nase ist so flach, dafs ich in vollkommener Unschuld mir die naive Frage erlaube, was denn die Veranlassung zu einer so eigentümlichen Nasenbildung gegeben habe? «Ach,» sagte er mit einem schlauen Lächeln, «daran ist meine Mutter schuld, welche mich als Kind zu fest an ihren Rücken anschnürte.»

Sein Haar war gezwungen worden, der launenhaften Mode seines Landes nachzugeben, und war deshalb zu Furchen, Bergrücken und runden Kugeln verarbeitet, so dafs es mit der Terrainformation des Landes grofse Ähnlichkeit hatte.

Wie rohe, starke und dicke Züge dieses Gesicht auch hatte, so zeigten sie doch, dafs der Träger desselben schlauen Humor und ein freundliches Gemüt haben müsse. Meine Blicke senkten sich nun von diesem Gesichte tiefer hinab und hafteten auf seinem nackten Körper. Durch den aufgeschmierten Ocker hindurch entdeckte ich auf demselben seltsame und launische Tätowierungen, Kreise, Kreuze und Quadrate, und ich war zugleich verwundert über die vielen scharfen Linien, Runzeln und Falten, welche das Alter, das Wetter, die schlechte Pflege und



Angriff von wilden Büffeln auf Reisende.

Boston Public Library.

rohe Behandlung auf der Hautfläche erzeugt hatten. Seine Füfse waren zu ganz monströsen Mifsgestaltungen geworden, die Sohlen so hart wie Hufe, und die Beine waren bis zu den Knieen hinauf mit auf einander folgenden Schichten trockenen Schlammes überzogen. Sein Lendenschurz braucht nicht erst beschrieben zu werden.

Wenn der Häuptling ganz das Gegenteil einer einnehmenden Erscheinung war, wie kann ich da, ohne Anstofs zu erregen, meine noch niedriger gestellten Brüder und Schwestern beschreiben, welche um uns herum standen? Indem ich mir diese Reihe von Gesichtern ansah, konnte ich für mich darüber nur im Stillen steigern: häfslich, häfslicher, am häfslichsten!

Und was soll ich über alle die seltsamen Gegenstände sagen, mit denen sie sich geschmückt hatten: mit schmalen Streifen von Ochsenfell und Stückchen von Gorillaknochen, mit Ziegenhörnern, Muscheln, und wunderlichen Amuletten an dem noch wunderlicheren Leibgurt? Und über die Dinge, welche ihren Hals umgaben? Da hingen Mausköpfe, Vipernbälge, Schlangenzungen und Skorpionenstachel. Und wie sonderbar sie riechen, diese wunderlichen, kaum Menschen ähnlichen Geschöpfe, die um mich herumstehen und mich angaffen!

Sie schweigen nicht, im Gegenteil, sie tauschen laut ihre Bemerkungen über die äufsere Erscheinung des weifsen Mannes aus, sie offenbaren das lebhafteste Interesse und fragen neugierig, woher ich komme, wohin ich reisen will und was ich eigentlich vorhabe. Und sobald die Fragen gestellt sind, werden sie auch schon von anderen beantwortet, welche das alles zu wissen vorgeben. Auf diese Antworten folgen dann langgedehnte Ausrufe: «Wa—a—a—antu!» «Eha—a—a?» (Also das sind auch Menschen?)

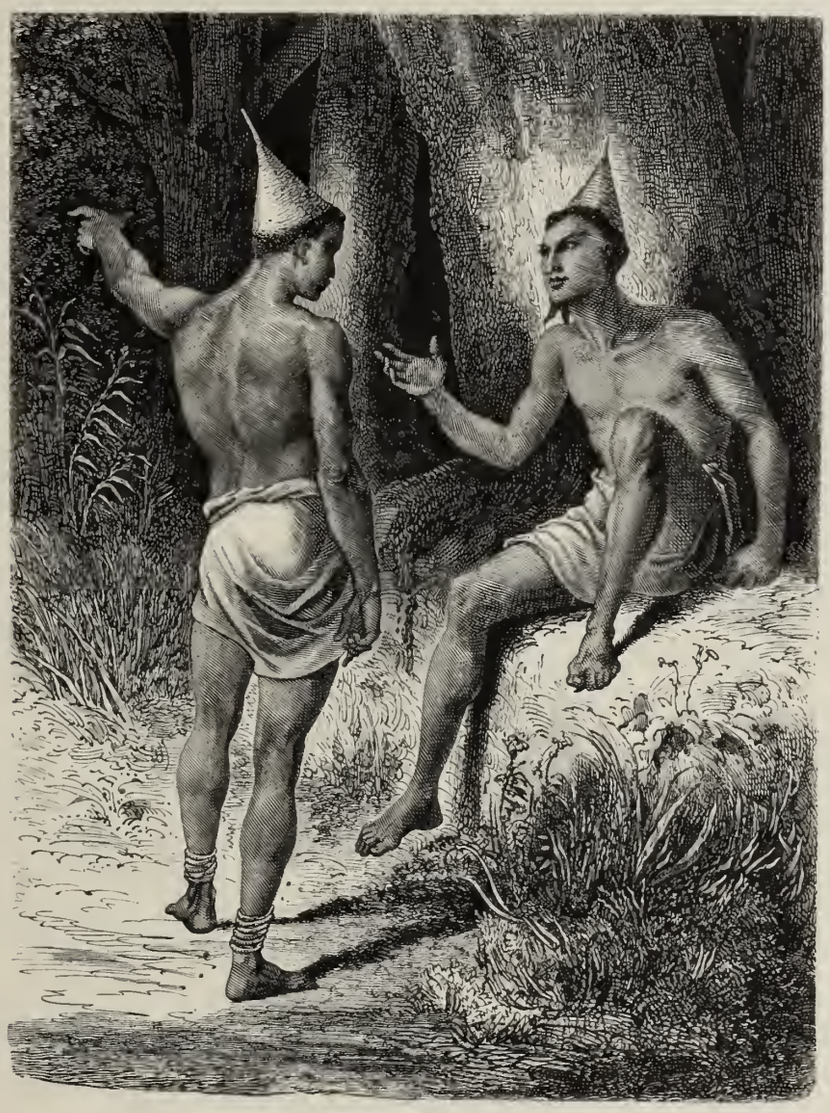
Also so steht es! Während wir Weifsen hochmütig die Streitfrage unter uns erörtern, ob denn die vor uns stehenden Wesen wirklich Menschen seien, drücken diese ihrerseits ebenfalls starken Zweifel darüber aus, ob wir Weifse zum Menschengeschlechte gehören!

Der weitgeöffnete Mund bot uns Gelegenheit, den gesunden Zustand und die hochrote Farbe der Zunge, des Gaumens und des Zahnfleisches und vor allem die bewundernswerte Regelmäfsigkeit und glänzend weifse Farbe der Zähne zu beobachten.

Ich versuche zu berechnen, wie viele Kubaba (ein Gewicht von etwa 1 Kilo) Hirse erforderlich sein würden, um alle diese weit aufgesperrten Mäuler zu füllen, und wie viele Kaurimuscheln man brauchen würde, um ein so grofses Quantum Hirse zu bezahlen. Ich wunderte mich auch über die grotesken Bewegungen der Dorfjugend, deren nicht länger zu unterdrückendes Erstaunen seinen natürlichen Ausdruck in verschiedener Weise zu finden schien, z. B. im Hüpfen auf einem Fufse, in dem Einstecken des rechten Daumens in den Mund, um das im Entstehen begriffene Geschrei zurückzudrängen, oder in dem Klatschen an die hintere Seite der Schenkel, um dem, was sie nicht in Worte fassen konnten, Aus- und Nachdruck zu geben. Als ich endlich aber daran dachte, dafs es Zeit zur Abreise sei, da geschah es, dafs einer der eben beschriebenen jugendlichen Grotesktänzer, der unruhiger als die übrigen war, über eine lange, schwere Stange stolperte, welche unsicher an einen der Bäume gelehnt war. Die Stange fiel um und versetzte einem meiner Leute einen schweren Schlag auf den Kopf. Sofort hörte man die Weiber ein so jämmerliches Geschrei echten Mitleids ausstofsen, und ihre Gesichter drückten zugleich ein so lebhaftes und zärtliches Mitgefühl mit dem verwundeten Manne aus, dafs mein Herz mit schärferem Blicke, als mein Auge durch den entstellenden Schmutz, die Nacktheit und die Ockerschminke hindurch, Menschenherzen für die Leiden eines Nebenmenschen schlagen sah, und nun erkannte und begrüfste ich sie, so ärmlich und tief erniedrigt sie mir auch zuerst erschienen waren, als meine eigenen Brüder und Schwestern. Ich hatte meinen schwärzlichen Verwandten also doch Unrecht gethan, und hätte sie etwas weniger lieblos und streng beschreiben und der Welt mit weniger stolzer Verachtung vorführen können.»

Mit Ausnahme der Buschmänner gehören alle Bewohner Südafrikas bis zum 4. Grad nördl. Breite zu den Bantuvölkern. Sie reden eine gemeinschaftliche, obwohl in den Einzelheiten vielfach abweichende Sprache. Die Bezeichnung Bantu entstammt der Kaffernsprache: A Bantu bedeutet dort Leute, Menschen von ihrem eigenen Völkerschlage.

Zur besseren Übersicht kann man die Bantu in Ost-, West- und Binnenstämme einteilen. Die Oststämme zerfallen wieder in sansibarische, zu denen die Suaheli gehören, in Mosambik-



Stutzer der Makalaka am Sambesi.

Völker von der Küste bis zum Nyassa-See, in die Be tschuana weiter im Innern, endlich in die sogenannten Kaffern. Zu den Binnenstämmen werden die noch wenig bekannten Horden der Ba yeiye, Ba lojazi, Ba toka, Ba rotse u. s. w. gezählt.

Gliederreicher sind die Weststämme in den atlantischen Gebieten. Sie zerfallen erstens in die Bunda-Völker, zu denen die Ovambo und deren Verwandten, die Nano oder Ba nguela in Benguela und die A ngolo in Angola zählen.

Alle Bantustämme haben eine dunkle, schwärzlich pigmentierte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr verschieden ist, aber nie schlicht oder straff wird. Die

Boston Public Library.

ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Schattierungen vom tiefsten Sepia bis zum Blauschwarz. Der Körper ist meist kräftig entwickelt.

Die zuverlässigsten und reichhaltigsten Aufschlüsse über die Bantu verdanken wir dem unermüdlichen Missionär und Reisenden David Livingstone, der fast ein Menschenalter hindurch, edlen Eifers voll, mit rastloser Ausdauer kämpfte, um die verschlossenen Thore des schwarzen Kontinents zu sprengen und uns Kunde von den dort wohnenden Völkern zu bringen. Um sich eine Vorstellung von den Strapazen machen zu können, welche die Wanderungen durch die unbetretene Wildnis, unbetreten fast von den wilden Tieren, mitunter zu begleiten pflegen, seien folgende eigene Worte Livingstones als ein Beispiel angeführt: «Es war nicht das hohe Rohr allein, das wir zu durchmessen hatten, sondern eine besondere Art von Gras, das, unter einem gewissen Winkel mit der Haut in Berührung gebracht, in diese einschnitt, wie Rasiermesser, und die kletternde Winde, deren Stiele sich anfühlten wie Peitschenstränge, und bei jeder Bewegung gegen die Glieder prallten, und mit denen dies Wirrsal von Rohr und Gras oft dicht zusammengeschnürt war. Der Schweifs dampfte von unseren Leibern, und, wenn die Sonne am höchsten stand, war, mangels jeder Lüftung im Gestrüpp, in dem wir uns wie Zwerge vorkamen, die Hitze erstickend, dafs selbst das laue Sumpfwasser unsern Knieen angenehme Kühlung brachte. Wir mufsten immer zu zweien das Rohr niederbeugen und dann mit beiden Füfsen zugleich es niederstampfen, um vorwärts zu kommen.»

Aber aufser den Schwierigkeiten, welche die Tropennatur bietet, gilt es noch mit den Menschen zu verkehren, was keineswegs leicht ist, denn abgesehen von ihrer natürlichen Wildheit und Rohheit, wittern sie in jedem Reisenden einen Sklavenhändler (der ihnen selbst Konkurrenz machen will), oder sie betrachten ihn mit abergläubischer Furcht, und suchen sich seiner deshalb zu entledigen. Im besten Falle hat er sie mit reichen Geschenken zu versehen, und wird auf alle erdenkliche Weifse von Grofs und Klein, Hoch und Niedrig ausgesogen.

Wilde Tiere aller Art, vom Elefanten und Hippopotamus bis herab zu unzähligen grofsen und kleinen Gazellen sind in fast ungezählten Mengen zu finden. Deshalb sind nun zwar die meisten Gegenden Südafrikas ein wahres Paradies für Jäger, indessen hat der grofse Überflufs denn doch auch seine unangenehmen Seiten, welche das Vergnügen am Sport mit der Zeit zurückdrängen.

Man begreift, dafs die Raubtiere, die Löwen und Hyänen dort gute Tage haben. Von den Menschen werden die Raubtiere selten behelligt, ohnehin glauben ja die Eingeborenen, dafs die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge in denselben wohnen, ja sie wähnen auch, ein Häuptling, falls er Lust habe, einen anderen Menschen zu töten, könne sich in einen Löwen verwandeln und nachher wieder seine frühere Gestalt annehmen. Deshalb klatschen sie, sobald ein Löwe sich blicken läfst, in die Hände. Das ist nämlich ihr Zeichen des Grufses. Raubtiere sind stellenweise in solcher Menge vorhanden, dafs Wanderer nachts auf Bäume klettern müssen, weil sie sonst unfehlbar zerrissen würden.

Nicht minder gefährlich endlich sind die wilden Büffel, welche beim Durchzug durch ihre Gebiete den Reisenden zu überfallen geneigt sind, und argen Schaden und heillose Verwirrung unter den Trägern anrichten können. Gezähmt dienen diese Ochsen allenthalben in Südafrika auch als Reittiere, da Pferde den Strapazen nicht gewachsen sind.

Im Norden des Sambesi traf Livingstone auf den Stamm der Bakoba, deren Häuptlinge es für ein ganz besonderes Vergnügen halten, in ihren Dörfern Menschenschädel auf Pfählen aufzupflanzen: dabei bestrebte sich ein jeder, solcher Trophäen mehr zu besitzen als seine Nachbarn. Es kam gar nicht darauf an, wo die Köpfe her waren, und wenn jemand sich bei einem Häuptling recht einzuschmeicheln wünschte, so durfte er nur einem Fremden auflauern und dessen Kopf in die Sammlung des Häuptlings einliefern. Die Bakoba sind durch ihr leidenschaftliches Hanfrauchen (eine überall in Afrika vorkommende Unsitte) geistig und körperlich sehr heruntergekommen. Der dazu benutzte Hanf ist die bei uns gewöhnliche Art (Cannabis sativa), von

ihnen Mutok-Wane genannt, dieselbe, welche auch die Türken zur Bereitung des Haschisch verwenden. Der dadurch bewirkte narkotische Rausch äufsert sich je nach Persönlichkeit oder Stimmung verschieden. Manchen erscheint dabei alles in ungeheuer vergröfsertem Mafsstabe, und um über einen Strohhalm zu schreiten, nehmen sie einen Anlauf, als ob ein Baumstamm in ihrem Wege läge. Beim Rauchen pflegt man den Mund voll Wasser zu nehmen und dasselbe

Hofdamen eines Königs der Makalaka.

unter unzusammenhängenden Reden, meist zum eigenen Lobe, wieder auszuspritzen. Der Begrüfsungsmodus in dieser Gegend ist wohl der anstrengendste, der je erfunden wurde: der Begrüfsende wirft sich rücklings auf den Boden, wälzt sich herüber und hinüber, schlägt dabei mit allen Kräften an die Schenkel und brüllt laut seinen Gruſs: Kina bomba!

Zu den am weitesten verbreiteten Bantustämmen am untern Sambesi gehören die Matabele, die Makololo und die Makalaka. Dort zu Lande gilt eine eigentümliche Art des

Boston Public Library.

Schmollistrinkens. Man nennt die Ceremonie Kasendi und vollzieht sie folgendermafsen. Die beiden Parteien reichen sich die Hände, in welche, sowie auch in die Magengrube, die rechte Wange und Stirn eines jeden, kleine Einschnitte gemacht werden; hierauf wird mit einem Grashalme etwas von dem Blut aus den verwundeten Stellen aufgefangen und in je ein besonderes Gefäfs mit Bier gethan, worauf jeder das Blut des andern trinkt. Von nun an gelten sie als ewige Freunde oder Blutsverwandte und sind verbunden, sich gegenseitig vor drohenden Gefahren zu warnen. Während des Trinkens schlagen die übrigen von der Gesellschaft mit kleinen Keulen auf den Boden unter allerlei Sprüchen zur Bekräftigung des geschlossenen Bundes. Das übrige Bier wird sodann von den Anhängern der beiden Parteien ausgetrunken. Überhaupt halten diese Völker sehr viel auf Etikette und Umständlichkeiten: sie geniefsen z. B. keine Speisen in Gegenwart von Fremden und sind auch im Umgang mit einander sehr peinlich. Jede Hütte hat ihr eigenes Feuer und man wird Brand oder Flamme niemals von einem Nachbar holen. Vor jedem Dorfe sieht man ein Fetischbild in Gestalt eines Menschenhauptes oder Löwenkopfes, oder einen mit Zauber bestrichenen krummen Stecken; manchmal auch steht weiter gar nichts da als ein «Medizintopf» in einer ganz kleinen Hütte auf einer Erhöhung. Abergläubige Furcht und Angst zieht sich durch das ganze Leben und Treiben auch dieser Neger. Da, wo der Wald am dichtesten und recht dunkel ist, sieht man das Bild eines menschlichen Antlitzes in die Baumrinde geschnitzt, den Pfaden entlang sind in die Rinde mancher Bäume Einschnitte gemacht worden und an den Zweigen hängen Opfergaben von Maniokwurzeln und Maiskolben. Dann und wann liegen, in Zwischenräumen von einer Wegstunde oder mehr, Haufen von kleinen Stäben, und jeder, der vorübergeht, wirft einen Stecken hinzu und liefert seinen Beitrag. Wer solch einen Stecken im Pfade liegen findet, weicht demselben sorgfältig aus: es würde ihm Unglück bringen, wenn er hinüber gehen oder springen wollte.

Auch die Bantu lassen sich allenthalben die Frisur des überreichen Wollhaares besonders angelegen sein und lassen dabei der Phantasie viel Spielraum. Die Hofdamen der Könige der Makalaka und mit ihnen andere vornehme Damen des Landes flechten beispielsweise lauter kleine Zöpfchen und befestigen die Enden an den Umfang eines oder zweier Reifen, die um Kopf und Gesicht gelegt sind, wodurch eine förmliche Heiligenglorie entsteht: andere tragen aus Büffelhaut und Perlen geformte Aufsätze, die bald Kronen ähnlich sind, bald zwei Hörner auf der Seite oder eins gerade auf der Stirn bilden. Dazu kommen meistens noch eine Menge gerade herabhängender Haarrollen und oft ist diese Fülle noch durch Einflechten von Haaren aus Büffelschwänzen vermehrt. Stutzer setzen einen Stolz darein, ihren Kopf so herzurichten, dafs er dem eines Büffels gleicht, andere wiederum setzen trichterförmige Mützen auf den Kopf. Benachbarte Stämme bringen mit grofser Mühe und nach tagelanger Arbeit mit Zuhilfenahme von Ocker und Lehm das Haar in die Gestalt eines Dreimasters oder Napoleonshutes, andere pflegen sich den Kopf zu scheren und auf der Stirn, dem Scheitel oder Hinterkopf, je nach Belieben, höchst phantastische, mehr oder minder grofse Haarbüschel in Gestalt eines Halbmondes, eines Knopfes, herzförmig oder in einzelnen Linien stehen zu lassen. Bei den benachbarten Mangandscha windet der eine seine Locken so, dafs sie schliefslich die Gestalt von Ochsenhörnern annehmen, während der andere sie zu einem dicken Zopf flicht, der ihm wie ein Schwanz über den Rücken hinabhängt. Wer es am extravagantesten treibt, gilt als ein Stutzer. Mit den verschiedenen Haartrachten der Neger könnte man ein ganzes Modejournal füllen, denn Modenarren und stutzerhafte Gecken giebt es überall, in allen Erdteilen, in allen Zonen und in aller Herren Ländern.

Die Mangandscha bewohnen das bergige Land südlich von der Suaheliküste zwischen dem Thale des Schireflusses und dem Schirwasee. Den Mangandschafrauen gebührt der zweifelhafte Ruhm, dafs sie sich von allen häfslichen Negerweibern am widerwärtigsten verunstalten. Sie tragen Ringe aus Messing, Kupfer oder Eisen an den Fingern und Daumen, am Halse, an den Armen und Beinen; ihr sonderbarster Zierrat ist jedoch das Pelele, der Ring in den Oberlippen.

Schon den kleinen Mädchen wird die Oberlippe mit einer Nadel dicht unter der Nase durchstochen. Nachdem die Wunde vernarbt ist, wird die Nadel herausgenommen und durch eine dickere ersetzt, auf die wieder eine stärkere folgt, und so fort, monate- und jahrelang, bis schliefslich das Loch in der Lippe so grofs geworden ist, dafs ein Ring von etwa 5 cm Durchmesser mit Leichtigkeit in dasselbe hineingesteckt werden kann. Das Pelele besteht bei den ärmeren Klassen aus einem Stückchen Bambus, bei den Reicheren aus Elfenbein oder Zinn. Kein Frauenzimmer erscheint öffentlich ohne diese häfsliche, das Gesicht entstellende Tracht, ausgenommen, wenn sie trauert. Ganz abscheulich wird jedoch dadurch das Lachen, weil dann die Backenmuskeln das Pelele bis über die Augenbrauen aufwärts ziehen, während zu gleicher Zeit die Nasenspitze durch das Loch schaut, und die spitz abgefeilten Zähne des grofsen Mundes sichtbar werden, der nun dem Rachen eines Krokodils oder einer Katze gleicht.

Mangandschafrau mit dem Pelele.

Ähnliche Abnormitäten der Mode berichtet Schweinfurth von den den Niam-niam benachbarten Mittu. Beide Geschlechter tragen dort als Zeichen der Wohlhabenheit zwei, drei, ja vier mehr als fingerdicke, plump gearbeitete Eisenringe um den Hals. Über einander geschichtet, hemmen diese nicht selten jede Bewegung des Halses und erteilen der Schädelbasis jene unnatürliche Lage, welche wir bei den hohen Kravatten auf alten Modebilden bewundern. Von der kunstfertigen Hand des Schmieds sind solche Schmuckgegenstände dem lebenden Körper als unveräufserliche Glieder hinzugefügt. Um diese Ringe wieder vom Halse zu entfernen, müfste zuerst der Kopf abgeschnitten werden; erst Tod und Verwesung erlöst den Mittu von der Mode und deren Fesseln in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Ähnlich wie bei den Mangandscha durchbohren die Mittufrauen beide Lippen und erweitern sie zu unförmlicher Gröfse. Kreisrunde, thalergrofse Scheiben von Holz, Quarz oder Horn mit Kupferverzierung, im Durchmesser von 2—3 cm und bis 3 mm dick, werden in die allmählich mit den Jahren erweiterten Lippenlöcher hineingezwängt. Diese Scheiben dehnen die Lippen zu einem enormen Umfange aus und geben denselben eine horizontale Lage, zur Bildung eines Vogelschnabels die Hand reichend. Das Klappern der Lippenplatten beim Essen und Sprechen

Bristol Public Library.

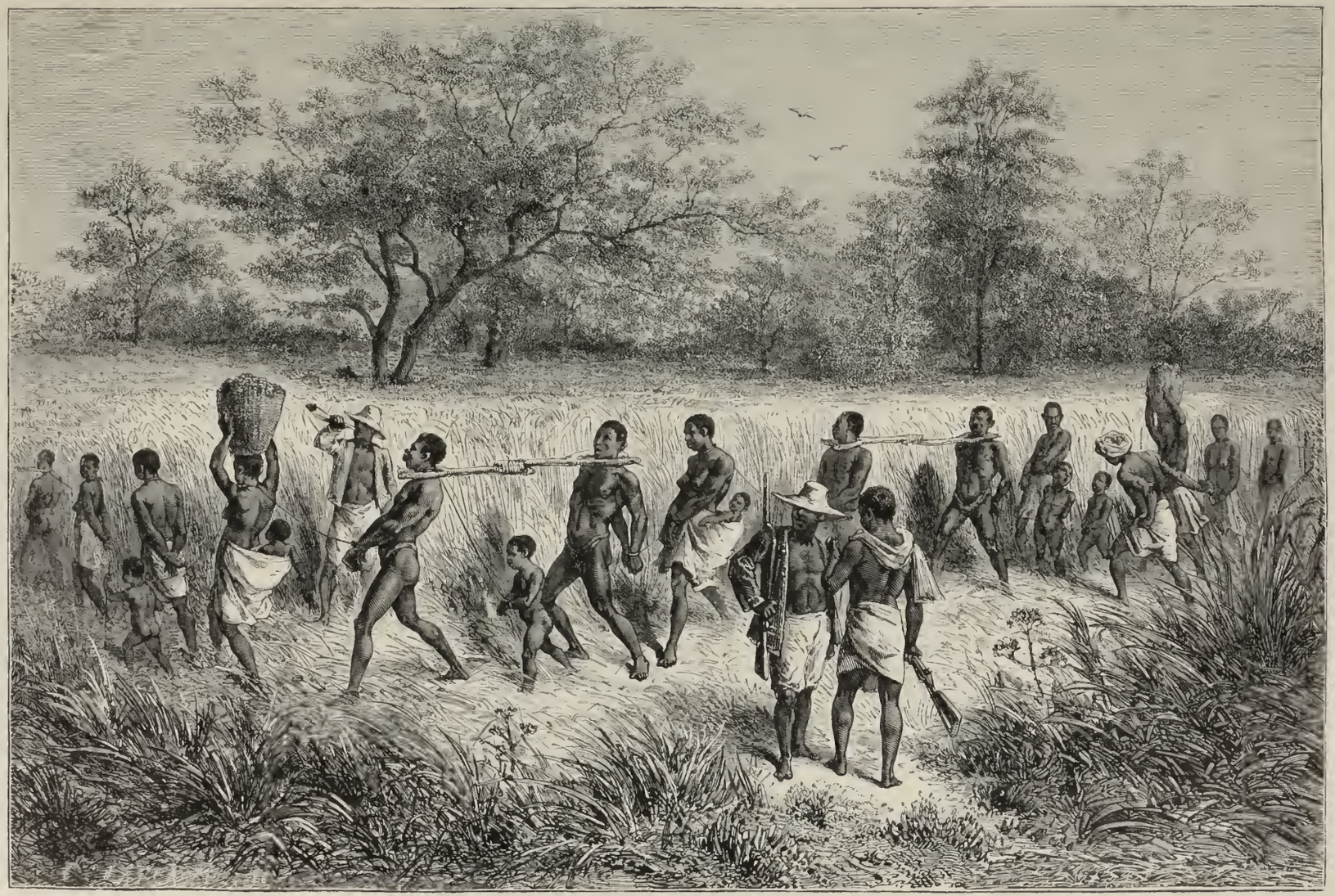
erinnert lebhaft an dasjenige von Löffelgänsen und Löffelenten, und eine Mittufrau kann, wenn sie in Zorn geraten ist, klappern wie ein Storch. Aufser den Platten werden nicht selten auch kegelförmig geschliffene Quarzstücke bis 6 cm lang und von nicht geringem Gewicht durch die Lippen gestofsen.

Neben dem häfslichen Lippenring verunstalten sich die Frauen der Mangandscha, um zu diesen zurückzukehren, durch Narben, die übrigens bei den einzelnen Horden verschieden sind, und daher als Nationalzeichen angesehen werden müssen. Um eine stark vortretende Narbe zu erzielen, mufs die Wunde mehr als einmal aufgeschnitten werden. Eine Frau, die in dieser Art Toilette macht, bietet, wie man sich denken kann, einen widerlichen Anblick, denn überall rinnt und tröpfelt das Blut vom Körper herab; aber was thut's, es ist ja Mode, und wenn die Qualen überstanden und die Narben recht zahlreich und schön geworden sind, zählt man zu den gröfsten Schönheiten des Landes. Jede dieser Narben führt einen besonderen Namen, je nach dem Körperteile, auf welchem sie angebracht ist.

Die Mangandscha sind leidenschaftliche Biertrinker. Da sie keinen Hopfen, oder andere das Gebräu konservierende Stoffe besitzen, sind sie genötigt, ihre Vorräte schnell wegzutrinken, dafs sie nicht verderben. Dann findet für das ganze Dorf eine grofse Festlichkeit statt, an der alles bei Trommelklang und Tänzen Tag und Nacht teilnimmt, bis sich alles in totaler Betrunkenheit auflöst. Das Bier ist fleischfarben und hat die Beschaffenheit des Haferschleims. Man bereitet es aus dem Mapirakorn (Moorhirse, Holcus Sorghum), welches man keimen läfst, trocknet, zu Mehl reibt und dann kocht. Nach ein oder zwei Tagen ist die Flüssigkeit süfs, mit einem angenehmen, leicht säuerlichen Beigeschmack, der sie namentlich in dem heifsen Klima beliebt macht.

Neben der Völlerei ist der Sklavenhandel als zweites Laster der Mangandscha anzuführen. Die Häuptlinge verkaufen ihr eignes Volk, doch suchen sie diesen Handel zu entschuldigen, indem sie bemerken: «Wir verkaufen nicht viele, und nur solche, die ein Verbrechen begangen haben.» Die Versuchung für die Häuptlinge ist sehr grofs, denn Elfenbein giebt es bei ihnen nur wenig und Menschen sind oft der einzige Artikel, für den sie Waren erhalten können. Dies wissen die benachbarten Stämme ganz gut, und diese bringen daher Zeug, Messinge, Ringe, Töpferwaren u. s. w. in die Mangandschalande. Für 4 m Zeug erhalten sie einen Mann, für 3 m ein Weib, und für 2 m ein Kind, die dann nach Ibo, Kilimane oder Mosambik an die Portugiesen verhandelt werden.

Der Sklavenhandel erschien den Portugiesen jahrhundertlang als die ergiebigste Quelle ihrer afrikanischen Kolonien. Der verderbliche Einfluſs dieses Menschenhandels verbreitete sich Hunderte von Meilen weit bis in das Herz des unglücklichen Weltteils. Anstatt mit energischer Hand dem Räuberwesen und der Fehdesucht der Negerstämme entgegen zu treten, beförderten die Portugiesen durch den Sklavenhandel dieselben, und nur das Elfenbein war aufser der Menschenware etwa noch gesucht. Die Sklaven gehen denselben Weg von Hand zu Hand aus dem Innern nach der Küste, wie jede andere Ware. An der Küste haben teils die Eingeborenen, teils Weifse gröfsere Sklavenfaktoreien, sogenannte Barakun, eingerichtet. Eine solche Faktorei nimmt einen ansehnlichen Raum ein: sie besteht aus mehreren Höfen, die durch Palissadenwände von einander getrennt und mit einer gegen 4 m hohen Mauer aus scharf zugespitzten Palissaden umgeben sind. Innerhalb der Höfe gewähren zahlreiche Bäume Schutz gegen die Sonnenstrahlen, und schuppenähnliche Hütten nehmen die Sklaven während der Nacht auf. Die Sklaven aus dem Binnenlande (wir sprechen jetzt nicht allein von den Mangandscha, sondern von dem durch ganz Afrika mehr oder weniger verbreiteten Sklavenhandel im allgemeinen) lassen sich in zwei Klassen teilen. Die erste umfafst die, welche von einer Sklavin geboren werden, und daher stets Sklaven gewesen sind: die zweite die Freigeborenen, welche auf irgend eine Weise in Knechtschaft geraten sind. Krieg ist die gewöhnlichste, furchtbarste Ursache der Sklaverei, und die Verwüstungen,



Sklaventransport nach der Küste.

Boston Public Library.

welche er hervorruft, erzeugen häufig, wenn auch nicht immer, die zweite grofse Quelle der Knechtschaft, die Hungersnot, die manchen Freien zwingt, seiner Unabhängigkeit zu entsagen. Die Zahlungsunfähigkeit ist die dritte Ursache der Sklaverei. Von allen Verbrechen, welche in Afrika mit Verurteilung zur Sklaverei bestraft werden, kommt dieses, wenn man ihm den Namen eines Verbrechens geben kann, am häufigsten vor. Der schwarze Händler macht, wenn er eine Spekulation ausführen will, gewöhnlich Schulden. Sein Gläubiger ist bald ein Nachbar, von dem er sich Waren geben läfst, die er auf einem fernen Markt mit Vorteil zu verkaufen hofft, bald ein Europäer, der an der Küste Sklavenhandel treibt, und von dem er Artikel mit dem Versprechen, in bestimmter Zeit Zahlung zu leisten, entnommen hat. In beiden Fällen ist die Lage des Spekulanten genau dieselbe. Ist er in seinem Geschäfte glücklich, so behält er die Freiheit; mifslingt das Unternehmen, so mufs er den Gläubiger mit seiner Person und seinen Diensten bezahlen. In Afrika gilt nämlich das Gesetz, dafs nicht blofs das Eigentum, sondern auch die Person des zahlungsunfähigen Schuldners verkauft werden darf, wenn die Gläubiger auf keine andere Weise befriedigt werden können. Als vierte Ursache der Sklaverei gelten gewisse Verbrechen, welche nach den Rechtsgewohnheiten des Landes mit dem Verlust der Freiheit bestraft werden. Die einzigen Vergehen dieser Art sind in Afrika Mord, Ehebruch und Zauberei. Ist ein freier Mann aus einer dieser Ursachen Sklave geworden, so bleibt er es gewöhnlich während seiner ganzen Lebenszeit, und auch seine Kinder verfallen der Knechtschaft, wenn sie ihm von einer Sklavin geboren worden sind. Die Zahl der aus Afrika hinweggeführten Menschen läfst sich nicht genau beziffern, man kann aber mit Bestimmtheit annehmen, dafs sie in manchen Jahren 200 000 Köpfe erreicht habe. Dazu wird noch ein Drittel dieser Ziffern für solche anzunehmen sein, welche infolge der Raubzüge unter den afrikanischen Häuptlingen an der Küste und auf See durch Krankheit, Hunger oder Schiffbruch verloren gegangen sind. Die christlichen Völker haben den Handel mit «Ebenholz und schwarzem Kasimir» in einer geradezu grauenhaft barbarischen Weise getrieben!

Unter den Bantu-Völkern nehmen die Kaffern die erste Stelle ein, und mit ihnen wollen wir uns, zur näheren Charakterisierung der Bantu beschäftigen.

Unter dem Sammelnamen Kaffern versteht man heutzutage den Völkerkomplex, welcher alle an der Ostküste Afrikas vom Kap der guten Hoffnung bis zum Gebiet der Galla wohnenden Stämme umfafst. Ihre Einwanderung von Norden her erscheint zweifellos, fällt aber wahrscheinlich in frühe Zeiten, denn die ersten europäischen Seefahrer fanden in diesen Küstenländern die Menschen und Zustände ganz wie heute.

Die Bezeichnung Kaffer entstammt dem arabischen Worte Kafir, Ungläubiger, und würde also vielleicht richtiger «Kafer» zu schreiben sein.

Einen allgemeinen Namen führen die Kaffern nicht; ihre Stammesnamen scheinen sich meist von Häuptlingen herzuleiten und fangen meist mit Ama an, was Leute bedeutet. So nennen sie z. B. uns Weifse «Ama Slungi». Von ihren Stämmen seien beispielsweise die Ama Suazi, die Leute des Häuptlings Suazi, angeführt. Gegenwärtig kann man für die vielen Kaffernstämme fünf gröfsere Abteilungen annehmen; die Ama Tonga im Norden der Kaffernregion, südlich von diesen folgen die Ama Suazi, Ama Zulu, Ama Ponda und endlich die Ama Xosa.

Die im Osten des Kafferngebiets wohnenden Ama Zulu und Ama Xosa bezeichnet man als die eigentlichen Kaffern, während die in der Mitte wohnenden Stämme als Be tschuana und die westlichen als Ova herero (weniger richtig auch Dam ara genannt) gekannt sind.

Der Kaffer ist ein ehrlicher Mensch, der den Diebstahl innerhalb seines Stammes verabscheut; Europäern gegenüber, die er als Eindringlinge betrachtet, wird es nicht so genau genommen. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, einen Viehstand zu gründen und denselben zu vermehren. Zum Ackerbauer hat ihn die Natur nicht geschaffen, dagegen ist er ein vortrefflicher Rinderhirt. Geselligkeit, unablässiger Verkehr mit anderen, am liebsten mit der

Tabakspfeife ist ihm Bedürfnis: er kann nicht wohl allein sein, seine Gastfreundschaft läfst nichts zu wünschen übrig, wer zu ihm kommt, wird reichlich mit saurer Milch bewirtet, welche die Weiber in einem Beutel bis zum Dickwerden geschüttelt haben. Seinen Stammesgenossen ist er gern zu allen Dingen behilflich. Als Krieger zeigt er sich unerschrocken und tapfer; er ist von Haus aus nicht etwa ein blutgieriger Barbar. Der Kaffer ist scharfsinnig bis zum Spitzfindigen und in hohem Grade zweifelsüchtig. Er ergeht sich gern in Streitfragen, und in seinen Fragestellungen geht er sehr schlau zu Werke, um den Gegner zu beirren und zu verwirren.

In der Familie gehorchen alle Angehörigen dem Hausvater unbedingt: ebenso ist der Häuptling innerhalb seines Stammes unumschränkter Gebieter, und sein Wille gilt, — so lange er den hergebrachten Überlieferungen und Gewohnheiten Rechnung trägt.

Ein Kaffernmädchen.

Junger Kaffer im Staatsanzug.

Der Kaffer ist durchschnittlich ein hübscher, schlank und kräftig gebauter Mensch, muskelstark, und in seinem ganzen Auftreten liegt viel Elastisches. Dagegen sind die Frauen, sobald die erste Jugendblüte vorüber ist, nichts weniger als hübsch und werden in ihrem höheren Alter geradezu häfslich.

Eine nationale Eigentümlichkeit sind die künstlich geformten Haartouren. Bei den jungen Burschen hängt das Haar wild um den Kopf in dünnen, verfilzten Strähnen, oder, was fast noch häufiger ist, sie ordnen es in besonderer Weise, indem sie durch dichteres Verfilzen der Enden und durch Einmischen von Gummi eine Kappe daraus formen oder quergestellte Kämme daraus aufrichten. Die Strähne bleiben dann entweder stehen, so dafs die vordere Abteilung eine Art Heiligenschein bildet, oder sie werden gleichfalls verfilzt, und man erhält so den Übergang zur

Boston Public Library.

Kappenform. Laune und Geschmack des Kaffernstutzers bringen eine Menge wunderlicher Formen zum Vorschein, doch werden diese alle nur vorübergehend und so lange getragen, als die jungen Leute nicht zu den Kriegern gezählt werden.

Die eigentliche nationale Haartracht und das Abzeichen der verheirateten Männer ist der Ring oder Kranz. Zur Anfertigung desselben wird der ganze Kopf geschoren und nur rund um den Scheitel bleibt ein Kranz von Haaren stehen, welcher unter Benutzung von Sehnenfäden zu einem festen Ringe gestaltet wird. Man überzieht diesen Ring mit einem Gemisch von Akaziengummi und Kohlenpulver, und sobald er trocken geworden ist, giebt man ihm mit Fett den gewünschten Glanz.

Die Mädchen halten das Haar ohne alle Künstelei einfach kurz: bei Frauen schert man den Kopf bis auf den höchsten Teil des Scheitels. Dort bleibt ein Haarbüschel stehen, welcher durch Einreiben mit Ockererde und Fett zu einer dichten Masse, zu einem faustdicken Wulste oder Knopfe wird.

Der Kaffer trägt eine Art Schurz, einen schmalen Ledergürtel, an welchem in gewissen Abständen gedrehte Streifen langhaariger Felle oder die geringelten Schwänze der wilden Katze hängen. Bei ungünstigem Wetter trägt man den auch bei anderen südafrikanischen Völkern üblichen Karofs (Fellmantel), oder eine wollene, zumeist braune Decke. Bei festlichen Gelegenheiten, Kriegstänzen und zum Kriege putzen die Männer sich in abenteuerlicher Weise auch mit recht grellen Farben heraus und schmücken den Haarkranz mit den langen Federn vom blauen Kranich. Dazu kommen noch Gehänge von Fellstreifen, welche die Brust bedecken, ein Gürtel von Katzenschwänzen, und weifse Fellbüschel am Oberarme und an den Waden.

Verheiratete Frauen schlingen ein Stück weichgegerbten Leders oder eine bis über die Kniee reichende wollene Decke um den Leib, die, je nach dem Wohlstande der Männer, mehr oder weniger mit Perlen u. s. w. benäht oder behängt ist.

Gleich den Knaben geht das junge Mädchen bis auf ein Stück gefärbter und bemalter Haut, welches kaum bis ans Knie reicht, oder bis auf einen aus herabhängenden schmalen Lederstreifen bestehenden Schurz, ganz unbekleidet einher. Dagegen wird der Körper reichlich mit Fett eingerieben, und es werden allerlei Schmuckgegenstände, bestehend aus Ringen, Arm- und Beinspangen, Halsketten, Amuletten von Holz- und Hornstücken, Wurzeln, Zähnen und anderen Dingen mit Vorliebe getragen. Das Haar wird mit Akaziendornen, Stachelschweinskielen und mit Federn verschiedener Vögel aufgeputzt.

Die Ohren werden gewöhnlich in den jungen Jahren durchbohrt und Hornstückchen durchgezogen. In späteren Jahren, nachdem die Öffnungen sich hinlänglich erweitert haben, steckt man Elfenbeinstücke und andere Zierraten hinein; die Männer aber lieben es, ihre Schnupftabaksdosen — ausgehöhlte Rohrstücke — hier aufzubewahren.

Die Wohnung der Kaffern trägt im allgemeinen den südafrikanischen Typus, das heifst die bekannte Bienenkorbform mit niedriger Einkriechethür. Bei dem Kaffer mufs alles zirkelrund sein: Hütte, Umzäunung, Feuerstätte u. s. w. Es scheint, als ob ihm die Fähigkeit mangele, eine gerade Linie herzustellen. Das Innere der Hütte ist meist sauber und nett gehalten und mit hübschen geflochtenen Binsenmatten ausgelegt: Milchgefäfse aus Binsen wasserdicht geflochten, stehen umher. Wurfspiefse (Assagaien) oder auch Schiefsgewehre hängen an den Wänden.

Eine Gruppe von Kaffernhütten nennt man einen Kraal. Man baut den Kraal am liebsten auf einer geneigten Fläche, damit das Wasser ablaufen kann, und in der Nähe eines Gebüsches oder Waldes, um Holz jederzeit zur Hand zu haben.

Ringsum wird die Gegend gelichtet, damit man die Bewegungen eines herandringenden Feindes übersehen kann. Zunächst wird ein Raum für das Vieh mit einem $2^1/_3$ m hohen, recht starken Zaun umfriedigt: die äufsere Umzäunung wird im Süden, wo Holz in Menge ist, aus Baumstämmen und Zweigen so hergestellt, dafs das Ganze eine Art Festungswerk bildet: im Norden besteht sie nur aus rohen, neben- und übereinander gelegten Steinen.

Der Eingang zum Kraal, welcher nachts durch Pfähle geschlossen wird, ist so eng, dafs eben nur eine Kuh hindurch kann. Die innere Umzäunung wird als Isibaya bezeichnet. Rundum stehen die Hütten, deren gewöhnlich zehn bis vierzehn einen kleinen Kraal bilden. Die Hütten, welche dem Eingange zunächst stehen, werden von den Dienern bewohnt; dem Eingange gegenüber stehen die Hütten des Häuptlings.

Die Isibaya gilt dem Kaffer für eine Art geheiligter Stätte; bei manchen Stämmen ist es den Frauen aufs Strengste verboten, diese Umzäunung zu betreten.

Den Tag über ist die Herde draufsen auf der Weide und wird dort von unverheirateten Männern beaufsichtigt; abends treibt man sie in die Umzäunung, welche jedesmal geschlossen

Ein Kaffernkraal.

und gut bewacht wird. Innerhalb derselben melkt man die Kühe, und diese Beschäftigung ist eigentlich die einzige, welche den Kaffern wahres Vergnügen macht. Das Melken wird lediglich von Männern besorgt. Frauen dürfen sich mit dieser edlen Beschäftigung bei Leibe nicht abgeben. Der melkende Mann sitzt niedergekauert, und zwar so, dafs sein Kinn fast die Kniee berührt, zwischen denen er den Milcheimer hält. Ist die Kuh unruhig, oder widerspenstig, dann hält ein Mann sie mit der Hand am Horn fest, oder man steckt ihr einen 50 cm langen Stab in die Nase, für den man schon dem Kalbe Löcher in die Nase gebohrt hat.

Der Kaffer hängt, wie erwähnt, mit ganzer Seele an seinem Rindvieh, und thut alles Mögliche, um das geliebte Vieh recht hübsch aussehend zu machen. Er verziert das Ohr der Kuh, indem er es zustutzt und ihm durch Ein- und Ausschnitte verschiedene Figuren giebt, z. B.

Boston Public Library,

jene eines tief ausgezackten Baumblattes. Er schneidet Streifen aus der lebenden Haut, welche er in vom Tiere herabhängende Strähne flicht: auch weifs er dicke Knoten und Knollen in und aus der Haut aufzutreiben. Andere Stämme verstehen es, die Hörner sehr sinnreich zu verzieren, oder das eine nach vorn, das andere nach hinten überzubiegen; man richtet das eine Horn kerzengerade in die Höhe, das andere ebenso grade nach unten. Bisweilen sieht man Ochsen, an denen die beiden Hörner zusammengewachsen sind und in eine hohe Spitze auslaufen; oder sie trennen die beiden Hörner so auseinander, dafs das Tier deren vier bis acht bekommt. An die Schmerzen, die er dem armen Tier durch dies alles bereitet, denkt der Kaffer keineswegs, ist er doch selbst weniger empfindlich gegen Schmerzen als der Weifse.

Der Ochs wird nicht blofs als Zug- oder Lasttier verwendet, sondern auch zum Reiten benutzt: einen Sattel legt man ihm nicht auf. Der Kaffer balanciert auf dem scharfkantigen Rücken hin und her und lenkt das Tier vermittels des Nasensteckens, an dessen oberen und unteren Teile er einen Strick befestigt hat. Ein eleganter Reiter ist der Kaffer nun keineswegs, er schlenkert mit den Armen hin und her und bewegt die Ellenbogen bei jedem Schritt und Tritt des Ochsen auf und ab.

Für die Bewaffnung ist ein $1^1/_2$ m hoher, ovaler Schild charakteristisch: er besteht aus roher Ochsenhaut, ist von regelmäfsigem Zuschnitt und sauberer Arbeit und hat einen langen Stab in der Längsaxe als Stütze, der oben mit dem geringelten Felle eines Leopardenschwanzes oder mit anderem Pelzwerk verziert ist. An diesen Stab wird die Haut mit Streifen aus roher Haut befestigt. Eine Wurfkeule, Kirri, ist allgemein in Gebrauch; eigentliche Angriffswaffe ist ein langer Wurfspiefs, der Assagai. Mit diesen Assagaien erlegen die Kaffern auch die gröfseren Tiere des Waldes, wenn sie es nicht vorziehen, solche in Fallgruben zu fangen. Mit Wurfspiefsen können die Kaffern natürlich nur dann etwas ausrichten, wenn der Jäger viele beisammen sind.

Die Zerlegung eines getöteten Elefanten giebt eine Szene, welche keine Beschreibung wiederzugeben vermag. Jeder will sich beim Ausschroten beteiligen. Zuerst wird von der oben liegenden Schicht die dicke Haut in breiten Streifen abgeledert. Unter dieser liegen mehrere Schichten einer zähen geschmeidigen Schleimhaut, aus welcher die Eingeborenen Wasserschläuche machen und die sie daher sehr in acht nehmen; dann wird das Fleisch in Stücken von den Rippen geschnitten und letztere mit den Streitäxten ausgehauen. Nun sind die Eingeweide blofsgelegt und hier findet sich das meiste Fett des Elefanten; Fett aber ist eine Sache, die, wie wir wissen, dem Afrikaner über alles geht: es dient ihm ebenso universell als Schmalz wie als Pomade. Ein erwachsener Elefant liefert eine ungeheure Menge Fett. Um es ganz zu bekommen, mufs erst der gröfsere Teil der Eingeweide entfernt sein; dann steigen mehrere Personen in den Riesenleib hinein, arbeiten mit den Assagaien alles Fett ab und reichen es ihren Kameraden heraus. Schliefslich kommt die andere Seite des Tieres in Arbeit. Der Rüssel des Elefanten und die im Kniegelenk abgelösten Beine erfahren als besondere Delikatessen auch eine spezielle Behandlung: sie werden alsbald gebacken. Man gräbt für jedes der enormen Stücke eine besondere Grube und überbaut sie mit einem mächtigen Haufen dürren Holzes. Sind die Holzstöfse niedergebrannt, so werden die Fleischstücke in die heifse Asche gebracht und mit dieser völlig zugedeckt. Obenauf bringt man die zur Seite gezogenen glühenden Kohlen und zündet ein neues Feuer an. Nachdem dieses niedergebrannt, ist das ungeheure Schlachtstück bis ins Innere gar geworden: man zieht es heraus, säubert und schält es und treibt einen starken Pfahl als Handhabe hindurch. Rüssel und Füfse sind nach dieser Zubereitung selbst für civilisierte Gaumen sehr schmackhaft. Aber auch die übrigen ungeheueren Fleischmassen des Elefanten werden von den Kaffern bestens benutzt. Die ganze Masse wird in zwei Finger breite, 2 bis 7 m lange Streifen geschnitten. Dann werden 3 m lange, oben gegabelte Pfähle ausgehauen und in die Erde gepflanzt. Querstangen darauf gelegt und diese Gerüste über und über mit den geschnittenen

Tanz der Kaffern.

Boston Public Library.

Fleischstreifen behangen. Sieht man eine solche Trockenanstalt fertig, so erscheint es fast unglaublich, dafs diese Masse Fleisch von einem einzigen Tiere herrühren soll. Nach zwei- bis dreitägigem Hängen an der Sonne sind die Streifen völlig trocken und starr geworden. Sie werden nun zusammengeknickt und wie Reisigbündel mit Bast geschnürt. Damit ist das Weidwerk im Walde beendet: die Kaffern bepacken sich Schultern und Köpfe mit ihrer Jagdbeute und kehren nach ihren heimatlichen Hütten zurück, während der Jäger die Krone des Sieges, die Stofszähne, in Sicherheit bringt.

Vielerlei Gerätschaften haben die Kaffern nicht. Als Gefäfse benützen sie Kalebassen oder flache Schüsseln und Töpfe von Holz. In der Herstellung von Flechtwerk entwickeln sie eine bewunderungswürdige Fertigkeit. Was man in einem anderen Lande zusammen leimt, ineinander falzt, mit Nägeln oder mit eisernen Bändern vereinigt, wird von ihnen durch Bindewerk zusammengefügt: sie flechten Gefäfse aus dem hochgewachsenen zähen Cypergrafse (Cyperus textilis), welche vollständig wasserdicht sind. Häufig gebraucht werden von den Männern lange, eiserne Nadeln oder vielmehr Ahlen, welche besonders für die Fellarbeiten zum Vorbohren der Löcher dienen und häufig in mannigfach verzierten Scheiden am Halse getragen werden.

Alle südafrikanischen Völker sind leidenschaftliche Raucher und Schnupfer. Der Kaffer führt seinen Tabak oder Dacha (Kraut einer Hanfart) nebst Zubehör gewöhnlich in einer kleinen, ledernen Tasche, die mit Glaskorallen und Metallknöpfen verziert ist; er hängt die Tasche über die Schulter. Bereits präparierten Schnupftabak, zwischen Steinen gerieben, mit einer Art Pfefferkraut und etwas Asche vermischt, bewahrt man in Dosen auf, die aus kleinen Kalebassen (Kürbisfrüchten), ausgehöhlten Röhrchen, Knochen, Horn u. s. w. verfertigt und mit eingeschnitzten Figuren, Glasperlen und dergl. verziert werden. Man bedient sich beim Schnupfen nicht der Finger, sondern kleiner Löffel von Elfenbein oder Metall; arme Leute reiben wohl auch den Tabak in ein Stückchen dichtbehaarten Felles, halten dasselbe dicht vor die Nase und ziehen die Körnchen in dieselbe hinein.

Die Tabakspfeifen bestehen aus einem Kuh- oder Antilopenhorne, in welches ein etwa 20 cm langes Rohr seitlich in schräg aufsteigender Richtung eingesetzt ist. Das Rohr trägt am oberen Ende einen kleinen Knopf aus Thon oder Stein zur Aufnahme des Krautes. Das Horn wird zum gröfseren Teile mit Wasser gefüllt; durch dasselbe bringt man den Rauch des angezündeten Dacha oder Tabaks zum Austritt, indem man die Luft aus dem oberen Teile ansaugt. Hierbei liegt die für einen Europäer fast unüberwindliche Schwierigkeit vor, die weite, fast gerade zugeschnittene untere Öffnung eines Kuhhornes mit dem Munde luftdicht zu verschliefsen. Die Mundpartie des Kaffern ist für diese Verrichtung günstiger gestaltet: er erreicht jenen Zweck, indem er die eine Seite des Mundes dagegen legt und den Rest der Öffnung mit der angedrückten Wange schliefst. Ein armer Mann hilft sich wohl auch in Ermangelung einer Pfeife, indem er auf den flachen Boden Lehm zu einer Form knetet, die einem kleinen Backofen ähnelt. Wo bei einem solchen der Schornstein liegt, befindet sich hier eine kleine Höhlung zur Aufnahme des Krautes. Von derselben führt ein Kanal durch die Lehmmasse zur anderen Seite, und an diese, welche der Thür des Backofens entspricht, legt der platt auf den Bauch ausgestreckte Raucher den Mund.

Die Kaffern sind leidenschaftliche Biertrinker: nur steigt ihr Bier, das sie Utschualla nennen, nicht zu Kopfe, sondern hat fetterzeugende Eigenschaften. Da es nun dort für ein Zeichen grofser Vornehmheit gilt, von guter Leibesbeschaffenheit zu sein, so kann man sich denken, dafs, — nur um in den Augen der Welt eine recht hohe Stellung einzunehmen — nicht wenig Bier getrunken wird. Das zum Utschualla verwendete Malz wird zwar nicht aus Gerste, sondern aus Mais und Hirse, aber ähnlich zubereitet wie bei uns, d. h. das Getreide wird zwischen nasse Tücher gelegt, bis es anfängt zu keimen, und dann wird es geröstet. Hierauf wird das Malz gekocht, die so gewonnene Flüssigkeit durch ein Flechtwerk aus Gras gegossen und zum

Gähren bei Seite gestellt. Die Frau Kafferin verwendet hierzu keine Hefe, sondern die geschnittenen Stengel einer Mesembryanthemum-Art. Die Gefäfse, oder vielmehr Körbe, in denen das Bier gährt und aufbewahrt wird, sind aus Gras und so dicht geflochten, dafs sie keinen Tropfen Flüssigkeit durchlassen. Der beim Gähren aufsteigende Schaum wird mit aus Binsen geflochtenen Löffeln abgeschöpft.

Körbe mit Bier stehen in jedem Kraal an einem schattigen Platze, so dafs das kostbare Getränk nicht von der Hitze leidet. Man sieht einen vornehmen Kaffer selten ohne seinen Bierkorb. Stundenlang sitzt er vor demselben und raucht seine Pfeife dazu. Wenn er sich entschliefst, auszugehen, um das Vieh, seinen alleinigen Reichtum, zu besichtigen, so trägt ihm ein Diener sogar den Bierkorb und einen Sessel nach. Der Kaffer trinkt sein Bier aus einem oben abgeschnittenen, bisweilen an einem Stiel befestigten Kürbis, mit welchem er es sehr geschickt aus dem Korbe herauslöffelt.

Ein Kaffer, der eine stattliche Rinderherde sein eigen nennt, hat unter seinesgleichen eine Stellung, wie etwa bei uns ein Millionär, denn er ist im stande alle, selbst seine weitestgehenden Wünsche zu befriedigen. Er kann täglich Fleisch geniefsen, und so viel saure Milch trinken, als ihm beliebt; er kann sich eine grofse Anzahl Weiber kaufen, denn das Stück kostet ihm durchschnittlich acht Kühe, und wenn es recht hübsch und drall ist, höchstens vierzehn. Er kann sich nach Herzenslust über und über mit Rindsfett einreiben, hat Leder vollauf, um allerlei Gerät daraus verfertigen zu lassen, und kann seine dunkelfarbige Person mit einer Anzahl von Tierschwänzen verzieren. Er ist nun kein Bursche mehr, der mit den anderen «Jungen» in einer besonderen Hütte wohnen mufs, sondern er ist Mann und schert sein Haupt: der Haarkranz auf demselben zeigt, dafs er Frauen besitzt und eine eigene Wohnung hat. Der wohlhabende Kaffer kauft sich nunmehr eine Frau nach der anderen, baut für jede derselben eine Hütte, kann vielleicht auch seinen besonderen Kraal innehaben und endlich noch ein Umnunzana, d. h. ein grofser Mann werden, welchen die Burschen als Inkosi, Häuptling, begrüfsen.

Die Kaffernstämme stehen unter erblichen, von einander unabhängigen Oberhäuptlingen (Ukumkani); die Verwaltung wird durch eine Anzahl Räte (Ampakati) besorgt, die sich durch eine Messingplatte auf der linken Seite des Kopfes auszeichnen. Diese obrigkeitlichen Personen tragen überdies Mäntel aus Leopardenfell, welche Tracht anderen nicht erlaubt ist.

Bei begangenen Verbrechen ist zumeist die ganze Familie oder Sippe des Übelthäters für die Unthat verantwortlich.

Was den religiösen Glauben betrifft, ist es sehr zweifelhaft, ob dem Kaffer die Idee eines ewigen, freien und allmächtigen Wesens überhaupt bekannt ist. Es ist der Glaube verbreitet, dafs die Seele des Bösen fortdauere, die dann umherspukt und die Lebenden zu töten sucht. Gegen die Anfechtungen dieser bösen Geister bedient man sich der Amulette. Eine besondere Stütze der Macht der Häuptlinge sind die Wunderdoktoren, Isintonga genannt, die beim Volke als Zauberer und Regenmacher in grofsem Ansehen stehen.

Das Regencitieren ist eine förmliche Kunst oder Profession, und jeder Stamm, nicht nur unter den Kaffern, sondern auch bei anderen Südafrikanern, hat einen oder mehrere dieser Wunderthäter; aber nach dem Grundsatze, dafs der Prophet in seinem Vaterlande nichts gilt, üben diese ihre Kunst immer nur bei entfernt wohnenden Stämmen aus, und werden oft weit herbeigeholt. Sie verheimlichen in der Regel ihre eigentliche Heimat sorgfältig und geben wohl gar vor, sie seien in einer einsamen Höhle oder auf einem Berggipfel plötzlich entstanden.

Kann der Regendoktor den versprochenen Regen nicht schaffen, so gebraucht er dieselben Ausflüchte wie alle — Schwindler: er giebt vor, es sei irgend ein geheimer Einfluss, ein Gegenzauber vorhanden, der seine sonst unfehlbaren Mittel unwirksam mache.

Ein Dorf hatte schon seit einiger Zeit unter anhaltender Dürre gelitten, und man beschlofs endlich einen berühmten Regenmacher herbeizuholen. Bis dahin war der Himmel einer Glühpfanne

gleich gewesen; aber am Tage der Ankunft des Zauberers, und als derselbe kaum seine tausend Sachen, bestehend aus Kohle von verbrannten Fledermäusen, Auswürfen und Eingeweiden verschiedener Tiere, Haarballen von Kühen, Häuten und Wirbeln von Schlangen und dergl. ausgepackt hatte, türmten sich dicke Wolken auf. Blitze flammten und der Donner rollte mächtig. Die Freude des Volkes und die Unverschämtheit des Regendoktors wuchsen dadurch ins Übermäfsige: er verkündete, dafs in diesem Jahre die Weiber die Gärten auf den Hügeln anlegen müfsten, denn die Flächen würden überschwemmt werden; er erzählte, wie er die Dörfer der Feinde seines Stammes verwüstet habe, indem er den Wolken befohlen, sich auf sie herabzustürzen; wie er eine Armee aufgehalten, indem er so viel Regen fallen liefs, dafs ein mächtiger Strom auf deren Wege entstand u. s. w. Leider aber half die Renommage in diesem Falle nichts, die Wolken verzogen sich wieder und gaben trotz allem Hokuspokus keinen Regen her. Endlich fiel einmal ein leiser Schauer: erfreut liefen die Männer nach der Hütte des Zauberers, um ihm zu seinem Erfolge Glück zu wünschen. Er erwachte eben aus einem festen Schlafe und wufste gar nicht, was vorging. Verwundert riefen die Männer: «Wir dachten, Du machtest Regen?» Da sah der verschmitzte Bursche zufällig, wie sein Weib eben einen Milchsack schüttelte, um etwas Butter für ihre Toilette zu gewinnen, und mit der ihm eigenen Unverfrorenheit antwortete er: «Seht Ihr denn nicht, wie meine Frau Regen buttert?», und man fand diese Antwort völlig genügend. Aber aufs Neue folgte Woche auf Woche ohne einen Tropfen Regen. Der Regendoktor kam immer mehr ins Gedränge und mufste auf immer neue Auswege sinnen. So verlangte er unter anderem einen lebendigen Pavian, dem kein Haar gekrümmt sein durfte, wohl wissend, dafs dies fast unmöglich sein würde; und in der That war das Ohr des Tieres, das man ihm fing, etwas zerkratzt, und einige Haare waren demselben aus dem Schwanze verloren gegangen. ein andermal mufsten sie ihm das Herz eines Löwen bringen, aber alle diese Zaubermittel schlugen fehl. Da endlich, als sein Witz fast zu Ende war, verfiel er darauf, die in der Nähe wohnenden Missionäre als die Ursache des Regenmangels anzuklagen. «Ihre weifsen Gesichter und die Betglocken verscheuchen die schwarzen Wolken», sagte er.

Lange Zeit hatten deshalb die Missionäre einen schlimmen Stand, bis ein anderer Schlaukopf auf den Gedanken kam, sie verstünden das Geschäft am Ende selbst besser, als die einheimischen Propheten. Der Grund, weshalb das wohl der Fall sein könnte, war ein eigentümlicher. Sobald nämlich die kalten, rauhen Winde sich erhoben und mit Regen drohten, zogen die Missionäre gewohnheitsmäfsig beim Verlassen der Wohnungen ihre Überzieher an, nahmen wohl auch die Regenschirme mit. Diese Röcke waren selbstverständlich schwarz, und nichts konnte das Volk von dem Glauben abbringen, dafs diese dunkeln Gewänder und diese eigentümlich geformten Zauberstäbe einen so wirksamen Zauber enthielten, dafs Regen fallen müsse.

Kranke legt man bei einigen Stämmen aufserhalb der Umzäunung nieder, damit der Kraal durch den Leichnam nicht verunreinigt werde. Nach dem Tode wird der Mensch zum Geiste, der in der Unterwelt dieselben Dinge wie hier vorfindet, doch viel kleiner, denn auch der Mensch ist dann eine Art Zwerg. Nach anderer Ansicht verwandelt sich der Mensch nach seinem Tode in ein Tier, am liebsten in eine Schlange: der tapfere Häuptling wird zum Löwen oder Elefanten.

Der gewöhnliche Kaffer begnügt sich meist mit einer Frau: die Häuptlinge und sonst vermögende Männer haben deren, wie oben erwähnt, mehrere, je nach ihren Mitteln, und öfter mehr als ihnen lieb ist.

Bei den wohlhabenderen Kaffern kommt es in betreff der Anzahl der Frauen, die ihnen zu teil werden, weniger auf die eigene Wahl, als auf die Absichten der Familien an, welche heiratsfähige Töchter haben. Man trägt solche den Ausersehenen an, welche sie gern oder ungern annehmen und bezahlen müssen; denn eine solche Brautofferte auszuschlagen, wäre eine Beleidigung, welche nur durch das Blut des Beleidigers gesühnt werden könnte. Thut ein Liebhaber die ersten Schritte um ein Mädchen, und es findet sich ein Nebenbuhler, so beginnt eine förm-

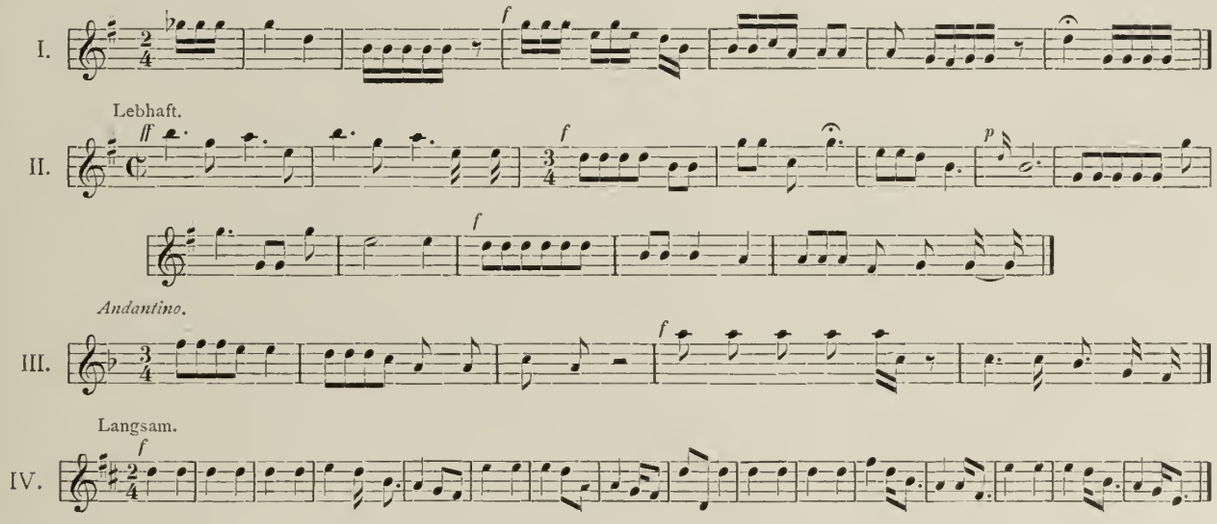
liche Versteigerung in der Art, dafs die Bewerber Rinder zu zweien und dreien dem Brautvater zusenden, und damit so lange fortfahren, bis der eine nichts weiter sendet. Dann wird das Vieh beider Parteien einer genauen Prüfung unterzogen und die Wahl getroffen. Der abgewiesene Liebhaber hat wenigstens die rücksichtsvolle Genugthuung, dafs ihm die Schöne selbst, mit ihrem besten Schmucke angethan, sein Vieh wieder zurücktreibt.

Die Hochzeitsgebräuche bestehen darin, dafs die älteren Frauen der Sippe des Bräutigams die Braut gründlich schlecht machen und letztere ihr Mütchen an dem Bräutigam kühlt, indem sie ihn höhnt, schlägt und beschimpft. Solches geschieht, damit er wisse, dafs er bis jetzt noch gar nichts zu befehlen habe. Einige Tage später, nach vollzogener Ehe, würde es ihr vielleicht schlecht bekommen, wenn sie sich dann noch solche Freiheiten herausnehmen wollte.

Endlich spielen bei der Hochzeitsfeier die — Ochsen eine grofse Rolle: Vater der Braut und Bräutigam haben dergleichen zum besten zu geben.

Mit seiner Schwiegermutter darf der Mann niemals ein freundliches Wort sprechen, er darf sie nicht einmal ansehen. Dieser seltsame Brauch, der aber den Segen in sich trägt, dafs sich die Mama niemals in eheliche Angelegenheiten mischen kann, wird als «sich der Schwiegermutter schämen» bezeichnet. Will der Schwiegersohn durchaus mit ihr reden, so mufs er in einiger Entfernung von ihr ein lautes Geschrei erheben, und das versteht er ja als echter Kaffer aus dem Grunde. Will er aber etwas sagen, was kein dritter hören soll, dann stellen beide Teile sich hinter einen hohen, dichten Zaun, so dafs sie einander nicht sehen können. Trifft es sich, dafs der junge Mann und die Schwiegermutter sich auf einem engen Pfade begegnen und nicht ausweichen können, dann kriecht die Frau hinter den ersten besten Busch, der Mann seinerseits aber eilt schnellen Laufs vorbei und hält dabei den Schild vor das abgewandte Gesicht.

Wir dürfen schliefslich nicht vergessen zu bemerken, dafs die Kaffern auch ein wenig musikalisch sind. Bei ihren Tänzen pflegen sie strengen Takt zu halten und sich dabei unter anderen folgender Melodien zu bedienen:



Die Stimme des Kaffern ist freilich nicht dazu angethan, unsere verwöhnten Ohren zu erfreuen. Er gefällt sich in starken Gegensätzen, und fällt vom höchsten Falsett plötzlich zum tiefsten Bafs.

Das vornehmste musikalische Instrument ist die Pfeife — ein hohler Knochen, dem in gleicher Weise Töne entlockt werden wie dem hohlen Schlüssel, auf welchem unsere Jugend zu pfeifen pflegt; freilich erscheint es einem Europäer unbegreiflich, wie bei solcher Musik ein Kaffer stundenlang sich vergnügen kann.

Durch das Drängen der Kaffervölker von Norden nach Süden wurde eine verwandte Sippe, die Hottentotten, aus ihren Wohnplätzen vertrieben. Die Hottentotten, einst die Besitzer des Landes, finden sich über die ganze Südspitze von Afrika zerstreut, ihre Anzahl ist jedoch in stetem Rückgange begriffen, so dafs man sie gegenwärtig nur noch als eine Völkerruine betrachten darf. Der Name Hottentott gehört keinem Stamme eigentümlich an, sondern ist ihnen von den Kolonisten zur Verspottung ihrer Schnalzlaute beigelegt worden und soll so viel bedeuten, wie Stotterer. Sie selbst nennen sich Anaqua auch Quaqua, oder, was dasselbe bedeutet, Koi-Koin, d. h. Völker, Urmenschen, oder die einzigen wahren Menschen.

Die Erscheinung des Hottentotten als eines Urbildes von Häfslichkeit ist uns von Jugend auf familiär geworden durch Beschreibung, Bilder oder eigene Anschauung, denn nicht selten figurieren Mitglieder dieser häfslichen Familie unter den Sehenswürdigkeiten der Messen und Märkte, dann freilich immer unter dem Namen wilder Buschmänner.

Die Abplattung des Schädels giebt dem Hottentottenkopf einen affenähnlichen Charakter: das Kopfhaar ist so spärlich und kurz gekräuselt, dafs die mit kleinen Warzen besäete Kopfhaut überall durchscheint. Der Holländer pflegt sie infolge dieser Eigentümlichkeit mit dem Spottnamen Pepperkoppen (Pfefferköpfe) zu belegen. Die Nase ist kurz und abgestumpft, so dafs sie eigentlich fast gar nicht vorhanden ist und die offen liegenden, grofsen Nasenlöcher beinahe in senkrechter Richtung erscheinen. Die Lippen sind so dick aufgeworfen, dafs sie ziemlich den dritten Teil des Gesichtes einnehmen. Ihr ganzer Körper ist schwächlich gebaut und erreicht meistens nicht 1 m 75 cm Höhe. Unter allen Widerlichkeiten ist nicht die geringste, dafs der Hottentott, wenn er etwas mehr als gewöhnlich transpiriert, einen so abscheulichen Geruch verbreitet, dafs ein Zimmer, in welchem er gewesen, dadurch auf mehrere Stunden völlig verpestet wird. Zu Hausdienern eignen sie sich somit gar nicht und kein Weifser wird sich von einem Hottentotten bei Tisch aufwarten lassen, oder gar mit ihm zusammen essen.

Als eine Art von Entschädigung hat die Natur dem Hottentotten die kleinsten, zierlichsten Hände und Füfse gegeben, wie sie sich unsere elegante Welt nur immer wünschen könnte: Schuhe und Handschuhe für europäische Kinder von neun Jahren passen dem erwachsenen Hottentotten vortrefflich.

Der reine Hottentottentypus in seiner ganzen Häfslichkeit fängt übrigens an, in Südafrika seltener zu werden: die meisten haben infolge der dort stattfindenden vielfachen Rassenmischung mehr oder weniger fremdes Blut in sich. Der innere Hottentott ist jedoch geblieben wie er war, wenn er auch dem Namen nach ein Christ geworden sein sollte.

Eine durch fremdes Blut schon ziemlich verbesserte Ausgabe von Hottentotten bilden die Griqua, ein eigentümliches, über 20 000 Köpfe starkes, und immer zahlreicher werdendes Mischvolk, das sich mehr und mehr europäisiert und in Sitten und Lebensweise eine ziemlich getreue Kopie des holländischen Kolonisten darstellt. Obwohl in diesen Mischungen der Hottentott nicht zu verkennen, sind sie doch, infolge ihrer Verwandtschaft mit den Weifsen, schlanker und kräftiger gebaut, die gelbe Hautfarbe ist bleicher, die echten Pfefferköpfe haben etwas längeres Haar. Die Griqua sind betriebsamer und keine so argen Trunkenbolde, als die reinblütigen Hottentotten. Obwohl ursprünglich nur Nomaden, nehmen sie doch gern feste Wohnsitze, wo der Boden und die Möglichkeit einer Bewässerung dies gestatten. Ihr Hauptort, Griqua-Stadt oder Klaarwater, ist weit und breit mit trefflichen Weizenfeldern umgeben.

Die nicht angesiedelten und wahrscheinlich am wenigsten gemischten Griqua überziehen mit ihren kleinen Viehherden weite, magere Landstreifen in den Grenzdistrikten und zwischen den beiden Hauptarmen des Oranje-Flusses, dem Nu-Garib und Ki-Garib. Hier leben sie in der Nachbarschaft und im Durcheinander mit den Kora oder Koraqua (d. h. Männer vom Stamme Kora), einem ebenfalls nicht reinblütigen Stamme der Hottentotten, die man früher fälschlich für Buschmänner gehalten hat.

Der Kora ist von Hautfarbe lichtgrau, das Haar, das ihm in Form einer kurzgeschorenen Perrücke wächst, ist bläulich-grau. Von dem unverfälschten Hottentotten unterscheidet er sich aufserdem durch einen höheren Wuchs und kräftigen Körperbau, ebenso durch ein, jenem nicht eigenes mifstrauisches und verschlossenes Wesen. Der Kora ist fast nur Nomade und Besitzer grofser Viehherden; an den kulturfähigen Stellen zieht er Mais, Wassermelonen und Tabak.

Hottentotten.

Buschmänner.

Früher war er ein arger Räuber und eine Geifsel seiner Nachbarn, bis die Engländer ihre Herrschaft auch über diese Gegenden ausdehnten. Die Missionäre, welche seit einer Reihe von Jahren unter ihnen thätig sind, haben ebenfalls zu ihrer Entwilderung beigetragen. Die Kora betreiben mit der Kapkolonie einen lebhafteren Handel, als andere Stämme, und beziehen gegen Vieh, Tierfelle, Hörner, Federn und dergl., Gewehre und Schiefsbedarf, Geräte, Zucker, sowie Glasperlen und andere Putzartikel. Leder verstehen sie selbst zu bereiten und verfertigen sich daraus Hosen und Jacken. Die Weiber tragen kurze Pelzmäntel und zierlich geflochtene, mit

Boston Public Library.

Glasperlen besetzte Schürzen. Schnuren solcher Perlen tragen sie aufserdem reichlich um Arme, Beine und Hals, und die Perlen machen daher einen bedeutenden Artikel ihres Handels aus.

Wer den unverfälschten Hottentotten in seiner Urwüchsigkeit sehen will, mufs das Innere des Namaqua-Landes bereisen, welches den zwischen dem 22. und 28. Grad südl. Br. liegenden Teil Westafrikas umfafst. In der Nähe der besonders im Norden zahlreichen Missionsstationen, an denen Deutsche und Holländer das Christentum zu verbreiten bestrebt sind, ist allerdings ein Stück europäischer Civilisation auch unter die Wilden gedrungen, holländische Sprache und europäische Kleidung ist weit verbreitet, fast alle Häuptlinge sind unter europäischen Namen bekannt, und ein grofser Teil ihrer Unterthanen wird als Christen bezeichnet. Erst wenn man den wasserlosen Küstenstrich durchzogen hat, der mit seinen unendlichen weifsen Flächen, den stachlichen Salzpflanzen, den Löwen, den Straufsen, den Luftspiegelungen und glühenden Winden mit keinem anderen Teile Afrikas, als mit der Wüste Sahara zu vergleichen ist, und in das Bergland hinaufsteigt, dessen baumlose Erhebungen von quellenarmen Thälern unterbrochen werden, betritt man die letzte Zufluchtsstätte der unvermischt gebliebenen Hottentotten. Die Wüste Sahara ausgenommen, findet man vielleicht auf der ganzen Erde kein so ausgedehntes und so dünn bevölkertes Land, als das Grofs-Namaqua-Land, das so arm an Wasser, so vernachlässigt von der Natur, so überaus unfruchtbar und so wenig zum Ackerbau geeignet wäre. Es ist wirklich ein Land des Fluches.

Es ist daher selbstverständlich, dafs die Namaqua (Leute vom Stamme Nama) ein armes Volk sind, und dafs ihre Wohnsitze sich auf jene Thäler beschränken, in denen periodische Flüsse wenigstens auf einige Monate des Jahres eine Vegetation hervorbringen, welche ihre Herden ernährt. An allen möglichen Metallen ist das Land reich; an Pflanzen, Tieren und Menschen aber entsetzlich arm. Dennoch sind auch diese Hottentotten über alle Mafsen träge. «Warum sollten wir es denn den Würmern der Erde gleichthun?» bekommt man meist zur Antwort, wenn man sie fragt, warum sie sich nicht zur Arbeit bequemen wollen. Manchmal sieht man neuerdings den und jenen damit beschäftigt, kleine, nette Feldstühle anzufertigen und Schiefsgewehre auszubessern, was sie mit grofsem Geschick thun; doch das sind rühmliche Ausnahmen; am liebsten faullenzen sie vor ihren niedrigen Hütten, trinken Branntwein und Met, den sie selbst bereiten, klimpern auf ihren rohen Kalabafsguitarren entsetzliche Melodien oder tanzen im Schatten eines Baumes. Und weil das alles langsam und bedächtig geschieht, so werden die Nama sehr alte Leute: Greise von neunzig und hundert Jahren sind keine seltenen Erscheinungen.

Der nationale Baustil kann einfacher nicht gedacht werden. Einige im Kreis gestellte und oben zusammengebundene Stäbe bilden das Gerüst, das entweder mit geflochtenen Binsenmatten oder mit Tierfellen, oder auch nur mit Gras, Gestrüpp und dergl. belegt und durchflochten wird. Die Baumeisterinnen sind die Weiber; sie bringen dem Mann kein Haus zur Morgengabe, aber sie können stündlich eins bauen und wieder abbrechen.

Beide Geschlechter bedienen sich des Karofs, einer Art Mantel aus Schaf-, Schakal- oder Wildkatzenpelz. Bei den Vornehmeren unterscheidet sich dieser Karofs, zumal bei dem weiblichen Geschlechte, dadurch, dafs die Kopfseite, welche wie ein Umschlagetuch getragen wird, aus einer mosaikartigen Zusammensetzung regelmäfsig geschnittener bunter Fellstückchen in dreieckiger oder viereckiger Form besteht. Dagegen unterscheiden sich die beiden Geschlechter in der übrigen Tracht. Die Männer tragen um die Hüfte einen Riemen, an dem vorn ein Stück Schakalspelz oder anderes Fell befestigt ist.

Bei den Frauen deckt die Hüften das Okhubib, welches ungefähr die Gestalt eines Umschlagetuches hat. Zwei Zipfel desselben werden vorn geknüpft, und an dieser Schürzung ein quasten- oder fransenartiger Schurz befestigt. Dieses Schurzfellchen ist mit allerlei Zierrat von Metall- und Glasperlen versehen, und an den langen, herabhängenden Riemchen desselben sind zahlreiche Quasten angebracht. Dann tragen sie noch um die Hüften eine vielfach geschlungene

Schnur, an welcher kleine, runde, durchlöcherte Plättchen von Straufseneierschalen aufgereiht sind. Aufserdem hängen an einem Gürtel noch allerlei gröfsere und kleinere Schildkrötenschalen, die zur Aufbewahrung der nicht allzu lieblich duftenden Pomade dienen, mit welcher sie sich beständig die Haut einreiben. Vom Wasser ist der Hottentott kein Freund: er wäscht sich niemals, und wenn ihm des Schmutzes und des Fettes zuviel wird, reibt er den Körper mit Kuhdünger ab. Am liebsten schmückt man sich mit Perlen von verschiedenen Farben. Besonders hoch geschätzt ist eine Art schwarzer, glanzloser Perlen, die sie sich selbst verfertigen. Man nimmt dazu Harz, welches geschmolzen und mit fein gestofsener Holzkohle gemischt wird; diese Bestandteile werden bei der Abkühlung tüchtig geknetet, bis alles die Konsistenz von Gummi erhält, worauf man die Masse in lange schmale Stangen zieht. Letztere erwärmt man wieder am mäfsigen Feuer, worauf kleine Stückchen abgeschnitten und zwischen den Fingern bearbeitet werden, bis sie die verlangte Form annehmen. Die Perlen werden später nach Mustern zusammengesetzt, die oft keineswegs geschmacklos sind.

Vielweiberei ist bei den Hottentotten gestattet, doch kommt sie nur selten vor. Gegen die Frau ist der Hottentott grausam, er mifshandelt sie mehr noch als seine Sklaven, peitscht sie mit einer Dornrute, streut Salz in die Wunden, und gebraucht gern die Peitsche (Schambok), die man aus der Haut des Nashorns schneidet. Ihre Hochzeitsfeierlichkeiten sind sehr einfach. Der junge Mann verlangt seine Schöne von deren Eltern, und die so Neuvermählten gehen nach Hause. Wenn ein Mann seiner Frau überdrüfsig wird, so schickt er sie einfach zu den Eltern zurück.

Die Mütter pflegen die Kinder in einem Lammfelle auf dem Rücken zu tragen, welches nach Hottentottenart mit Fett weich gegerbt ist, und an dem beim Abschlachten die Beine des Lammes gelassen sind, die man als Tragbänder gebraucht. Die Hauptteile der Hinterbeine nämlich werden um den Unterleib geschlungen, eine zweite Person hält das Kind an den Rücken, und die Mutter zieht dann das Fellchen darüber, indem das eine Vorderbein über die rechte Schulter gezogen, das andere durch die linke Achsel mit dem ersteren auf der Brust zusammengeknüpft wird. Diese Art Hängematte ist für die ersten Monate des Kindes Wiege. Um die Haut der Kinder gegen die Sonnenstrahlen zu schützen, reibt man sie mit Butter oder Fett ein.

Die nackten, häfslichen Kinder kriechen vor dem Kraal je nach dem zufälligen Nahrungszustande mit Bäuchen, dreimal gröfser, als das ganze Kind, oder zusammengeschrumpft wie faltenreiche Säcke. Diese kleinen Kreaturen verschlingen in ihrem starken Ernährungstriebe so ziemlich alles Tierische und Pflanzliche, was sie über, auf und unter der Erde ausfindig machen können.

Gegen ihre Kinder sind die Eltern sehr zärtlich und freuen sich, wenn die Kinder so stark geworden sind, dafs sie ihre eigenen Eltern prügeln können; denn dann haben sie die Überzeugung, dafs sie auch im Kampfe mit wilden Tieren und Feinden bestehen werden.

Der Körper des jungen Hottentotten wird frühzeitig durch gymnastische Übungen gestählt. Das Zureiten des jungen, unbändigen Ochsen, dem statt des Gebisses nur ein Pflock durch die Nase gesteckt wird, woran ein Riemen als Zaum befestigt ist, macht sie schon früh zu gewandten Reitern. Als Sattel dient der zusammengefaltete Karofs, um den ein Gurt geschnallt ist. Zum Ringen, Springen, Voltigieren über Büsche und Laufen auf den Händen findet sich tagtäglich hinter der Herde auf dem Felde die beste Gelegenheit. Auf der Jagd stärkt sich der Mut und hebt sich das Selbstbewufstsein; das Auge wird geschärft und läfst aus den geringsten Anzeichen und Umständen wichtige Schlufsfolgerungen ziehen. Das Spursuchen versteht der Hottentott vortrefflich, mag selbst die Spur über Steinplateaus oder weiche sandige Flächen führen, wo der Wind sie teilweise unkenntlich gemacht hat. Ja, er bestimmt oft das Alter einer Spur bis auf den Tag und die Stunde.

Bei der oft ganz abnormen Wassersnot, von der Südafrika vielfach heimgesucht wird, ist es nicht nur den Hottentotten, sondern allen neben und unter ihnen wohnenden Stämmen gleichsam

ein Geschenk des Himmels, dafs sich Büffel, Nashörner, Zebras, Giraffen, Gnus und eine Menge von Antilopen an den einzelnen Wasserlöchern versammeln, zu denen die Flüsse ausgetrocknet sind, um dort den brennenden Durst zu löschen. Dann bauen die Menschen eine Art von Fallen, um der Tiere habhaft zu werden, — sie veranstalten Hopojagden. Ein Hopo besteht aus zwei Zäunen, welche die Gestalt einer römischen V bilden. Sie sind an den Winkeln sehr stark und dick, laufen oben an der Spitze nicht etwa so zusammen, dafs sie schliefsen, sondern sie bilden einen schmalen, etwa 50 m langen Gang, an dessen Ende sich eine 3 bis 4 m tiefe und mehr als 5 m breite Grube befindet. Vom Gange selbst her aber kann die Falle nicht bemerkt werden, weil Baumstämme über dieselbe weit hingelegt werden, und eine Art von Überhang bilden. Das Ganze wird mit Binsen und Rohr überdeckt und so gleicht diese Fanggrube einer verborgenen Falle. Manchmal sind diese Zäune eine halbe Wegstunde lang, und liegen an ihren äufseren Enden ebenso weit auseinander. Vor diesen letzteren bilden dann die Jäger einen Kreis von ein paar Wegstunden Ausdehnung, und schliefsen denselben allmählich immer enger, so dafs das Wild gleichsam in einen Kessel getrieben wird, und in den Hopo läuft, weil ihm kein anderer Ausweg bleibt. Während es dorthin von aufsen her verfolgt wird, liegen Männer hinter dem spitz zulaufenden Ende des Zauns. Diese schleudern ihre Speere in die Massen der eingeschüchterten Tiere hinein, welche einander immer weiter vorwärts drängen und endlich in die Grube fallen. Es ist ein entsetzlicher Anblick, zu sehen, wie dort alles über einander stürzt, und wie namentlich die zierlichen Antilopen von den gröfseren Tieren im Fallen oft förmlich zerquetscht werden.

Bei glücklicher Jagd pflegt man gleich an Ort und Stelle das Fleisch der Schenkel und des Vorderbugs in handgrofse Fladen zu zerlegen, und an der Sonne zu trocknen, weil es, dadurch vor Fäulnis geschützt, für die Zeit aufbewahrt werden kann, wenn Mangel an Wild ist. Dann wird das Fleisch vermittelst eines Steines pulverisiert und mit Milch zu einem nahrhaften Brei verkocht. Man fängt an Wunder zu glauben an, wenn man beobachtet, welche Fleischmassen von ihnen hinuntergeschluckt werden können, und es ist ein unerklärliches Rätsel, wo sie diese Quantitäten bergen. Man sollte fast meinen, der Magen dieser Leute bestehe aus Gummi elasticum, das sich beliebig dehnt. Ununterbrochen flammt ein mächtiges Feuer unter dem brodelnden Kessel; fortwährend wird Fleisch hineingethan und herausgenommen; unter dem Schatten der Bäume oder sonst vor und in den Hütten sitzen mit untergeschlagenen Beinen gröfsere und kleinere Gruppen um riesenhafte Fleischnäpfe mit einem Topfe flüssigen Fettes daneben. Mit ernsten und verwunderlichen Mienen betreibt jeder das nicht minder ernste Werk, indem er mit der einen Hand zugreift, das Stück, welches er abbeifsen will, in Fett getaucht zum Munde führt und kurz davor mit dem Messer absäbelt. Ist man endlich gesättigt, so rollt man sich der Verdauung halber auf dem Bauche hin und her, wenn man nicht gar zu faul ist, oder man läfst sich den Leib mit Füfsen kneten und bearbeiten; und wenn so der Verdauung nachgeholfen ist, geht der Schmaus von vorne an. Ganze Tassen flüssigen Fettes werden, besonders von den Damen, getrunken, ohne dafs das schöne Geschlecht dabei irgend welche unangenehme Regungen verspürte. Gilt es ja doch, einen recht runden und feisten Körper anzumästen, der die Hauptbedingung der Schönheit ausmacht.

Als einheimisches Getränk der Hottentotten kann das Krii oder Honigbier gelten. Dieses Getränk wird aus wildem Honig, Wasser und dem gegohrenen Absude der Kriiwurzel bereitet. Man überläfst diese Mischung einer drei- bis vierstündigen Gährung und erhält auf diese Weise einen Trank, der ebenso angenehm als erfrischend schmeckt und wie Champagner moussiert.

Andererseits sind aber auch im Hungern ihre Leistungen über alle Vorstellung; wenn es nichts zu beifsen giebt, so schnallen sie den Schmachtriemen, den sie um den Leib tragen, etwas enger und begnügen sich mit Milch und wilden Zwiebeln.

Dann bequemen sie sich wohl auch dazu, ihren Gott in einem kurzen Gebet anzurufen:

Eine Hopojagd in Südafrika.

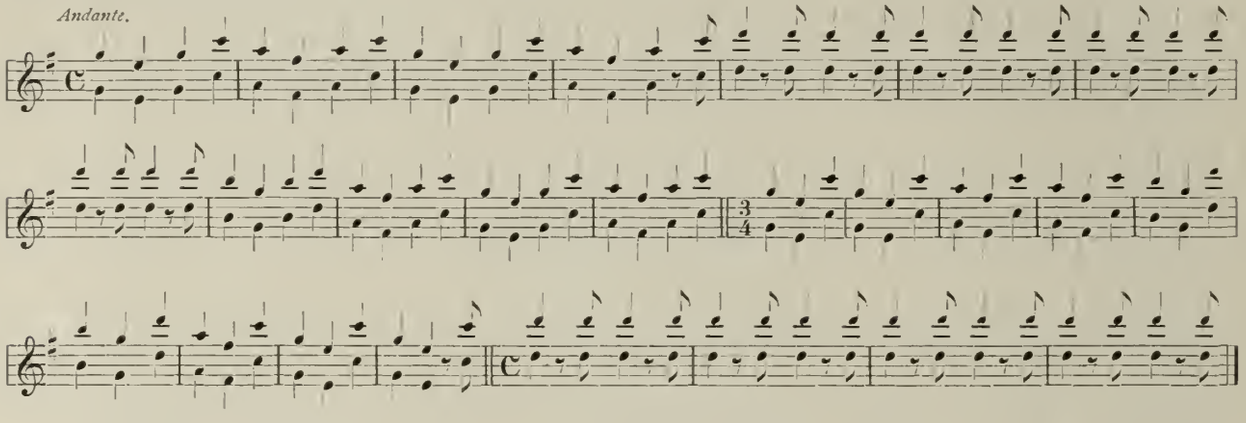
Boston Public Library.

'Kaangta, ha a ntanga ë? 'Kaangta, 'gnu a ka a sé' gè? Itango 'kogu 'kobu hu; i 'konté, i 'kagè. itanga i 'kogu 'koba hu. 'Kaangta gnu a kna a sè' gè!

Was auf gut deutsch (ohne die durch ' angedeuteten Schnalzlaute) heifst:

O Herr, liebst du mich denn gar nicht? O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg. Ich habe so gern meinen Leib voll. Mein ältester Sohn und meine älteste Tochter haben auch so gern ihren Leib recht voll. O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg!

Wir gedachten schon oben ihrer Neigung und Befähigung zur Musik. Namentlich der Maultrommel entlocken die Nama melodische Töne. Das Nationalinstrument aber ist die Gorra, welche aus einem etwa meterlangen Bogen von zähem Holze besteht, woran eine Schnur aus einem Katzendarm gespannt ist. An der einen Seite der Schnur, ungefähr da, wo sie den Bogen berührt, ist eine kleine Federspule angebracht, und an diese legt der Spieler, indem er bald in schnellerem, bald in langsamerem Tempo, je nach der Stimmung seines Gemütes, mit einem Stäbchen an die Saite schlägt, die Lippen. Die Klänge dieses Instrumentes lassen sich ungefähr mit denen der Äolsharfe vergleichen.



Ein ganz ähnliches Instrument ist das Dschum-Dschum, welches nur von den Weibern gespielt und beinahe in gleicher Weise gehandhabt wird wie eine Harfe.

Wenn sich die Hottentotten überhaupt zur Arbeit bequemen, so sind sie leidlich geschickt in Anfertigung von Waffen und Geräten. Sie machen sich Pfeile und Bogen, Lanze und Wurfstock (Kirrie), zurecht und verstehen aus Rasenerz die notwendigsten Eisenwerkzeuge herzustellen. Die Milchgefäfse höhlen sie aus einem kurzen fufshohen Holzblocke aus, wozu sie nichts weiter als einen bohrerähnlichen eisernen Hohlmeifsel und ein kleines Beil zu verwenden haben. Trotz dieser einfachen Werkzeuge vermögen sie dem Gefäfse innen und aufsen eine Glätte und Politur zu geben, deren kein Tischlermeister in Europa sich zu schämen brauchte. Die stärkste Triebfeder, die einen Hottentotten zur Thätigkeit und selbst zu Anstrengungen vermögen kann, ist die Aussicht auf Branntwein. Für eine Flasche Schnaps läuft oder reitet er die ganze Nacht und ist im stande, Weib und Kinder hinzugeben.

Nicht minder geschickt sind sie in den darstellenden Künsten. Sie äffen alle Tiere und Menschen nach, verfertigen aus Thon Tiergestalten, modeln Knochen u. s. w. in allerlei zierliche Gefäfse um, parodieren die Reisenden, bewirten sie recht freundlich und — rauben sie dann aus.

Forschen wir schliefslich nach der Religion in ihrem ursprünglichen Zustande, so können wir nur geringe Spuren einer solchen entdecken, verschmolzen mit Aberglauben und Zauberei. Was davon konstatiert worden ist, liefse sich am ehesten in die Klasse der Ahnenkulte rechnen.

Von einem gewissen Heitsi-Eibib oder Kabib glaubt man, er habe die Macht, ihnen Glück und Gedeihen zu geben und zu nehmen. Ob aber Heitsi-Eibib ein Gott, ein Kobold oder ein vergötterter Mensch ist, mag unentschieden bleiben. Die Hottentotten versichern, dafs er sich in den Gräbern der Verstorbenen finde. Sobald jemand über einen Begräbnisplatz geht, wirft

er einen Stein als Opfer oder Gegenstand der Verehrung auf das Grab, spricht dabei den Namen des Heitsi-Eibib aus und ruft dessen Segen und Schutz für seine Unternehmungen an. Auf diese Weise werden die Grabhügel aufserordentlich grofs. Man findet dergleichen Steindenkmäler überall im Lande und selbst an Stellen, wo es gar keine Steine giebt, woraus man schliefsen kann, dafs die Eingeborenen das Material weit hergeschleppt haben.

Vom Hasen erzählt man sich eine Sage, in welcher man unschwer die Lehre von der Unsterblichkeit wieder erkennen kann:

«Es war einmal in früheren Tagen, dafs der Mond den Hasen herbeirief und ihm befahl, den Menschen folgende Botschaft zu bringen: «Wie ich sterbe und aufs Neue geboren werde (auf- und untergehe), so sollst auch Du sterben und aufs Neue geboren werden. Der leichtsinnige Hase gehorchte zwar eiligst, vergafs aber unterwegs die Botschaft, und statt auszurichten:

In einem Hottentottenkraale.

«wie ich sterbe, und aufs Neue geboren werde,» sagte er: «wie ich sterbe, und nicht aufs Neue geboren werde.» Als der Hase zurückkam, wollte der Mond den Wortlaut wiederholt haben, und als der Hase ehrlich die Wahrheit sprach, rief der Mond wütend aus: «Also so hast Du meinen Auftrag ausgerichtet? Dafür sollst Du sterben und nicht wieder zum Leben kommen!» Dabei schlug er den Hasen mit einem Stocke so heftig, dafs er ihm die Lippe spaltete (wie noch heute am Hasen als sogenannte Hasenscharte zu sehen ist). Der Hase aber war seinerseits über diese Behandlung sehr empört und zerkratzte dem Monde das Antlitz, welches daher noch immer voller Flecken ist: dann aber lief er eiligst davon und läuft bis auf den heutigen Tag.»

Die alten Hottentotten pflegen zu sagen: «Wir sind ganz wütend auf den Hasen, dafs er seinen Auftrag so schlecht ausgerichtet hat, und mögen sein Fleisch nicht essen:» und von dem Tage an, an welchem ein Jüngling mündig wird, ist es ihm seit jener Zeit verboten, Hasenfleisch zu essen oder mit dem Feuer in Berührung zu kommen, an welchem ein Hase gebraten worden ist.

Wie die meisten Stämme Südafrikas haben die Hottentotten viel Zutrauen zu Amuletten, die in Zähnen und Klauen von Löwen, Hyänen und anderen wilden Tieren, Holz- und Knochenstückchen, getrocknetem Fleisch, Fett, Wurzeln u. s. w. bestehen. Die Zauberer (Kaiaob) und die Zauberinnen (Kaiaobs) stehen in hohem Ansehen. Sie können Regen machen, Kranke heilen, die Ursachen des Todes der Menschen auffinden und noch andere merkwürdige Dinge ausführen. Ehe sie ihre Kunst probieren, lassen sie sich ein Tier schlachten, und essen sich tüchtig satt, um nicht das Honorar einzubüfsen, wenn die «unfehlbaren Mittel» dennoch nicht anschlagen. Gewöhnlich erklärt ein solcher Wunderdoktor, die Krankheit komme davon her, dafs eine grofse Schlange (Toros) einen Pfeil in den Magen des Kranken geschossen habe. Diesen Körperteil drückt und preſst der Zauberer und versucht dadurch die Krankheitsursache zu entfernen. Ein anderes, oft angewandtes Mittel ist, einen kleinen Schnitt an der Stelle in den Körper zu machen, wo die Krankheit ihren Sitz haben soll, und die Wunde auszusaugen. Die Folge ist gewöhnlich, dafs der Zauberer eine Schlange, einen Frosch, ein Insekt oder etwas Ähnliches zum Vorschein bringt, das er aus dem kranken Körper entfernt haben will.

Eine eigentümliche Sitte dieses Volkes ist, dafs sie sich einen Vater oder eine Mutter — adoptieren. Diese Sitte ist so allgemein, dafs fast jeder, der mit den verschiedenen Stämmen in Berührung kommt, sich ihr unterwerfen mufs. So hat jeder europäische Handelsmann in jedem Dorfe, das er besucht, entweder einen Vater oder eine Mutter. Mit dieser Sitte sind jedoch auch Unannehmlichkeiten verbunden, wenigstens für den Reisenden, denn dieser kann überzeugt sein, dafs, sobald ein solches Verwandtschaftsband zwischen ihm und einem Hottentotten geschlossen ist, man ein Pferd oder einen Ochsen, ja selbst den Rock vom Leibe von ihm begehrt und verlangt, dafs er sich für verpflichtet halte, das Gewünschte dem Papa oder der Mama zu überlassen. Freilich hat der Sohn auch seinerseits das Recht, etwas zu verlangen, was ihm gefällt. Doch sind die Eingeborenen durchweg dreister und unverschämter als die Europäer, und gewöhnlich sind es die letzteren, welche bei der lieben Verwandtschaft die Kürzeren ziehen.

Bei dem Tode des Vaters pflegt der Sohn einen Bock zu schlachten, und des Vaters Leiche mit dem Blute des Tieres zu bestreichen. Dann wickeln sie die Leiche in Matten oder nähen sie in Felle ein, und legen sie in ein Grab, das nach seiner Form von den unsrigen wesentlich abweicht. Sobald nämlich die gehörige Tiefe erreicht ist, wird am Boden in die eine Längenseite eine besondere Nische als Lagerstätte für den Toten gegraben. Man verschliefst hierauf das Grab mit Stäben, Steinplatten und Laubwerk. Dann erst wird die ausgegrabene Erde wieder hineingefüllt und ein Steinhügel aufgetürmt, damit die Hyänen die Leichen nicht wieder ausscharren.

INDIANER.

Abstammung und Charakteristik der Rasse. — Indianer in Mexiko. Charakter. Äufsere Erscheinung. Lebensweise. Sprache und Sprachproben. — Indianer vom Amazonenstrom. — Indianer Nordamerikas. Tracht. Bewaffnung. Der grofse Geist. Medizinmänner. Tabaksgenufs. Stellung der Weiber. Tänze. Unvermeidlicher Untergang der Rasse. — Tehueltschen u. s. w.

Antonio Ulloa's Ausspruch: «Visto un Indio de qualquiera region, se puede decir que se han visto todos» ist bei fast allen Reisenden zum Sprichworte geworden, denn man sagt noch heute, dafs, wer einen Stamm von Indianern gesehen hat, alle gesehen habe: so sehr gleichen die Individuen dieser Rasse einander trotz der unermefslichen geographischen Verteilung und trotz jener klimatischen Verschiedenheiten, welche die Extreme der Hitze und der Kälte umfassen. Der halbbekleidete Feuerländer, zusammenschauernd vor seinem schneidenden Winter, hat dieselben charakteristischen Gesichtszüge wie die Indianer der tropischen Ebene, und diese gleichen wieder den Stämmen, welche die Gegend im Westen der Rocky Mountains bewohnen, denen, die im grofsen Thale des Missouri jagen und wiederum auch denen, welche gegen Norden die Eskimo umgrenzen.

Alle haben gleicher Weise das lange, schlichte, schwarze Haar, die braune oder zimmtfarbige Haut, die dicken Augenbrauen, das stumpfe und schläfrige Auge, die vollen zusammengepreſsten Lippen und die vorspringende, aber verbreiterte Nase. Diese Züge kommen überdies in gleicher Weise den wilden und den civilisierten Nationen zu, mögen sie an den Ufern der Flüsse leben und sich von Fischen nähren, oder mögen sie in den Wäldern herumstreifen und von dem Ertrage der Jagd leben.

In der That stimmen fast alle Forscher darin überein, dafs Amerikas Ureinwohner einer einzigen, den Mongolen verwandten Rasse angehören, aber in anderer Beziehung herrscht mit Rücksicht auf dieselben, selbst in wissenschaftlichen Kreisen, eine heillose Verwirrung.

Vor allen Dingen erscheinen die Namen durchaus unpassend, welche man trotz besseren Wissens der Rasse noch heute beilegt.

Als Columbus Amerika entdeckte, glaubte er an der Küste Indiens gelandet zu sein, und bezeichnete daher die eingeborenen Völkerschaften als Indier, einen Irrtum, den man beibehalten hat, auch nachdem es sich herausgestellt, dafs ein vollständig neuer Kontinent gefunden worden sei.

Nicht minder übel gewählt ist die Bezeichnung Rothäute, die man noch so häufig findet, da die Hautfarbe dieser Völker keineswegs eine rote ist, sondern vom Schmutziggelb bis zum Olivenbraun und zur Kupferfarbe wechselt.

Die sogenannten Indianer als Amerikanische Rasse zusammenzufassen, will uns weit richtiger erscheinen.

Eine allgemein anerkannte Einteilung der indianischen Völkerschaften nach einem festen Systeme ist aus dem oben angedeuteten Grunde bis jetzt nicht aufgestellt worden.

Die Rasse zerfällt in eine erstaunlich grofse Zahl von Völkerschaften, die alle durch gewisse Ähnlichkeiten mit einander verbunden sind: doch ist dies nicht so zu verstehen, als wenn bestimmte körperliche Eigentümlichkeiten bei allen zu finden wären, sondern nur so, dafs, ungeachtet ihrer Verschiedenheit unter einander, doch gewisse gemeinschaftliche Charakterzüge einzelne Stämme mit anderen, und gewisse andere diese wieder mit anderen Stämmen verbinden, und dafs sich solche Ähnlichkeiten mitunter zwischen weit von einander wohnenden Indianervölkern finden.

Wann und auf welche Weise die heutigen Indianer in das Land gekommen sind, bleibt im Dunkel. Die Annahme hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, dafs sie in grauer, auch nicht annähernd zu ermittelnder Vorzeit über das Beringsmeer aus Asien eingewandert sind. Von den dunkelsten Zeiten der Geschichte an, bis zur Entdeckung seines grofsen Wohnsitzes (der sogenannten Neuen Welt), ist dieser Menschenstamm aufser aller Berührung mit der übrigen Menschheit geblieben. Die Überlieferungen der Indianer sind reich und mannigfach. Dem Geschlechte, welches vor dreihundert Jahren den Boden bewohnte, sind andere Völker von einer höheren Kultur vorausgegangen, die im Westen der Alleghanygebirge bis über den Mississippi hinaus wohnten. Aber von ihnen sind keine anderen Spuren übrig geblieben als Erdhügel, Festungswerke, künstliche Muschelhügel, entsprechend den dänischen Kjökkenmöddings, und Begräbnisplätze, mit welchen besonders das mittlere Mississippithal gleichsam übersäet ist. Diese Erdbauten sind allgemein unter dem Namen Mounds bekannt; sie sind alle symmetrisch gebaut und enthalten Werkzeuge, Waffen und Geräte, zumeist aus Stein und Kupfer.

Nachdem in unserem Weltteile die hochgehenden Wogen der Völkerwanderung sich schon gelegt hatten, um das Jahr 648 unserer Zeitrechnung, begann mit dem Auftreten der Tolteken, die aus den Gegenden des kalifornischen Rio Colorado und des Rio Gila nach Mexiko gekommen sein mögen, eine neue Ära, welche für die Kultur Amerikas von tiefeinschneidender Bedeutung ward.

Die Tolteken unterwarfen sich die daselbst wohnenden Völker, und man hat Ursache zur Vermutung, dafs dies auf friedlichem Wege geschehen sei. Sie waren vorwiegend Ackerbauer und lehrten auch den unterworfenen Stämmen den Bau der Feldfrüchte und der Baumwolle, sowie die Bearbeitung edler Metalle.

Nach dem Untergange des blühenden Toltekenreiches rückten zahlreiche Völkerstämme an die Grenzen Anahuacs, zuerst die wilden Chichimeken, dann die Acolhuas und zuletzt die Azteken, welche letztere im Jahre 1325 auf einer Inselgruppe im See von Tezcuco die Stadt Tenochtitlan, das nachherige Mexiko, gründeten.

Schier Wunderbares haben uns die ersten Eroberer von dem Gewerbfleifs und der Intelligenz dieses Volkes berichtet, und noch heute sind ihre geheimnisvollen Ruinenstätten Zeugen ihrer einstigen Macht und Gröfse.

Heute ist von der Ursprünglichkeit jenes merkwürdigen Volkes freilich nichts mehr bemerkbar. Seit der Berührung mit dem Europäer ist seine Willenskraft gebrochen. Die Indianer betreten nicht mehr ihre Hochebene mit dem stolzen Bewufstsein der Unabhängigkeit ihrer Vorfahren. Demütig und trübsinnig schreiten sie dahin auf dem Boden ihrer rauheren Väter, die

aber geistig viel höher standen. Sie finden keinen Gefallen an der europäischen Bildung und zeigen nur noch die Züge eines unterjochten Geschlechts, dessen ehemaliger Charakter für immer verwischt ist. Deshalb versteht man auch in Mexiko heute unter gente de razon den vernunftbegabten Europäer und deren direkte oder indirekte Abkömmlinge, während von den Vollblutindianern als den gente sin razon, den Vernunftlosen, mifsachtend gesprochen wird.

Originell in Gestalt, Leben und Sitte zeigt der echte Vollblutindianer auf den ersten Blick die Eigentümlichkeit seiner Rasse. Der Indianer in Mexiko hat eine lederfarbene, sammetartige Haut.

Indianerin von der Tierra caliente in Mexiko.

dichtes, glattes, glänzend schwarzes Haar — «so glänzend, dafs es aussieht, als sei es beständig durchnäfst», sagt Alexander von Humboldt, — die niedrige Stirn senkt sich nach hinten, während der starke Hinterkopf in die Höhe gedrückt ist. Das Gesicht hat, trotz der breiten Backenknochen, eine gefällige, ovale Form und die grofsen, dunklen Augen stehen gegen die Schläfen hin ein wenig in die Höhe, aber bei weitem nicht so auffallend wie bei den Chinesen. Eine sanft gebogene Nase mit gedehnten Flügeln bildet eines der besonders charakteristischen Merkmale des Ureinwohners; der bei vollen Lippen gewöhnlich grofse Mund zeigt blendend weifse

Boston Public Library.

Zähne; das runde Kinn des Mannes, wie auch in manchen Gegenden die Oberlippe ist dünn mit Bart bewachsen: ein kurzer Hals, ein breiter, starker Nacken und die hochgewölbte Brust kennzeichnen weiterhin den Abkömmling der alten Azteken. Seine Hände sind klein, die der Frauen und Mädchen meist rund und zierlich. Die Kniee stehen auf der innern Seite ein wenig auseinander; ihre Füfse setzen die braunen Leute beim Gehen meist gerade, nicht selten stark auswärts. Die Gestalt der männlichen Indianer ist gedrungen und gewöhnlich nicht über Mittelgröfse; die Frauen sind klein, aber selten mager.

Das Kind des Indianers bringt dichten Haarwuchs auf die Welt und behält denselben bis in das späteste Alter. Ergrautes Haar ist eine Seltenheit. Ebenso bleiben die Zähne unversehrt bis ans Lebensende.

Lust zu geistigem Schaffen gehört nicht unter die Vorzüge der Indianerrasse. Ihre Vertreter zeigen wohl Fleifs und Ausdauer, man findet bei ihnen das Talent der Nachahmung und Vergleichung, aber keine höhere Intelligenz, weder Poesie noch Kunstsinn. In Handel und Wandel ist der braune Mann stets mifstrauisch und fürchtet um so mehr übervorteilt zu werden, als er sich selbst kleine Betrügereien erlaubt, ohne Gewissensbisse zu fühlen.

Der Charakter des Indianers ist überhaupt nicht frei und offen, er zeigt sich vielmehr verschlossen, berechnend, mifstrauisch, selbst gegen seinesgleichen. Wenn er einen andern um etwas bittet, so thut er es nie ohne vorhergegangene Umständlichkeiten. Erst macht er ein kleines Geschenk, dann lobt er dies und jenes, endlich wird mit dem Wunsche herausgerückt. Seine Fragen stellt er gern zweideutig, um sie nachher zu seinen Gunsten auslegen zu können. Willst Du einen Vertrag mit ihm eingehen, so sei dabei auf Deiner Hut. Schon seine Sprache ist reich an doppelsinnigen Ausdrücken, deren er sich mit Vorliebe bedient. Es ist eine oft gemachte Beobachtung, dafs sich ein Indianer selten dazu versteht, Leuten, die er nicht kennt, seinen Namen zu sagen: er gibt in der Regel einen falschen an.

Um den Zustand der Unterdrückung zu bezeichnen, denen in Mexiko die früher offenen und ehrlichen Kinder des Landes von den eingewanderten Spaniern erfahren mufsten, führen wir die Worte an, welche Charles Sealsfield in seinem Werke «Der Legitime und die Republikaner» dem Mikohäuptling Toklah in den Mund legt:

«Der Grofse Geist», so sprach der Indianer, «hat sehr grofse Spinnen in dem Lande gemacht, wo der Miko lebte, und eine derselben tötete einen kleinen Vogel. Diese Spinnen sagten nun zu den Vögeln: «Seht, wir wollen euch allein und in Frieden lassen, und nicht mit euch brechen, aber ihr dürft auch nicht unsere Netze zerreifsen. Die armen Vögel safsen in ihren Nestern und blieben da eine lange Weile. Hunger trieb sie endlich heraus: als sie aber auffliegen wollten, fanden sie alle Wälder mit den Netzen der Spinnen überzogen und die armen Vögel fielen in die Schlingen und wurden von den giftigen Spinnen aufgefangen, ihr Blut ausgesaugt und sie mufsten eines langsamen Todes sterben. Die braunen Männer sind die armen Vögel, die weifsen die Spinnen. Ihrer Stämme waren viele. Sie sind verschwunden vom Angesicht der Erde. Sie starben — viele durch die langen Messer der Weifsen, noch mehr aber durch ihre List und durch ihr Feuerwasser.» . . . . . .

In seiner äufsern Erscheinung ist der Indianer höchst einfach. Der Mann trägt weite, hirschlederne oder baumwollene Beinkleider, die nur bis an die Kniee reichen, während eine lange Jacke, manchmal auch ein kurzer, kragenloser Kittel, mit einem Gürtel versehen, den Oberkörper deckt. Hemd und Weste sind für ihn entbehrliche Luxusartikel. Der Fufs wird durch Sandalen geschützt, das Haupt durch einen groben, schwarzen Filzhut mit niederem Deckel. Ein grobwollener Teppich, entweder einfarbig oder gestreift, bietet ihm bei Tage Schutz gegen Regen und Kälte und dient ihm bei Nacht zur wärmenden Überdecke.

Die Frauen tragen meist ein baumwollenes Hemd und darüber eine viereckige, wollene oder baumwollene Jacke, die, mit einem Gürtel über den Hüften befestigt, gleich einem Rocke

Tortillas backende Indianerinnen von Mexiko.

bis beinahe zu den Knöcheln herabfällt. Die Füfse bleiben immer unbedeckt. höchstens dienen leichte Sandalen von Leder oder vom Geflechte der Agavenblattfaser zur Bedeckung. In manchen Gegenden trägt man das Haar lang und frei den Nacken hinabhängend: andere flechten das Haar in zwei Zöpfe, die, über den Rücken gekreuzt, am Gürtel befestigt werden. Grofse Ohrringe und breite Halsketten aus Glasperlen vollenden den Staat.

Ein wahrhaft schöner Menschenschlag sind die Indianer aus dem heifsen Niederlande Mexikos (Tierra caliente). Namentlich gilt das von den Frauen und Mädchen, die über ihren braunen, schöngestalteten Oberkörper ein Stück Zeug werfen, das manchmal weifs ist, und in der Mitte (gleich dem Serape der Männer) ein Loch hat, durch welches sie den Kopf stecken. Diese Gewandung fällt in Falten über einen blauen, gelben oder roten Rock herab, und der weifse Überwurf sowohl wie der Rock hat farbigen Kantenbesatz, der an jene der alten Etruskerinnen erinnert. Das schwarze, üppige Haar wird mit roten Bändern durchflochten. In dem ganzen Anzuge liegt viel Charakteristisches, und er steht hübschen, jungen Mädchen wunderschön. Bei manchen Indianerinnen sind Haltung und Gang zugleich stolz und anmutig: man glaubt ein Freskobild aus Pompeji zu sehen, wenn solch eine braune Schönheit daherschreitet, einen mit Blumen aus der Tierra caliente gefüllten, fein geflochtenen Korb, oder ein irdenes Gefäfs von antiker Form auf dem Kopfe tragend und den schöen Arm zierlich gebogen emporstreckend, um das Gefäfs in Gleichgewicht zu erhalten.

Ebenso einfach als seine Persönlichkeit erscheint die Wohnung des Indianers. Dieselbe ist, je nach dem Klima verschieden. In heifsen Thälern und in den Küstengegenden gleicht die Indianerhütte einem grofsen Vogelkäfig. Sie ist dann aus indischem Rohre erbaut und im Innern zuweilen mit Matten bekleidet. An Fenster denkt niemand: durch die stets offen stehende Thür dringt ja Licht und Luft genug herein. In anderen Teilen des Landes bestehen die Hütten aus einem mit Lehm überzogenen Geflechte von Stangen und Ästen.

Dem kunstlosen Bau entspricht die innere Einrichtung der Indianerhütte. Meist dient der ganzen Familie ein einziger Raum zum Wohn- und Schlafzimmer. Den Herd sollen einige am Boden im Viereck zusammengefügte Steine vorstellen. Daneben steht der Metate und Metlapile, ersterer ein flacher, der zweite ein walzenförmiger Stein zum Zermalmen des Mais. Eine irdene Pfanne dient zum Backen der Maisfladen (Tortillas), welche, mit einer Brühe aus spanischem Pfeffer bestrichen, so heifs als möglich verzehrt werden. Mit zusammengerollten Tortillas schöpft man die Frijoles aus den Töpfen, kleine, schwarze Bohnen, welche genügend lange gekocht, die Farbe von Schokolade annehmen, und eine gute und schmackhafte Nahrung bieten.

Eine Lieblingsspeise ist eine Art Kuchen aus — Wanzenmehl. In den Süfswasserlagunen wächst eine Binsenart, in welche die Wasserwanzen ihre Eier zu legen lieben. Die Indianer benutzen diesen Umstand, um ordentliche Eierernten abzuhalten. Sie schneiden jene Binsen zu Bündeln und legen sie in langen Reihen in die Lagunen. Die Wanzen ermangeln nicht alsbald ihre Eier in diese Bündel abzulegen, welche von den Indianern gesammelt und auf grofsen Tüchern an der Sonne getrocknet werden. Dann werden die Eier gereinigt und durchgesiebt, in Säcke gethan und als Mehl auf den Märkten im Kleinhandel an den Mann gebracht. Auch jene Wanzen selbst sind ein Handelsartikel auf den Märkten. In Senkgarnen schöpft man sie von der Oberfläche der Seen ab. Von den Kuchen versichern Kenner, sie seien leidlich gut zu essen, schmeckten nur sehr stark nach Fisch und etwas säuerlich.

Das allgemein beliebte Nationalgetränk, den Pulque, gewinnt man aus dem Maguey, der mexikanischen Agave (Agave mexicana). Diese Agavenart wird ebenso oft als Einfassung der Strafsen und zur Umhegung anderer Fruchtfelder verwendet, als in besonderen Plantagen gepflegt. Es giebt Pachthöfe, deren ganzer Reichtum nur in Magueypflanzungen besteht. Die grofsen fleischigen Blätter des Maguey enthalten feste Fasern, die ohne grofse Zubereitung sich zu Bindfaden, Stricken u. s. w. umwandeln lassen; aus diesen Blättern stellten bereits die alten Mexikaner

ihr pergamentartiges Papier her. Der Hauptertrag jenes Gewächses liegt jedoch nicht hierin. Zehn bis fünfzehn Jahre hindurch bildet die Pflanze nur Blätter, die saftig und am Rande dornig sind, und eine mächtige stammlose Rosette darstellen. Wenn sich das Herz der Pflanze öffnen will, um den hohen Blütenstengel zu treiben, schneidet oder bricht der Indianer die inneren Herzblätter heraus, so dafs eine Vertiefung entsteht, welche man sorgfältig zudeckt. Hat sich genügend Saft gesammelt, so wird derselbe mit einer Art Saugheber ausgeschöpft, in einem aus Tierfell hergestellten Ledersack nach der Pflanzung getragen, und hier in Kufen aus Ochsenhäuten, die über viereckige Holzrahmen ausgespannt sind, der Gährung überlassen. Der gegohrene Saft ist dann der Pulque, der, wenn frisch, von weifslicher Farbe und von scharfem, säuerlichen Geschmack ist, an welchen sich auch der Fremde, der ihn zuerst unangenehm findet, bald gewöhnt; übrigens ist er gesund und kühlend. Der Indianer trinkt ihn am liebsten im Zustande der fauligen Gährung, wenn er übel riecht und leicht berauscht. Der Pulque giebt, zur Hälfte mit Wasser und mit etwas Zucker versetzt, die Tepache, welche einen Ersatz für unser Bier bildet.

Aufser dem Pulque ist ein in ganz Mittelamerika sehr verbreitetes Getränk die sogenannte Chicha, welche der durstige Reisende selbst in der ärmsten und entlegensten Indianerhütte erhalten kann. Sie besteht im Grunde aus nichts anderem, als dem Safte des rohen Zuckerrohres, das, nachdem es mit einer Art hölzernen Hammers etwas geklopft worden, durch eine höchst einfache Quetschmaschine gezogen wird. Schon nach zehn Minuten gewinnt man eine Kanne des auf diese Weise zubereiteten, trefflich schmeckenden Trankes. Derselbe ist nicht nur überaus erfrischend, sondern wirkt auch auf die Stimmung, ähnlich wie der uns so köstlich mundende Most, dem er aufserdem noch darin gleichkommt, dafs er wie dieser leicht in Gährung übergeht.

Besonders beliebt ist ein anderes Getränk, die Chicha mascada, bei deren Bereitung gemalzter Mais nicht gestampft, sondern gekaut und in das Gährungsgefäfs gespuckt wird. Arme, alte Weiber und Bettlerinnen werden gegen ein kleines Entgelt gemietet um das Malz zu kauen. Die so zubereitete Chicha ist zwar für wenig abgehärtete Gemüter nicht gerade einladend, sie schmeckt aber weit besser als die gewöhnliche. Der Instinkt hat dem Indianer diese Bereitungsweise gelehrt und die Wissenschaft hat nachträglich nachgewiesen, wie rationell dieselbe ist, und wie sie auf streng chemischen Grundsätzen beruht.

Als Arbeitsgerät des Familienvaters finden wir in der Hütte, zu der wir zurückkehren, Axt, Haue und Hacke, sowie einige Stricke und Netze, daneben das Webegerät der Frau, aus nur wenigen Stäben bestehend. Die geringen Vorräte an Salz, Bohnen, Reis, Eiern u. s. w. sind in Körben aus Palmblättern aufbewahrt und hoch oben an den Deckbalken befestigt, damit weder Hunde noch Ameisen, noch kleine zweibeinige Diebe zu ihnen gelangen können, denen man hier thatsächlich den Brotkorb höher hängen kann.

An einem längeren Stricke schaukelt ein eigentümliches Möbel hin und her, ähnlich den Fallen, mit denen bei uns mutwillige Knaben die Meisen fangen, eine Matte überkleidet sein Inneres, es ist — die Wiege der braunen Säuglinge.

Die meisten Indianer haben reichlich zu leben bei ihren höchst geringen Bedürfnissen: in der Regel pflanzen sie viele Obstbäume um ihre Hütten und lösen viel von dem Verkauf der Früchte; sie sammeln manche Rohprodukte der Wälder für den Handel, arbeiten im Tagelohn, kurz, haben vielfache Mittel, um sich das Leben bequemer zu machen. Einige Zweige des Ackerbaues werden von den Indianern beinahe ausschliefslich betrieben, und nur ihre Geduld und Ausdauer, sowie ihre traditionelle Vorliebe erhält diese für gröfsere Pflanzer nicht ausführbaren Geschäfte. Hierher gehört der Vanillebau und die Kochenillezucht. Neben dem Landbau treiben sie nur wenige Gewerbe: aber sie zeigen Anlage und Geschick für Künste und Handwerke. An den Flüssen sind sie Fischer und Fährleute: in der Nähe der Stadt liefern sie Brennholz und Kohlen an die Städter. Der Indianer trägt seine Lasten auf dem Rücken mittelst eines

Seiles und eines breiten Tragriemens, welchen er über die Stirn legt. Die Sessel oder Sillas, auf denen sie die Reisenden gegen geringes Entgelt befördern, bestehen aus einem plumpen, mit Holznägeln und Bast dürftig zusammengehaltenen Lehnstuhl. Wenn man sich darauf niedergelassen, wird ein Baststrick um die Arme des Sessels gebunden und ein Gurt über die Stirn des Trägers befestigt, der sich zur Milderung des Drucks ein kleines Polster unterlegt. So geht es über die beschwerlichsten Wege, den steilsten Abgründen entlang. Dem in der Luft Schwebenden mag dabei wohl etwas bange zu Mute werden. Er empfindet jede Bewegung des Indianers, selbst das Heben seines Brustkastens, zuweilen fühlt er den Leib des Trägers unter sich erzittern, manchmal fürchtet er, dessen Kniee möchten zusammenbrechen. An steilen Abhängen könnte die geringste unvorsichtige Bewegung des Sitzenden ihn, sowie den Träger in die Tiefe stürzen. Deswegen schreitet letzterer auch mit der gröfsten Vorsicht voran: bei jedem Schritte, den er thut, prüft er zuvor, ob der Stein, auf welchen er seinen Fufs setzen will, auch fest und sicher sei, dann erst rückt er langsam vor. In den Bergwerken arbeiten viele Indianer als Schlepper, und da sie im Akkord bezahlt werden, nach dem Gewicht der Erze, welche sie aus der Grube bringen, so erlangen sie eine grofse Virtuosität in diesem Geschäft. Man sollte es kaum für möglich halten, dafs ein Mann fünf Zentner Erz aus einer Tiefe von mehr als zweihundert Metern schleppt, auf Leitern, die aus runden Baumstämmen bestehen, in welche Tritte mit der Axt eingehauen sind. Bei einer solchen ausgeprägten Anlage zum Lasttier darf es uns nicht wundern, dafs der Indianer den Ertrag seines Gartens oder Feldes oft einige Meilen weit zu Markte schleppt, um am Ende einige Pfennige dafür zu erlösen. Aber sie verlassen, und mögen sie im Laufe der Zeit durch schwere Arbeit auch nach ihren Begriffen noch so viel verdient haben, ihre alte Lebensweise nicht, und die Männer vertrinken das Geld oder sie vergraben es, um es sicher zu haben. Nach den zahlreichen Heiligenfesten kann man Scharen Seliger begegnen, die von Pulque oder Chicha erfüllt, unter allen möglichen Winkeln nach ihrer Heimat streben.

Der Indianerin ist kein leichtes Los beschieden, denn sie arbeitet am meisten und ohne jede Aussicht auf Dank oder Lohn. Schon um vier des Morgens erhebt sie sich von ihrem Lager und mahlt den Mais für die Frühsuppe, während die Männer, in ihre Decken gewickelt, schlafen. Nach einer Stunde ist der Brei (atolli) gekocht, die Männer trinken eine Schale und strecken sich wieder hin, die arme Frau aber setzt die Arbeit an dem Mahlsteine fort, um das Mehl für die Tortillas zu bereiten; dann ist Holz und Wasser herbeizuschaffen, oder sie hat zu backen, zu weben, zu spinnen für die ganze Familie.

Mit roher Gleichgiltigkeit behandelt der Mann seine Lebensgefährtin. Die Ärmste ist mehr Lasttier als Frau. Aber nicht genug, dafs sie sich von früh bis spät plagt: sie darf auch kein freundliches Wort als Dank für ihre Mühe erhoffen.

Etwa fünf achtel der Bevölkerung von Mexiko besteht aus den Indianern, und man sollte wohl fürchten, dafs sie erwachen könnten zum Bewufstsein, ein unterdrückter Stamm zu sein. Doch das ist nicht wohl möglich, denn die Kunde von der Geschichte ihrer Väter ist erloschen bei ihnen, kaum eine und die andere spärliche Tradition ist geblieben. Jetzt sind sie auch keine Unterdrückten mehr, sondern sie geniefsen gleiche Rechte mit allen übrigen Bewohnern des Landes, sind Bürger mit freiem Eigentum und verwalten ihr Gemeinwesen selbst. Sie haben also wenig Grund zur Unzufriedenheit. Es fehlt ihnen aber auch die Einheit, welche schon vor der spanischen Herrschaft fehlte und die Ursache war, dafs viele kleinere Stämme dem Schwerte der Azteken erlagen. Diese Stammverschiedenheit besteht noch: die Zahl der indianischen Sprachen beläuft sich in Mexiko allein auf vierzig. Von allen ist noch heute die aztekische die verbreitetste, denn sie dehnt sich über eine Strecke von 16 Breitegraden aus. Nach ihr folgt die otomitische Mundart und endlich im Süden die Quichuasprache. Die Sprache der Indianer hat unter anderem die bemerkenswerte Eigentümlichkeit, dafs sie eine gröfsere oder kleinere Reihenfolge von Ideen durch ein einziges Wort auszudrücken vermag. So bezeichneten die Azteken

durch amatlacuilolitquitcatlartlahnitli die Belohnung, welche ein Bote erhielt, der eine bilderschriftliche Karte mit Nachrichten überbracht hatte. Die einzelnen Wörter, welche ein solches umfassendes Wort bilden, sind jedoch nicht vollständig gegeben, sondern Anfangs- und Endsilben werden abgeschnitten und des Wortlauts wegen, Vokale oder Konsonanten zwischen die also entstandenen Wortreste eingeschoben. Nur die Sprache der Otomies ist einsilbig. Sonderbarerweise weichen die Indianersprachen so sehr von einander ab, dafs selbst benachbarte Stämme einander nicht verstehen, sondern eines Dolmetschers sich bedienen müssen.

Einsammeln des Magueysaftes zur Pulquebereitung.

Eine kleine Probe der Indianersprache dürfte für die Leser nicht ohne Interesse sein, wenn es ihnen auch Mühe kosten wird, ihre Zunge den sonderbaren fremden Wörtern anzupassen.

Das Vaterunser in der Sprache der Quichua (von denen weiter unten noch einmal die Rede sein wird) lautet: Cacahahicah lae coni Vtzah. Vca haxtiaxie marjih Bila Chipa ta pa Can ahauremla Chibantha. Ahuamla Uaxale Chiyala Chiqueeh hauta Vleus quehuexi. Caban Chicah. Nacamic Chiyala. Chiqueeh hauta. Eibit Caua. Zachala Camac Quehexi Cacazachbep qui. Ma Xemocum Chiqueehi moho Estachiula maxa Copahic chupamtah Chipal mac xanare Coheolta la ha Vonohel itgel quehe Chucoe. Amen.

Boston Public Library.

Alle Indianer sind katholische Christen: die Kirchen gehören dem Dorfe, und viele der Priester sind indianisches Vollblut, weil sie die Sprache verstehen müssen. Der Indianer ist aufserordentlich für seine braune Hautfarbe eingenommen. Sogar seine Christus-, Marien- und Heiligenbilder müssen braun aussehen. «Unsere liebe Frau von Guadeloupe» wird als Indianerin dargestellt, und in den Kämpfen, an denen es niemals gefehlt hat, prangte die braune Schutzpatronin im Paniere der Eingeborenen, während die Weifsen ein hellfarbiges Marienbild zur Schutzpatronin wählten. Beide «lieben Frauen» standen sich entschieden feindselig gegenüber, ja so grofs war der Hafs der streitenden Parteien, dafs die Spanier einst nach einer gewonnenen Schlacht Kriegsgericht über die «braune Jungfrau» hielten und sie als Hochverräterin verurteilten, erschossen zu werden! Zu solchen Verirrungen und Abgeschmacktheiten hat der Rassenkrieg noch im 19. Jahrhundert verleitet!

Obgleich die Indianer äufserlich der katholischen Kirche angehören, halten sie doch insgeheim fest an den heidnischen Überlieferungen ihrer ehemaligen Religion und als Folge ihrer Verwahrlosung beherrscht sie tiefeingewurzelter Aberglaube, dem die meist selbst unwissende Geistlichkeit nicht entgegenzutreten vermag. Die Erinnerung an Montezuma, den kaiserlichen Märtyrer der braunen Rasse, ist bei ihnen noch nicht erloschen, ja sie hat sich forterhalten selbst unter den entferntesten Stämmen. Noch jetzt nimmt sein Name in dem Sagenkreise der Jägervölker von Neu-Mexiko und Texas dieselbe Rolle ein, wie bei uns die Namen der Friedriche aus dem 12. und 18. Jahrhundert. Dermaleinst, glauben die Indianer, werde der Sohn der Sonne wiederkehren, Amerika von den weifsen Eindringlingen reinigen, und seinen dunkelfarbigen Kindern ihre alte Habe zurückgeben. Es habe nämlich während der Gefangenschaft bei den Spaniern Montezuma seine Häuptlinge angewiesen, das heilige Feuer, welches die Sonne selbst vor Zeiten angezündet, und das seitdem auf der Höhe der Tempelpyramiden gehütet worden, unter sich zu verteilen und es gewissenhaft zu bewahren. Jeden Morgen sollten sie es dankbar verehren, und dann die Dächer ihrer Wohnungen besteigen, um gen Osten zu schauen; denn es werde ein Tag anbrechen, an welchem man ihn wiederkehren und seiner Erzeugerin, der Sonne, die rechte Hand reichen sehen werde. Die mexikanischen Edlen, so geht die Sage, hatten dem Befehl ihres Fürsten Folge geleistet, und das heilige Feuer unter sich verteilt. Als kurze Zeit nachher Montezuma, vom Steinwurfe eines Bewohners von Tenochtitlan getroffen, auf dem Sterbebette gelegen, sei seine letzte Mahnung gewesen: «Vergefst das Feuer nicht!» Vergebens sollen die Spanier seinen Getreuen durch Folterqualen den geheimen Sinn dieses Ausrufes haben abpressen wollen. Kein einziger habe auch nur durch eine Silbe verraten, was sein sterbender Gebieter eigentlich verordnet, und so sei das heilige Feuer gehütet worden fort und fort.

Eine weit verbreitete Verbindung, der Nagualismus, befolgt heimlich die Vorschriften der alten toltekischen Gebräuche und ist der katholischen Kirche feindlich gesinnt. Hiernach wird dem Neugeborenen das Horoskop gestellt und ihm ein dem alten Kalender entnommener Name beigelegt, wobei der Gebrauch gilt, dem Kindlein etwas Blut am Ohr oder unter der Zunge zu entziehen. Damit beabsichtigt man die Wirkung der christlichen Taufe aufzuheben. Die Eingeweihten tragen insgeheim den Namen des Wesens, eines Vogels oder vierfüfsigen Tieres, unter dessen Einflufs sie geboren wurden, und welches sie ihren Nagual nennen. Sie halten daran fest, dafs ihre Zauberer in unmittelbarer Verbindung mit jenem Wesen oder Tiere stehen und dadurch zu übernatürlicher Macht gelangen. Wird dagegen deren Schutzgeist, jenes vierfüfsige oder geflügelte Tier verwundet oder getötet, so empfinden auch sie den Schmerz der Wunde und sterben mit ihrem Nagual. Nach dem Volksaberglauben vermögen ihre Hexenmeister sich nach Belieben in die Gestalt ihres Nagual zu verwandeln, im Nu die gröfsten Entfernungen zu durcheilen, unsichtbar bei den Beratungen ihrer Feinde zugegen zu sein, vor den Augen der Zuschauer einen Flufs, eine Quelle, Wälder und Paläste hervorzuzaubern, ja einem Nebenmenschen Arme und Beine abzuschneiden, selbst ihn zu töten und dann wieder zu heilen oder lebendig zu machen und dergleichen grausige Künste mehr zu üben.

Auch die weiblichen Zauberer bringen die wunderbarsten Dinge fertig, und sie benutzen ihre Gewalt hauptsächlich dazu, um Männern, an denen sie Gefallen finden, die glühendste Leidenschaft einzuflöfsen. Wenn eine solche Hexe ein paar geheimnisvolle Worte flüstert, kann sie die schönste Rose aufblühen lassen; doch wehe dem Unglücklichen, welcher an der Blume riecht — ihm hat es die Zauberin angethan. Er mufs sie lieben, so alt und häfslich sie auch sei, ihm erscheint sie gleich einem lieblichen jungen Mädchen. Aber diese mysteriöse Kraft hat auch ihr Gegengewicht. Riecht das Zauberweib selbst an eine solche Rose, oder legt ihr jemand eine «besprochene» Blume unter das Kopfkissen, dann wird die Wunderthäterin wahnsinnig, oder von der nämlichen Leidenschaft verzehrt, in welche sie den Mann versetzen wollte, für den sie die Blume bestimmte.

Zu Ehren der Kirchenheiligen, überhaupt an religiösen Festen werden sehr oft mimische Tänze aufgeführt, unter denen der beliebte Malinche obenan steht. Einer mexikanischen Sage zufolge soll Malinche eine Geliebte Montezumas gewesen sein. An dem zur Erinnerung an sie eingeführten höchst anmutigen Tanze nehmen elf Männer und eine Frau teil. Die Hauptperson, Malinche, wird von einem hübschen Mädchen dargestellt. Diese läfst sich neben Montezuma vor den in zwei Reihen aufgestellten Tanzenden nieder: alle tragen indianisches Kostüm, an welchem Goldflitter und bunte Bänder natürlich nicht fehlen. In der einen Hand halten sie eine Klapper, in der andern einen Fächer aus Federn. Nun beginnt der Tanz: die Reihen bewegen sich langsam im Takte vorwärts, um dem Darsteller des Monarchen zu Füfsen zu fallen. Hierauf werden verschiedene Ketten gebildet, eine reizende Weise, die damit endigt, dafs einer der Tanzenden vortritt und Malinche einen prächtigen Fächer überreicht. Das junge Mädchen erhebt sich auf dieses Zeichen zum Tanz, erst dreht es sich allein, sodann mit Montezuma. Zum Schlusse wird eine mit bunten Farben bemalte Stange in die Erde gesteckt, mit vielen langen Bändern an der Spitze. Jeder Tänzer ergreift das Ende eines solchen Bandes und nun bewegt sich die Gruppe so lange in den verschiedenartigsten Wendungen um die Stange, bis dieselbe durch die Bänder in bestimmter Anordnung umwickelt ist. In ähnlicher Weise löst sich der Knäuel wieder auf.

Am Allerseelentage huldigen sie dem sogenannten Totenopfer. Dieser altheidnischen Sitte gemäfs stellen sie nämlich in der Nachtzeit Gefäfse mit Feld- und Gartenfrüchten, Eiern, Fischen, Fleisch, Backwerk, ja selbst lebende Tiere neben brennenden Wachskerzen auf die Gräber der Verstorbenen. Schon die alten Landeseinwohner pflegten am Vorabende ihrer Totenfeier eine grofse Menge Geflügel zu schlachten und dieses nebst verschiedenen Pflanzenspeisen nach ihrer Weise aufs Beste zuzubereiten. Hierauf versammelten sich die einzelnen Familien in ihren Häusern, stellten die fertigen Gerichte auf erhöhte Hürden von Rohrgeflecht, kauerten sich mit gekreuzten Beinen und Armen, den Blick starr auf den Boden geheftet, davor nieder und baten die Toten flehentlich, sie möchten doch kommen, das für sie Zubereitete geniefsen und den Lebenden dagegen ihre Fürsprache bei den Göttern verleihen. Auf diese Weise brachten sie die ganze Nacht hin, ohne nur ein einziges Mal von der Erde aufzublicken, denn sie fürchteten, die Toten könnten sonst im Essen gestört, weggescheucht, oder zu Zorn und Rache aufgereizt werden. Den nächsten Morgen wurden die Speisen, aus denen die Geister der Verstorbenen nur die feinen Stoffe und den Duft gesogen, unter die Armen verteilt, der übrige Tag aber ward in Lust und Freude zugebracht.

Die zum Christentum bekehrten Indianer halten ihre Leichenfeierlichkeiten auf seltsam traurige Art. Gewöhnlich tragen vier der nächsten Freunde die Leiche in einem offenen Sarge, mit einem Steine als Kopfkissen, nach der Kirche. Am Altar lassen sie den Sarg nieder und gruppieren sich um denselben. Hierauf erscheint der Geistliche, um mit lauter Stimme die vorgeschriebenen Gebete vorzulesen: vier Knaben halten dabei die Kerzen, während die weiblichen Hinterlassenen des Hingeschiedenen in betender Stellung wehklagend am Boden knieen. Nach Beendigung der Ceremonie wird die Leiche aus dem Sarge genommen und mit unverhülltem Gesichte in ein in der Nähe befindliches offenes Grab gelegt. Nun fafst jeder der Anwesenden

eine Hand voll Erde, drückt sie an die Lippen, wirft sie dann auf den toten Körper und meint, dadurch sich eines langen Lebens versichert zu haben. Zuletzt wird die übrige Erde über die unbedeckte Leiche geschaufelt, gelegentlich wohl auch mit den Füfsen festgetrampelt. Dazwischen tönt fort und fort das Weinen und Wehklagen der indianischen Weiber, welche oft erst am Morgen verstummen.

Neben den vielfachen Zaubereien und wohlgelittenen Quacksalbereien spielt bei Krankheiten der Temascale oder das Schwitzbad eine grofse Rolle. Schon seit Jahrhunderten bedienen sich die Indianer desselben mit besonderer Vorliebe. Es ist ihr Universalmittel gegen allerlei Leibesübel und ihre angenehmste Erholung nach schwerer Arbeit, endlich ihr vorzüglichster Reinigungsapparat. Auf ebener Erde erhebt sich ein Gewölbe im Umfange eines gewöhnlichen Backofens, gerade so hoch, dafs eine Person bequem darin sitzen kann. In dieses Gewölbe gelangt man durch einen Eingang, der allerdings etwas niedrig ist; man mufs auf Händen und Füfsen hineinkriechen. Auf der Rückseite befindet sich ein Schürloch, nach innen mit grofsen flachen Steinen vermauert, die nicht so leicht in der Hitze springen. Bei jedesmaligem Gebrauche wird jener Ofen so stark geheizt, dafs die Steine glühend werden. Sind sie in die rechte Glut geraten, so schlüpft der Badende in die Höhle, läfst sich hier auf eine Matte nieder und giefst so lange Wasser gegen die heifsen Steine, bis der Raum mit Dampfwolken angefüllt ist, die er mittels Reiserbündel an seinen Körper antreibt. Hierauf folgen Begiefsungen mit kaltem Wasser, sowie starke Reibungen — das ganze Verfahren erinnert lebhaft an die Operationen in einem russischen Bade.

Obgleich das Gesetz des Landes keinen Unterschied der Farbe anerkennt, so besteht doch thatsächlich in Mexiko eine Aristokratie des Blutes oder der Haut, die so gut oder so schlimm ist, wie der anspruchsvollste Geburtsadel in Europa. Dort wie hier wird von edler Abkunft gesprochen, dort wie hier sind die «Mifsheiraten» verpönt, und wehe einer Weifsgeborenen, wenn sie zu einem bräunlichen Jünglinge gemischten Blutes in feuriger Liebe entflammt.

Unzweifelhaft andalusischer Abstammung ist der Kreole. Gesichtsschnitt, helle Farbe, Haltung und Tracht der meisten Offiziere und Beamten, einer grofsen Anzahl Handwerker und Grofshändler, Advokaten und Grundbesitzer deuten darauf hin, dafs sie der bevorzugten Hautkaste angehören; sie zeichnen sich schon durch ihr Auftreten vorteilhaft vor der übrigen Bevölkerung aus.

Den auffallendsten Gegensatz zu ihnen bilden die Neger: die uns bekannte afrikanische Rasse würde schon längst ausgestorben sein, wenn nicht von Kuba und den anderen westindischen Inseln freie Neger einwanderten, welche sich meist als Handwerker in den Städten ansiedeln.

Die nächsten Blutsverwandten des bevorzugten Kreolen sind die Mestizen, die von einem weifsen Vater und einer indianischen Mutter abstammen. Unverkennbar ist eine eigentümlich ausgeprägte Originalität bei diesem Mischlinge. Während dem Kreolen seine stolzen spanischen Ureltern als Vorbild dienen, und der Indianer demütig den weifsen Mann als seinen Gebieter anerkennt, ist der hellbraune, heitere, lebenslustige, leichtsinnige Mestize Mexikaner und nur Mexikaner vom Scheitel bis zur Zehe.

Aus der Mischung von Weifsen und Negern reiner Rasse entsteht der Mulatte. Die Verbindung eines weifsen Vaters mit einer Mulattin bringt den Terzeron hervor, ein Weifser mit einer Terzerona erzeugt den Quarteron, aus der Verbindung einer Quarterona mit einem Weifsen entsteht der Quinteron. Die von einem Weifsen mit einer Quinterona erlangten Kinder gelten für Weifse, und sind auch wirklich in betreff der Farbe nur wenig von diesen verschieden. Leute, entsprungen aus der Verbindung von Mestizen mit Mestizen, von Mulatten mit Mulattinnen, von Terzeronen unter einander u. s. w. heifsen «Tentes en el ayre», «in der Luft schwebende», weil sie weder den Weifsen noch den Farbigen sich nähern. Verbindet sich ein Mestize oder Mulatte mit einer weifsen Frau, heiratet ein Quarteron eine Quinterona, so heifsen die Abkömmlinge «Rücksprungskinder», weil sie, statt zu den Weifsen vorzuschreiten, zu den Farbigen zurückgehen. Die Abkömmlinge von Negern mit Indianern nennt man Zambos.

Indianer vom Amazonenstrom.

Boston Public Library.

Vor Ankunft der Europäer besitzt Südamerika keine Geschichte: es hat Familien. Horden ernährt, aber keine nationale Gesellschaft, keine Völker. In diesen inneren Gegenden Amerikas gewöhnt man sich beinahe, den Menschen als etwas zu betrachten, das nicht notwendig zur Naturordnung gehört. Die Erde ist mit Gewächsen überladen, deren freier Entwickelung kein Hindernis entgegensteht; eine unermefsliche Lage Dammerde bezeugt die ununterbrochene Wirksamkeit organischer Kräfte; Krokodile und Boaschlangen sind die Beherrscher der Ströme; der Jaguar, das Pekari, der Tapir und Affe durchziehen ohne Gefahr und Furcht die Wälder, in denen sie, wie auf einem angestammten Erbgute, hausen. Dieser Anblick einer belebten Natur, worin der Mensch nichts ist, hat etwas Befremdendes und Trauriges in sich. Auf dem Ozeane und in den Sandwüsten Afrikas mag man sich nur mit Mühe daran gewöhnen, obgleich dort, wo nichts vorhanden ist, das an unsere Felder, Waldungen und Flüsse erinnert, die weite Einöde, welche man durchwandert, viel weniger auffallend erscheint. Aber hier, in einem fruchtbaren Lande, sucht man vergeblich Spuren menschlicher Wirksamkeit, man glaubt sich in eine völlig verschiedene Welt versetzt. Und diese Eindrücke sind um so stärker, je länger sie dauern.

Um Ordnung in das Chaos zu bringen, mufsten für die Horden, die man nach und nach auffand, erst Völkernamen erfunden werden. Diese Horden sind so zahlreich, dafs die einfache Aufzählung ihrer Namen ganze Seiten in Anspruch nehmen würde.

Der einzige Stamm, welcher sich zu einigem Umfang erhoben und Bedeutung erlangt hat, sind die Tupi. Sie waren es, die ihre Sprache, das Guarani, zur internationalen Sprache Südamerikas erhoben, und die in zahlreichen Ausstrahlungen bis an die Gestadeländer des Atlantischen Ozeans vordrangen, wo ihnen die europäischen Entdecker fast in dem Moment entgegentraten, als sie sich die Küstenstriche unterworfen hatten. Damals erscholl der Ruf der wilden, menschenfressenden Tupinamba (zum Stamme der Tupi gehörig) weit über den Ozean, und auch ein ehrlicher Deutscher, Hans Staden von Homberg, geriet in ihre Hände. Seine Berichte, oftmals angezweifelt, erregten nicht geringes Erstaunen in Deutschland; sie waren die Lederstrumpferzählungen des 16. Jahrhunderts und können noch heute als wichtige Quellen der Völkerkunde Südamerikas angesehen werden.

Alle Tupi waren Menschenfresser, wie noch heute manche Indianerhorden am Amazonenstrom, wobei zu bemerken ist, dafs nicht der Mangel an tierischer Nahrung sie zum Kannibalismus getrieben hat.

Eine andere weitverzweigte Nation sind die Karaiben, ein kühnes, kriegerisches Räubervolk, das vielleicht noch nicht ganz dem Kannibalismus entsagt hat, durch den sie sich ehedem bei den Nachbarvölkern so gefürchtet machten. Den Norden Südamerikas bevölkern die Karaiben und Arowaken, von denen erstere sich von der Küste bis zum Amazonenstrom verbreiteten: zwischen dem Amazonenstrom und dem Paranahiba wohnen Gês-Stämme, in den östlichen Teilen Tupis, zwischem dem San Francisco und der Küste Botokuden und im Süden des Landes Guaranis. Die ungeheuren Waldgebiete zwischen dem Tocantins und den Kordilleren werden von einer Menge einzelner Völker bewohnt, welche trotz ihres nahen Beisammensitzens in Sprache und Sitte als ganz verschiedene kleine Nationalitäten erscheinen. Einzelne schwärmen als Reitervölker auf den Campos umher, andere pflegen auf gut gezimmerten Booten des Fischfangs oder bestellen in den Lichtungen des Urwalds das Feld. Zwischen dem oberen Paraguay und den Anden und dann weiter nach Süden bis an das Feuerland dehnen sich die Gebiete der Pampas-Indianer aus, kriegerische, der Kultur und dem Christentum unzugängliche nomadische Reitervölker, von denen die Guaycurus zwischen Paraguay und Pilcomayo, die Abiponen zwischen letzterem Flusse und dem Salado, die Pueltschen im Westen der Laplatamündung und die Tehueltschen in Patagonien die gefürchtetsten Stämme sind. Zu den unkultiviertesten, rohesten Indianern gehören die Feuerländer (Pescherähs). Die Eingeborenen Chiles reden die Sprache der Araukaner. Die Plateaus der Anden und der Westabfall zwischen 4° nördl. und 30° südl. Breite

werden von den Quichua-Völkern bewohnt. Das Hauptvolk, die Quichua, welches bei der Ankunft der Spanier das herrschende war, hatte seinen Ursitz in der Umgegend von Cuzco; seine Sprache, von der wir oben bereits ein Beispiel gegeben haben, war durch die Eroberungen der Inkas weit nach Süden und Norden verbreitet worden. Von den Quichuas und deren nächsten Verwandten, den Aymaras, stammen die grofsartigen Ruinen in Peru; sie waren neben den Mexikanern das hervorragendste Kulturvolk des alten Amerika. Im Süden und Südwesten des Karaibengebiets, auf den Hochländern von Ecuador und den Vereinigten Staaten von Columbia, sitzen die Stämme der Chibcha oder Muisca mit verwandten Völkern.

Fast in seiner ganzen Breite wird das südamerikanische Festland von dem gewaltigen Amazonenstrome durchzogen. Im Flufsgebiete des Amazonas wohnen zerstreut eine Anzahl meist kleiner Indianerstämme, unzweifelhaft Nachkommen der aus dem Hochgebirge in das Unterland gewanderten Inkas. Da finden wir Antis, Chontaquiros, Panos, Remos, Cosibos, Conibos, Sipibos, Amahuacas und zahlreiche andere Völkerschaften, welche, da sie nicht sefshaft geworden, auf die sie umgebende reiche Natur angewiesen sind, und sich meist vom Fischfang und von der Jagd nähren. Bei weitem der gröfsere Teil bricht seine leichten Hütten ab, sobald es ihm gutdünkt, oder sobald ihm die Jagd nicht mehr ausgiebig erscheint, und zieht von dannen mit Weib und Kind; die Frau wie ein Lasttier mit allen Gerätschaften und selbst den Waffen des Mannes bepackt, oft viele Meilen weit, um eine reife Waldfrucht zu ernten, oder ihre eigenen Pflanzungen von Mais und Mandioca (Jatropha Manihot) zu besuchen, welche dieses unstäte Wanderleben sie keineswegs anzulegen hindert.

Der Indianer (Ca-en-gangue, Waldmensch, so nennt er sich selbst) ist schwerfällig gebaut, mit breitem Brustkasten; er hat ein rundes Gesicht, das Weifse in dem schräggestellten Auge ist gelblich, die Pupille tabaksbraun, die Nase kurz und am Ende breit; die Lippen sind dick, die Zähne gelb aber wohlgestellt; das Zahnfleisch wird mit Yanamucukraut (Peperomia tinctorioides) schwarz gefärbt. In dem Ausdruck der Gesichtszüge liegt jenes eigentümliche Gemisch von Verschwommenheit und Melancholie, welches bei der Mehrzahl der peruanischen Indianer sich vorfindet. Die Farbe der Haut ist sehr dunkel, aber von einer gemischten und unbestimmten Nuance, etwa jener zwischen älterem und neuerem Mahagony-Holz. Das schwarze, straffe Haar ist voll; vom Barthaar findet man kaum einige spärliche Haare auf Oberlippe und Kinn. Das Haar hängt bei Männern und Frauen lang herab und wird vorn nur so weit abgestutzt, dafs es die Augen nicht bedeckt; es wird abgeschoren, wenn ein naher Verwandter gestorben ist.

Die Kleidung besteht für beide Geschlechter aus einem sackartigen Rocke, Tsangarintschi, welcher an den Uncu der alten Peruaner und den Itschkahuepilli der alten Azteken erinnert. Er wird von den Frauen gewoben; diese weben auch Umhängetaschen in Form von Körben, in denen die Männer ihre Habseligkeiten mit sich führen. Zu diesen gehören Kämme, welche aus den Stacheldornen der Chontapalme bereitet werden, Schminken, ein Spiegel, etwas Draht, Wachs, eine Zange zum Ausrupfen der Haare, welche aus den beiden Klappen einer Muschel besteht, und eine Tabaksdose. Ein Indianer, der so reich und glücklich ist, Messer, Scheren, eiserne Angelhaken und andere eiserne Gerätschaften zu besitzen, trägt auch diese in seinem Simbo, d. h. der gewebten Umhängetasche.

Gold und edle Steine werden nicht als Schmuck verwandt, dagegen spielt ein Stück Silbers eine wichtige Rolle beim Putz. Sie nehmen eine Silbermünze, etwa einen Real, klopfen denselben zwischen ein paar Steinen so dünn als möglich, bohren ein Loch hindurch und befestigen ihn am Nasenknorpel. Aufserdem bemalen sich beide Geschlechter je nach Geschmack das Gesicht rot oder schwarz, tätowieren sich wohl auch das Gesicht und Arme oder Beine, stecken Papageienfedern und andern Zierat in den durchbohrten Nasenknorpel und schmücken sich mit Halsbändern von Glasperlen und verschiedenen Pflanzenkörnern, Bälgen von Vögeln mit glänzendem Gefieder, Schnäbeln des Tukan (Pfeffervogels) und Tapirklauen.

Wir machen die Beobachtung, dafs die Männer ungleich putzsüchtiger sind als die Frauen. Jene sitzen stundenlang, um sich die Haare auszupfflücken, betrachten sich selbstgefällig in einem kleinen Spiegel, besonders an Galatagen, wenn sie sich mit weifsen und schwarzen Glasperlen behängt haben, namentlich malen sie sich mit Vorliebe die Wangen rot und bepinseln andere Körperteile, in erster Linie jene, welche sie unbedeckt zur Schau tragen, schwarz.

Alle Arbeit wird von der Frau besorgt, sie macht den Boden urbar, säet und pflanzt, besorgt die Ernte, trägt Holz und Wasser herbei, bereitet Speisen und Getränke, webt Zeug, sammelt Wachs und Honig ein, verfertigt und brennt die Töpfe und bemalt dieselben auch mit künstlichen Figuren. Auch mufs sie, wenn der Mann einen Ausflug zu Schiff unternehmen will, alles Nötige im Kahne besorgen.

Alle Ca-en-gangue sind leidenschaftliche Schnupfer und haben eine eigene Art und Weise, diesem Genusse zu fröhnen.

Die Schnupftabaksdose besteht aus dem Schalengehäuse einer grofsen Schnecke, die mit einem Pfropfen von Baumwolle verstopft wird. Die Indianer zerreiben den grünen Tabak zu einem feinen Pulver, und schnupfen ihn vermittelst eines Instruments, das sie aus zwei kleinen Binsenröhren oder Affenknochen verfertigen: es bildet einen spitzen Winkel. Das ist der kleine Schnupfapparat und vermittelst desselben kann jeder ohne Beihilfe seine Prise nehmen: es giebt aber noch einen grofsen Apparat, bei dessen Anwendung jemand zu Hilfe genommen werden mufs, der erst die eine und dann die andere Röhre an das Nasenloch hält und den Tabak hineinbläst. Unser Bild (Seite 301) zeigt, wie man dabei verfährt.

Als Waffen dienen Bogen, Pfeile, Keule und Blasrohr. Mit letzterem werden stricknadeldicke, vergiftete Pfeile geschossen, welche in der Wunde abbrechen.

Von diesen Indianern wird auch das berüchtigte Gift — Curare genannt — bereitet. Neben dem Upasgifte von Java ist das Curare das tötlichste aller bekannten Gifte, welches durch eine Wunde unmittelbar dem Blute beigemischt, tötet, während es innerlich genommen als vortreffliches magenstärkendes Mittel gilt. Die Indianer gewinnen es aus einer Schlingpflanze (Bejuco), die sie unter gewissen Feierlichkeiten, wie bei uns etwa die Weinlese, sammeln, und woraus ein Mann «Giftherr» genannt, den tötenden Stoff bereitet. Dabei sollen die alten Frauen des Stammes eine grofse Rolle spielen. Sie müssen zum Besten der Gemeinschaft ihr Leben opfern, denn derjenige, welcher das Curare kocht, ist wegen der dabei stattfindenden giftigen Ausdünstungen unbedingt dem Tode geweiht. Eines Tages versammelt sich der Stamm, man schleppt Holz und Reisig zusammen, das von den alten Frauen angezündet und drei Tage lang in Brand erhalten wird. Über dem Feuer hängt eine grofse Pfanne und dahinein werden die Zweige der giftigen Liane gethan, aus der man das Curare bereitet.

Rings um diese Hexenküche herum schliefsen die übrigen Glieder des Stammes einen Kreis, den sie allmählich immer mehr erweitern, um aufserhalb der giftigen Dämpfe zu sein, die sich aus der Pfanne entwickeln. Dabei werden die alten Frauen streng beobachtet, damit sie nicht entfliehen und ihre Sache gut machen. Am dritten Tage ist das Werk vollendet: das Curare ist fertig, die giftigen Dämpfe verlieren sich und — die alten Weiber sind tot. Nun läuft jeder nach dem Gefäfse und nimmt sich einen Teil des Curare-Extrakts, den er gut aufbewahrt. Bei gewöhnlicher Temperatur ist er hart und fest; sowie man ihn aber erwärmt, wird er weich und kann dann auf die Pfeile gestrichen werden.

Zur Absendung dieser vergifteten Pfeile bedient man sich des Esgaravatana, eines über 2 m langen Blasrohrs. Dasselbe besteht aus zwei Stücken, einem sehr geraden und glatten Schilfrohr, welches, da es zu schwach ist, um für sich allein den Esgaravatana zu bilden, in eine Art Futteral eingeschlossen ist, das aus einem entmarkten Palmstengel besteht: dasjenige Ende, welches an den Mund gesetzt wird, ist mit einer kleinen Schnur umwunden, um das Zerspringen zu verhüten. Der Pfeil hat gegen 25 cm Länge und läuft in eine feine Spitze aus: etwa $2^1/_2$ cm

derselben ist vergiftet, das andere ist im Feuer gehärtet, und 3—4 cm lang mit Baumwolle umwickelt. Diese Baumwolle gut anzulegen, erfordert grofse Geschicklichkeit: es mufs gerade so viel genommen werden, dafs der Pfeil genau in die Höhlung der Röhre pafst und weiter aufwärts mufs sie nach und nach in nichts auslaufen. Sehr zweckmäfsig ist der Köcher eingerichtet, der die Pfeile aufnimmt; er enthält deren 5—600: gewöhnlich ist er 4—5 m lang und hat die Form eines Würfelbechers. Inwendig ist derselbe geschickt mit Holz ausgelegt: die äufsere Bedeckung besteht aus einem einzigen Stück Tapirhaut, die in Wachs getränkt ist. Durch eine besondere Vorrichtung werden die Pfeile so in dem Köcher festgehalten, dafs die Hand beim Umkehren und Herausschütteln der Pfeile nicht verwundet wird.

Wie die Indianer am Amazonenstrome Tabak schnupfen.

Die Schildkröte spielt in dem Leben der Indianer am Amazonenstrom eine Hauptrolle. Im August und September, und zwar ausschliefslich während der Nacht, kommen die Tiere ans Land, um ihre Eier in den Sand zu legen. Mit ihren Hinterfüfsen graben sie eine 75 cm tiefe und 1 m breite Grube. Der Drang zum Eierlegen ist so sark, dafs einige Schildkröten sich der Löcher bedienen, die von anderen gegraben, aber noch nicht wieder zugeschüttet wurden, wobei sie dann auf die erste vorhandene Eierschicht noch eine zweite legen. Die Zahl der am Ufer arbeitenden Schildkröten ist so grofs, dafs manche noch des Morgens bei ihrer Arbeit überrascht werden. Diese lassen sich dann trotz ihrer ungestümen Bewegungen leicht fangen.

Die Eiersammler untersuchen mit einer langen Stange die Lage und Ausdehnung der Eierschichten; wenn dieselbe senkrecht in den Boden eingedrückt wird, so verrät der plötzlich aufhörende Widerstand, dafs man auf lockeres Erdreich gekommen ist, wo Schildkröteneier liegen, die übrigens mit einer überaus grofsen Regelmäfsigkeit von den Tieren gelegt werden.

Der eierbergende Boden, welcher sich bei einer durchschnittlichen Tiefe von 1—38 m vom Ufer erstreckt, wird sodann unter die verschiedenen Indianerstämme verteilt. Die Eier werden mit den Händen ausgegraben, in Holzkrüge gelegt, die mit Wasser gefüllt sind, in den Krügen zerbrochen und so lange der Einwirkung der Sonne ausgesetzt, bis der gelbe, obere, ölige Teil sich verdichtet. Auf diese Weise gewinnt man aus den Eiern, soweit dieselben nicht frisch genossen werden können, ein wertvolles Öl, das ihren hauptsächlichsten Tauschartikel ausmacht, und auch die Schildkröte tötet man, teils des wohlschmeckenden Fleisches wegen, teils um das gelbe, feine Fett zu gewinnen, welches delikater ist, wie Gänseschmalz.

Ein Raum von 38 m Länge und 9 m Breite giebt circa 100 Schiffskrüge à 1000 bis 1200 Kubikzoll voll Öl, und zu einem Schiffskruge sind 5000 Eier erforderlich. Da aber die Schildkröte höchstens 100 bis 116 Eier legt, und davon wohl ein Drittel zu Grunde geht, ehe die Menschen daran kommen, so müssen mindestens 330 000 Schildkröten dazu beitragen, um die erforderlichen 33 Millionen Eier zu produzieren, welche dem durchschnittlichen Jahresertrage von 500 Krügen Öl entsprechen.

Der Indianer denkt in Bezug auf Lebensmittel niemals über das Heute hinaus, das Morgen kümmert ihn gar nicht, und auf die Jagd geht er nur, wenn der Hunger ihn zwingt. Der Schildkrötenfang macht ihm Vergnügen, aber er beschäftigt sich mit demselben vorzugsweise deshalb, weil er sich Beile und Messer und Putzsachen verschaffen will. Inmitten der üppigsten Naturfülle hat er öfters kaum das Allernotwendigste zum Leben.

Die Wohnungen stehen fast immer etwas landeinwärts an Nebengewässern der Hauptflüsse, und zwar so, dafs sie von dichtem Baumwuchs bedeckt werden, und nicht sofort ins Auge fallen. Die Hütten sind so niedrig, dafs man beim Eintreten sich bücken mufs, länglich rund und mit Rohr oder geflochtenen Binsenmatten gedeckt, die auf Pfählen ruhen. Manche sind so grofs, dafs sie zwei Familien beherbergen können; in allen aber ist die Unsauberkeit ganz abscheulich und der Geruch für einen Europäer geradezu unerträglich. Im bunten Durcheinander liegen am Boden Tiergerippe und abgeschälte Wurzeln oder Früchte; in der Hütte selbst hausen neben den Menschen auch Hunde, Hühner, Affen, Aras und Pekaris. Die Feuerstelle befindet sich bald in der Mitte, bald an der Seite.

Die Männer sind Jäger oder Fischer, in der Regel beides zugleich; zu Hause leben sie ganz mäfsig und trinken Chicha, welche sie aus Mandiocawurzeln bereiten.

Das weitverzweigte Stromgebiet liefert ihnen wohlschmeckende Fische aller Arten; das edelste aber und auch überall am eifrigsten gejagte Wild ist der Tapir, jener Vertreter der Dickhäuter in der neuen Welt, der bekanntlich in der alten nur an wenigen Punkten Indiens getroffen wird. Dieses Diminutiv des Elefanten bewohnt in aufserordentlich grofser Zahl, ohne jedoch jemals herdenweise beisammen zu leben, die dichtbewaldeten Ufer aller Zuflüsse des Amazonenstroms und des La Plata, doch nicht in den sumpfigen Niederungen, noch auf den wasserarmen Plateaus, sondern in den mit üppiger Vegetation bekleideten Thalschluchten.

Das Fleisch des Tapirs schmeckt dem Ochsenfleisch ähnlich; der fette, mit langen Borsten geschmückte Höcker auf dem Nacken des Tieres ist jedoch ein Lekerbissen, welcher der Tafel eines Lukull Ehre gemacht hätte. Auch der kurze Rüssel und die leicht zu Gallerte gekochten Füfse sind ausgezeichnet.

Diese merkwürdigen Leute finden aber auch inmitten der schönsten und fruchtbarsten, wild- und fischreichsten Gegenden Wohlgefallen daran, Talk- oder Thonerde zu verschlucken, mit welcher sie monatelang ausschliefslich ihren Hunger zu stillen im stande sind. Sie essen nicht allen Thon ohne Unterschied, sondern sie wählen jene Schichten aus, welche die schmierigste und beim Anfühlen feinste Erde enthalten. Der Wilde hält alles für nährend, was hungerstillend ist; darum, wenn er gefragt wird, womit er sich während der zwei Monate des höchsten Stromstandes nähre, so zeigt er auf die in der Hütte aufgestapelten Klöfse von Thonerde. Diese nennt er

Elternglück am Amazonenstrom.

Boston Public Library.

seine Hauptnahrung: denn nur selten vermag er sich in diesem Zeitraum eine Eidechse, eine Farrnkrautwurzel, oder einen auf dem Wasser schwimmenden toten Fisch zu verschaffen. Wenn der Indianer zwei Monate lang notgedrungen Erde verspeist (und zwar 3/4 bis 1 1/4 Pfund in 24 Stunden), so genieſst er solche darum nicht minder auch das ganze übrige Jahr. Alltäglich auch in der trockenen Jahreszeit und beim reichlichsten Fischfang schabt er seine Poyaklöse und mischt den Speisen ein wenig Thonerde bei.

Merkwürdig ist die Gabe dieser Indianer für das Zähmen von Tieren. Junge Tapirs und Pekaris laufen ihnen wie Hunde nach und gehorchen den Befehlen. Aras, Pfefferfresser und manche andere gezähmte Vögel fliegen aus der Hütte in den Wald und kommen regelmäſsig wieder. Hauptliebling aber ist der Affe, dessen Sprünge und lustige Fratzen den übrigens melancholischen Indianer stets ergötzen. Selbst eine Art Riesenschlange wird in mancher Hütte als sogenanntes Haustier gehalten, um Ratten, Mäuse und sonstiges Ungeziefer zu vertilgen, an denen es nirgends mangelt.

Bei der Verheiratung finden keine besonderen Feierlichkeiten statt. Die Geburt eines Mädchens ist dem Vater so gleichgiltig, ja so widerwärtig, daſs er wohl, wenn man ihm dieselbe meldet, sein Muskitennetz anspuckt; dagegen ist er von Stolz erfüllt, schlägt vor Freuden mit dem Bogen auf die Erde, und sagt der Mutter freundliche Worte, wenn ein Knabe zur Welt kommt. Auf die Erziehung der Knaben wird auch alle mögliche Sorgfalt verwendet, die der Mädchen dagegen arg vernachlässigt.

Die Indianer am Amazonenstrom machen sich eine Vorstellung von einem höchsten Wesen, das Himmel und Erde geschaffen hat, und bald Papa, Vater, bald Huchi, Groſsvater, genannt wird. Dieser Gott hat Menschengestalt, füllt den Weltraum aus, bleibt unsichtbar und ist, nachdem er die Erde geschaffen, zu den Sternen aufgeflogen; von diesen herab lenkt er alles.

Der böse Geist Yurima wohnt im Innern der Erde: durch ihn kommt alles Unglück, und er wird so sehr gefürchtet, daſs man nur ungern seinen Namen ausspricht. Die Zauberer, welche zugleich Ärzte sind, stehen jedoch mit ihm auf gutem Fuſse.

Diese Yubues oder Teufelsdoktoren werden bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rat gefragt, und thun nichts umsonst, manchmal werden sie aber auch tüchtig durchgeprügelt, z. B. wenn sie Heilung versprochen haben und der Kranke dennoch stirbt. Durch narkotische Mittel wird der Kranke in tiefen Schlaf versenkt, oder er bekommt Reizmittel von solcher Wirkung, daſs ein europäischer Leib dabei zu grunde ginge.

Der Indianer kommt in einen Himmel, in welchem es sehr kriegerisch zugeht, denn zum Zeitvertreib hat er Kampfspiele, hübsche Mädchen (Aïbo mucaï) sind ihm zu Diensten, und er findet ganze Berge, die aus den besten Speisen bestehen: berauschendes Getränk flieſst in mächtigen Strömen. Das ist noch ein Paradies, welches sich für einen Indianer der Mühe verlohnt.

Die Leiche wird in einen Sack gewickelt, bekommt in die rechte Hand Pfeil und Bogen, man bemalt das Antlitz mit Rot und Schwarz und steckt das Gesicht in eine Kalebasse. Dann wird der Tote mit einer Lamantinhaut umwunden und sieht nun aus wie ein Ballen Tabak. Die Frauen tanzen und singen Klagelieder, und bei Sonnenuntergang legt man den Toten in ein groſses Thongefäſs, welches vergraben oder in den Fluſs geworfen wird.

Sobald das geschehen ist, reiſst man die Hütte des Verstorbenen nieder, zerbricht Bogen, Pfeile und Töpfe, nimmt die Asche vom Herd, zerstreut sie in alle vier Winde, zerstört alles, was auf dem Acker wächst, und haut die Bäume um, welche der Verstorbene gepflanzt hat. Die ganze Stelle gilt von nun an für unrein, niemand mag sie betreten, und bald ist sie von Pflanzenwuchs überwuchert. So bleibt nichts von dem Menschen und seinen Werken übrig. Der Gute und Gerechte wird in einen Tiger, Tapir oder Affen verwandelt, der Böse in ein Kriechtier oder in einen Papagei.

Lagerstätte der Tehueltschen.

Boston Public Library.

Weiter südwärts nach dem äufsersten Ende des Kontinents lenken wir unsere Schritte. Dort, um die Magellanstrafse wohnen ebenfalls Indianer, und zwar unterscheidet man die Pueltschen, die Östlichen, die Hueltschen, die Westlichen, die Tehueltschen, die Südlichen. Die Tehueltschen nennen sich selbst Tsonekas. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, dafs die bei uns für diesen Volksstamm eingebürgerte Benennung Patagonier eine den Tehueltschen völlig unbekannte ist. Den Begleitern Magellans, welcher im Jahre 1520 die Einfahrt und die nach ihm benannte Strafse entdeckte, fielen die grofsen Fufsspuren auf, welche die Eingeborenen im Sande zurückliefsen, weshalb man die Tehueltschen bezeichnend Patagones, d. h. Leute mit grofsen Füfsen, nannten.

Die Tehueltschen sind eine grofse und äufserst derbe Menschenrasse. Ihr Körper ist massig; Hände und Füfse sind verhältnismäfsig klein, dagegen die Gliedmafsen weder so muskulös noch so starkknochig, wie man nach der Gröfse und nach der äufseren Masse anzunehmen geneigt sein könnte. Die Hautfarbe der Tehueltschen ist ein gesättigtes Rotbraun und variiert zwischen der Farbe rostigen Eisens und reinen Kupfers.

Der Kopf ist im ganzen ziemlich breit, aber nicht hoch, die Stirn meist schmal und niedrig. Das Haar, schwarz, grob und sehr schmutzig, hängt lose um den Kopf der Männer: das der Weiber ist dürftiger und wird in zwei, mitunter durch eingeflochtenes Pferdehaar verlängerten Zöpfen getragen.

Alle diese Nomaden, gleichviel ob sie in der Nachbarschaft der Chilenen oder der Argentiner leben, oder die Einöden Patagoniens durchstreifen, führen im Wesentlichen ein gleiches Leben. Die Jagd ist dem Tehueltschen eine Geschäftssache, der er eifrig obliegt. Sein Wild sind das Guanaco (Lama), der Strauf, der Puma und kleinere Tiere, und seine Jagdwaffen bestehen aus dem Lasso, sowie aus den Bolas oder Wurfkugeln. Zum Straufsfang verwendet er Bolas mit zwei Kugeln und zur Guanacojagd solche mit drei Kugeln. Die zähe, leichte Schnur, an der die Stein- oder Metallkugeln befestigt sind, ist $2^1/_2$ bis 3 m lang. Mit staunenswerter Geschicklichkeit wissen sie diese Waffen zu handhaben.

Das ganze Jahr hindurch stellen sie dem Wilde nach, besonders aber in den Monaten August und September, also in der Zeit, welche auf der südlichen Halbkugel den Frühling bildet. Dann finden sie junges Wild in Menge und sammeln auch Hühner- und Straufseneier. Das gröfsere Wild geben sie zumeist den Kindern. Eier werden gemeinschaftlich von der ganzen Familie genossen. Die Zubereitung derselben ist eigentümlich. Man öffnet das Ei am oberen Ende, stellt es auf ein Feuerbecken, in welchem Kuhdünger brennt, und mischt das Gelbe mit dem Weifsen.

Zur Straufsen- und Guanacojagd versammeln sich die Tehueltschen in grofser Menge, und umzingeln einen Raum, der mindestens eine Stunde im Durchmesser hat. Sobald jeder auf dem Anstand sich bereit hält, wird ein Zeichen gegeben, und nun bewegen sich alle langsam gegen den Mittelpunkt des Kreises hin. Auf solche Weise veranstalten sie gleichsam ein Kesseltreiben. Sobald das Wild eingeschlossen ist, machen die Indianer halt, nehmen die Wurfkugeln zur Hand, schreien aus Leibeskräften und hetzen die Hunde auf Straufse und Hirsche. Die Tiere versuchen zu entfliehen, aber nun wirft eine gröfsere oder geringere Anzahl von Jägern die Bolas, und diese verfehlen selten ihr Ziel. Wenn die Jagd vorüber ist, werden die erbeuteten Tiere mit einer in der That merkwürdigen Gewandtheit ausgeweidet und zerlegt.

Die Hauptnahrung besteht in dem Fleisch von Stuten, Straufsen und Guanacos. Sie sind aber sonst nicht wählerisch und essen fast alles, was sie fangen können; das Fleisch junger Mutterpferde wird indessen allem andern vorgezogen.

Die meisten Pamperos (Bewohner der Pampas) haben jetzt auch Küchengeräte, welche sie den Grenzbewohnern geraubt haben und in denen sie ihr Fleisch kochen: aber bei ihnen gilt es schon für gar, wenn es nur eine Viertelstunde in heifsem Wasser gelegen hat und noch weifs ist. Dann ziehen sie dasselbe sofort aus dem Kessel, und es wird noch halb roh mit Salz gegessen.

denn der Gebrauch des Salzes ist ihnen bekannt. Stämme, welche den Weifsen unterworfen sind, essen das Fleisch ordentlich gebraten und gar gekocht, aber auch diese Pampas-Indianer halten es für einen Leckerbissen, Lunge, Leber und mehrere andere Teile der Eingeweide roh zu essen. Auch trinken sie gern das rote Blut, wenn es noch warm ist. Das Fett von Stuten und das von Straufsen wird zusammengekocht und in Blasen gegossen, aber das der Guanacos wird roh gegessen.

Es giebt auch zwei Wurzeln, welche sie verspeisen: die eine heifst Tus und die andere Chalas. Das Tus ist eine knollige Wurzel, die wild wächst, und wenn sie gebacken, oder vielmehr geröstet ist, mehlig wird, wie eine Yamswurzel. Das Chalas ist eine lange, weifse Wurzel, ungefähr von der Dicke eines Gänsekiels, sie wird entweder in heifser Asche geröstet, oder in Fleischbrühe gekocht.

Reisende, welche gezwungen waren an den Mahlzeiten teilzunehmen, beklagen sich bitter über den Mangel an Sauberkeit bei Bereitung der Speisen. Es hat ihnen, namentlich anfangs, viel Überwindung gekostet, das von Rauch und Schmutz geschwärzte, kaum gar gewordene Fleisch hinunterzuwürgen.

Den Hauptbestandteil der Männerkleidung bildet ein weiter Mantel aus den Fellen des Guanaco, der bis zu den Füfsen herabfällt: ein Gürtel hält dies Oberkleid um die Hüften zusammen, so dafs man es nach Belieben zurückwerfen und die Arme frei bewegen kann. Aus der Haut der Kniekehle des Pferdes und gelegentlich auch aus der Haut des Beines eines grofsen Puma fertigen sie eine Art Gamaschen. Die frische Haut wird bis ans Knie heraufgezogen und um den Fufs befestigt; so wird sie einen oder zwei Tage getragen, bis der Stiefel die Form des Fufses angenommen hat, dann wird das Leder an den Zehen abgeschnitten und zusammengenäht. Ist die Sohle durchgelaufen, oder ist sehr nasses Wetter, so werden aufserdem noch Überschuhe von Haut getragen. Die Fufsstapfen, die dadurch entstehen, sind allerdings grofs genug, um auf den Gedanken zu führen, dafs sie von Riesenfüfsen stammen.

Die Kleidung der Frauen besteht aus einem ähnlichen Mantel, wie ihn die Männer tragen. Unter dem Mantel tragen die Weiber ein weites Unterkleid, das von den Schultern bis zu den Knöcheln reicht. Bei Herstellung der Frauenstiefeln wird das Haar an der Tierhaut gelassen, während es bei den Männerstiefeln sorgfältig entfernt wird.

Die Frauen lieben den Schmuck sehr; sie tragen gewaltig grofse Ohrgehänge von viereckiger Gestalt an kleinen, durch das Ohrläppchen gehenden Ringen und Halsbänder von silbernen oder blauen Perlen. Auch die Männer tragen häufig diese Halsbänder und schmücken ihre Gürtel, Pfeifen, Messer und ihr Pferdegeschirr mit Silber, — wenn sie es erlangen können.

Beide Geschlechter bestreichen sich das Gesicht und gelegentlich auch den Leib mit einem Gemisch von Fett und rotem Ocker. Bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. zum Tanze, schminken sich die Männer auch noch mit weifser Farbe, oder mit gepulvertem Gips, den sie befeuchten und auf die Hände schmieren, mit welchen sie dann weifse Abdrücke der fünf Finger auf Brust, Arme und Beine machen.

Ferner tätowieren sich beide Geschlechter am Vorderarme, indem sie mit einer Ahle sich Stiche in die Haut machen und mit einem Stück Glas ein Gemisch von blauer Erde hineinbringen. Die gewöhnlichen Muster bestehen aus einer Reihe Parallellinien und zuweilen einem einzelnen, oder auch einem doppelten Dreieck, wobei das obere auf der Spitze des unteren steht.

Die Hütten (Toldos) dieser Wandervölker sind der Gestalt nach Zigeunerzelten nicht unähnlich. Es werden Pfähle in die Erde gesteckt, daran andere befestigt und mit zusammengenähten Tierfellen bedeckt, so dafs eine unregelmäfsige, zeltförmige Hütte entsteht. Drei Seiten und die Spitze sind bedeckt, aber die vordere, gegen Osten gerichtete, Seite ist offen. Die innere Einrichtung des Toldo beschränkt sich fast ausschliefslich auf Kissen aus alten Fellmänteln, die als Sitze, als Ruhelager, und den Weibern auch als Sattel dienen müssen.

Das Reitzeug der Tehueltschen besteht aus Sattel und Zaum, und der Sattel von Guanacohaut ist mit Stroh ausgestopft. Das Gebifs des Pferdes ist von Holz oder Knochen: die sehr kleinen Steigbügel sind nur für die grofse Zehe bestimmt. Unter den Sattel wird ein Fell oder ein mehrfach zusammengefaltetes Stück Zeug gelegt. Die Sattelgurten werden aus dreizehn oder vierzehn Bändern gedrehter Haut vom Halse des Guanaco gemacht und mit zwei Ringen versehen, die mit einem Lederriemen zusammengebunden werden, die Steigbügel aber hängen an Hautstreifen von den in die vordersten Sattelbäume gebohrten Löchern herab. Die mit Riemen an den Füfsen befestigten Sporen bestehen aus zwei Stückchen harten Holzes, in deren Enden man Nägel mit scharfgefeilter Spitze steckt.

Alle Tehueltschen, ohne Unterschied von Stamm, Alter oder Geschlecht, lieben den Rausch leidenschaftlich. Wer sich Branntwein verschaffen kann, trinkt ihn ununterbrochen. Seltsamerweise scheint dieser übermäfsige Genufs starker Getränke auf ihre Gesundheit keineswegs nachteilig einzuwirken. Manche Männer reiten zehn oder vierzehn Tage lang, um bei irgend einem argentinischen Posten Branntwein zu kaufen. Sie bringen zu den Spaniern Lederhäute verschiedener Art und Straufsenfedern: dagegen tauschen sie Tabak ein, den sie Pitrem nennen, und geistige Getränke, Pulku. Die letzteren schütten sie in Schläuche aus Schaffell. Auch aus Straufsenschenkeln verfertigen sie Schläuche. Die ersteren sind ihnen jedoch lieber, weil sie sich auf dem weiten Transport zu Pferde besser befestigen lassen.

Sobald der Indianer mit seinem Branntwein daheim vor der Zelthütte ankommt, eilen die Frauen herbei, laden die Schläuche ab, und Nachbarn finden sich ein, um an dem Feste teilzunehmen. Allemal wird Tabak verteilt. Wer sich dessen weigert, wird unbeliebt, obwohl man ihn deshalb nicht tadeln kann. Selbst während der starken Sommerhitze trinken Männer und Frauen Branntwein in ungemessener Menge, bis sie toll und voll einander in die Haare fahren, ohne Unterschied des Geschlechts mit einander raufen, sich schlagen und das fürchterlichste Schimpfwort über ihre Lippen bringen, nämlich Uiñcaes, Christ. Dieses Raufen nimmt erst ein Ende, wenn die Trunkenen matt und müde sind, und nachdem einige weniger stark berauschte Männer sich ins Mittel legten, um die Zänker auseinander zu bringen. Häufig ereignet sich indessen Totschlag. Die Orgie dauert mehrere Tage hintereinander: man trinkt so lange, bis die Schläuche völlig geleert sind.

Manchmal vergeht längere Zeit, ohne dafs die Tehueltschen sich Uiñcaes-Pulku, das heifst Getränk der Christen, verschaffen können: dann behelfen sie sich mit Algarrobe und mit Piquinino.

Die Algarrobe (Soë) gleicht einer Bohnenschote und enthält einen sehr harten Kern: dieser wird weich gekocht, zwischen zwei Steinen zerrieben, in einen Ledersack gethan und mit Wasser beschüttet: dann gerät er in Gährung und giebt ein stark berauschendes Getränk. Die Wirkung ist aber nachteilig für den Körper, denn dieser Algarrobe-Trank erzeugt Koliken und eigentümliche Nervenzuckungen. Die rohe Frucht hat einen säuerlichen Geschmack, und ist daneben doch auch süfs, aber sie greift die Gaumenwände und die Zunge an.

Der Trulka oder Piquinino ist eine kleine Frucht, rot oder schwarz, länglich rund, etwa so dick wie eine Erbse, und schmeckt sehr angenehm und süfslich. Der Strauch, an dem sie wächst, hat sehr dichtes Gezweig und eine Menge von aufserordentlich kleinen Blättern. Kaum ein anderes Gewächs weist eine so ungeheure Menge kleiner Dornen auf, und es wäre unmöglich, die Früchte mit den Händen zu pflücken. Deshalb wenden die Tehueltschen ein sehr einfaches und bequemes Mittel an. Sie legen unter den Strauch eine Lederhaut, schlagen auf Zweige und Blätter mit einem Stabe, und die herabfallenden Früchte werden in kleine Ledersäcke gethan und auf das Pferd gelegt. Dann reitet der Tehueltsche im Galopp, die Trulkafrüchte zerplatzen und geben nun einen Sirup, der eine Weinfarbe hat. Das Ganze wird nachher in einen gröfseren Ledersack gethan, um zu gähren, und ist dann ein in der That vortreffliches Getränk, welches die Indianer mit Wonne schlürfen. Zwar erhitzt dasselbe den Kopf, greift aber nicht, gleich dem

Tanz der Tehueltschen.

Boston Public Library.

Getränk von der Algarrobe, die Eingeweide an. Dagegen erzeugt die Frucht der Trulka, wenn man sie in gröfserer Menge genieſst, eine aufserordentliche Reizbarkeit; allein die Indianer haben ein erprobtes Gegenmittel: sie schlucken nämlich eine grofse Menge Pferdefett hinab.

Die Tehueltschen feiern zwei religiöse Feste. Das erste findet im Sommer statt, und ist Wita uentru, dem guten Gotte geweiht. Das zweite, im Herbst, feiert man zu Ehren des Huakuhu, des Oberhauptes der bösen Geister. Zum Feste des guten Gottes versammeln die Kaziken (Häuptlinge) alle zu ihrer Horde gehörenden Männer. Sie treffen mit jedem nur möglichen Pomp allerlei Vorbereitungen, bestreichen die Haare mit Fett, und bemalen sich das Gesicht mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich. Während dieser Feiertage tragen sie vorzugsweise Kleider, welche sie den Christen geraubt haben; diese werden mit grofser Sorgfalt zum Behufe des Schmucks beim Feste aufbewahrt. Und so sieht man denn den einen Tehueltschen mit einem Hemde, das über seinen anderen Kleidern im Winde flattert; andere, die kein Hemde haben, werfen einen alten spanischen Mantel über die Schultern oder ziehen einen kurzen Rock an, während sie natürlich keine Beinkleider haben; noch andere tragen Beinkleider, ziehen aber dieselben verkehrt an, oder haben eine Soldatenkappe ohne Schirm, auch wohl gar einen gewöhnlichen seidenen Hut. Das Ganze sieht lächerlich genug aus, und es gewährt einen eigentümlichen Eindruck, wenn man Männer mit ernster Miene auf diese Weise ausstaffiert sieht.

Das Fest beginnt. Die Männer stellen sich in einer langen Reihe auf, kehren das Gesicht nach Osten und jeder steckt seine Lanze vor sich in den Boden. Hinter den Männern bilden die Frauen eine gleiche Linie. Dann beginnt, wenn man so sagen kann, der Tanz; er besteht darin, dafs man sich von der rechten zur linken Seite bewegt. Die Weiber singen dazu, und einige schlagen eine Trommel, deren Fell aus einer bunt bemalten Katzenhaut besteht. Dann drehen sich die Männer um ihre eigene Achse, heben ein Bein bis zur Hälfte in die Höhe, und blasen aus voller Brust in ein ausgehöhltes Binsenrohr, das etwa einen Ton von sich giebt, wie wenn wir in einen grofsen hohlen Schlüssel blasen. Auf ein Zeichen des Kaziken schreien alle Anwesenden laut, die Männer springen zu Pferde und unterbrechen plötzlich den Tanz, um einen phantastischen Ritt zu machen. Sie jagen nämlich dreimal um den Platz herum, auf welchem das Fest gefeiert wird. Während der Pausen nimmt jeder einen Schluck gegohrener Milch aus einem Schlauche von Pferdeleder; das gilt bei ihnen für eine ganz besondere Leckerei und hat zugleich eine abführende Wirkung. Am vierten Tage früh wird ein junges Pferd und gleich darauf ein Ochse, welche irgend ein wohlhabender Mann zu diesem Behufe geschenkt hat, dem Gotte geopfert. Beide Tiere werden auf den Boden geworfen und zwar so, dafs ihr Kopf gen Osten gerichtet ist. Der Kazike bezeichnet einen Mann, welcher die Brust der Tiere öffnen und das Herz herausschneiden mufs. Dieses wird, während es noch zuckt, auf eine Lanze gesteckt, dann drängt sich die Menge neugierig herbei, starrt auf das Blut, welches aus einem grofsen Einschnitt im Herzen herabläuft, und zieht daraus Augurien, die sie fast immer zu ihrem Vorteil deutet. Nachher verläfst sie die Opferstätte und ist überzeugt, dafs der gute Gott dem Stamme in allen seinen Unternehmungen gutes Glück geben werde (Abb. S. 313).

Auch bei dem Feste des Huakuhu, des Dirigenten der bösen Geister, schmücken sich die Tehueltschen nach besten Kräften, versammeln sich hordenweis, und stets führt der Kazike den Zug an. Der böse Gott soll sie vor allem Unheil bewahren. Alle treiben ihr Vieh zusammen; die Männer schliefsen einen doppelten Kreis um die Herden und ziehen um dieselben derart herum, dafs der eine Kreis nach dieser, der andere nach jener Seite hingeht. Dabei rufen sie den Huakuhu an, und opfern tropfenweise gegohrene Milch, welche die Weiber ihnen zureichen. Nachdem diese Feierlichkeit drei- oder viermal wiederholt worden ist, schütten sie die noch übrige Milch auf die Tiere, um diese dadurch vor jeder Seuche zu bewahren. Nachher werden die Herden wieder von einander gesondert; jede einzelne wird auf einem eigenen Platze aufgestellt, der Kazike hält eine lange warme Anrede an die Männer, und ermahnt sie, sich auf

einen Raubzug gegen die Christen wohl vorzubereiten, da der Stamm seinen Besitz vermehren müsse. Dies leuchtet natürlich jedem Tehueltschen ein. Alle schwingen ihre Lanzen, bitten noch Huakuhu, sie zu segnen, und aus der Lanze ein Werkzeug des Glücks für den Stamm, des Unglücks für die Christen zu machen.

Von Huakuhu glauben sie, er schwärme auf der Oberfläche der Erde umher, und gebiete den bösen Geistern; sie nennen ihn auch Gualitschu, und bezeichnen ihn als die Ursache alles des Bösen, von welchem die Menschen heimgesucht werden. Auch haben sie Wahrsager beiderlei Geschlechts, welche das Zukünftige voraus verkünden, aber Priester finden sich bei ihnen nicht. Die Kinder erlernen die Religion von den Vätern und Müttern. Der Tehueltsche nimmt keine Speise und keinen Trank zu sich, ohne vorher den Göttern einen Anteil geweiht zu haben. Er wendet sich gegen die Sonne, welche der gute Gott geschickt hat, wirft ihr ein wenig Fleisch entgegen, oder schüttet Wasser aus.

Nachdem er sich gesättigt hat, bereitet er Tabak mit Pferde- und Kuhdünger, stopft denselben in einen steinernen Pfeifenkopf, den er selber ausgehöhlt hat, legt sich auf den Bauch, und zieht den Qualm der Pfeife ein. Er stöfst ihn durch die Nasenlöcher erst wieder hervor, wenn er ihn nicht länger im Munde behalten kann. Der indianische Raucher bietet einen schrecklichen Anblick dar. Er verdreht die Augen, von denen man nur noch das Weifse sieht: sie treten hervor, als ob sie aus dem Kopfe gedrängt würden, die Pfeife entfällt seinen Lippen, der Mann scheint alle Kraft verloren zu haben, verfällt in einen Rausch, welcher der Ekstase nahe kommt, wälzt sich in zuckender Bewegung auf dem Boden umher, der Speichel fliefst, man möchte sagen, stromweise aus seinem weit geöffneten Munde, und mit seinen Händen und Füfsen zappelt er wie ein schwimmender Hund.

In diesem entsetzlichen Zustande vollständiger Vertierung findet der Indianer das höchste Glück. Die Umstehenden lassen den Raucher gewähren; sie bringen in Ochsenhörnern Wasser für ihn herbei und stellen dasselbe dicht neben ihn hin. Natürlich hat vorher der Gott seinen Opferanteil von dieser Ergötzlichkeit erhalten, denn die ersten drei oder vier Züge werden ihm zu Ehren in die Luft geblasen. Der Raucher trinkt das Wasser, steht auf, dreht sich um sich selbst herum, und legt sich dann auf den Rücken, um zu schlafen. Frauen und Kinder nehmen Anteil an solchem Vergnügen!

Wir wollen einige Eigentümlichkeiten aus dem häuslichen Leben dieser Indianer schildern. Der Mann nimmt eine Frau. Aber was ist für ihn die Ehe? Lediglich ein Tauschhandel, ein Auswechseln verschiedener Tiere gegen eine weibliche Person, denn die Eltern geben den Gegenstand, welcher verhandelt werden soll, nur gegen eine reiche Gabe fort.

Ein Tehueltsche, der sich eine Frau wünscht, hält Rundschau unter den Töchtern der Steppe; er geht von einer Zelthütte zur anderen, besucht seine Verwandten und Freunde, und macht ihnen seine Absicht kund. An gutem Rath fehlt es ihm nicht. Die Freunde sprechen ihre Billigung oder Mifsbilligung aus und raten ihm, für reiche Geschenke zu sorgen. Diese bestehen in Pferden, Ochsen, Steigbügeln und grofsen plumpen Silbersporen, welche letztere sie von den Araukanern eingehandelt haben.

Nun will der junge Mann sich bewerben. Seine ganze Familie geht mit ihm, und nimmt am Abend vor dem Verlobungstage einen Platz in der Nähe der Eltern des auserkorenen Mädchens ein. So mufs sie verfahren, weil das Herkommen will, dafs der Bräutigam mit seinem Gefolge am andern Morgen in aller Frühe Vater und Mutter überraschen soll. Dann beginnt die Verhandlung. Zuerst werden die Gäste schlecht empfangen; Vater und Mutter behandeln sie mürrisch, aber diese werden nicht müde, in allerlei möglichst poetischen und zierlichen Redensarten ihren Wunsch auszusprechen. Nach und nach nehmen die Mienen freundlicheren Ausdruck an. Ein Mann tritt vor und weist auf den Bräutigam hin, der in der Nähe des Zeltes mit seinen Geschenken steht. Sobald diese genügend erscheinen, kommt die Sache bald in Ordnung.

Nun verschwindet Stolz und Anmafsung des Brautvaters. Er lächelt vor sich hin, macht ein freundliches Gesicht, und dann weifs man, dafs er zu der Heirat seine Einwilligung geben werde. Die Gäste bleiben den ganzen Tag bei der Familie und schmausen tapfer, denn der Bräutigam hat eine fette Stute zum Besten gegeben, die von den Frauen abgeschlachtet, zerteilt und zum leckern Mahle hergerichtet wird. Es ist herkömmlich, dafs kein Mitglied aus der Versammlung sich aus dem Zelt entfernen darf, bevor das ganze Tier verschlungen ist: nur Knochen und Haut dürfen übrig bleiben; die ersteren nagt man sorgfältig ab, um sie dann in der Nähe der Zelthütte in die Erde zu vergraben. Das ist ein Erinnerungszeichen der Vereinigung beider junger Leute, die von nun an für Mann und Frau gelten.

Nach dieser Feierlichkeit folgen sämtliche Anwesende dem jungen Paar nach der Zelthütte des Bräutigams, wo aufs Neue geschmaust wird. Die Eltern der Braut nehmen die Haut der am Morgen geschlachteten Stute mit sich, um sie am Abend dem Ehepaare zu schenken; von diesem wird sie dann derart hergerichtet, dafs sie als Bedeckung für das Zelt verwendet werden kann. In den nächsten Tagen strömt eine Menge von Neugierigen herbei, um den Vermählten Besuch abzustatten.

Alle, besonders die Weiber, erkundigen sich bei der Frau nach den Eigenschaften des Mannes, und bei dem Manne nach den Eigenschaften der Frau in einer Weise, die uns Europäern im höchsten Grade undelikat erscheinen würde. Die junge Frau mufs, um in guten Ruf zu kommen, und für eine liebenswürdige Person zu gelten, einem jeden, der da erscheint, Fleisch und Tabak darreichen; auch mufs sie dazu einige höfliche Worte sprechen.

Ein englischer Kapitän, Namens Bourne, der längere Zeit unter den Tehueltschen gefangen lebte, weifs über diese höchst eigentümliche Art der Brautwerbung Interessantes mitzuteilen. Eines Nachts hört er lautes Geräusch von vielen Menschen vor der Hütte und eine Stimme, welche mit dem Häuptling wegen der Hand der Tochter unterhandelt. Entrüstet weist der Vater das Ansinnen zurück: der Freier sei ein Bettler und der grofsen Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, nicht wert. Bescheiden giebt jener seine Armut zu, macht aber geltend, dafs er ein ausgezeichneter Spitzbube sei, dem es schon gelingen werde, sich Pferde, Guanacos und anderes Besitztum zusammenzustehlen, wenn er nur erst glücklicher Bräutigam sei. Da dies dem gestrengen Herrn Papa keine genügende Garantie für das Glück der Tochter zu sein scheint, wendet sich der Freier an die Dame seines Herzens selbst, die auch gern geneigt ist, ihn zu erhören, und sich ihm völlig zu eigen geben will, als er einen steten Vorrat von Pferdefett zum Pomadisieren verspricht. Sie vereinigt ihre Bitten mit den seinen, ohne indessen den Rabenvater erweichen zu können. Selbst der Mutter, der es wahrscheinlich erscheint, dafs aus dem jungen Menschen ein grofser Dieb, und vielleicht gar ein gewaltiger Häuptling werden könne, gelingt es nicht, das Oberhaupt der Familie umzustimmen. Ja, er gerät endlich in eine solche Wut, dafs er die Wiege, in welcher sein ahnungsloser Enkel schlummert, aus der Hütte wirft, auf demselben Wege das übrige Besitztum seiner ungeratenen Tochter folgen läfst, und endlich diese selbst hinauskomplimentiert. Die junge Dame soll darüber nicht unwillig, und die Ehe damit geschlossen gewesen sein.

Wenn nach einiger Zeit die Gatten finden, dafs sie sich mit einander nicht vertragen können, so kommen sie überein, sich zu trennen, und die Eltern machen dagegen keinerlei Einwendungen: auch geben sie einen Teil der vom Bräutigam erhaltenen Geschenke zurück. Derartige Scheidungen kommen indessen sehr selten vor, denn in der Regel leistet die Tehueltschin dem Manne, was er verlangt, und beide sind zufrieden mit einander. Übrigens hat der Mann eine grofse Gewalt über die Frau, und wenn sie eine Untreue begeht, steht es ihm frei, sie selber und ihren Verführer zu töten. Darüber wird ihm niemand einen Vorwurf machen. In der Regel zieht er es jedoch vor, seine Frau zu behalten, und ihrem Liebhaber ein tüchtiges Lösegeld aufzuerlegen. Wer also die Mittel hat, kann sich sein Leben erkaufen.

Pferdeopfer bei den Tehueltschen.

Boston Public Library.

Die Frau ist für den Tehueltschen ein sehr nützliches Tier. Sie mufs hart für ihn arbeiten. selbst wenn sie sich in anderen Umständen befindet. Der Mann geht müfsig; seine ganze Beschäftigung besteht im Jagen wilder Tiere oder im Beaufsichtigen seiner Herde; allemal, wenn er von einem Platze zum andern zieht, mufs die Frau das Zelt abbrechen und wieder aufschlagen, manchmal auch die Waffen ihres zu Rofs sitzenden Mannes tragen.

Ob man die Neugeborenen aufziehen wolle, das bildet den Gegenstand ernstlicher Erwägung zwischen Vater und Mutter; sie, entscheiden über Leben und Tod. Wollen sie das Kind beseitigen, dann ersticken sie es, und werfen es auf die Pampas hinaus, wo dann die Leiche von umherschwärmenden Hunden oder von Raubvögeln verzehrt wird. Aber ein Kind, das am Leben bleiben soll, ist von dem Augenblicke der Entscheidung an, Liebling der Eltern, die ihm jede mögliche Zärtlichkeit erweisen, und sich auch die gröfsten Entbehrungen auferlegen würden, um alle seine Wünsche zu erfüllen. Drei Jahre lang wird es an der Brust der Mutter genährt, im vierten Jahre durchsticht man ihm die Ohrläppchen. Diese Feierlichkeit ist von grofser Bedeutung im Leben der Indianer, und bedeutet bei ihnen etwa so viel wie bei uns die Taufe.

Am Feiertage giebt der Vater dem Kinde, gleichviel ob einem Knaben oder Mädchen, ein Pferd, das auf den Boden geworfen wird, nachdem man ihm die Füfse fest zusammengebunden hat. Das Kind ist am ganzen Körper bemalt. Verwandte und Freunde der Eltern stehen umher. Dann legt das Oberhaupt der Familie oder auch der Kazike des Stammes das Kind auf das Pferd und durchsticht ihm die Ohren mit einem spitzen Straufsenknochen; nachher steckt er ein Stückchen Metall in jedes Loch, damit die Öffnung allmählich immer gröfser werde.

Auch bei diesem Feste wird eine Stute geopfert: die nächsten Verwandten bekommen die Rippenknochen. Jeder bei der Feierlichkeit anwesende Gast legt die von ihm abgenagten Knochen vor dem Kinde nieder, und verpflichtet sich dabei, ihm irgend ein Geschenk zu geben. Die Feierlichkeit schliefst damit, dafs der Mann, welcher die Ohrläppchen durchstochen hat, jedem Anwesenden mit demselben Straufsenknochen einen Einschnitt in die Haut der linken und der rechten Hand macht, und zwar an der Stelle, wo der Zeigefinger sich von der Hand scheidet. Das aus einer solchen Wunde fliefsende Blut wird dem guten Gotte als Sühnopfer dargeboten.

Von nun an beschäftigt man sich mit der Erziehung des Kindes, das schon im fünften Jahre allein zu Pferde steigt und sich nützlich macht, denn es hütet die Herden. Vom Vater lernt es den Gebrauch des Lasso, der Bolas, der Lanze und der Schleuder. Ein junger Tehueltsche von zehn oder zwölf Jahren ist schon so selbständig wie ein Europäer von fünfundzwanzig: er ist dann bereits vollständig Mann in seiner Weise und nimmt an den Raubzügen lebhaften Anteil.

Auch die Indianerinnen folgen sehr häufig ihren Männern auf den Kriegszügen, und während diese letzteren über die Soldaten oder über die Hirten herfallen, beeilen sich die Weiber, das Vieh fortzutreiben, und dabei sind ihnen die Kinder behilflich. Diese wilden Menschen haben viel Mut und Kühnheit; sie weichen auch nicht sogleich, wenn ein Angriff gegen sie gemacht wird, sondern wehren sich tapfer und ziehen sich erst zurück, sobald sie sehen, dafs ihre Bemühungen erfolglos bleiben. Wer im Handgemenge fällt, wird auf ein Pferd geladen und heim geschleppt; die, welche unterwegs sterben, verscharrt man in aller Eile und ohne alle Umstände.

Ein Mann dagegen, der inmitten der Seinigen im Zelte stirbt, wird unter grofser Feierlichkeit begraben. Man bekleidet ihn mit seinem besten Schmuck und legt ihn auf eine Rofshaut; zu beiden Seiten breitet man seine Waffen und andere wertvolle Habe aus, insbesondere Sporen und silberne Steigbügel. Dann wickelt man die Pferdehaut um die Leiche zusammen, so dafs die letztere gewissermafsen eine Mumie bildet, bindet diese auf das Lieblingspferd des Verstorbenen, welchem man zuvor das linke Vorderbein lahm geschlagen hat, damit es bei dem Gehen hinke, und solchergestalt auch seinerseits Trauer über den Dahingeschiedenen bekunde. Alle Frauen des Stammes besuchen die Witwe, stofsen entsetzliches Geschrei aus und helfen jener beim Weinen. Die Männer malen sich Hände und Gesicht schwarz und geleiten den Toten

Begräbnis der Tehueltschen.

Boston Public Library.

bis auf einen Hügel, in welchem sie eine Grube aushöhlen. In diese legen sie die Mumie, schütten Erde auf dieselbe und schlachten auf dieser Stelle das Pferd, welches die Leiche bis dorthin getragen hat. Auch mehrere andere Tiere, namentlich Pferde und Hammel, werden geopfert, damit, wie die Tehueltschen meinen, der Tote in der Unterwelt reichliche Nahrungsmittel habe. Alle weniger wertvollen Gegenstände, und dazu noch die Haut, in welche er eingewickelt war, verbrennt man, damit keine Erinnerung an ihn bleibe. Die Frauen weinen und heulen mehrere Tage hintereinander, und geleiten dann die Witwe in die Zelthütte ihrer Verwandten, bei denen sie nun ein Jahr lang bleiben mufs. Während dieser Zeit darf sie keine andere Verbindung eingehen. Ein Übertreten dieses Gebotes würde Todesstrafe nach sich ziehen.

Die Rückkehr von der Jagd ist allemal ein Festtag für die Indianer. Sobald sie wieder daheim sind, veranstalten sie Orgien, und geben sich ihren beiden Hauptleidenschaften hin, dem Genufs geistiger Getränke und dem Spiel. Denn sie sind im höchsten Grade leidenschaftliche Spieler. Jene Stämme, welche mit den Argentinern oder Chilenen in Berührung kommen, haben spanische Karten. Falsche Spieler sind keineswegs selten. Die Tehueltschen verstehen sich vortrefflich darauf, an den Karten Merkmale anzubringen, die kein anderer erkennt. Sie unterscheiden leicht an der Aufsenseite die guten Karten von den schlechten, und der Mann, an welchem die Reihe zu geben ist, wird sich allemal die besten in die Hand spielen. In der Regel besteht der Einsatz des Spieles in ein Paar Steigbügeln oder silbernen Sporen.

Bei dem Tschoëka, einem beliebten Spiele, hat jeder Mann einen an einem Ende gekrümmten Stock. Es ist hergebracht, dafs die Spieler sich den Leib besonders bunt bemalen und das Haar mit einem Zeuglappen in die Höhe binden. Man sucht sich einen Gegner, der eben so viel Einsatz zu bieten hat, und dieser letztere wird bei Seite gelegt. An diesem Spiele nehmen mehrere teil, und sie stellen sich dabei paarweise einander gegenüber. Zwischen je zwei Spieler wird eine kleine Holzkugel gelegt. Nach dieser langen sie mit ihren Stäben und zwar so, dafs der gekrümmte Teil den Boden berührt. Jeder versucht die Kugel oder den Ball an sich heranzuziehen: sobald die Kugel einmal in Bewegung ist, kommt es darauf an, wer sie in der Luft treffen kann. Er giebt ihr entweder einen neuen Schwung mit dem Stock, dessen sie sich so bedienen, wie wir des Ballholzes, oder er trifft sie nach einer andern Seite hin, damit der Gegner sie nicht erreichen kann. Bei diesem Spiel kommt es sehr häufig zu Schlägereien, und die Wilden raufen einander die Haare aus. Auch sind dabei zerbrochene Arme und Beine gar nicht selten. An Kopfbeulen fehlt es gleichfalls nicht, und die Richter, welche die Aufsicht über das Spiel haben, peitschen sehr häufig von ihren Pferden herab auf die Kämpfer los, aber nicht um sie auseinanderzubringen, sondern um sie auf diese seltsame Weise zu neuer Anstrengung zu ermuntern.

Zum Würfelspiel bedienen sie sich acht kleiner viereckiger Knochen, die auf der einen Seite geschwärzt sind. Die beiden Spieler legen ein Fell zwischen sich hin, damit sie die einzelnen Würfel besser fassen können. Dabei wird laut geschrieen, man schlägt oft in die Hände, und einer sucht den anderen zu übertäuben. Wenn die schwarzen Würfel einen Pasch bilden, dann kann der Spieler abermals werfen, so lange bis ungleich kommt: dann beginnt der andere. Man begreift, dafs solches Spiel in alle Ewigkeit fortgesetzt werden kann, aber am Ende werden beide Männer müde und machen ein Ende. Auch dabei kommt in der Regel Streit vor, denn gewöhnlich weigert sich der Verlierende zu zahlen.

Nayas-Indianer.

Mandanen.

Zum Tanze geschmückt (Tag und Nacht).

Flachköpfe.

Boston Public Library.

Von den schier undurchdringlichen Urwäldern und den Pampas Südamerikas wenden wir uns weg nach dem Norden des neuen Kontinents. Die Indianer Nordamerikas sind aus den Gebieten zwischen dem St.-Lorenzstrom, den grofsen kanadischen Seen, dem Mississippi und dem Meere von den Weifsen bis auf die geringen Überreste einzelner Stämme fast ganz verdrängt oder vernichtet worden.

Die Ausrottung der Indianer wird ganz systematisch und geschäftsmäfsig betrieben. In den noch von Indianern durchschweiften Gebieten liegenden Ansiedelungen der Weifsen ernährt man sich vornehmlich vom Verkauf des «Feuerwassers» an den «roten Mann», der, wie die meisten Naturkinder, leidenschaftlich diesem Getränke ergeben ist, welches seine physische Konstitution von Grund aus zerstört. Gehen aber einmal die Geschäfte schlecht, so fängt man wohl auch mit den benachbarten Indianern Streit an, den man bald zu einem Indianerkriege aufzubauschen versteht. Kommt es mit einem solchen vom Zaune gebrochenen Streite einmal wirklich so weit, so haben die Weifsen, welche natürlich die Lieferungen für die Armee zu besorgen haben, das höchste Interesse daran, dafs der Krieg ja nicht zu bald zu Ende gehe, und ihnen damit die gute Gelegenheit zu ausgezeichneten Geschäften voreilig verkümmert werde.

Und das ist eine schwache Seite der von uns sonst hochgeschätzten Amerikaner, eine schwache Seite, die sie freilich mit anderen kolonisierenden Kulturvölkern teilen, ein wunder Punkt, den wir hier rügen möchten, und der auch an anderen Stellen gerügt werden könnte.

Wir fordern von der Civilisation, dafs sie veredelnd auf die Naturkinder wirke, nicht aber zur Devise das schreckliche «Ote-toi, que je m'y mette!» habe. Es ist dies die Kolonisationspolitik der Feigen. Gemeinen: ein edles Volk kolonisiert, indem es den Wilden bildet, erhebt, veredelt, in neue Geistesbahnen lenkt und so aus ihm ein nützliches Glied der Völkerfamilie macht. Wo freilich das Tragen der Kultur als Last betrachtet wird, da mufs man auch die Ausrottung des uncivilisierten Volkes als das beste, ja einzige Mittel betrachten, sich dieser Last zu entledigen: hierdurch aber gewinnen wohl die Völker, welche Träger der Kultur sind, an Raum, aber sie gewinnen ihr keine neuen Kräfte und Säfte, keine neuen Rassen, aus deren Mischung doch wohl die Kulturvölker selbst, wenn auch in unvordenklichen Zeiten, hervorgegangen sind.

Sämtliche Indianer ziehen sich von den Weifsen zurück und verschwinden, eine tiefe Kluft trennt sie von der europäischen Civilisation. Während aber die brasilianische Regierung z. B. bemüht ist, diesen Gang der Auflösung zu verlangsamen, sehen wir umgekehrt in Nordamerika diesen Prozefs beschleunigt. Dort hat man nicht die Geduld und die Zeit, das natürliche Ende des unbequemen Nachbars abzuwarten, der einstigen Herren des Landes, das jetzt keinen Raum für sie hat. Raubtierartig unter einander geführte Fehden tragen nicht wenig zum Untergange der Stämme bei, deren Schicksal besiegelt ist.

Die meisten Indianer auf dem Unionsgebiete haben ihr nomadisches Stammesleben aufgeben müssen und sind infolge dessen der europäischen Kultur, meist zu ihrem Nachteil, näher gerückt. Mit Ausnahme einzelner Reitervölker im Südwesten sind sie in Reservationen eingeschlofsen, in denen sie der Jagd, dem Fischfang oder dem Ackerbau obliegen können, und deren Grenzen von ihnen wie von den Weifsen respektiert werden sollen. Die gröfsten dieser Reservationen liegen im Indianerterritorium, und in Dakotah, wo das abgegrenzte Gebiet der Sioux über 28 000 Indianer umschliefst: keine einzige befindet sich im Osten des Mississippi, dort leben die Indianer zerstreut unter der weifsen Bevölkerung.

Mit Ausnahme der gröfseren Stämme unterscheiden sich die verschiedenen Indianervölker nur durch Benennungen, die entweder auf ihre Wohnorte, Flüsse, Berge und Wälder, oder auf ihre Eigentümlichkeiten Bezug haben. Viele der vormals bedeutenderen Indianerhorden sind heutigentags völlig bis auf ihren Namen verschwunden.

Im äufsersten Nordwesten des Kontinents, an die Eskimo angrenzend, wohnen die Kenaivölker, die sich selbst Thaina, d. i. Menschen nennen. Von ihnen sind die Hundsrippen und die

Hasenindianer, sowie die Gelbmesser die bekanntesten. Die Rotmesser-, Biber-, Straffbogen- und Schaf-Indianer gehören ebenfalls zu den Kenai. Auf die Kenai folgen die Athabasken, deren Gebiet sich von dem Ausfluſs des Mackenzie bis zum 51. Grad n. Br. und vom Yukon bis an die Hudsons-Bai erstreckt, und zu denen die Tschippewäer, Kupferminen- und Bergindianer gehören, und mit denen im Süden als versprengte Teile die Navajos und Apachen eng verwandt sind; die Algonkin, die im Westen zwischen dem Churchill und dem südlichen Arme des Saskatchewan sitzen, im Osten die Gebiete zwischen den Groſsen Seen und der Hudsons-Bai und

Häuptling der Krähenindianer.

den gröſsten Teil der Halbinsel Labrador einnehmen und die Stämme der Krihs (Knistino) Odschibwä, Ottawa, Saulteux, Chiemns, Schwarzfüſse u. s. w. umfassen: die Irokesen im Gebiete der Groſsen Seen, welche vorzüglich durch die Huronen repräsentiert werden: die Dakotah oder Sioux am obern Missouri und im Südosten bis an den Arkansas, zu denen auch die Krähenindianer, Kansas, Osagen, Omahas und Iowas gehören: die Oregonindianer in Oregon und Washington, und der Nordwestküste (Nutka, Koluschen u. a.); die Pahnies zwischen dem oberen Platte, dem Arkansas und den Felsengebirgen mit den Kiowäs, und die isolierten Völker von Kalifornien und den südwestlichen Ländern der Union, wie die Schoschonen, Utah,

Komantschen. Yuma. von denen mehrere südliche Stämme eine Verwandtschaft mit den Indianern Mexikos zeigen.

In den ältesten Zeiten waren fast alle Völker im Osten des Mississippi Ackerbauer: die Verdrängung aus den fruchtbaren Marschen an den Strömen und am Meere hat aber die meisten Indianer Nordamerikas gezwungen. ihren Lebensunterhalt sich durch die Jagd und den Fischfang zu erwerben. Ausgedehnte Landwirtschaft betreiben gegenwärtig besonders die Sioux. Berauschende Getränke. welche neben den Blattern und anderen epidemischen Krankheiten so wesentlich zur Verminderung der Indianer beigetragen. haben sie erst von den Weifsen erhalten. Als narkotisches Mittel wurde allgemein der Tabak benutzt. Die Jägervölker erlegten für ihre Nahrung vorzugsweise Büffel. Hirsche. Rehe und Elentiere. und waren deshalb zu häufigen Wanderungen gezwungen; infolge des Verkehrs mit den Weifsen nahm die Jagd auf Pelztiere einen grofsen Aufschwung. Die Haustiere sind ihnen von den Europäern zugebracht worden. Für die Fischervölker ist der Lachs in den nördlichen und westlichen Strömen von der gröfsten Bedeutung. Das elendeste Leben führen infolge der Abnahme des Wildes mehrere Athabaskenstämme. Die Wohnungen bestehen bei den nomadischen Stämmen aus Zelten (Wigwams). die entweder mit Birkenrinde oder mit Häuten bedeckt sind. Der Wigwam bildet eine Art Halbkugel und gleicht gewissermafsen einem umgestülpten Vogelneste. Im Wigwam gebietet die Hausfrau (Squaw). Sie weist jedem Familiengliede einen Platz zum Sitzen und Schlafen an. welcher ohne ihre ausdrückliche Einwilligung nicht gewechselt werden darf. Dadurch wird Ordnung in einem Gebäude von so beschränktem Raume erhalten: der Mann hat über die innere Einrichtung der Hütte keine Stimme und mafst sich auch nie eine solche an.

Den Boden bedeckt die Squaw gern mit Matten. welche sie aus Binsen und Hanf bereitet. Ihr Hauswesen ist leicht besorgt: sie säet etwas Mais aus und bereitet ganz nach ihrer Bequemlichkeit Häute zu. Unter den Genossen ein und desselben Stammes herrscht insgemein das beste Einvernehmen. Die Gastfreundschaft ist unbegrenzt: der Jäger. der gute Beute heimbringt, ladet allemal seine Freunde zum Schmause, welche Schüssel und Löffel mitzubringen haben.

Die sefshaften Indianer wohnen in Holzhäusern; in den südlichen Küstenlandschaften des Grofsen Ozeans kommen Steinhäuser vor. welche einen ganzen Stamm beherbergen: in den nördlichsten sogar Schneehütten, wie bei den Eskimos.

Die Kriege werden mit List. Tapferkeit und Grausamkeit geführt. Als wertvollste Trophäe gilt die Kopfhaut (Skalp) des Feindes. Der durch die Streitaxt Erlegte sinkt zu Boden; mit der einen Hand packt der Starkmutige (so pflegen sich die Krieger zu nennen) ihm in die Haare, dreht sie dicht zusammen. um die Haut vom Schädel zu trennen. setzt ihm das Knie auf die Brust. zieht mit der andern Hand das Skalpiermesser aus der Scheide. löst die Haut rund um die Stirn los und reifst sie mit den Zähnen ab. Binnen wenigen Minuten ist alles geschehen; die abgezogene Schädelhaut wird über drei Reifen ausgebreitet. an der Sonne getrocknet und mit rotem Ocker eingerieben.

Ehe der Jüngling zum Krieger wird, hat er sich allerlei Ceremonien zu unterwerfen. und während seiner ersten drei Feldzüge manche lästige Bräuche zu beobachten. deren die älteren Krieger überhoben sind. Er mufs stets sein Gesicht schwarz bemalen, eine Kopfbedeckung tragen und den alten Kriegern auf dem Fufse folgen. Nie darf er vor ihnen hergehen; ihm ist verboten, sich den Kopf oder irgend einen anderen Teil des Körpers mit den Fingern zu kratzen, er mufs dazu ein Stückchen Holz nehmen. Seine Geräte und Waffen darf aufser ihm niemand anrühren. Am Tage darf er weder essen noch trinken, noch sich setzen: wenn er einen Augenblick halt macht. um auszuruhen, wendet er sein Antlitz der Heimat zu. damit der grofse Geist erfahre, dafs er wieder in seine Hütte zurückzukehren wünscht. Keinem Indianer kann geboten werden, sich bei einem Kriegszuge zu beteiligen: er ist allemal und unter allen Umständen ein Freiwilliger. Wer den Kriegsgesang anstimmt. den Kriegstanz ausführt und eine Gefolgschaft zusammenbringt,

die sich ihm anschliefst, ist Anführer. Auf dem Lagerplatze, der mit Baumgruppen oder in der Prärie mit kleinen Stäben oder Stangen rings umsteckt wird, hat der Anführer seinen Platz unweit vom Eingange; in seiner Nähe schlafen die alten Krieger; alle ohne Ausnahme liegen so, dafs ihr Gesicht der Heimat zugewandt ist. Nie dürfen zwei auf oder unter derselben Decke ruhen. Während des Zuges setzt der Krieger sich nie auf die nackte Erde; er mufs wenigstens etwas Rasen oder einen Zweig unter sich legen und dahin trachten, dafs ihm nie die Füfse nafs werden. Nie gehen sie auf einem schon betretenen Pfade, wenn sie es irgend vermeiden können. Niemand darf über einen Gegenstand hinwegschreiten, der einem Krieger gehört, z. B. über eine Decke, ein Messer oder eine Streitaxt, auch nicht über die Beine, die Hände oder überhaupt den

Krieger bei der Toilette.

Körper eines liegenden oder sitzenden Mannes. Überhaupt beobachtet der Indianer gerade während eines Kriegszugs eine grofse Menge von Förmlichkeiten. Er setzt auf dem Hinwege den Mund nur an die eine Seite seines Bechers, auf der Heimkehr aber an die andere. Der Anführer sendet junge Krieger voraus, die das Puschkwagummegenaghun bereiten, d. h. einen Fleck Landes von Gras und Gestrüpp reinigen. Auf diesem vollzieht man den Zauber, durch welchen die Stellung des Feindes ausgemittelt wird. Man sticht zu diesem Behufe den Rasen ab, durchwühlt die Erde und bezeichnet den Platz mit kleinen Zweigen. Der Häuptling setzt sich an das Ende, welches dem Lande des Feindes am nächsten liegt, singt und betet, legt an den Rand zwei kleine runde Steine, fleht noch einmal den grofsen Geist an, damit er ihm den rechten Pfad zeige und ruft dann die bedeutendsten Krieger zu sich, mit denen er die Beratungspfeife raucht. Inzwischen sind die Steine herabgefallen und von der Beschaffenheit des Eindrucks, den sie in der weichen Erde zurückgelassen haben, hängt es ab, welche Richtung man einschlägt.

Boston Public Library.

Auf seinen Zügen beobachtet der Indianer sorgfältig den Flug der Raubvögel. Sie gelten ihm für Symbole des Mutes und der Tapferkeit, und Federn aus ihrem Schweif trägt der Krieger als ehrenvolle Auszeichnung. Deshalb spielen diese Vögel in den Kriegsgesängen eine grofse Rolle.

Die Tracht der verschiedenen Stämme ist, wenn auch fast allenthalben so ziemlich dieselbe, doch nicht ohne gewisse Mannigfaltigkeit und gefällt durch ihre Zierlichkeit. Sie tragen zunächst eine Tunika aus zwei Häuten vom Hirsch oder vom Bergschafe gemacht und mit Skalplocken, Glasperlen und Pelzwerk kunstvoll besetzt. Die Beinkleider sind aus Hirschhaut und eng anschliefsend gefertigt, sie werden bisweilen an den Nähten mit Stachelschweinkielen verziert. Die Mokassins oder Schuhe sind von Bockleder und gleich den Beinkleidern ausgeschmückt. Über der einen Schulter und unter dem Arme hindurch tragen sie die Haut eines jungen Büffels, die auf der Fleischseite mit hieroglyphischen Darstellungen der rühmlichen Thaten des Besitzers bemalt ist. Das Gerben der Häute geschieht meist mit dem Gehirn des Rehes, auch mit Gehirn oder Fett von anderen Tieren, mit Baumrinde oder Brei von jungem Mais, und es wird versichert, dafs die Eingeborenen die Behandlung des Leders schon längst besser verstanden, als selbst die Weifsen, da sich das ihrige weniger dehne und der Zerstörung durch die Würmer in geringerem Grade ausgesetzt sei. Soll das Fell so zubereitet werden, dafs das Haar desselben geschont bleibt, so spannen sie es zunächst im Schatten auf, reiben es mit einer Mischung von frischem Büffelharn und Thon ein und erhalten es zwei Tage feucht: dann wird es gereinigt, mit Gehirn eingerieben und ausgewaschen, hierauf ihm mit Kleie eine gröfsere Dichtigkeit gegeben, endlich getrocknet und abgekratzt oder durch Hin- und Herziehen über ein Stück Holz geschmeidigt und im Rauch aufgehängt.

Der Kopfputz ist verschieden: er wird indessen gewöhnlich aus den Federn des Kriegs- oder Kalumetadlers (amerik. Steinadlers, Falco furcatus) oder des Raben, sowie aus Hermelinfell gefertigt und geht zuweilen kammartig bis auf die Kniekehlen herab, was sich sehr malerisch ausnimmt und zugleich eine wertvolle Zierde abgiebt, da jener Ausschmuck selten ist. Das Tätowieren, früher ziemlich allgemein im Gebrauch, hat sich hauptsächlich wohl infolge des Verkehrs mit den Weifsen allmählich verloren.

Die Bewaffnung der Indianer besteht, wo sie nicht im Besitze von Schiefsgewehren sind, in Bogen und Pfeilen, einer Lanze, dem Tomahawk oder der Kriegskeule, einem Schilde und einem Skalpiermesser. Den Bogen wissen sie mit unglaublicher Kraft und Geschicklichkeit zu handhaben. Derselbe wird gewöhnlich aus Eschenholz gemacht, ist selten länger als 1 m und wird mit einer Hirschsehne gespannt. Die Pfeilspitzen sind entweder aus Feuerstein oder Knochen, bisweilen auch aus Stahl, den ihnen die Weifsen liefern. Der Köcher, welcher meist aus Fischotterfell gefertigt wird, enthält nicht selten vergiftete und mit Widerhaken versehene Pfeile für den Krieg, sowie unvergiftete mit Widerhaken für die Jagd. Die Lanze hat eine zweischneidige Spitze von Stahl: ihr Schaft ist von zähem Eschenholze und in Zwischenräumen mit Büscheln von Menschenhaaren oder Adlerfedern besetzt. Die Skalpmesser und Tomahawks werden jetzt den Indianern von den Weifsen geliefert und jährlich zu Tausenden für hohe Preise verkauft.

Die Scheiden für die Messer und die Stiele für die Tomahawks machen sich die Rothäute selbst und verzieren auch diese oft sehr reich. So lange sie noch nicht mit den Weifsen in Verbindung getreten, wissen sie nichts von metallenen Waffen. Sie verfertigen dann ihr Kriegsbeil aus einem Stücke Stein und ihr Messer ist entweder ein spitzer zugeschärfter Knochen, oder es ist ebenfalls von Stein. Auch die Kriegskeule ist von den Weifsen mit einer Stahlklinge versehen worden. Letztere wird in ein 50 cm langes, etwas gekrümmtes, viereckig auslaufendes, mit Messingnägeln verziertes Stück Holz eingefügt. Diese Waffe ist gewöhnlich mit eigentümlichem Schnitzwerke geschmückt. Der Schild endlich wird aus der Halshaut des Büffels gemacht. Will ein junger Krieger sich einen solchen verfertigen, so zündet er ein Feuer an und spannt in geringer Entfernung über demselben die rohe Haut an Stäbchen horizontal aus. Dann tanzen die dazu ein-

geladenen Freunde um das Feuer und rufen den grofsen Geist an, die Schutzwaffe zu segnen. Sowie sich die Haut erwärmt, wird ein Leim, aus Büffelhufen gesotten, darauf gerieben. Allmählich zieht sie sich zusammen, wird aber fortwährend straff gehalten, bis sie die gehörige Dicke und Härte erlangt hat. Sobald die Haut abgekühlt ist, giebt man ihr die Schildform und bemalt sie mit dem Totem oder Wappen dessen, der den Schild führen soll. Diese Schilde sind aufserordentlich stark und für Pfeile undurchdringlich, ja selbst Flintenkugeln prallen ab, wenn der Schild schief gehalten wird, worin die Indianer grofse Gewandtheit zeigen.

Der freie Sohn der Prärie ist ein Sklave seiner abergläubischen Anschauungen. Die Religion bestimmt und beherrscht sein ganzes Leben; sie erscheint als eigentümliches Gemisch von Vorstellungen, Lehren, guten, schlechten und sonderbaren Gebräuchen.

Im Wigwam.

In seinen religiösen Vorstellungen finden sich sehr verschiedene Elemente. So ist der Sonnendienst fast allen amerikanischen Völkern eigentümlich, ebenso der Glaube an Gespenster, der Fetischdienst, die Zauber- und Arzeneikünste, ausgeübt von einer Art Priesterzunft. Da der grofse Geist als Schöpfer der Welt gedacht wird, so vermuthet man, dafs mit der Verehrung der Sonne den amerikanischen Rothäuten der Glaube an einen Schöpfer überliefert worden sei. Der grofse Geist aber wird nicht blofs als Sonnengott verehrt, sondern auch als Tier. Oft ist es ein Vogel, der durch den Flügelschlag den Donner erzeugt, und der vom Meeresboden das feste Land heraufholt, bald vernimmt man im Donner das Krähen eines wälschen Hahns; dann wieder glaubt der Indianer — ein merkwürdiges Zusammentreffen mit Hinduvorstellungen — die Erde ruhe auf einer Schildkröte, welche durch ihre Bewegungen die Erdbeben verursache. Fast alle Rothäute geben dem grofsen Geiste den Namen des «grofsen Hasen», weil der Hase für sie das Symbol der Fruchtbarkeit ist.

Boston Public Library.

Die Minnitaries und alle anderen Indianerstämme wohnten anfangs in dem Innern der Erde. Der Grofse Geist hatte sie dort untergebracht, weil er oben noch nicht alles für sie eingerichtet hatte. Im Innern der Erde lebten sie wie die Maulwürfe in einer grofsen Höhle, und nur sehr wenige hatten Menschengestalt. Die Paukunawkuts waren Hasen, die Delawaren Schildkröten und die Tuskaroras, Sioux und andere waren Klapperschlangen: aber die Minnitaries waren immer Menschen, und die ihnen angewiesenen Höhlenwohnungen befanden sich in der Nähe der Schneegebirge. Sie wurden durch die Sonnenstrahlen, welche durch die zahlreichen Felsspalten drangen, erleuchtet, währenddem die Wohnplätze der anderen Stämme gänzlich in Dunkel gehüllt waren. Ihr Leben war eintönig und traurig, da sie aber von keinem besseren Zustande wufsten, so waren sie zufrieden und freuten sich ihres Daseins, so gut es ging. Sie hatten keine Kleider und starben so nackt, wie sie geboren wurden. Sie afsen Schlangen, Würmer und Maulwürfe und zuweilen auch Fledermäuse, die sich durch die Felsspalten zu ihnen verirrten. Als diese Tiere selten wurden, nahmen sie, um den Hunger zu stillen, ihre Zuflucht zu Sand und Erde, und wurden dadurch so schwach, und mit ihrer unglücklichen Lage so unzufrieden, dafs sie jedesmal Klagelieder anstimmten, wenn ein Kind geboren ward, und sich laut freuten, wenn jemand starb.

Nun waren unter den Minnitaries zwei Knaben, die sich seit ihrer frühesten Kindheit durch erstaunliche Klugheit und grofsen Scharfsinn ausgezeichnet hatten. Dieselben fragten einst ihre Eltern, woher die hellen Strahlen und die Wurzeln der grofsen Weinstöcke kämen: ihr Vater sagte, er wisse es nicht, und die Mutter lächelte über diese alberne Frage. Darauf fragten sie die Medizinmänner, aber diese wufsten es auch nicht genau und meinten, jene Strahlen seien die Augen eines grofsen Wolfes. Auch die Schildkröten hatten auf diese Frage keine Antwort und ebenso die meisten anderen Tierindianer. Nur der Häuptling der Klapperschlangen sagte, er wisse es; doch ehe sie sich verbindlich machten, den Frieden zwischen ihrem und seinem Stamme dauernd herzustellen, wolle er es nicht mitteilen. Darauf gingen denn die beiden Knaben auch ein, und der Klapperschlangenhäuptling erzählte, dafs oben noch eine andere, und zwar eine viel schönere Welt sei, die sie erreichen könnten, wenn sie an der Wurzel des Weinstockes emporkletterten.

Bald danach vermifste man die beiden Knaben. Niemand wufste, wo sie hingegangen waren, und ein Medizinmann sagte, er habe sie im Traume als Bewohner des Geisterlandes gesehen.

Nach einigen Tagen kehrten sie jedoch zum Erstaunen Aller wieder zurück. Sie tanzten und sangen, und sahen so grofs, blühend und wohlgenährt aus, dafs ihre Eltern sie kaum noch erkannten. Sie traten so fest und männlich auf, dafs die ganze Höhle unter ihren Tritten erdröhnte. Ihr Körper war mit einem Stoffe bedeckt, den die Minnitaries nie gesehen hatten, nämlich mit Tierfellen, und jeder trug ein Bündel schmackhafter Trauben und fetten Wildes.

«Als wir», so erzählten sie, «bis an das Ende der Felsspalte geklettert waren, befanden wir uns plötzlich in einem Lande, wo alles Licht und Schönheit war. Ein grofser Feuerball — derselbe, dessen Strahlen unsere Höhle erleuchten — verbreitete angenehme Wärme, und rings umher war alles mit grünem Grase und süfs duftenden Blumen bedeckt. In den Wäldern sangen Vögel von blendender Farbenpracht, und in den klaren Gewässern regten sich unzählige Fische. Grofse Herden wilder Tiere, Bison genannt, durchzogen die Ebenen. Die Bewohner dieses Landes, welche viel schöner und stärker als wir sind, gaben uns Pfeil und Bogen und lehrten uns, wie man diese Tiere, deren Fleisch so schmackhaft und nahrhaft ist, schiefsen kann.»

Die Indianer freuten sich ob dieser angenehmen Nachricht ungemein, afsen von dem Fleische und den Weintrauben und beschlossen, ihre traurige Wohnung zu verlassen. Nur der Dachs und der Maulwurf hatten keine Lust dazu und sagten, sie wollten auch da sterben, wo ihnen der Grofse Geist das Leben gegeben habe. Das Kaninchen wollte abwechselnd über und unter der Erde wohnen, und die Klapperschlange und Schildkröte baten sich aus, wenigstens den Winter in einer Höhle verbringen zu dürfen.

Ein Indianerdorf.

Boston Public Library.

Darauf begannen alle Weiber. Kinder und Männer der Minnitaries den Weinstock hinaufzuklettern. Die Hälfte davon hatte bereits die Oberfläche der Erde erreicht. als sich ein unverhofftes Unglück ereignete. Es befand sich nämlich ein sehr dicker Mann unter ihnen. der so viel wog. wie sechs andere. Als dieser den anderen nachklettern wollte. zerriſs die Wurzel des Weinstocks. und der Dicke muſste mit dem Rest des Stammes in der Unterwelt zurückbleiben.

Die Schildkröte. welche sehr stark ist. da sie von der «Groſsen Schildkröte». welche die Erde trägt. abstammt. fand leicht einen anderen Ausgang. aber die Monseys oder Wölfe. die unter dem Onondogasee wohnen. hatten schon mit gröſseren Schwierigkeiten zu kämpfen. doch gelang es endlich dem ältesten auch. sich durch ein Loch hinauszuarbeiten. Derselbe fing gleich einen Hirsch und warf ihn seinen Brüdern hinunter. Diese aſsen ihn und fanden sich dadurch so gestärkt. daſs sie ebenfalls hinausklettern konnten. Auch die Truthähne kletterten durch dieselbe Öffnung und später auch noch die Mengweys.

Bald darnach schlossen die Stämme der Schildkröten. der Wölfe und der Truthähne ein Bündnis ab. um die mächtigen und grausamen Bären zu bekriegen. Jene verbanden sich wieder mit den Klapperschlangen: doch dauerte dieser Vertrag nicht lange. da eine derselben zur Zeit. als die Groſsmesser (Engländer) ins Land kamen. einen Indianer biſs. den sie irrtümlich für einen Weiſsen angesehen hatte.

Als sich die Minnitaries häuslich eingerichtet hatten. erschienen eines Tages merkwürdige Menschen. die oben Menschen- und unten Tiergestalt hatten. Es gelang ihnen. eins dieser Geschöpfe zu schieſsen. worauf die anderen wegliefen. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus. daſs der Mann auf das vierbeinige Tier nicht festgewachsen war. Da letzteres nur leicht verwundet war. genas es bald wieder: von ihm stammen die Pferde der Minnitaries ab.

Die Tschippewäer wohnten anfänglich im Himmel. Da lieſs einst der Groſse Geist ein Paar von ihnen in Krähengestalt auf die Erde fliegen: diese beiden flogen durch die ganze Welt. kosteten das Fleisch des Büffels. des Bären. des Bibers. des Hirsches u. s. w.. nahmen aber am Geschmacke wahr. daſs jene Tiere im Laufe der Zeit aussterben würden. weshalb sie sich auch nicht in den von denselben bewohnten Ländern niederlieſsen. Nachdem sie lange auf der Erde herumgeflogen waren. kamen sie an die Stromschnellen bei Sault St. Marie am Lake Superior. kosteten das Fleisch der Fische daselbst und fanden aus. daſs dieselben nie abnehmen würden. An der Stelle. wo jetzt das Fort steht. lieſsen sie sich nieder. und als sie mit ihren Füſsen die Erde berührten. wurde plötzlich ein Menschenpaar daraus.

In den eisigen Gegenden des Nordens. weit hinter dem Lande. wo jetzt die Jagdgründe der Schlangen- und Kupferminenindianer sind. wohnte zur Zeit. als sonst gar keine menschlichen Wesen existierten. eine Frau. welche die Mutter der Welt ward. Sie war nach der Erzählung der alten Medizinmänner klein und reichte einer Jungfrau kaum bis an die Schultern: aber sie war sehr schön und klug. Ob sie gutmütiger oder zänkischer Natur war. ist unbekannt geblieben: denn sie hatte keinen Mann und sonst war auch niemand in ihrer Nähe. der sie hätte ärgern oder ihre Geduld auf die Probe stellen können. Sie brauchte nicht. wie die jetzigen Indianerinnen. schwere Büffel in die Hütte zu schleppen oder im eiskalten Wasser herumzuwaten und Fische zu speeren. während ihr fauler Herr Gemahl ruhig beim Wigwamfeuer saſs und behaglich seine Pfeife rauchte. Sie hatte nur für sich selber zu sorgen. und das war keine schwere Arbeit. denn die Lebensmittel wuchsen so reichlich in ihrer Nähe. daſs sie sich spielend Vorrat für den Winter einlegen konnte.

Obgleich sie mutterseelenallein war. war sie doch glücklich. Im Sommer beobachtete sie das Wachstum der süſsen Beeren. die ihre Lieblingsfrucht waren. und freute sich zur Zeit der Reife wie eine Mutter über das Lächeln ihres erstgeborenen Kindes. Eines Tages. als sie wieder ausgegangen war. Beeren zu pflücken. sah sie plötzlich ein merkwürdiges vierbeiniges Geschöpf neben sich. das alle ihre Fragen mit drei unverständlichen Wörtern: «bau. wau. bau!» beantwortete.

Wollte es vielleicht Beeren? Nein, denn es wies die saftigsten ohne Dank zurück. Wollte es sich vielleicht nur, wie sie, der stattlichen Tannen und der farbenreichen Blumen erfreuen? Sie wufste es nicht und liefs es deshalb allein und ging in ihre Höhle zurück.

Kaum hatte sie sich auf ihrem Lager von trockenem Laube niedergelassen, als jenes Tier hereinkam und sich zu ihren Füfsen niederliefs. Allmählich schlief es ein, und die Mutter der

Yute-Indianer.

Welt that dasselbe. Darauf stieg der Manito der Träume zu ihr hernieder und zeigte ihr erstaunliche Dinge. Sie träumte, die Sonne sei hinter den Bergen zur Ruhe gegangen und es sei Nacht. Die Zwergweide senkte ihr Haupt unter schwerem Thränentau und der Löwenzahn bedeckte seine Blüte mit einem braunen Schleier. Sie träumte so lebhaft, dafs sie glaubte, sie sei wach, und dafs alles, was sie sähe, ihre eigene Umgebung, ihre Höhle, Beeren, Blumen und Bäume seien. Doch vor ihrem Lager stand auf dem Platze, den der Hund vorher eingenommen

Boston Public Library.

hatte, eine Gestalt, die der ähnlich sah, die sie häufig auf dem Wasserspiegel bemerkt hatte, wenn sie sich in der heifsen Jahreszeit am Ufer abzukühlen pflegte. Sie war gröfser als sie und ihr Blick wild und trotzig. Die Frau zitterte vor Furcht zum ersten Mal in ihrem Leben, und ein unbekanntes Gefühl stahl sich in ihre Brust. Sie wandte die Augen kurze Zeit von dem Phantom ab, dann aber sah sie dasselbe wieder an und wünschte nicht, dafs es verschwinde. Die fremde Gestalt lächelte, und die Gedanken der Frau wurden verwirrt. Als die Sonne durch die Felsspalte der Höhle erschien, erwachte sie: das Traumbild war verschwunden und an seiner Stelle lag das vierbeinige Tier mit dem eintönigen «Bau, wau!»

So verstrichen vier Monate. Die liebliche Traumgestalt kam jedesmal mit dem Einbruch der Nacht wieder vor ihr Lager und verliefs es mit den ersten Sonnenstrahlen. Dann kam der Hund und blieb den ganzen Tag über an ihrer Seite. Mit der Zeit ging eine merkwürdige Veränderung mit der Frau vor. Die saftigsten Beeren liefs sie unangerührt stehen, und an ihrer Schwester, der Rose, ging sie ohne zu grüfsen vorbei.

Ruhelos und rastlos wanderte sie fort in ein einsames Thal, um dort ihren verlorenen Frieden zu beweinen und des vermifsten Freundes zu gedenken. Plötzlich verdunkelte sich der Himmel, und eine Gestalt, ähnlich der, die sie im Traume gesehen hatte, aber ungleich gröfser, näherte sich ihr von Osten. Der Kopf des Fremden war mit Wolken bekränzt, sein Haar streifte die höchsten Bergesgipfel, und seine Augen waren gröfser als das rote Auge des Tages. Wenn er zu dem furchtsamen Hunde sprach, klang seine Stimme rauh und donnerähnlich; mit der traurigen Frau redete er jedoch liebevoll und leise. Sie machte ihm Mitteilung von den Erscheinungen ihrer Träume und fragte, warum sie sich seit einigen Monaten so verändert habe und keine Freude mehr an Dingen finde, die doch früher ihre einzige Wonne gewesen seien.

Darauf erwiderte der Mächtige, dafs das, was sie scheinbar geträumt habe, Wahrheit gewesen sei. «Dem Hunde», fuhr er fort, der jetzt an Deiner Seite steht, ist vom Grofsen Geiste die Macht verliehen worden, mit dem Anbruch der Nacht Mannsgestalt anzunehmen, in welcher er die Widerwärtigkeiten und Unannehmlichkeiten des Lebens durch Mut und Tapferkeit bekämpfen kann, während Du Zuflucht zur Milde und Liebenswürdigkeit nehmen mufst. Er ist gerade das Gegenteil von Dir, und Dein jetziger Zustand, der Deine Wangen mit Thränen näfst, ist nur in dem Umgang mit ihm zu suchen. Du wirst bald von zwei Kindern entbunden werden; dieselben mufst Du sorgfältig pflegen und mit der Milch Deiner Brust ernähren, denn aus ihnen wird ein grofses Geschlecht entstehen, dem ich bereits die Erde wohnlich eingerichtet habe.»

Bis jetzt war die Erde eine rauhe, formlose Masse gewesen, jener Starke aber hatte die hohen Felsen abgebrochen und damit die tiefen Schluchten ausgefüllt; die Schneeberge hatte er in brennende Abgründe geworfen und jedem See und Flufs sein bestimmtes Bett angewiesen.

Als er seine Rede geendet hatte, ergriff er den Hund mit beiden Händen und zerrifs ihn trotz der jammernden Bitten der Frau in unzählige Stücke und streute dieselben über die ganze Erde. Die Eingeweide warf er ins Wasser und gebot ihnen, sich in Fische zu verwandeln, was sie auch augenblicklich thaten. Das Fleisch, das aufs Land fiel, ward zu Hirschen, Bären, Wölfen, Füchsen und wilden Katzen. Die Haare des Hundes, welche der Starke in die Luft blies, verwandelten sich in Adler, Möven, Enten und Falken.

Als er so Erde, Luft und Wasser mit lebenden Tieren gefüllt hatte, rief er die Frau und deren Kinder zu sich und sagte, dafs er dies alles für sie geschaffen habe, und dafs sie nun nach Herzenslust jagen und fischen sollten, worauf er verschwand und nie mehr zurückkehrte.

Die Kinder der Frau hatten dunkelrote Farbe und wurden die Stammeltern der sogenannten Hundsrippennation und somit der ganzen indianischen Rasse. Auch die weifsen Männer stammen von den Hundsrippenindianern ab. Ein Jäger hatte einst eine Biberfalle gestohlen und war dabei erwischt worden. Der plötzliche Schrecken machte ihn so blafs, dafs sich diese Farbe auf seine Kinder bis auf den heutigen Tag fortgeerbt hat.

Der Indianer thut nichts, ohne sich seiner Abhängigkeit von einer höheren Macht zu erinnern; er beginnt Krieg, schliefst Frieden, und geht auf die Jagd unter religiösen Feierlichkeiten. In jeder Kraft ist der grofse Geist thätig. In dem Schiefsgewehr, welches Feuer giebt, im Räderwerk der Uhr, im Vogel, im Fisch, im Bären und Büffel verehrt der rote Mann Geister, aber

Pahnies.

nicht im Menschen; nur das, was er nicht näher kennt, und nicht ergründen kann, was ihm geheimnisvoll erscheint, hat Anspruch auf seine Verehrung. Das Wort Geheimnis, oder, wie der Indianer sagt, Medizin, spielt daher bei ihm eine grofse Rolle; alles, was er nicht begreifen kann, nennt er «grofse Medizin».

Staunend lauscht er dem Weifsen, der als Pelzjäger oder Händler seine Dörfer berührt, wenn dieser von den «Blafsgesichtern» des Ostens spricht; doch sein kindlicher Verstand kann

Boston Public Library.

die Wunder unserer Zustände nicht begreifen und «lügen wie ein weifser Mann» ist ein indianisches Sprichwort.

Der namentlich in Mexiko und Peru weit verbreitete Gebrauch von Knotenschnüren als Erinnerungszeichen, findet sich auch bei den nordamerikanischen Stämmen; der Wampum war unter ihnen allgemein gebräuchlich. Die Delawaren zogen jedes Jahr eine Glaskugel oder eine Muschel auf eine besonders dazu bestimmte Schnur. Manche Stämme tauschten mit einander Gürtel aus, welche zum Zeichen der Erinnerung auf die beim Abschlufs von Verträgen gehaltenen Reden und die einzelnen Bestimmungen deuteten, über welche man sich geeinigt hatte. Bei den Huronen und Irokesen waren dergleichen Gürtel zugleich öffentliche Urkunden. Die einzelnen Glas- oder Muschelperlen, welche auf dieselben gezogen wurden, hatten verschiedene Farbe, und waren in solcher Weise durchbohrt und nebeneinander gefügt, dafs sie eine Menge von Figuren und Zeichen bildeten, auf deren Bedeutung sich die Männer verstanden, welchen man diese Wampumgürtel zum Aufbewahren anvertraut hatte. Die einzelnen Farben hatten jede eine besondere Bedeutung. Braun oder dunkelviolett ward am höchsten geschätzt, man benutzte dasselbe zur Bezeichnung sehr wichtiger Vorgänge; weifs war die Farbe des Friedens; rot bedeutete Krieg. Wer einen andern vor einer herannahenden Gefahr warnen oder ihm eindringliche Vorstellungen machen wollte, übersandte ihm einen schwarzen Wampumgürtel; ein roter Gürtel mit der Figur einer Streitaxt in Weifs war eine Kriegserklärung; ein schwarzer Gürtel mit zwei zusammengelegten weifsen Händen bedeutete Frieden. Die Indianer betrachten noch heute dergleichen Wampums als öffentliche Urkunden, welche man von Zeit zu Zeit öffentlich in Gegenwart der jungen Männer des Stammes erklärt und erläutert, damit deren Inhalt von ihnen nicht vergessen werde.

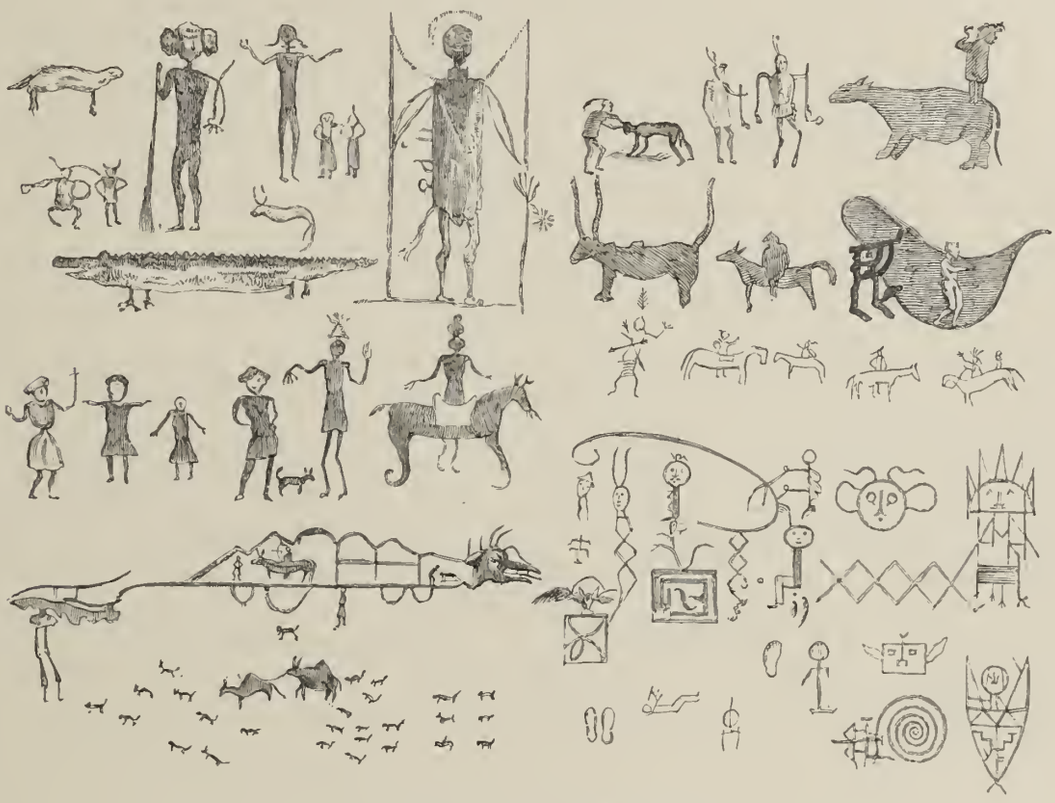
Von eigentlicher Schrift besafsen sie vor ihrer Bekanntschaft mit den Europäern keine Vorstellung und sahen die Mitteilung durch sie als eine Art Zauberei an; doch verstanden sie durch Bilder auf einem Stück Birkenrinde oder auf einer Büffelhaut, die sie aufstellten oder einander zuschickten, sich Nachricht zu geben, und Reisenachrichten, Kriegszüge und deren Erfolge, Heldenthaten einzelner und dergleichen Vorkommnisse allgemein verständlich mitzuteilen. Die Bemalung der Festkleider, der Schilde, der Hütten, brachte die Thaten ihrer Eigentümer zur Anschauung. Auch die Pfosten, welche auf Gräbern errichtet wurden, schmückte man häufig mit Bildern, welche den Zweck einer Grabschrift erfüllten.

Diese Bilderschrift war selbstverständlich zur Aufbewahrung historischer Traditionen oder von Vertragsbestimmungen, wie überhaupt aller Nachrichten, für welche eine möglichst wortgetreue Überlieferung erfordert wurde, mehr als unzureichend, doch kam man über sie nicht hinaus. Man bemühte sich nur mit ihr dem Gedächtnis möglichst zu Hilfe zu kommen, indem man eine Reihe von Bildern als mnemonische Zeichen benutzte, welche eine auswendig gelernte Geschichte, eine Legende, oder einen memorierten Gesang successiv zu reproduzieren veranlafsten. Dadurch ward die Malerei eine Art von Geheimschrift, die nur den Eingeweihten verständlich war; aber deshalb fand man sie vorzüglich brauchbar für die Mysterien des religiösen Kultus, der Zauberei, der geheimen Gesellschaften und für alles, was die Künste der Ärzte, Wunderthäter und Propheten betraf, und bediente sich ihrer vorzüglich für diese Zwecke. Text und Melodie wurden auswendig gelernt, und bei der Recitation des Gesanges eine Bildertafel als mnemonisches Hilfsmittel benutzt. Wie dies geschah, ist leicht ersichtlich aus einer Darstellung der Sprüche Salomonis 30 Vers 24—32. Dort heifst es bekanntlich: «Vier sind klein auf Erden und klüger denn die Weisen: die Ameisen, ein schwaches Volk, dennoch schaffen sie im Sommer ihre Speise; Kaninchen, ein schwaches Volk, dennoch legt es sein Haus in den Felsen: Heuschrecken haben keinen König, dennoch gehen sie aus ganz mit Haufen: die Spinne wirkt mit ihren Händen und ist in der Könige Schlössern. Dreierlei haben einen feinen Gang, und das vierte geht wohl: der Löwe mächtig unter den Tieren und kehrt nicht um vor jemand; ein Widder, und ein König,

wider den sich niemand darf legen. Hast Du genarret und zu hoch gefahren, und Böses vorgehabt, so lege die Hand auf das Maul.»

Die zu dieser Stelle gehörigen Bilder sind: eine Ameise, ein Kaninchen, eine Heuschrecke, eine Spinne, ein Flufs als Symbol der Bewegung, ein Windhund, Widder und König, ein Mann, der wie ein Narr die Hände ausstreckt, um den Himmel zu fassen.

Diese Geheimschrift in Bildern läfst sich aufserdem auch deshalb von keinem Uneingeweihten enträtseln, weil viele der gebrauchten Bilder sich auf nur von wenigen gekannte Mysterien beziehen, und jedenfalls eine blofs symbolische Bedeutung haben. Wohl nur selten waren sie so leicht zu entdecken wie der Sinn der Linien, welche in einer gemalten Bittschrift der Tschippewäer die Augen und Herzen der Tiere verbinden: diese sollten nämlich die Einheit der Ansicht und der Gesinnung bezeichnen, welche unter den sämtlichen an jener Gesandtschaft beteiligten Völkern herrschte,



Bilderschrift der Indianer Nordamerikas.

deren jedes durch sein Tiersymbol (Totem) dargestellt ist. Bei Beurteilung solcher indianischer Bilderschriften auf die Echtheit oder Unechtheit ist grofse Vorsicht nötig, sonst kann es noch anderen gelehrten Herren ergehen, wie vor einigen Jahren dem französischen Abbé Domenech, welcher das «Schmierbuch eines deutschen Hinterwäldlerjungen in Kanada» für indianische Bilderschrift ausgab und daran die tiefsinnigsten Erörterungen knüpfte. Er belud sich dadurch mit unsterblicher Lächerlichkeit, und nicht minder that es der französische Minister Walewski, welcher aus dem Kommentar zu jenem «Schmierbuche» die Folgerung zog, dafs Frankreich mit Bezug auf die ernste Wissenschaft und den Scharfsinn seiner Gelehrten «an der Spitze der Civilisation und des Menschengeschlechts marschiere!»

Die Vorstellung vom Paradiese ist der Lage, den Neigungen, den Bedürfnissen, Wünschen und Gedanken der einzelnen Völkerstämme entsprechend, aber allemal von durchaus sinnlicher

Beschaffenheit. Der Gute wird für seine guten Thaten belohnt, der Schlechte wird von den Freuden des Paradieses ausgeschlossen. An eine Auferstehung glaubten die Indianer nicht; auch scheint in den Ansichten von einer Wiedervergeltung europäische Zuthat enthalten zu sein. Die Heimat der Seligen liegt nach Südwesten hin und Einzelnen verleiht der grofse Geist die Gnade den Pfad zum Paradiese schon bei Lebzeiten zu wandeln. Zu dem fernen Lande führt der Geisterpfad (die Milchstrafse). Ehe aber die Seelen der Abgeschiedenen zu den glückseligen Inseln gelangen, auf welchen die Dörfer der Gestorbenen liegen, müssen sie sich grofser Mühsal unterziehen; sie haben in steinernen Nachen über breite und reifsende Ströme zu setzen, grundlose Schluchten auf dem schlüpfrigen Rücken einer ungeheueren Schlange zu überschreiten, und auf einem schwachen Baumstamme über einen andern tiefen und breiten Flufs zu gehen, — ein um so gefährlicheres Wagnis, da jene schmale Brücke unaufhörlich schwankt. Wer in den Abgrund stürzt, wird flugs in einen Fisch, oder eine Schildkröte verwandelt. Und wer hinüber gelangt, ist deshalb noch nicht aller Gefahren überhoben. Denn am Ufer fallen Hunde von riesenhafter Gestalt den kühnen Ankömmling an, der vielleicht in den Hütten seiner Verwandten kalt und gleichgiltig empfangen wird. Doch pflegen sich letztere meist um ihn zu drängen, und, wie die Schatten in der Odyssee, nach Neuigkeiten aus der Erdenwelt zu fragen. Die Dörfer der Seligen sind so grofs und ausgedehnt, wie man sie auf Erden niemals findet, und die Bewohner tanzen den Medizintanz, jagen, fischen und rauchen in ungestörtem Glück.

Die Furcht, ihren Liebling allein auf diesen gefahrvollen Weg nach dem Paradiese zu senden, giebt den zärtlichen Müttern der Sioux Veranlassung zu einem rührenden Gebrauche. Wenn ein Säugling stirbt, so wird sein Leichnam begraben, den Platz in der Wiege aber füllt die Mutter mit einem Bündel schwarzer Federn und dergl. aus. Sie glaubt, die Seele halte sich so lange in den Federn auf, bis sie alt genug ist, um die gefährliche Wanderung zu wagen. So wartet und pflegt sie singend und wiegend noch immer ihre Federpuppe, und trägt dieselbe auch Hunderte von Meilen weit bei den Zügen ihres Stammes mit zärtlicher Sorgfalt in der über die Schultern hängenden Wiege umher, bis sie die rechte Zeit gekommen meint.

Ein armer Delaware-Indianer suchte den Weg zum Meister des Lebens. Als er lange gefastet hatte und ihm allerlei Traumgestalten erschienen waren, genofs er endlich die hohe Gnade, die betreffende Richtung angedeutet zu bekommen. Schnell machte er sich marschfertig, nahm sein Jagd- und Kochgerät und ging ab. Er irrte lange Zeit umher, ohne jedoch das Gewünschte zu finden. Endlich, am Abend des achten Tages, bemerkte er vor sich drei grofse weifse Pfade im Walde, die ihm immer heller entgegen leuchteten, je dunkler es sonst ringsum ward. Er liefs sein halbfertiges Abendessen stehen und wählte den breitesten Gang. Als er einige Schritte gegangen war, gebot ihm eine aus der Erde hervorschiefsende Flamme plötzlich Halt. Der Indianer versuchte hierauf den zweiten Pfad, auf welchem ihm dasselbe passierte. Auf dem dritten Pfade, den er endlich betrat, ging er einen ganzen Tag lang unbelästigt fort und kam zuletzt an einen grofsen blendend weifsen Berg. Weil derselbe zu steil war, so dachte er, ihn zu umgehen. Da erschien ihm auf einmal eine ganz in Weifs gekleidete wunderschöne Frau und sagte zu ihm: «Wie konntest Du nur denken, so beladen wie Du bist, jenen steilen Berg zu erklimmen? Gehe dort unten an das klare Flüfschen, wirf Pfeil, Bogen und alles, was Du sonst noch bei Dir hast, hinein, bade Dich und komme wieder hierher, dann will ich Dir weiteren Rat geben.» Er that, wie ihm befohlen, und trat verzagten Herzens wieder zu der himmlischen Frau. Die bedeutete ihm nun, dafs er seine mühevolle Reise nur mit einer Hand und mit einem Fufse fortsetzen dürfe. — Mit beinahe übermenschlicher Anstrengung erkletterte er nun den Gipfel und sah eine grofse blühende Ebene vor sich, auf welcher drei Dörfer standen. Er nahm seinen Weg ins gröfste derselben, aus dem ihm ein stattlicher Mann entgegenkam und ihn hineinführte. Dort hiefs er ihn niedersitzen und sprach: «Siehe, ich bin der Herr des Himmels und der Erde, der Bäume, Flüsse, Seen, Winde und aller anderen Dinge! Ich bin der Erschaffer

und Erhalter der Menschheit, und weil ich dies bin, müssen sich die Völker auch nach meinen Geboten richten. Das Land, das Ihr bewohnt und das Euch und Euren Familien den Unterhalt liefert, habe ich nur für Euch geschaffen — für Euch und niemand anders! — Warum duldet Ihr denn den weifsen Mann unter Euch? Der weifse Mann wird Euch verdrängen und der Wald wird bald kein Wild mehr für Euch haben! Meine Kinder, Ihr habt die heiligen Sitten Eurer Vorfahren vergessen und das Angedenken Eurer Vorväter beschimpft. Warum kleidet Ihr Euch nicht mehr wie früher in Häute, und braucht den Pfeil und Bogen und die Lanze mit der Steinspitze? Jetzt habt Ihr Flinten, Messer, Kessel und grofse Decken — Dinge, die Euch zu Vasallen der Blafsgesichter gemacht haben: wahrlich, man kennt Euch nicht mehr! Und was nun das Allerschlimmste ist: Ihr trinkt sogar das Feuerwasser des weifsen Mannes, das Euch zu Narren macht. Darum schleudert diese Dinge weg und lebt, wie es Eure Vorväter thaten! Die Engländer, jene tollen Hunde in roten Kleidern, sind gekommen, Euch Eurer Jagdgründe zu berauben und das Wild wegzuschiefsen; auf diese müfst Ihr Eure Geschosse richten und für sie Skalpmesser und Tomahawk schärfen! Vertilgt sie auf immer von der Erde, auf dafs Ihr wieder glücklich und zufrieden werdet! Ganz anders ist es mit den Kindern des grofsen französischen Vaters; diese sind nicht wie die Engländer, diese sind Eure Brüder, die Euch lieben und achten und auch mich anbeten!» Darauf gab ihm der Meister des Lebens noch mannigfache Lehren über Sitten und Religion: Keiner solle Vielweiberei treiben und keiner solle auf die Reden der Medizinmänner hören, welche teuflischen Ursprungs seien. Zum Abschied erhielt der Indianer noch einen Stock, auf welchem in Hieroglyphen ein Gebet aufgezeichnet war, von dem er Abschriften an alle Bruderstämme schicken sollte. Als er darauf wieder anf der Erde ankam, machte er das Abenteuer, welches er im Himmel gehabt hatte, allenthalben bekannt.

Beginnt der Knabe ins Alter der Mannbarkeit zu treten, so sucht er vor allem zuerst zu erforschen, unter welcher Gestalt der grofse Geist ihm wohl speziellen Schutz für sein Leben zusagen werde. Er geht in die Einsamkeit des Waldes und fastet, bis er durch Hunger und Anstrengungen in einen überreizten Zustand gerät, der seine Phantasie steigert und seine Träume ihm als Visionen erscheinen läfst. Dasjenige Tier, welches er dann im Traume zuerst erblickt, ist es, das ihm der grofse Geist zum Talisman bezeichnet. Er geniefst beim Erwachen keine Speise, stärkt sich nicht und ruht nicht eher, bis er das bezeichnete Geschöpf erjagt und das abgezogene Fell desselben in seinen Medizinbeutel umgewandelt hat. Ein solcher Beutel wird nach dem Geschmacke des Verfertigers auf die mannigfaltigste Weise verziert. Er ist dem Indianer um keinen Preis feil: wer sich von ihm trennt, würde bei seinem Stamm mit ewiger Schande gebrandmarkt werden; auch läfst der Aberglaube des Indianers dies schon nicht zu, da er ihn als Geschenk des grofsen Geistes betrachtet.

Alle Stämme haben ihre Ärzte, oder vielmehr ihre Zauberer, die sie im Besitze von Kenntnissen über die Wirksamkeit dieser oder jener Naturgeheimnisse glauben, und welche als Krankheitsbeschwörer oder als Medizinmänner grofsen Einfluſs ausüben. Doch der Mann der Arznei ist auch im Gefechte stets voran und schlägt sich gewöhnlich mit am tapfersten. Wenn er zu einem Kranken gerufen wird, verordnet er zuerst Wurzeln und Kräuter, von denen verschiedene Spezies bei der Hand sind: helfen diese nichts, so schreitet er zur Anwendung des letzten Mittels, nämlich zur «Medizin», oder zu dem Geheimnisse. Wenn er dann zu diesem Zwecke dem Kranken den letzten Besuch abstattet, so zieht er einen auf die wunderlichste Weise zusammengesetzten Anzug an, tanzt um den Leidenden herum unter eintönigen Gesängen, in der Hoffnung, durch Zauberei die Genesung herbeizuführen.

Jener Anzug des Medizinmannes ist das wunderlichste Gemisch von Gegenständen des Tierreiches und der Pflanzenwelt. An der Haut des grauen Bären sind Häute von mancherlei Tieren befestigt, die, je mifsgebildeter und auffallender, um so gröfsere Medizin sind; ferner Häute von Schlangen, Fröschen, Fledermäusen, Schnäbel, Zehen und Schwänze von Vögeln; Hufe von

Hirschen, Ziegen und Antilopen, mit einem Worte, etwas von allem, was in diesem Teile der Welt schwimmt, fliegt oder läuft.

Im allgemeinen führen die Indianer ein mäfsiges Leben und verbringen, wenn sie nicht auf einem Streifzuge begriffen sind, den gröfsten Teil ihrer Zeit unter Belustigungen aller Art; bei diesen nehmen Tänze, Wettkämpfe und Schmausereien die erste Stelle ein.

Der Genufs des Tabaks ist allgemein Sitte: sie sind so gewaltige Raucher, dafs manche die Hälfte ihres Lebens damit verbringen. Die Pfeife ist daher die beständige Begleiterin des Indianers, und wird nebst dem Tomahawk und der Kriegskeule mit ihm begraben, um ihm auch in die langersehnten milden und schönen Jagdgefilde zu folgen. Bei Abschlüssen von Verträgen und Friedensverhandlungen, spielt die Pfeife, die sogenannte Friedenspfeife, eine so hervorragende Rolle, dafs ohne dieselbe keine Vereinbarung, kein Friedensschlufs zur Gültigkeit gelangen würde.

Dampft der Indianer den Kalumet, so thut gewöhnlich der erste einen Zug und bläst die Wolke aufwärts — dem grofsen Geiste zu: die zweite Wolke, abwärts geblasen, gilt der Mutter Erde: durch die dritte, in gerader Linie an seinen Gefährten gerichtet, bezeugt er diesem sein Wohlwollen. In gleicher Weise qualmt die ganze respektable Versammlung, bis die Pfeife ein-, zwei-, zuweilen dreimal die Runde durchlaufen hat. Dem leuchtenden Tagesgestirn wenden sie sich zu, wenn sie beten und — rauchen.

Die Indianer sind grofse Freunde von Tänzen, doch haben die meisten derselben auch religiöse Bedeutung. Bei vielen derselben bedient man sich, je nach deren Zweck und Bedeutung, besonderer, meist phantastischer Anzüge und Verkleidungen. Man tanzt, um dem grofsen Geiste für eine gesegnete Maisernte zu danken, man weiht sich durch einen höchst feierlichen Reigen zu einem Kriegszuge ein, die Mitglieder des Medizin-Geheimnisses führen ebenfalls zu gewissen Zeiten Tänze zu Ehren der übermenschlichen Mächte auf, und man glaubt auch, wenn lange Zeit die Büffel ausgeblieben, welche die Hauptnahrung dieser Jägervölker sind, dieselben durch einen symbolischen Tanz herbeizaubern zu können. Droht infolge des Mangels an Büffeln eine Hungersnot, so befiehlt der Häuptling, dafs dieser Tanz aufgeführt werde. Dann nehmen die Männer die Büffelköpfe von dem Pfahle in ihrer Hütte und setzen sie als Masken auf den Kopf, worauf etwa zwanzig den Tanz beginnen, während die anderen zuschauen, oder sich bereit halten, die Ermüdeten abzulösen. Ist ein Jäger matt geworden, so neigt er sich mit dem Körper vorwärts, ein anderer schiefst mit einem stumpfem Pfeile nach ihm, worauf er gleich einem Büffel zu Boden stürzt. Die Umstehenden springen sofort auf ihn zu, schleppen ihn bei den Füfsen aus dem Kreise, ziehen ihre Messer und nachdem sie symbolisch alle Bewegungen wie beim Aufschneiden eines erlegten Büffels vorgenommen haben, lassen sie ihn liegen und seine Stelle wird sofort von einem anderen eingenommen. Auf diese Weise wird die Ceremonie oft mehrere Tage oder Nächte, ja selbst zwei bis drei Wochen fortgesetzt, bis sie den gewünschten Erfolg hat und die Büffel sich einstellen. Während der Zeit der allgemeinen Aufregung sind Kundschafter unterwegs und Späher auf den benachbarten Hügeln aufgestellt, welche, sobald sie einer Herde ansichtig werden, augenblicklich das allen bekannte Signal geben, indem sie ihre Kleider von sich werfen. Von anderen Beobachtern im Dorfe wird dies sofort erkannt und mit Freudengeschrei gemeldet. Jubelrufe antworten und alles ist voll Dankes gegen die Tänzer, welche letztere durch ihre Ceremonie die ersehnte Nahrung herbeigeschafft haben. Dann bricht man, meist nach zwei Tagen, oft aber auch unverzüglich zur Jagd auf. In unglaublich kurzer Zeit haben die indianischen Jäger die gröfsten Verheerungen unter den Herden angerichtet. Die besten Stücke der Beute werden dem grofsen Geiste, Manito, geopfert und schliefslich beginnt ein grofses Zechgelage.

Während dem Büffel nachgestellt wird, beobachten die Jäger die gröfste Vorsicht, denn das Tier hat eine eigentümlich scharfe Witterung und ist daher aufserordentlich schwer zu überraschen. Die Indianer haben jedoch eine solche Fertigkeit in der Kunst des Jagens erreicht, dafs es ihnen nicht selten gelingt, das Tier schon mit dem ersten Schusse zu erlegen.

Der Skalptanz zeigt pantomimisch, wie der Indianer im Hinterhalte liegt, wie er anstürmt, wie er dem besiegten Gegner den Fufs auf den Nacken setzt, und wie er ihm den Skalp abzieht.

Die Zauberärzte singen zum Tanze, schlagen die Trommel, schwingen die Klapper (einen hohlen Kürbis, der einige kleine Steinchen enthält) oder bedienen sich irgend welcher anderer Instrumente, mit denen sich ein ohrenzerreifsender Lärm hervorbringen läfst. Zu diesen gehört namentlich ein eingekerbter Knochen, dessen eines Ende auf einer zinnernen Schüssel als Resonanzboden ruht, das andere in der linken Hand, während der Zauberarzt mit einem Knochenstücke

Ballkostüme der Indianer.

in der Rechten über die Kerben hinfährt um so kratzende und schrille Töne als möglich hervorzubringen. Die Weiber tanzen in konzentrischen Kreisen um die Skalpe herum, zu vieren bis zu zwölfen ihre Schultern gegen einander pressend. Bei jedem Trommelschlag erheben sie sich so hoch als möglich, springen und gleiten etwas nach links und singen dabei fortwährend mit den Zauberärzten im Takt zusammen. Der Ausdruck der Lieder hat etwas Erhabenes. Die Sangweise ist gedehnt, namentlich im Anfange und endet in hohen Tönen. Der Eindruck wird besonders durch die Mitwirkung des Chors erhöht, welcher dem einen Sänger antwortet. In der Mitte des Kreises hängen die Skalpe an einem Pfahle oder eins der Weiber hat sie auf den

Boston Public Library.

Schultern. Jeder derselben ist an einem Bügel ausgespannt, und auf einem Stock von 1½ bis 2 m befestigt, rot bemalt, mit Federn, Perlen, Bändern u. dergl. geschmückt, gewöhnlich auch mit einer Scheere, oder einem Kamm, je nachdem er von einem Mann oder einer Frau genommen ist. Nach einigen Minuten ruhen die Weiber aus.

In der Pause erzählt eine von ihnen, die einen Sohn, Gatten oder Bruder im Kriege verloren hat, die Geschichte seines Unglücks und schliefst mit den Worten: «Wessen Skalp habe ich jetzt auf meiner Schulter?» Sobald eine der Mittanzenden recht geraten hat, jauchzen alle laut auf, und der Tanz beginnt von neuem. Bisweilen wird er mit einigen Unterbrechungen monatelang fortgesetzt. Nach Beendigung des Tanzes wird der Skalp begraben oder zu dem Toten, der ihn im Kriege erbeutet hat, auf das Gerüst gelegt.

Stirbt ein Indianer, so wird sein Leichnam unter Ceremonien bestattet, unter denen der Totengesang die vornehmste Rolle einnimmt. Es ist dies eine eigentümliche, schaurige, eintönige Weise, die oft von mehreren hundert Lippen zugleich in den tiefsten Kehllauten angestimmt wird. Leise beginnend, erhebt sich der Gesang stufenweise, bis er in laute, wehklagende Töne übergeht, welche ebenso allmählich wieder ersterben.

Die meisten Stämme pflegen ihre Toten nicht zu begraben, sondern legen sie auf Gerüste, die so hoch sind, dafs weder Menschen noch Raubtiere sie erreichen können; dort werden sie der Verwesung überlassen. Diese Ruhestätten befinden sich in einiger Entfernung von dem Dorfe. Wenn jene Gerüste verfallen und umstürzen, so werden die Gebeine durch die nächsten Verwandten beerdigt, die Schädel dagegen in grofsen Kreisen und mit dem Gesicht nach der Mitte der Runde aufgestellt. An schönen Tagen sieht man trauernde Frauen neben den Schädeln ihrer Gatten oder ihrer Kinder sitzen und sich mit denselben, wie sie es früher mit dem Lebenden gewohnt waren, unterhalten.

Bei allen Indianerstämmen ist Vielweiberei die Regel. Die Männer dürfen so viele Frauen sich zugesellen, als sie ernähren können. Je mehr, um so besser ist ein weitläufiges Hauswesen bestellt, um so besser steht es mit der Bebauung des Bodens, denn der Mann bekümmert sich darum nicht.

Jeder dieser Söhne der Natur ist ein freier Mann; die Frauen sind seine Sklavinnen. Das Einzige, was er seiner würdig hält, ist, sich mit Bogen, Köcher, Schild und Speer auf sein Rofs zu schwingen, um in den Krieg, auf die Jagd oder auf Raub auszuziehen.

Jeder Stamm hat einen Häuptling, und einen zweiten, so zu sagen, stellvertretenden. Die Würde des Häuptlings geht fast immer auf den ältesten Sohn über, wenn er sich nämlich derselben durch seine körperlichen und geistigen Eigenschaften würdig zeigt; ist das nicht der Fall, so findet eine Wahl statt. In Friedenszeiten hat der Häuptling wenig zu bedeuten, sein Ansehen kann er nur im Kriege und auf gemeinschaftlich veranstalteten Jagden geltend machen. Es giebt auch Stämme, an deren Spitze ein Kriegs- sowie ein Friedenshäuptling steht. Der Häuptling hat kein Recht über das Leben und die Freiheit seiner Landsleute: er besitzt aber denjenigen Einfluſs, den ihm seine Tapferkeit oder Klugheit sichert.

Unter den Indianern giebt es wohlhabende Häuptlinge, welche zehn bis zwanzig Weiber haben. Stets ist die zuletzt Angekommene die eigentliche Herrin im Hause. Im allgemeinen gilt die Regel, dafs die Eltern die Ehe ihrer Kinder beschliefsen, und dafs diese auch ohne vorausgegangene nähere Bekanntschaft sie willig eingehen, weil sie sich leicht wieder auflösen läfst. So grofs wie die Ansprüche, welche der Mann an sie stellt, so grofs sind die Sorgen, welche die Kinder ihnen bereiten. Denn der Vater bekümmert sich nur darum, dafs seine Söhne so erfahren im Gebrauche der Waffen werden, als er selbst ist. Eigentümlich, aber ihrer herumschweifenden Lebensweise ganz angepafst, ist die Art, wie die Indianerinnen ihre Säuglinge verwahren. Sie binden dieselben mittelst breiter, durch Figuren, Stickereien, Stachelschweinstacheln reich verzierter Bänder auf ein Brett, die Füfse des Kindes gegen einen breiten Reifen gestemmt.

Büffeltanz.

Boston Public Library.

Diese originelle Wiege, Tikinagan genannt, ist an einem breiten, über die Stirn der Mutter gehenden Bande senkrecht auf dem Rücken der letzteren aufgehängt. Über des Kindes Kopf bildet ein anderer, mit Zeug überzogener elastischer Reifen ein kleines Dach zum Schutz gegen die Sonne. Spielwerk, glänzende oder tönende Gegenstände hängen zur Unterhaltung des Kindes an dem erwähnten Reifen herab.

Bei einigen Stämmen legt man Knaben auf Pantherfelle, Mädchen auf Häute von Büffelkälbern, damit sie die Gemütsart dieser Tiere sich aneignen möchten.

Den Kindern die Namen der Eltern zu geben, wird als verderbenbringend für dieselben gehalten. Dagegen legt man ihnen zunächst bald nach der Geburt die (für uns) lächerlichsten Namen bei: man findet da in einer Familie Pharah die Kuh, Kana Chisteche die Wespe, Kanuna den Ochsenfrosch, Sekalki den Grashüpfer, Chula den Fuchs u. s. w. Sollte nun z. B. der Fuchs als der ältestgeborene der Familie mit der Zeit seinen Namen mit Recht tragen und ein listiger und tapferer Krieger werden, so nehmen dann wohl auch die Eltern, statt ihres früheren Namens den ihres Söhnleins an und benamsen sich Chullingge und Chulleslike, das heifst Vater und Mutter des Fuchses. Wenn nun aber Fuchs stirbt, so nehmen die Eltern den Namen des Nächstgeborenen an oder, falls keiner da ist, so kehren sie zu dem Namen zurück, den sie trugen, als sie noch kinderlos waren. Bei manchen Indianerstämmen werden auch die Kinder «getauft». Diese Ceremonie wird Midewi-gamig (d. i. Tempel-Wigwam) genannt: die Eingeweihten nennen sich Midés und bilden eine weit verbreitete Brüderschaft, die an Beobachtung gewisser religiöser Ceremonien gebunden ist. Der Tempel-Wigwam oder Midewi-gamig ist eine etwa 13 m lange Laube aus Baumzweigen. Am Ostende befindet sich die Eingangsthüre, am Westende die Ausgangsthüre. Bei einer Feierlichkeit sind alle Angehörigen der Brüderschaft, einschliefslich deren Weiber und Kinder, gegenwärtig. Der Täufling liegt behäbig und sorglos im Grase, eingebunden in seinen Tikinagan. Am Eingange zum Tempel hängen an den Thürpfosten die Geschenke, welche des Kindes Vater den Priestern darbringt — bunter Kattun, Tabak u. s. w.

«Die Feierlichkeit begann damit» (wir lassen den Reisenden Kohl erzählen), dafs der älteste Priester (ein Mensch, welcher grofse plattierte Ohrringe und einen mächtigen silbernen Nasenring trug) eine Ansprache hielt, in welcher er den Anwesenden den Zweck ihres Zusammenseins auseinandersetzte und den Segen des grofsen Geistes anflehte.

Hierauf traten sämtliche Midés zu einem feierlichen Rundgange an, während dessen der Kindtaufsvater und die Gäste aufstanden und sich an die Wand lehnten. Die Priester wanderten im Gänsemarsch mit dem Medizinsack in der rechten Hand. Diese Medizinsäcke, in der Sprache der Odschibbewä Pindschigossan genannt, werden, der Naturform möglichst getreu, aus den Fellen verschiedener Tiere gemacht. So sieht einer derselben mit Kopf, Schwanz und Beinen genau so aus wie eine wilde Katze, ein anderer wie ein Bär, ein dritter wie ein Fischotter, ein vierter endlich wie eine Schlange u. s. w. Der Pindschigossan ist mit allerlei wertvollen Gegenständen gefüllt, die dem profanen Auge natürlich verborgen bleiben.

Die Indianer meinen, dafs diesen Säcken ein gewisser Hauch entströmt, welcher jemand umblasen oder gar töten kann, aber auch ebenso gut wieder zu Leben und Gesundheit zu bringen vermag.

Auf diesen Glauben stützt sich die Feierlichkeit. Mit vorgehaltenem Pindschigossan galoppierten die Priester, wie die Kasaken mit eingelegter Lanze, in kurzem Trabe auf ihr Opfer los. Dabei machten die Trommeln einen höllischen Lärm, nicht minder laut tönten die mit Erbsen gefüllten Kalebassen. Um den Lärm vollständig zu machen, heulten die Midés einen Kriegsgesang, der desto lauter ward, je schneller sie liefen, und bei der letzten Attake auf das Opfer in ein brüllendes: Ho! Ho! — hohohohoho! — o! o! o! o! ausartete. Wenn dabei ein Midé einem Gaste nahe kam, stiefs er nach ihm mit dem Pindschigossan, worauf die angegriffene Person sofort platt zur Erde fiel. Nach dieser Heldenthat liefs er im Laufen und mit ho ho!

schreien nach, begann einen langsameren Rundgang, bis er die Meinung gewann, dafs der Sack stark genug sei, um einen andern Zuschauer umzublasen. Da sieben oder acht Priester auf diese Weise umhergaloppierten, so lagen bald alle Kindtaufsgäste auf der Erde. Es gewährte das einen höchst komischen Anblick, und einige spielten ihre Rollen vortrefflich. Ich werde nie einen phantastisch aufgeputzten alten Mann vergessen, der auf den Priester mit einem lauten Schrei zustürzte, hoch in die Luft sprang und die Backen aufblies, um dem Medizinsack zu Hilfe zu kommen. Die auf dem Boden liegenden Mädchen stiefsen sich einander an und kicherten leise vor sich hin, als ob sie fühlten, welchen lächerlichen Eindruck das Ganze auf einen unparteiischen Zuschauer machen müfste. Im grofsen Ganzen aber hatte die Feierlichkeit einen erhebenden Charakter, und jeder spielte seine Rolle so vortrefflich, dafs kein Mifsgriff geschah.

Nachdem auf diese Weise der Pindschigossan seine vernichtende Kraft dargethan, ward er zur Wiederbelebung benutzt. Dies geschah in derselben Weise wie früher. Niemand rührte Hand und Fufs, bis ihn der Zaubersack angeblasen hatte. Der Priester hatte ein Mädchen vergessen, und diese wagte sich nicht zu erheben, bis eine Freundin den Priester schüchtern auf sein Versehen aufmerksam gemacht hatte. Sobald er ihr aber den Otter vor die Nase gehalten, sprang sie munter und gesund in die Höhe.

Nach Beendigung dieser Ceremonie nahm der mit voller Kriegsrüstung bekleidete Kindtaufsvater das Tikinagan auf und trug es in seinen Armen zu den Priestern. Ihm folgten fünf oder sechs Weiber, die sich in Reihe und Glied aufstellten, sobald er anhielt. Der Vater hielt eine Anrede, ein Priester antwortete, die Trommeln und die mit Erbsen gefüllten Kalebassen begannen wiederum ihren Höllenlärm, und jedermann begann zu tanzen, selbst der Vater mit dem Kinde im Tikinagan auf dem Arme.

In der Mitte des Wigwams lag ein ziemlich grofses, mit einem Tuche bedecktes Bündel. Um dieses Bündel begannen jetzt die Priester ihren Rundgang und verzogen den Mund in höchst überraschender Weise, bis endlich der Oberpriester zwei kleine Muscheln ausspuckte. Nachdem er so den Zauber gebrochen, gab jeder in ähnlicher Weise zwei kleine Muscheln von sich, brachte die Gesichtsfalten wieder in Ordnung und schaute seinen Nachbar erleichterten und genugthuenden Blickes an, wobei sie in die Worte ausbrachen: «Der Grofse Geist hat diese Brüderschaft der Midés gestiftet, und ich bin glücklich, derselben anzugehören.»

Dies schlofs die Tauffeierlichkeit. Es erübrigte den Priestern nun noch, dem Vater des Kindes geheimnisvolle Zaubermittel und Amulette, die dem Täufling für das spätere Leben von Nutzen sein sollten, zu überreichen. Der Eine brachte ein sorgfältig eingewickeltes weifses Pulver zum Vorschein, dessen nutzbringende Eigenschaften er nicht hoch genug rühmen konnte. Ein zweiter Priester übergab mit feierlicher Anrede einige mit einem roten Bande umwundene Wurzeln u. s. f. Es kamen auf diese Weise eine beträchtliche Anzahl Geschenke zusammen, so z. B. kleine Säcke feinen Weizenmehls, wilder Reis u. s. w. Der Vater safs halb beschämt über die ihm dargebrachten schönen Geschenke da und dankte gerührt für sich und im Namen seines Sprösslings.» Soweit der Reisende Kohl, dessen Mitteilungen wir hier gefolgt sind.

Ein Gefühl der Wehmut beschleicht uns, wenn wir sehen, dafs weder Mut, noch Vaterlandsliebe, noch Beharrlichkeit die braunen Jäger vor dem unvermeidlichen Schicksal bewahren wird, ihre Selbständigkeit und schrankenlose Freiheit zu verlieren und als Volk unterzugehen, ein Teil nach dem andern; denn das alte Indianertum hat keine Zukunft.

Wenn eine gewaltige ungebrochene Naturkraft die beste Bürgschaft ist für die Lebens- und Entwickelungsfähigkeit eines Volkes, so dürfen wir diese dem nordamerikanischen Indianer in vollem Mafse zusprechen; aber jede Rasse, weifs, schwarz oder rot, mufs untergehen, wenn ihr Mut, ihre Energie und Selbstachtung durch Unterdrückung, Sklaverei und Laster zu Grunde gehen. Dieses Gesetz beweist die Geschichte, und die Eingeborenen von Amerika bestätigen es. Dagegen ist es eine grobe Entstellung der Geschichte, wenn man den Kampf der Indianer gegen

die Weifsen wesentlich auffafst als einen Kampf der Barbarei gegen die Civilisation, vielmehr ringt in ihm das Recht mit der Gewalt, die hilflose Kurzsichtigkeit und Ohnmacht mit der abgefeimten Arglist und Habsucht, und dem Verzweifelnden bleibt selbst der herzlose Hohn seines Unterdrückers nicht erspart.

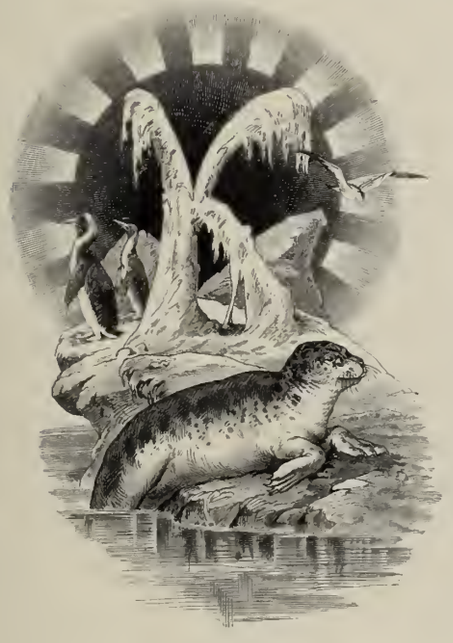
Die Beratungsfeuer, um welche sich die Stämme von weit und breit ehemals sammelten, sind erloschen, das Wild nimmt ab, von Jahr zu Jahr erobert der Pflug sich mehr und mehr von den Jagdgründen, in den Wäldern erschallt der Schlag der Axt, die dem Ackerbau und der Kultur den Weg ebnet und auf den einst einsamen Riesenströmen peitscht das dampfgetriebene Schaufelrad die Wellen.

Auf den Grabmalen der Helden, welche einst mutig die Streitaxt geschwungen, erheben sich freundliche Dörfer und Städte und die Zeit ist nicht mehr fern, wo der Kriegsruf des roten Mannes gänzlich verstummen wird.

Und weil der Abkömmling der Urbewohner sich nicht in die Verhältnisse neuerer Zustände zu schicken vermag, weil er weder zum Pflug greifen, noch sich ansässig machen kann, weil er nur Freude am Leben des Jägers und Kriegers empfindet, während der weifse Mann doch immer mehr seine Jagdgründe einengt, und auch der Büffel anfängt abzunehmen — mit einem Worte, weil der rote Mann in das Kulturleben der Gegenwart nicht pafst und von ihm nichts wissen will, auch deshalb ist der Untergang der Indianer unabwendbar. «Väter,» sprach einer der hervorragendsten Häuptlinge einstmals zu den Abgeordneten der Regierung. «Ihr ratet uns, die Erde umzugraben und das Vieh zu hüten; wir mögen aber nichts von solchen Dingen hören. Wir sind mit dem Büffel aufgewachsen und haben ihn lieb, wir haben gelernt, tapfer zu sein, wir wollen unser Zelt aufschlagen, wo es uns gefällt, und dahin gehen, wo der Büffel grast. Erbarmt Euch unser, und lafst uns ziehen!»

ARKTIKER.

Arktiker oder Hyperboreer. Charakterisierung der Polar- oder Beringsvölker. Die Eskimo oder Innuit. Kleidung. Wohnung. Kochkunst. Brautwerbung. Kunstfertigkeit. Jagd. Begräbnis.



reisförmig um den Nordpol gelagert befinden sich Ländermassen, in denen die Kälte alles gleich macht. Überall dieselbe öde, starre Natur und überall auch derselbe Mensch. Gleichviel, welche Sprache er redet: Einrichtungen, Lebensweise, Wohnungen, Gerätschaften, Kleidung sind bei fast allen gleich, und was z. B. von dem Eskimo gesagt wird, pafst so ziemlich auch auf jedes andere Polarvolk, sei es auch noch so weit von diesem entfernt. Es ist aber die Natur des Landes, welche die Menschen zwingt, so und nicht anders zu leben. Nur diejenigen Völkerrassen sind überhaupt fähig, sich jenen eigentümlichen Verhältnissen anzupassen, welche im stande sind, kräftige Fleischkost massenhaft zu verdauen, um jene notwendige Wärme im Körper zu erzeugen, welche äufserlich fehlt.

Die Sorge um den Lebensunterhalt drängt alles andere in den Hintergrund; Ernährung des Leibes und Beschützung desselben gegen Kälte sind die beiden grofsen Bedürfnisse, deren Beförderung die Lebensarbeit ausmacht. In der Art und Weise, wie er hierbei zu Werke geht, zeigt der Polarmensch guten Geschmack und viel Geschick: ein höheres Geistesleben ist ihm jedoch fremd, und einer Kultur nach unseren Begriffen scheint er wenig zugänglich.

Die starre Erde der Polarländer bietet unmittelbar fast nichts zur Ernährung des Menschen: seine Hauptnahrungsquelle bildet das Tierreich, er ist Fischer und Jäger. Die Pflanzenwelt liefert ihm kaum mehr als eine unbedeutende Leckerei in einigen Salatkräutern und Beeren.

Früher pflegte man die Bewohner der Polarländer unter dem Sammelnamen Beringsvölker als einen Zweig der mongolischen Rasse anzusehen; die heutige Wissenschaft betrachtet sie, mit der Bezeichnung Arktiker oder Hyperboreer, als eine besondere Rasse, welche vor Ausbreitung der mongolischen den gröfsten Teil des Nordens und Nordostens von Asien bereits bewohnte.

Zu der Rasse der Arktiker oder Hyperboreer gehören die im Nordosten Asiens und im Nordwesten und Norden Amerikas wohnenden Jukagiren, Tschuktschen und Korjaken, Kamtschadalen, Ainos, Ostjaken, ferner die Eskimo und endlich die Aleuten.

Die Inseln und Küstenpunkte des amerikanischen Nordens hält der Eskimo besetzt, wo das Meer ihm seine vorzüglichsten Nahrungsmittel: Seehunde und Fische liefern kann. Die Westküste von Grönland kann man als ein Hauptquartier des Eskimostammes ansehen: hier erstrecken sich ihre Niederlassungen bis zum Smittsund hinauf, während die unwirtliche Ostküste, die fast stets von Eis umwallt ist, nur Spuren ehemaliger Niederlassungen aufweist.

Auf den Inseln im Westen von Grönland sind an vielen Punkten Eskimo angetroffen worden, wenigstens auf den südlich der Barrowstraße gelegenen, während die Länder weiter nördlich, die großen Strecken, welche den Namen Nord-Lincoln, Ellesmereland, Grinnellland, Washingtonland führen, keinem menschlichen Wesen Herberge geben. Auf dem amerikanischen Festlande finden wir Eskimo die Küste von Labrador entlang, wie auf der ganzen langen Nordküste bis zur Beringstraße und selbst noch weiter nördlich bis zum Eliasberge hin. Hier verlaufen sie sich allmählich in andere verwandte Völker und hängen so mit den Bewohnern der Aleuten, mit den asiatischen Tschuktschen u. s. w. zusammen.

Am besten ist man über die Eskimo im dänischen Grönland unterrichtet. Die meisten Eskimo auf Grönland zeigen wohlgenährte und gutbeleibte Gestalten, denen man selten Spuren des Hungers anmerkt, welcher bei ihrer Sorglosigkeit unter ihnen oft seine furchtbare Gewalt geltend macht. Die Gesichter der kleinen Kinder strotzen in solchem Grade von Fett, daß die Augen darin fast verschwinden und die Nase vertieft, statt erhaben erscheint. Im Alter von fünf bis sechs Jahren haben sie in der Regel frische Röte auf den Wangen und sind wahre Bilder von Gesundheit und Wohlleben. Außer der sehr nahrhaften Kost, die fast nur aus Fleisch, Fett und Fisch besteht, trägt der fortwährende Aufenthalt im freien während des Sommers, ja selbst während eines großen Teils des Winters, sehr viel zur Kräftigung und Erfrischung bei. Freilich erzeugt das angestrengte Sehen über glitzernde Eisflächen und blendende Schneefelder, oft bei schneidendem Winde, häufige Entzündung der Augen.

Die Gesichtsform der Eskimo ist breit, mit einer nach oben sich verringernden Stirn, die Backenknochen sind breit und vorragend, die Nasenbeine platt, so daß sie mit der Stirnfläche und den Backen beinahe in einer Linie zu liegen scheinen. Der Mund ist klein und rund und die Unterlippe etwas dicker als die obere. Die Augen sind klein, schwarz, etwas schief geschlitzt; Füße und Hände sind klein und zart, dagegen Brust und Schultern sehr breit und stark. Der ganze Körper ist sehr fleischig und reich an Fett und Blut. Der Leibeslänge nach gehören die Eskimo zu der kleinsten Menschenrasse, sie mögen durchschnittlich 1 m 60 cm hoch sein.

Die Farbe der Haut ist am Leibe dunkelgrau, im Angesicht dunkelbraun mit einem Stich ins Rötliche, doch sollen die Kinder fast weiß zur Welt kommen und erst nach und nach infolge des Klimas, der animalischen Nahrung und der Unreinlichkeit die oben geschilderte Farbe erhalten. Das Haupthaar ist pechschwarz, straff und lang, dagegen ist das Barthaar ziemlich spärlich und wird auch sorgfältig ausgerupft.

Die Sprache mit ihren oft übermäßig langen Worten, die freilich eher Sätze zu nennen sind, ist eine vielfach zusammensetzende. Hier heißt z. B. innuvok, er lebt, er ist ein Mensch; daraus entsteht durch Anhängsel innuvdlokpok, er ist ein übelgestalteter Mensch; innugigpok, er ist ein schöner Mensch; innuksisivanok, er ist ein Mensch, wie ein Grönländer; innungorpok, er fängt an ein Grönländer zu werden.

Innuit, menschliche Wesen, Männer, nennen die Eskimo sich selbst; ihre bei uns gangbare Benennung ist eigentlich ein Ekelname, der ihnen von den nördlichen Indianerstämmen des Festlandes beigelegt worden ist; er lautet ursprünglich Eschkimai oder Eskimantik, d. h. Verzehrer von rohen Fischen. Die veränderte Lebensweise beider Geschlechter macht sich bei vor-

gerückterem Alter auffallend bemerklich. Wahrend die Manner im Kajak und im Hundeschlitten sich vielfach umhertummeln und kraftigen. sitzen die Weiber fast immer in den engen Winterhäusern. Schon nach dem zwanzigsten Jahre verlieren sie die Jugendfrische. bei vorgerückterem Alter kümmern sie sich gewöhnlich nicht mehr um ihr Aussehen. ergeben sich der möglichsten Faulheit und Unreinlichkeit. im dänischen Gebiet auch dem übermäfsigen Kaffeetrinken und werden bald widerlich häfslich. Die krumme Stellung. in welcher sie auf den Bocken ihrer Hutte sitzen.

Häuptling einer Eskimobande.

macht ihren Gang schleppend und watschelnd: die frühere Fettheit hat nur noch unzählige Runzeln im Gesicht zurückgelassen und sieht man sie so aus dem engen Hausgang säbelbeinig und gekrümmt herauskommen. halb kahlköpfig und die wenigen übrig gebliebenen Haare an den Seiten abstehend. von oben bis unten mit Lampenrufs und Schmutz bedeckt. dann denkt man unwillkürlich an Dämonen und Hexen.

Die religiösen Begriffe der Eskimo erstrecken sich nur bis zur Anerkennung übernatürlicher Wesen. die durch gewisse Ceremonien versöhnt werden müssen. Der Priester und Zauberer (Angekok) des Stammes ist der allgemeine Ratgeber. Er bespricht Krankheiten und Wunden.

Boston Public Library.

dirigiert die Polizei und die Unternehmungen des kleinen Staates, und ist, wenn auch nicht dem Namen nach der Häuptling, doch in der Macht hinter dem Throne. Es steht ihm zu, Schmerzensopfer zu diktieren, die manchmal sehr drückend sein können.

Ein Angekok aber, der seine Kraft mifsbraucht, um Unglück anzurichten, der die Leute verhext, die Seehunde und Renntiere vertreibt u. s. w., wird Illiseetsok genannt, und wegen seiner Hexereien ermordet, in Stücke gehauen und ins Meer geworfen.

In den vielen meist zusammenhangslosen Überlieferungen der Eskimo begegnen wir wiederholt zwei grofsen und vielen kleineren Geistern. Die letzteren, die Innuät, beherrschen die Elemente: auch hat jeder Angekok einen Innua, durch den sein Verkehr mit der unsichtbaren Welt vermittelt wird.

Von den beiden grofsen Geistern ist der männliche, Torngarsuk, gut, der andere weibliche aber, der keinen Namen hat, ist böse. Von jenem sind jedoch sehr widersprechende Vorstellungen im Gange. Einige sagen, er sei klein, andere halten ihn für aufserordentlich grofs. Einige halten ihn für unsterblich, andere sagen, er müsse sterben, wenn er einen Hund anrühre. Diese meinen, er gleiche einem grofsen Menschen von scheufslichem Aussehen, jene, er sähe aus wie ein Bär. Allgemein aber nimmt man an, dafs er die Ursachen der Krankheiten und auch die Mittel zur Heilung kenne. Viel wird auch von Torngarsuks Grofsmutter erzählt. Sie wohnt tief unter der Erde und hat über alle Seetiere zu gebieten, die bei ihr zu Hause sind. Zu ihr macht mancher Angekok unter graulichen Verhältnissen die Reise, um von ihr die Loslassung der Seehunde zu erzwingen, wenn sein Volk ihn wegen Mangel an solchem Jagdgetier bestürmt. Torngarsuk selbst aber bekümmert sich nicht um die Welt, die ihm viel zu niedrig ist. Er überläfst es den kleinen Geistern, sie zu regieren, so z. B. den Ignersoit, Feuergeistern, die sich als Irrlichter sehen lassen, den Innuavolit, Berggeistern, Eokiglit, Kriegsgeistern, die im Osten des Landes wohnen und grausame Feinde der Menschen sind. Besonders aber fürchtet man sich vor den Gespenstern (Angiät), welche jedoch von einem Angekok gefangen oder zerrissen werden können. Auch werden zum Schutz gegen sie allgemein Amulette getragen: Fuchskiefern, Rabenköpfe, Falkenklauen und mancherlei Gegenstände, die sie von Europäern erlangen konnten.

Die Todesstrafe scheint nur bei Hauptverbrechen vorzukommen. Für geringere Vergehen haben sie eine Art Gerichtsverfahren. Hat ein Eskimo einen andern schwer beleidigt, — vielleicht seine Fangleinen zerschnitten, seine Hunde verletzt, — so wird er vor den Angekok gefordert. Die Freunde der Parteien und die Mächtigen aus weiter Umgegend versammeln sich am Sitz der Justiz, entweder in einer Gruppe von Hütten oder bei gutem Wetter im Freien. Der Ankläger erhebt sich und macht als Einleitung einigen Lärm mit einer Seehundsrippe auf einem Tamtam. Dann geht er zur Anklage über und bringt in langen Tiraden alles Nachteilige und Lächerliche vor, was sich über seinen Gegner auftreiben läfst. Der Angeklagte verharrt in Schweigen, aber sowie der Redner pausiert und ein Präludium auf seinem Instrumente macht, ertönt von Freunden und Gegnern ein Beifallsgeschrei, so wohlklingend wie bei manchen Volksversammlungen der civilisierten Welt. Hierdurch angestachelt und am eigenen Feuer heifs geworden, beginnt der Ankläger seine Angriffe von neuem und seine Beredsamkeit wird mehr und mehr ausschweifend und anzüglich, bis er endlich vor Erschöpfung, und weil sein Schimpfwörtervorrat nicht weiter reicht, aufhören mufs. Nun tritt der Angeklagte auf und giebt alles reichlich zurück unter abwechselndem Lauschen und Applaudieren der Zuhörerschaft.

Sind die homerischen Debatten geschlossen, so machen die Angekoks ihren Hokuspokus, und legen entweder dem Angeklagten für sein Vergehen oder dem Ankläger wegen grundloser Verfolgung eine Bufse auf. Von den Verbrechern werden nur die Mörder und Hexen mit dem Tode bestraft: doch wird mit ihnen in der Regel äufserst summarisch verfahren. Diebstahl an Landsleuten ist wohl verpönt, an Fremden aber ist er kein Vergehen, sondern nur ein schlauer Streich, dessen man sich sogar rühmt.

Die Kleidung, bei beiden Geschlechtern ziemlich dieselbe, hat wenigstens den Vorteil der Zweckmäfsigkeit: sie besteht einfach aus einer Verpelzung des ganzen Körpers. Bären, Seehunde, Füchse, Renntiere müssen ihre Haut liefern, um den Eskimo zu kleiden. Seine wasserdichten Stiefeln stopft er überdies mit Eiderdaunen aus; an seiner Pelzjacke (Kapitek) befindet sich eine Kapuze, die er über den Kopf zieht. So ausgerüstet trotzt der Eskimo der härtesten Kälte, ja er schwitzt noch dabei; aber gleich dem polnischen Bauer trennt er sich auch im Sommer nicht von seinen Pelzen. Ein anderes, sehr zweckmäfsiges Kleidungstück dient zur Trockenhaltung bei Regen und gegen die Wellenstürze beim Fischen; es ist ein Oberkleid, das ganz die Dienste unserer Regenmäntel leistet und aus wasserdicht zusammengenähten Darmhäuten von Robben u. s. w. besteht.

Das Obergewand ist rings geschlossen, so dafs es oben gerade nur eine für den Kopf passende Öffnung hat. Dahinein zu schlüpfen erfordert gewifs eine grofse Geschicklichkeit.

Das Winterhaus (Iglu) der Eskimo.

Der untere Rand, der mit weifsem und bei den Weibern reichlicher mit buntem Leder und Glasperlen besetzt ist, läuft vorn und hinten in eine Schneppe aus. Bei den Weibern ist die Kapuze so eingerichtet, dafs in ihr noch ein Kindchen Platz hat. Sonderbar schaut dort das kleine, selbst in Pelz gekleidete Wesen aus seinem Versteck über die Schultern der Mutter hin und greift mit den Händchen nach deren lang herabhängendem Ohrenschmuck.

Die pechschwarzen, starken Haare hängen bei den Männern schlicht um den Kopf, sie sind ringsum gleichmäfsig gekürzt, über der Stirn aber ganz weggeschoren; die Frauen binden sie zu einem hoch aufstehenden Wulste zusammen, und setzen eine besondere Ehre darein, denselben recht hoch zu machen. Dabei werden die Haare derart gespannt, dafs die äufsersten bald ausfallen. So sind die Frauen oft schon im zwanzigsten Lebensjahre durch einen kahlen Rand um den Schädel entstellt, wie sie denn überhaupt die Jugendfrische schnell verlieren. Den Männern fehlt der Bart, da sie jedes Haar desselben sorgfältig ausrupfen.

Als gröfste Zierde dient eine Art Tätowierung am Kinn, an den Wangen, den Händen und Füfsen. Dieselbe besteht darin, dafs man die Haut an diesen Körperteilen mit einem von Rufs geschwärzten Faden durchnäht, wodurch sich schwarze Punkte bilden, so dafs die Haut wie mit schwarzen Haarstoppeln bedeckt erscheint. Diese schmerzhafte Operation vollzieht die Mutter an der Tochter schon während der Kindheit, aus Furcht, sie möchte sonst keinen Mann bekommen.

Die Wohnung des Eskimo ist ebenfalls ganz den Umständen entsprechend eingerichtet, wenn auch vielleicht nicht nach unserem Geschmack.

In den wenigen Sommermonaten macht er es sich wohl unter einem mit Tierhäuten bezogenen Dache bequem. Wenn die Sommerwärme den Schnee schmelzt, so bedeckt sich der Fufsboden der Winterhütten einige Centimeter hoch mit Wasser und zwingt zur Zuflucht in die Zelte. Letztere werden aus ungegerbten Rentierfellen gemacht; sie haben eine Kegelform und sind ohne Öffnungen an den Spitzen, da niemals Feuer in denselben angezündet wird. Ihre Errichtung erfordert wenige Minuten und ebenso schnell geht der Abbruch. Ein kleines, sorgfältig unterhaltenes Feuer am Eingange bewahrt vor den Muskiten.

Aber der Winter erheischt andere Vorkehrungen. Wollten wir einer Eskimofamilie nach unserer Idee ein hübsches Haus hinbauen, sie würden es gar nicht gebrauchen können, denn wie sollten sie ohne ein Stück Holz dasselbe heizen? Das Haus darf nur so grofs sein, dafs die Bewohner just hineinpassen und so gleicht es freilich mehr der Höhle des Bären, als einer menschlichen Wohnung in unserem Sinne. Das Winterhaus (Iglu) der Eskimo ist immer halb unterirdisch angelegt, d. h. den Anfang macht eine in die Erde gegrabene Grube, welche dann in solcher Art kuppelförmig überbaut wird, dafs ein innerer Raum von 2 bis 3 m entsteht. Das Material zu diesem Überbau ist solches, wie es die nächste Nachbarschaft liefert und besteht oft nur aus gefrorenem Schnee, den der Eskimo quadratförmig ausschneidet, die Stücke über einander setzt und durch zwischen gegossenes Wasser verbindet, das in der nordischen Kälte einen vorzüglichen Mörtel abgiebt.

Anderwärts, wie in Grönland meist der Fall, bestehen die Hüttenwände zu unterst aus Stein oder Torf, die Verdachung aus Treibholz, Walfischknochen u. s. w., die mit Fellen, Moos, Erde und was sonst zur Hand ist, zugedeckt werden. Das Innere der Wände ist mit Fellen behangen und rund herum läuft eine ebenfalls mit Fellen belegte bankförmige Erhöhung, die als Sitz und als Schlafstelle dient. Ein kleines, kaum handgrofses Loch ist mit einem Stücke Blase oder geschabten Tierdarm überspannt und bildet das Fenster. In jeder Ecke befindet sich ein ausgehöhlter Stein, der Seehundsspeck enthält; etwas Moos bildet den Docht. Dies ist die Lampe, über welche eine Art Netzwerk zum Trocknen feuchter oder nasser Kleider angebracht ist.

Um die Kälte noch mehr abzuhalten, hat der Eingang, der immer nach Süden liegt, noch eine besondere Einrichtung. An die eigentliche Öffnung, die mit einem Fellvorhang geschlossen ist, schliefst sich nämlich ein langer, gekrümmter Tunnel (Tossut) von nicht mehr als 1 m Weite, dessen äufsere Öffnung bei Nacht wohl auch mit einer Eistafel zugesetzt wird.

Wer demnach einen Eskimo in seiner Behausung besuchen will, mufs sich ihm, wie einem asiatischen Fürsten kriechend nahen. Lange würde übrigens ein solcher Besuch nicht dauern können, denn es ist in dem Dunst und Schmutz einer solchen Höhle nicht auszuhalten. Die Luft ist beinahe so dick, dafs man sie möglichenfalls mit «dem Messer schneiden kann». Allerdings wird der Eskimo zu seiner Entschuldigung sagen, dafs er vor allen Dingen Wärme gebrauche, um zu bestehen, und dafs Wärme und frische Luft zwei Dinge seien, die sich in dem Winter seines Landes kaum mit einander vereinbaren lassen.

In der That herrscht in der Eskimohütte solche Wärme, dafs die Insassen fast unbekleidet in derselben sitzen. Der eigentliche Heizofen des Eskimo ist aber nicht sowohl die Lampe, als vielmehr seine eigene Lunge, denn solche Polarmenschen besitzen die Fähigkeit, einen geschlossenen, kalten Raum in sehr kurzer Zeit durch ihre Körperausdünstung auf eine hohe Temperatur zu

bringen. Man sieht hieraus, dafs sie nur ihrem natürlichen Instinkte folgen, wenn sie den Magen fleifsig mit Thran und Speck anfüllen, denn gerade diese festen, kohlenstoffreichen Körper dienen ihnen, indem sie in den Lungen zu Kohlensäure und Wasser verbrennen, als Wärmeerzeuger, als inneres Brennmaterial.

Von Hausgeräten ist in der Hütte nicht viel zu bemerken. Ein hölzernes, mit beinernen Knöpfchen verziertes Wassergefäfs zeigt saubere Arbeit, die auf Geschicklichkeit schliefsen läfst. Daneben steht ein stinkender Eimer von frischem Leder, in dem das Wasser geholt wird. Eine grofse Rolle aber spielt hier ein anderes Gefäfs, das bei den Völkern niederer Kulturstufen zumeist unbekannt ist. Hier hat jede Familie ein solches unter ihrer Pritsche; doch dient es nicht blofs zur Bequemlichkeit, sondern um die darin eingeweichten Felle zum Gerben zu präparieren, wodurch es zu einer Quelle doppelten Gestankes wird. Sauberer ist der Walguti, ein mit bunten Figuren ausgenähtes Ledersäckchen, das keiner Familie fehlt, in dem bessere und reinlichere Kleider verwahrt werden.

Hat der Eskimo durch glückliche Jagden seine Vorräte vervollständigt, so dafs er sich nach Belieben den Magen füllen kann, so pflegt er sich in seiner Behausung und leistet dann im Schlafen ebenso Grofses wie im Essen. Dann hält er sich für einen gemachten Mann und alles Eskimoische für musterhaft, denn an einer starken Portion Eitelkeit fehlt es ihm nicht. Will er sich in seiner Mufsezeit eine Bewegung machen, so spielt er zuweilen wohl Ball, oder er tanzt und jodelt sich etwas dazu. Auch im Ringen und Boxen übt er sich und zwar treibt er das letztere in der Weise, dafs nie ein Schlag abgewehrt wird, sondern immer einer den andern abwechselnd mit der Faust hinter die Ohren schlägt.

Anerkannt ist das friedsame Familienleben dieser armen Leute, das man freilich auch in der Höhle des Raubtieres antrifft, bei «gebildeten» Nationen aber nicht selten vergebens sucht. Der Vater ist unumschränktes Haupt der Familie; alle hängen mit grofser Zärtlichkeit an einander; die Kinder werden nie gestraft, ja kaum getadelt. Diese Anhänglichkeit erstreckt sich jedoch nicht über die nächsten Anverwandten hinaus; wer nicht zur Vetterschaft gehört, hat keine Teilnahme zu erwarten. Indessen ist diese Beschränkung auf das Nächstliegende eine Folge der natürlichen Verhältnisse. Wollten diese Leute auf irgend einem Punkte zu gröfserer Gemeinschaft zusammenrücken, so würden sie sich sofort die Nahrung verkümmern. Sie müssen sich also in kleine Horden zerstreuen, und die Wohnplätze öfters wechseln, um leben zu können. Die Verteilung der Arbeit bei den Eskimo ist dieselbe, wie bei fast allen uncivilisierten Völkern: das Meiste fällt den Weibern zu. Diese müssen, aufser der Besorgung der Kinder und der Küche, Kleider, Stiefeln, Boote machen, Felle gerben, Zelte und Hütten bauen; der Mann beschäftigt sich lediglich mit der Jagd und Fischerei und selbst hierbei helfen oft noch die Weiber mit.

Tierische Nahrung ist in Fülle vorhanden und bildet den hauptsächlichsten Lebensunterhalt. Sie besteht vorzugsweise aus Wild, Seehunds-, Walfisch- und Walrofsfett. Das Fett wird nie gekocht, sondern als Leckerbissen betrachtet und den Kindern als solcher gereicht. Das Walrofsfett schmeckt nicht übel, ähnlich wie Käse. Man scheint sehr gleichgiltig darüber zu sein, ob die Speise roh oder gekocht, frisch oder alt ist. Das Wildfleisch ist, wenn es gekocht wird, immer von reichlicher Thransauce begleitet. Der Thran wird zuweilen mit Beeren gesättigt und bildet dann ein Gericht, welches auf dem Küchenzettel der Innuit obenan steht. Fisch wird roh gegessen und bildet gewöhnlich den Unterhalt auf Reisen. Man bewahrt ihn auf, indem man ihn an der Sonne trocknet, oder unmittelbar nach dem Fange in das trockene Erdreich gräbt.

Ein grönländischer Küchenzettel, der uns zu Händen gekommen ist, erscheint von europäischen Kochbüchern noch wenig beeinflufst. Da gab es bei einem grofsen Diner:

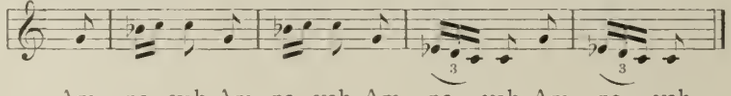
Gedörrte Heringe, roh.
Getrocknetes Seehundsfleisch, desgleichen.
Gekochtes Seehundsfleisch.

Halbrohes, angefaultes Seehundsfleisch.
Gekochte Renntiermagen mit dem Inhalte (Nerukak).
Ein Stück von einem halbverfaulten Walfischschwanz.
Gedörrter Lachs.
Gedörrtes Renntierfleisch.
Eingemachte Heidelbeeren mit Renntiermagen.
Dasselbe Gericht mit Thran angemacht.

Ihr Benehmen beim Essen zeigt die einfachste Natürlichkeit. Eine hölzerne Schüssel mit Fleischstücken und ein anderes Gefäfs mit Thran wird in den Mittelraum gestellt, wo sie sich kauernd niedersetzen. Ein jeder wählt das Stück, welches ihm am meisten zusagt. Die freundlichen Wirte sorgen dafür, dafs wacker zugelangt wird, und zuletzt ist die ganze Gesellschaft so voll, dafs sie alle platzen möchten. Wenn ein Stück zu grofs ist, um auf einmal in den Mund zu gehen, so zerlegt man es auf folgende Art: Ein Ende des Fleischstückes wird mit den Zähnen erfafst, das andere mit der linken Hand, während die rechte die Trennung vornimmt, so dafs das Messer in gefährlicher Nähe der Nase vorbeispaziert. Die Weiber essen für sich allein, es ist ihnen nicht gestattet, mit den Männern zu speisen.

Das Trinken von Thran, welches man von den Eskimo erzählt, ist, wenigstens in diesem Umfange eine Erfindung. Ebenso sind dieselben keine besonderen Freunde von geistigen Getränken; ihr Getränk besteht in der Regel aus frischem Wasser. Dagegen sind sie leidenschaftliche Verehrer des Tabaks, den sie teils rauchen, teils — und zwar häufiger — schnupfen. Die letztere Leidenschaft vermag den Eskimo in demselben Grade zu beherrschen, wie anderwärts der Hang zu berauschenden Getränken den Mann gefangen nimmt, so dafs er oft lieber sein letztes Hab und Gut hingiebt und mit den Kindern Not und Elend leidet, als dafs er den Genufs des Schnupftabaks sich versagen könnte.

In diesem behaglichen Zustande beginnen sie nun Spiel und Tanz. Vor Beginn des Tanzes wird in der Regel die Kleidung geändert. Der Tänzer zieht einen weifsen Pelzrock und ditto Handschuhe an und legt eine Binde um den Kopf, in welcher mitten auf der Stirn ein Vogelschnabel, oder eine Tierschnauze und über jedem Ohr eine Feder angebracht ist. Da tritt ein Mann vor mit der Trommel in der Hand. Sie ist aus einem Reifen Fischbein und einem dünnen Felle gemacht und wird an einer Handhabe mit der Linken gehalten, während sie mit der Rechten vermittelst eines Stöckchens taktmäfsig geschlagen wird. Es ist dies das einzige musikalische Instrument der Eskimo. Bei jedem Schlage hüpft der Vortragende ein wenig auf, bleibt jedoch immer auf demselben Flecke. Dazu singt er nun vom Seehundsfang, vom Wetter, von der wiederkehrenden Sonne u. s. w. Oft aber sind die Lieder auch launigen und satirischen Inhalts und geifseln die Fehler gewisser Personen. Nach jeder Strophe fallen alle Anwesenden mit dem stehenden Refrain ein: «Amna ayah ayah ah hu!»



Am - na - yah, Am - na - yah, Am - na - yah, Am - na - yah.

Der Sänger aber bemüht sich, mit den wunderlichsten Gestikulationen, Verdrehungen der Glieder und Grimassen den Gegenstand seines Vortrags zu veranschaulichen, und zwar mit solchem Eifer, dafs er bald in Schweifs gerät. Ist er erschöpft, so tritt ein anderer an seine Stelle. So geht es bis in die Nacht hinein.

Zur Abwechslung kommen auch andere Unterhaltungen an die Reihe. Dort setzen sich zwei einander gegenüber, schlagen Arme und Beine in einander und jeder sucht den andern herüberzuziehen. Wer Sieger bleibt rühmt sich und fordert einen andern zur Kraftprobe. Die jüngeren Leute werfen ein Hölzchen, in dem sich ein Loch befindet, und an welches ein Band

Eskimo im Kajak.

Boston Public Library.

Das Weiberboot der Eskimo (Umjak).

Boston Public Library.

mit einem Nagel befestigt ist, so, dafs sie den letztern in das Loch zu bringen suchen. Wem dies zwanzigmal gelingt, der hat gewonnen. Wem es einigemale nicht gelingt, dem werden mit einem verkohlten Stöckchen ebenso viele schwarze Striche ins Gesicht gemacht.

Da es keine reichen Eskimo giebt, so besteht die ganze Mitgift der Braut in ein paar rüstigen Armen. Die Heiraten werden ohne viele Förmlichkeiten abgeschlossen.

Der grönländische Jüngling wendet sich mit seiner Liebeserklärung an — den Ortsprediger und entdeckt ihm seine redlichen Absichten. «Hast Du schon mit ihr gesprochen?» — Zuweilen antwortet der Freier: «Ja! Sie will wohl, aber Du kennst ja die Menschen.» Öfter jedoch antwortet er: «Nein!» — «Warum denn nicht?» — «Das ist zu schwierig! das Mädchen ist zu spröde! rede Du doch mit ihr!» — Der Prediger läfst das Mädchen rufen und nach einigen gleichgiltigen Fragen beginnt er die Freiwerbung folgendermafsen: «Nun wird es bald Zeit sein, dafs Du heiratest.» — «Ich will nicht heiraten.» — «Das ist schade; ich habe einen hübschen Freier für Dich.» — «Wen denn?» — «Den N. N.» — «Der taugt nicht, ich mag ihn nicht haben.» — Jetzt zählt der Prediger alle seine Reize und Tugenden her. «Er ist jung. Er ist ein guter Erwerber, ein tüchtiger Seehund- und Walfischfänger, ein geschickter Schütze, Fischer und dergl. Er sitzt gestreckt und gerade in seinem Kajak, wirft die Lanze mit Sicherheit und Kraft! Endlich, was das Wichtigste ist, — er ist fromm und liebt Dich!» — Die Eskimo-Schöne hört sehr aufmerksam zu, ihre Miene verrät ihren Beifall, gleichwohl sagt sie: «Heiraten will ich ihn aber doch nicht; ich will, ich mag, — ich möchte ihn nicht haben.» — «Nun, ich will Dich nicht zwingen! für diesen muntern Jungen finde ich leicht eine andere!» — Er schweigt und stellt sich, als halte er ihr Nein für die Sprache des Herzens. Endlich sagt sie leise, mit einem Seufzer, oder mit Thränen in den Augen: «Wie Du willst, Pastor.» — «Nein, wie Du willst, ich mag Dich nicht überreden.» — Jetzt kommt mit einem tiefen Seufzer ein Ja, und — die Sache ist abgemacht. Voll zarter Sehnsucht erwartet indessen der Jüngling sein Urteil; er wird gerufen und von seinem Glücke unterrichtet. Am Hochzeitstage erscheint der Bräutigam geschmückt im Geleit seiner Freunde im Hause des Predigers. Die Braut zögert, mufs zuweilen erst geholt werden, und wenn sie endlich mit ihren Begleiterinnen kommt, ist sie niedergeschlagen, in ihren Alltagskleidern, und hat ihr Haar nicht geschmückt. Der Bräutigam tritt mit Anstand vor den Brautschemel, der Braut reicht der Prediger den Arm, oder er fafst sie bei der Hand und weist ihr ihre Stelle an. Sie nimmt letztere zwar ein, wendet sich aber so vom Bräutigam weg, dafs der Prediger sie oft erst herumdrehen mufs, um bei den Fragen aus dem Altarbuche ihre Hand in die des Bräutigams legen zu können.

Dieses Handgeben und das Ja kosten ihr die meiste Überwindung. Gewöhnlich antwortet sie nur mit den Augen, und das schon wird für ein volles Ja genommen. Sie gehen dann beide nach der Behausung des Bräutigams; er froh, sie, wie es scheint, betäubt; doch läuft sie niemals fort, wie es die heidnischen Eskimobräute zu thun pflegen, vielmehr findet sie sich schon in einigen Tagen recht gut in ihr Schicksal. Hat die Braut diese ganze Rolle täuschend gespielt, und haben die Eltern viel Abneigung gezeigt, in die Heirat einzuwilligen, so hat jedes das Seinige gethan. Sie hat ihre Ehre gerettet, und den Eltern kann der Leumund nicht nachreden, dafs sie dabei ihrem Kinde Zwang angethan.

Die heidnischen Eskimo aber treiben die Possen so weit, dafs der Bräutigam den Gegenstand seiner Liebe nur durch gewaltsame Entführung in seine Macht bekommt. Die Entführung geschieht oft sogar in Gegenwart der Eltern. Wenigstens mufs, wenn auch die Eltern einwilligen, das Mädchen aus purem Anstande sich so sträuben, dafs dem zärtlichen Bräutigam kein anderes Mittel bleibt, seine wahrhafte Liebe darzuthun, als dafs er es — bei den Haaren fortschleppt, wobei es oft auch tüchtige Faustschläge ins Gesicht bekommt. Sitzt die Neuvermählte dann im Hause des Bräutigams, so scheint sie ganz trostlos, und pafst nur auf die Gelegenheit wieder fortzulaufen: sie wird dann auf ähnliche Weise eingeholt, läuft aber wieder fort, wird wieder

zurückgeschleppt und so ist endlich der Bund geschlossen. In früherer Zeit machte der liebende Gatte dem beständigen Fortlaufen dadurch ein Ende, dafs er seinem schönen Weibchen mit einem Messer einige ziemlich tiefe Einschnitte in die Fufssohlen machte. Die Folge davon war, dafs, ehe es wieder gehen konnte, seine Stimmung sanfter und zum Ergeben geneigter ward.

Verabscheut aber das Mädchen die Heirat wirklich in vollem Ernste, so schneidet es sich das lange Haar ab und sucht einen Zufluchtsort zwischen den Felsen. Damit erklärt es aber auch zugleich, dafs es überhaupt gar nicht heiraten wolle. Jedes Mädchen bedenkt sich daher sehr lange, ehe es zu diesem Mittel der Verzweiflung seine Zuflucht nimmt!

Trotz mancher abstofsenden Eigenschaften können wir dem Eskimo, als einem arglosen, gern lustigen Burschen nicht böse sein, wir können es ihm sogar verzeihen, wenn er mitunter ein wenig lügt oder stiehlt. Alle Anerkennung aber müssen wir ihm zollen, wenn wir sehen, welches Geschick und welche Überlegenheit er bei allem entwickelt, was sich auf die Anfertigung

Hundeschlitten der Eskimo.

und den Gebrauch seiner Geräte, seiner Kleidung u. s. w. bezieht, und zwar umsomehr, wenn wir in Betracht nehmen, welche geringe Auswahl er unter den Rohstoffen hat. Wir können uns kaum eine Wirtschaftseinrichtung denken ohne Holz und Eisen, wo aber die See kein Treibholz bringt und der Tauschhandel nicht hingelangt, mufs sich der Eskimo ohne beides behelfen und sich an Knochen, Walrofszähne, Fischbein und dergl. halten. Will er kleinere Stücke zu gröfseren zusammensetzen, und er hat nicht Nieten und Nägel, so bindet er sie ebenso gut und fest mit Riemen und Renntiersehnen zusammen. Diese liefern ihm auch den nötigen Zwirn, und seine Nähnadeln macht er aus Knochen. Die Felle gerbt er mit Urin und die Weiber fertigen aus denselben gute und sogar zierliche Kleider. Lampen und Töpfe macht man im Notfall aus rohen Steinen.

Das Meisterstück des Eskimo ist sein Boot und die übrige Seeausrüstung. Das Boot, der Kajak, besteht aus einem leichten Gerippe von Holz oder Fischbein, das rundum, auch auf der Oberseite, mit gegerbtem Seehundsfell überspannt ist. Der Überzug wird wasserdicht genäht und überdies gefirnifst, was mit geschabtem Renntierhorn geschehen soll, das in Öl aufgelöst ist.

Das Ganze hat etwa 6 m Länge, ist nicht viel breiter als zur Aufnahme eines Menschen nötig, läuft hinten und vorn spitzig aus, und ragt, wenn der Fahrer darin sitzt, kaum über den Wasserspiegel empor. Das Boot ist gegen 15 kg schwer, so dafs es zu Lande bequem auf dem Rücken getragen werden kann. Will der Eskimo in See gehen, so schlüpft er in das einzige runde Loch, das in dem Verdeck des Kahns in der Mitte, oder etwas hinterwärts gelegen ist, mit den Beinen hinein, setzt sich, indem er die Beine gerade vor sich ausstreckt, und bindet sich einen losen Lederbund, der den Rand des Loches umgiebt, mit Schnuren am Leibe fest, der seinerseits mit dem wasserdichten Seehundsrock bedeckt ist. So hat er sich seinen Kahn förmlich angezogen, sitzt in ihm vollkommen trocken und bildet mit ihm ein Ganzes, gleichsam ein mit einer Schwimmblase umgebenes Wassertier. Ein langes, auf beiden Seiten zu gebrauchendes Ruder dient ihm als Flosse und zugleich als sehr nötige Balancierstange, denn das Fahrzeug mit seinem Insassen bildet ein System, bei dem das Leichte unten und das Schwere oben ist. Es müfste also jeden Augenblick umschlagen, wenn es nicht durch einen rechtzeitigen Gegendruck daran gehindert würde.

Kommt der Eskimo einmal unter Wasser, so bringt er sich durch geschickte Benutzung des Ruders sofort wieder auf; ja die Innuit machen dieses Kunststück, die ganze Umdrehung, in Erwartung eines kleinen Geschenkes, gern und unaufgefordert vor Fremden.

Ein guter Kajak ist der Stolz des Eskimo und er verwendet alle Sorgfalt auf dessen Instandhaltung: Erst wenn der Eskimo, mit seinem Kajak verwachsen, die Wasserfläche wie ein Pfeil durschschneidet, ist er ganz voll Feuer und Leben. Ohne anzuhalten, erlegt er mit einem leichten Wurfspiefs den Seevogel im Fluge oder im Augenblick des Tauchens. Aber das ist nur seine beiläufige Beute: sein Hauptwild ist der Seehund und ihn zu überraschen und zu erlegen sein höchster Genufs. Das Werkzeug dazu, Speer oder Harpune, ist ein Meisterstück seiner Erfindung. Anscheinend ist es ein gewöhnlicher Wurfspeer mit einer pfeilartigen, zweiflügeligen Spitze von Walrofszahn. Er hängt an einem Riemen oder einer Wurfleine, die am Kahn aufgewickelt und befestigt ist. Aber einen solchen Speer würde der damit getroffene Seehund zerbrechen und damit entkommen, darum ist der Speer so eingerichtet, dafs er nach geschehenem Wurfe, wenn die Spitze in das Fleisch des Tieres eingetrieben ist, gewissermafsen von selbst zerbricht. Der Schaft besteht aus zwei stumpf zusammengesteckten Stücken, die durch straffe Sehnen zusammengezogen werden, so dafs sie ein Ganzes bilden, so lange sie in gerader Richtung liegen, dagegen geben sie einem seitlich wirkenden Drucke nach, indem beide zusammenstofsenden Enden kreisförmig ausweichen und die Spannung der Sehnen nun keinen Widerstand mehr findet. In ganz ähnlicher Weise ist auch die Spitze leicht aufgesetzt, sämtliche Stücke aber hängen mit der Wurfleine zusammen. So behält das Tier schliefslich nur die Speerspitze im Leibe, kann sich von dieser und der Wurfleine trotz allen Tauchens und Schlagens nicht losmachen, und der Eskimo ersieht sich den Zeitpunkt, wo er ihm ohne grofse Gefahr für sich und sein Boot noch den Gnadenstofs geben kann.

Einen wesentlichen Bestandteil des Wurfgeschosses bildet aufserdem eine an der Leine befestigte, mit Luft gefüllte Blase, oder vielmehr aus Seehundshaut genähter Luftsack. Sie zeigt nicht allein an, welche Richtung das verwundete Tier unter Wasser einschlägt, sondern verhindert auch dessen Untertauchen in grofse Tiefen, da sie sich nicht unter das Wasser ziehen läfst.

Etwas anders gestaltet sich der Seehundsfang im tiefen Winter, wenn das Tier auf dem Eise erlegt werden mufs. Mit seinem Atem taut der Seehund kleine Löcher im Eise auf, die er auch bei strenger Kälte offen hält, um von Zeit zu Zeit dort Luft zu holen. Da sitzt so ein kleiner Mann auf einem einbeinigen Sessel regungslos und fast vor Kälte erstarrend, einen halben Tag lang, unverwandt die Spitze seiner Harpune über der Öffnung haltend. Er mufs dem schneidenden Winde grade das Gesicht entgegen kehren, um dem Seehund die Witterung zu entziehen. Oder er liegt bei Sonnenschein, wenn diese Tiere selber auf das Eis kommen, der Länge nach

Mit dem Hundeschlitten auf der Reise.

Boston Public Library.

auf demselben und spielt geschickt die Rolle eines ihresgleichen, wobei er fortwährend knurrt und brummelt, wie jene es thun. Auch der Pelz begünstigt die Täuschung. Aufserdem wird der Seehundsfang auch mit Netzen betrieben.

Dem Kajak verwandt ist das Umjak oder Weiberboot, das einem gewöhnlichen, flachen Kahne ähnlich gebaut ist, und mehrere Personen fassen kann. Diese Fahrzeuge werden von vier bis fünf Weibern gerudert, denn auch sie und die Kinder machen sich zu Wasser manches zu schaffen. Diese auch häufig aus Knochen und Fellen bestehenden Fahrzeuge sind sehr elastisch, aber in hochgehenden Wogen nicht gut brauchbar. Ist die Familie zu Wasser, so fährt Papa Eskimo mit seinem Kajak auf der Windseite und schützt die Seinen im offenen Nachen dadurch, dafs er die grofsen Wellen mit seinem geschlossenen Boote auffängt.

Die erlegten Seehunde werden in der Hütte von den Weibern ausgeweidet, eine Arbeit, bei welcher sie auf Reinlichkeit keine Rücksicht nehmen. Aller Unrat und Abfall bleibt auf dem Boden liegen und trägt noch lange dazu bei, die Luft der Wohnung zu verpesten. Mit Messern, die aus geschärften Knochen verfertigt sind, werden die Häute sorgfältig gelöst und abgezogen. Unter denselben liegt eine mehrere Centimeter dicke Fettschicht, die man gewöhnlich als Speck bezeichnet. Bald sind ansehnliche Haufen derselben auf dem Boden gesammelt, von denen sofort die Lampen gefüllt werden. Von dem frischen Fleisch beginnt die ganze Gesellschaft mit sichtlichem Appetit zu speisen. Wäre der Fang etwas geringer ausgefallen, so würde die ganze Beute mit einem Male verspeist worden sein. Die Köpfe der Tiere werden draufsen in einer Felsspalte mit schweren Steinen bedeckt — damit der weifse Bär oder der schlaue Fuchs sie nicht raube — für spätere Zeiten aufbewahrt, wo sie im halbverfaulten Zustande als Delikatessen (Mikiak) dienen. Ist reichliches Fleisch vorhanden, so wird manches Stück davon beigefügt. Ebenso werden die kleinen Fische, sowie die in Streifen geschnittenen gröfseren, auf Sehnen gezogen, um, in der Luft getrocknet, später verzehrt zu werden, doch nur wenn die Fülle der Nahrung von dem nie geringen Appetit nicht bewältigt werden kann.

Der Walfischfang wird immer nur von einer gröfseren Gesellschaft unternommen. Auch Weiber und Kinder, oft 50 Personen und mehr fahren zu diesem Zwecke in den Umjaken auf die See hinaus. Alle haben ihre besten Kleider und festlichen Schmuck angelegt, denn vor unsauberen Leuten würde der Walfisch fliehen. Dort in der Ferne sieht man den Wasserstrahl, den er wie eine Fontäne in die Luft wirft. Eilig rudert man ihm entgegen. Vorn im Boote steht ein Mann mit der Harpune, die er dem mächtigen Tiere in den Leib stöfst. Auch hier spielt wieder die Leine mit der Blase eine Rolle, die das Untertauchen verhindert. Aber es ist eine langwierige Jagd und der grofse Fisch mufs noch oft verwundet werden, bis er endlich erschöpft den Todesstreich erhält. Nun springen die Männer in wasserdichter Kleidung in die Flut und umschwärmen den Kolofs, der 2—300 fetten Ochsen im Gewicht gleich kommt. Von allen Seiten fangen sie an, die dicke Haut abzuschälen, die als Delikatesse (Mattak) sofort gekostet wird. Dann schneiden sie weitere Massen des dicken Speckes und Fleisches heraus, mit dem sie die Böte füllen. Solche Beute giebt Nahrung für lange Zeit.

In den Sommermonaten, in denen die Renntierjagd die Hauptbeschäftigung bildet, wohnen die Eskimo tief in den Fjorden. Von da gehen sie mit Weib und Kind in die Thäler und auf die Berge, um das Wild, dessen Fleisch sie aller anderen Nahrung vorziehen, aufzutreiben. Meistens wird ein förmliches Treibjagen angestellt, bei dem die fehlenden Treiber durch Stangen ersetzt werden, auf die man Torfstücke steckt. Die Schützen liegen hinter einem Felsen verborgen, bewaffnet mit Pfeil und Bogen. Ist die Beute erlegt, so sammelt sich die ganze Gesellschaft. Man trinkt das noch rauchende Blut und ifst gewöhnlich auch etwas rohes Fleisch. Die Jagd auf andere Landtiere, wie Hasen und Füchse, wird weniger eifrig betrieben. Die letzteren werden ihrer Felle wegen zur Winterszeit in Fallen gefangen. Dagegen wird den Seevögeln mehr nachgestellt, unter denen die Eidergans in dichten Schwärmen auf den Klippen nistet.

Besonders sobald die Jungen ausgebrütet sind, holt man sie aus den Nestern, verschmäht aber auch die Eier, gleichviel ob frisch oder angebrütet, nicht.

Das Jägerlatein, das wir aus den Kreisen unserer Jäger so gut kennen, wird auch von den Eskimo, wenn sie des Abends am Nordpol «um das Thranfeuer liegen, und sich ihren Grog von Renntierblut schmecken lassen» vortrefflich gesprochen. Einem Reisenden wurde eine recht hübsche «Jagdgeschichte» erzählt, wie sich die schlauen Eskimo der lästigen Polarwölfe entledigen.

Der Eskimo bestreicht nämlich ein haarscharf geschliffenes Messer mit Renntierblut und vergräbt es, natürlich mit der Schneide nach oben, im Schnee. Der von Hunger gepeinigte Wolf wittert diese Lockspeise, gräbt sie aus und leckt gierig an diesem so tückisch präparierten Messer. Bei der scharfen Kälte merkt er nicht, dafs er sich dabei die Zunge arg zurichtet, glaubt vielmehr immer neues, frisches Blut zu lecken, und leckt fort, bis die Zunge total zerschnitten ist, und der Wolf an Verblutung elend zu grunde geht.

Eine andere, nicht minder schlaue Art, Wölfe unschädlich zu machen, ist die, dafs der Eskimo aus Blechstreifen Spiralen anfertigt, zusammendreht und mit einer Sehne bindet, diese Spiralen in Fleischstücken einwickelt und das Ganze einfrieren läfst. Der Wolf nimmt den so harmlos aussehenden, in der Nähe der Hütten ausgelegten Brocken und verschlingt ihn, weil er gefroren, im ganzen; im Magen taut das Fleisch auf, die Sehne wird weich, und — bums — die Spiralfeder geht los und zerreifst der Bestie den Magen.

Als Fahrzeug auf dem Lande dient dem Eskimo ein einfacher Schlitten, dessen Kufen aus Walfischknochen bestehen, und dem er durch Begiefsen mit Wasser eine Eiskruste statt der Verstählung giebt, welche besser hält, als wir uns mit unserm Begriff von Eis vorstellen können. Die meisten Schlitten sind lediglich mit Riemen gebunden, was sie zur Ertragung von Stöfsen um so geschickter macht. Der Kasten des Schlittens gleicht einem Gitterwerk ohne Lehnen, und befindet sich gegen 30 cm hoch über dem Schnee. Stränge von Renntiersehnen sichern ihn auf allen Seiten, so dafs er ein Gewicht von 300 Kilo zu tragen vermag.

Das Zugtier des Eskimo ist der Hund, ein wolfähnliches Geschöpf, das nicht bellt, sondern nur ein heiseres Geheul vernehmen läfst. Die Hunde sind zwar Haustiere, haben aber nur das Vorrecht auf den Abfall von den menschlichen Nahrungsmitteln. Besonderes Futter und selbst Obdach wird ihnen nicht gewährt. Sie müssen sehen, wo sie etwas finden, und begnügen sich wohl mit den Muscheln, die der Strand ihnen bietet. Im Sommer fressen sie selbst Heidelbeeren. Oft leiden die armen Tiere empfindliche Not. Die Zuneigung und Treue anderer Haustiere sucht man umsonst bei ihnen. Elend, wie sie gehalten werden, sind sie auch falsch und tückisch und werden zuweilen selbst ihren Herren gefährlich. Zu Zeiten besonderer Not sterben sie in grofser Zahl hin; was dann wieder eine höchst nachteilige Stockung des Erwerbes auch in besserer Zeit zur Folge hat. Ein Nebenamt des Hundes ist das Reinhalten der Kochgeschirre; dies besorgt er stets zur gröfsten Zufriedenheit der Hausfrau. Ihrer vier bis zwölf werden an langen Leinen vor den Schlitten gespannt und laufen frei vor demselben. Das Lenken eines Hundegespannes und die wichtige Verteilung der Schläge mit einer unendlich langen Peitsche ist übrigens auch ein Kunststück, das dem Eskimo so leicht niemand nachthut.

Der Eskimo ist nicht sehr vorsorglich für die Zukunft, und was er auf der Stelle nur irgendwie zu verzehren vermag, hebt er keinesfalls auf. Hat er indessen auf seinen Jagdzügen viel Glück, so legt er das überflüssige Wild ein, um auch bei seiner Wiederkehr etwas vorzufinden. Er weidet dann das Tier aus, löst die Vorder- und Hinterbeine ab, steckt sie in das Innere des Körpers und schliefst die Öffnung mit Holz- oder Knochensplittern zu. Dann wählt er eine passende Felsenspalte, legt seinen Vorrat ein und verbaut ihn sorgfältig mit Steinen. Kommt nicht der Bär inzwischen über diese Fleischkammer, so ist der Eskimo sicher, sie bei seiner Rückkehr unberührt und zwar das Wild in demjenigen Grad von Hautgout zu finden, der ihm der liebste ist.

Mufs der Eskimo auf seinen Jagdzügen einmal im Freien übernachten. so dünkt ihm dies nichts Besonderes. Er sucht sich ein windstilles Plätzchen an einer Felsen- oder Eiswand. setzt sich in seinen Kajak und schläft. In diesem Falle ist der Kajak ein Wirtshaus: wird die Kälte übermäfsig. so erwacht der Schläfer zuweilen nicht wieder. und dann wird der Kajak zum Sarge seines Eigentümers.

Auf die eine oder die andere Art aus der Welt gegangen. findet der Eskimo keine Muttererde. die ihn aufnehmen könnte. Man giebt dem Körper die Lage des Ausruhens. die Kniee an den Körper herangezogen. hüllt ihn in einen Sack von Häuten. setzt ihn auf den Felsengrund und führt einen Steinhügel über ihm auf. Seinen Kajak. seine Speere und sonstiges Jagdgerät gruppiert man daneben und diese einfachen Monumente halten sich Generationen hindurch. denn kein Eskimo stört die Ruhe eines Grabes.

Nach dem Begräbnis hält gewöhnlich der nächste Verwandte mit lauter und heulender Stimme eine Klagerede zu Ehren des Verstorbenen. von Zeit zu Zeit durch das Weinen und Heulen der Anwesenden. besonders der Weiber unterbrochen. Solche Wehklagen werden während der Trauerzeit einige Wochen lang alle Tage fortgesetzt.

Die Seelen der Verstorbenen fahren entweder aufwärts in den Himmel. oder abwärts unter die Erde. Die ersteren aber haben es schlimmer: sie wohnen neben einem grofsen mit Schnee bedeckten Berge. oder um ein grofses Gewässer herum. in offenen Zelten. müssen auch schwarzes. schleimiges Wasser. mit Würmern darin. trinken und alte Weiber werden da sehr von Raben geplagt. die ihnen beständig um die Haare hängen und die sie nur mit Mühe von sich abhalten können. Überdies haben die Seelen der Abgeschiedenen dort keine Ruhe. sondern irren von einem Orte zum andern herum. und die Strahlen des Nordlichtes sind eine Menge von ihnen. die mit dem Kopfe eines Walrosses Ball spielen.

Die Seelen selber sind bleich und fahl: wenn man sie anfühlen will. haben sie weder Fleisch noch Knochen. oder Sehnen. sondern sind so fein. dafs sie fast wie nichts sind. Die Ursachen ihres schwächlichen Aussehens aber ist die starke Umwälzung und stetige Bewegung des Himmels. welche sie so abmattet. dafs sie nicht fett werden können. Daher wünschen die Eskimo gewöhnlich ihren verstorbenen Freunden. dafs sie lieber hinunter als hinauf kommen mögen. und pflegen die Kranken. welche in den letzten Zügen liegen. vorsichtig aus dem Bette zu heben und auf dem Fufsboden zum Begräbnis einzuwickeln. damit sie nicht aufwärts. sondern abwärts fahren. Weil nämlich die Eskimo ihre meiste und beste Nahrung aus der Tiefe des Meeres bekommen, so suchen sie den Ort der Seligen unter dem Meere oder unter dem Erdboden und denken. dafs die tiefen Löcher in den Felsen die Eingänge dazu sind. Dort wohnt Torngarsuk, der gute Geist. da sei ein beständiger Sommer und keine Nacht. da sei gutes Wasser und ein Überflufs an Vögeln. Fischen. Seehunden und Renntieren. die man ohne alle Mühe fangen kann. In dieses schöne Land kommen vorzugsweise die Weiber. welche im Wochenbett sterben, und die Männer. welche auf der See ertrinken. sowie auch die Walfischfänger. zur Belohnung für das Ungemach. das sie vor anderen hier auf der Welt erlitten haben. Doch geht der Weg dahin über einen rauhen Felsen. an welchem die armen Seelen fünf Tage lang hinabfahren müssen. so dafs er ganz blutig ist von ihren zerrissenen Gliedern. Wer die Reise im Winter oder bei stürmischem Wetter machen mufs. kann leicht zu Schaden kommen. und dies ist dann der zweite Tod. nach welchem nichts übrig bleibt. Kinder aber sind zu einfältig und unverständig. um den Weg in das Land der Seelen zu finden. deshalb wird ihnen ein Hundskopf auf das Grab gelegt. denn die Seele des Hundes weifs überall den Weg nach der Heimat.

MITTELLÄNDISCHE VÖLKER.

KAUKASIER. — HAMITEN. — SEMITEN.

Die zur mittelländischen Rasse gehörenden Völkerstämme: Basken. Hamiten, Semiten. Kaukasier, Indogermanen. — Kaukasier. Kleidung, Waffen, Sitten u. s. w. der Adighe. — Nogaier. Kasaken. — Die Nubah-Fulahrasse. — Hamiten. Fellahin. Kopten. Kabylen. Somali. Galla. — Semiten. Syrier. Hebräer. Araber. Abessinier.

Wir können Johann Friedrich Blumenbach als den Vater der Völkerkunde bezeichnen, da er es zuerst unternahm, die Rassenkunde in ein System zu bringen. Er nannte die Rasse, welche sowohl in physischer, als auch in geistiger Beziehung die höchste Entwickelung der Menschheit repräsentiert, die kaukasische Rasse, weil er in den Völkern des Kaukasus deren Typus am reinsten zu finden meinte.

Die fortschreitende Wissenschaft indessen hat diese Bezeichnung verworfen, und dafür den Ausdruck Mittelländer oder Mittelländische Rasse gewählt, weil die hervorragendsten Völker dieser Gruppe um das Mittelmeer herum ihre Ausbildung und Blüte erlangt haben.

Die Statur des Mittelländers ist unter allen Rassen die gröfste. Sie ist durch starke Muskelentwicklung ausgezeichnet, daher die Arbeitsleistung des Mittelländers jene aller anderen Rassen übertrifft. Der Kopf ist oval, die Gesichtsbildung länglich. Die Stirn ist breit und gewölbt, die Nase edel geformt und vorspringend. Die Augen sind horizontal geschnitten, die Farbe derselben schwarz, braun oder blau. Die Augenbrauen sind bogenförmig und voll. Der Mund ist horizontal, die Lippen schön geschwungen und rot gefärbt. Die Zähne sind fein und gerade eingesetzt; das Kinn ist klein, zierlich und wenig vorspringend. Das Haar ist lang, schlicht und weich, die Farbe desselben schwarz, braun oder blond und in der Regel mit der Farbe der Augen im Einklange. Ausgezeichnet ist die Rasse durch einen üppigen, am Kinn, um die Lippen und an den unteren Wangenseiten sprossenden Bart von schwarzer, brauner oder blonder Farbe.

Die Farbe der Haut ist weifs mit einem Stich ins Bräunliche, oft sogar braun: die Wangen bedeckt ein mehr oder weniger intensives Rot.

Vier grofse Völkerstämme sind es, welche gegenwärtig der mittelländischen Rasse zugezählt werden: ein fünfter, die Basken, sind heute nur noch eine Volksruine. Wenngleich sie von ihrer Sprache behaupten, sie sei die älteste der Welt, und zur Bestätigung hinzufügen: «Gott hat im Paradiese mit Adam baskisch geredet», so erscheint dieselbe doch unter den modernen europäischen Sprachen wie ein Fremdling, und nur gering ist die Zahl derer, die zu dieser Familie noch gehören. In ihrer eigenen Sprache nennen sich die Basken Euscaldunac (daraus französisch Euscarien, spanisch Vascongados: Gascogner). Sie sitzen auf beiden Seiten der Westpyrenäen, am Golf von Gascogne, und sind die Überreste der alten spanischen Bevölkerung, der Iberer, jenes nichtindogermanischen Volksstammes, der in den frühesten historischen Zeiten Westeuropa bewohnte und den die Kelten, als der Vortrab der indogermanischen Wanderung, verdrängten. Für die vorhistorischen Zeiten ist es nicht unwahrscheinlich gemacht worden, dafs das Volk, als dessen Repräsentanten wir die Basken kennen, sich noch weit über Spanien und Gallien hinaus erstreckte: dafs die Ligurer Italiens und Galliens, die Sikanier Siziliens und selbst die eingeborenen Stämme in Nordafrika, vor den phönikischen und römischen Eroberungen, derselben Rasse angehört haben, wie die Iberer in Spanien und Aquitanien. Und betrachten wir die Ligurer und Sikanier als Schöfslinge dieses einst weit verbreiteten Stammes, so können wir immerhin annehmen, dafs auch ganz Italien einstmals von den Iberern bewohnt war, und dafs die Lateiner die Stammverwandten dieser spanischen Iberer von den sieben Hügeln zu verdrängen hatten. Dafs sie der älteste Volksstamm der jetzigen spanischen und ebenso der französischen Nation sind, geht schon daraus hervor, dafs sich in ihrer eigentümlichen Sprache die Erklärung der meisten älteren Flufs- und Städtenamen der spanischen Halbinsel findet.

An die Basken reihen sich die in Bezug auf ihre Lebensäufserungen den Griechen verwandten Hamiten an, die sich in drei Familien, die ägyptische, libysche und äthiopische teilen.

Den Gegensatz zu den Hamiten bilden die Semiten, zu denen einerseits die Bewohner Mesopotamiens, Syriens und der Küste Palästinas, andererseits die Völker Arabiens und des nordöstlichen Afrika gehören. Den Semiten gesellen sich auch die Israeliten zu, oder, wie sie sich fremden Völkern gegenüber nannten, die Hebräer. Durch die Zerstreuung über den ganzen Erdkreis im buchstäblichen Sinne des Wortes haben zwar die Hebräer (Juden) als Volk zu sein aufgehört, sie haben aber bei ihrem zähen Festhalten an dem angestammten Glauben und den ihr Leben durchdringenden religiösen Satzungen viel den Semiten Eigentümliches beibehalten. Wenn schon in geistiger Beziehung der heutige Jude für einen reinen Semiten nicht mehr gelten kann, so kann er in leiblicher Beziehung noch weniger auf einen reinen unvermischten Stamm Anspruch erheben. Im Durchschnitt ist der heutige Jude ein Mischling, der neben dem Echt-Semitischen an dem Charakter jener Rasse teilnimmt, innerhalb deren sich seine Vorfahren aufgehalten haben und innerhalb deren er selbst wohnt.

Die dritte Familie der mittelländischen Rasse bildet der gröfste Teil der Bewohner des Kaukasus, einer ehemals gröfseren Völkersippe, die durch das Andrängen uralaltaischer Stämme beeinträchtigt wurde, und sich nur vermöge des gebirgigen Terrains, das sie einnimmt, bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten hat.

Das nördliche Indien, Beludschistan, Afghanistan, Persien, einen grofsen Teil Kleinasiens, ferner ganz Europa mit Ausnahme der von den Basken und finnisch-tatarischen Völkern eingenommenen Landstriche bewohnt als vierter Zweig der mittelländischen Rasse der indogermanische Stamm, so genannt von den beiden Endpunkten seiner Verbreitung von Ost nach West, nämlich Indien und Island. Mithin gehören zur mittelländischen Rasse alle Europäer, soweit sie nicht mongolenähnlich sind, alle Nordafrikaner und alle Nordasiaten: endlich sind als Mischvölker wegen ihrer Sprache die Hindu im nördlichen Indien noch mitzuzählen.

Die Sprachen, welche auf diesem gewaltig grofsen Gebiete gesprochen werden, stehen alle in mehr oder weniger enger Beziehung zum Sanskrit, das zwar nicht die Ursprache dieser Rasse selbst ist, derselben aber doch am nächsten kommt. Das Sanskrit ist eine der reinsten und ehrwürdigsten Sprachen der Welt. In dieser frei ausgebildeten Sprache ist gleichsam ein Magnet gefunden worden, nach welchem die auf dem Sprachozean Schiffenden hinschauen und sich richten können. Durch das Sanskrit fällt auf die lange Reihe der mit der indischen unmittelbar zusammenhängenden und verwandten Sprachen und Völker ein helles Licht, so dafs dadurch eine wahrhafte Geschichte aller dieser Sprachen und Stämme, welche gröfstenteils in Zeiten fällt, die der eigentlichen Weltgeschichte weit vorausgehen — wenigstens eingeleitet wird. Dieser hohen Vorzüge wegen wurde das Sanskrit auch Göttersprache genannt, sowie das sanskritische Alphabet die Götterschrift: Devanagari.

Ein anderer Ausdruck, mit dem man die Indogermanen oft bezeichnet findet, Arier (die Edeln, also der Adel unter den Völkern), ist nicht recht passend, da er strenge genommen, nur die asiatische Gruppe derselben (Inder und Perser) umfafst. Der Name Japhetiten wäre wohl, nachdem man auf andere der mittelländischen Rasse angehörige Stämme die Bezeichnung Hamiten und Semiten angewendet hat, nicht unpassend; er klingt aber gegenüber den landläufigen Namen viel zu fremdartig, weshalb man denselben nicht in Anwendung gebracht hat.

Man verlegte anfangs den Ursitz der Indogermanen in das Quellengebiet der beiden Flüsse Oxus und Jaxartes auf die Hochebene Pamir; in neuerer Zeit aber sucht man denselben im Südosten Europas, wohin sie vom armenischen Hochlande in unvordenklicher Zeit eingewandert sein müssen.

In der ersten Zeit ihres geschichtlichen Auftretens (der Herrschaft der hamitischen Völker) steht die mittelländische Rasse nicht höher als China. Erst mit dem Erscheinen der Semiten und Indogermanen bricht sich eine freie, ideale Kultur Bahn, die nach und nach siegreich alle Schranken, welche Zeit und Raum ihr gesetzt zu haben scheinen, durchbricht und alles ihren Einflüssen unterwirft. Durch sie ist es möglich, dafs der Mensch zu dem werde, als was ihn die Sage der Semiten darstellt, nämlich zu einem Ebenbilde Gottes. Dies war der Mensch anfangs gewifs nicht; Jahrtausende mufsten an ihm vorübergehen, ehe er es zu den einfachsten Lebenseinrichtungen brachte, weitere Jahrtausende, ehe er die einfachsten sittlichen Ideen zu fassen begann. Erst die Kultur hat die wilden Züge des Menschen vergeistigt und ihn Gott gleich gemacht. Diese Kultur aber ist ein Produkt tausend- und aber tausendjähriger harter Arbeit, nicht eine Gabe von oben. Schon Hesiod bemerkt:

«Über die Tugend setzten den Schweifs die unsterblichen Götter.»

Auf Einzelschilderungen innerhalb der mittelländischen Rasse eingehend, lenken wir unsere Wanderungen zunächst nach dem Kaukasus.

Den Kaukasus umhüllt das rosige Licht der Romantik.

Schon die Sage des Altertums hat sich mit duftigem Gewande über die Ostgestade des Pontus gebreitet. Im Schofse der Erde des alten Kolchis ruhen viele geschichtliche Dokumente, welche den Einflufs Roms und Griechenlands bekunden. Die unzugänglichen Schluchten des schneeführenden Hochgebirges bergen die Erinnerungen an die Zeiten der Kreuzritter. Der jahrhundertelange Kampf christlicher Völker gegen den Einflufs und Druck des Islam hat in Grusien und Armenien überall Denkmäler schmerzlichster Art hinterlassen.

Der Kaukasus ist ein Land voll historischer Überlieferungen und blühenden Lebens, zugleich aber auch ein Kirchhof mit Tempelruinen, marmornen Denkmälern, Statuen und anderen Hinterlassenschaften früherer Zeiten, welche bezeugen, dafs auch hier einst Bildung und verfeinerte Sitte weit verbreitet war. Der Name des Kaukasus ist in der Sage von dem an die Felsen des Elbrus gefesselten Prometheus mit der Mythologie der alten Griechen verbunden: ihre älteste

Geschichte erzählt vom Argonautenzug nach Kolchis an der Mündung des aus den immergrünen Wäldern kommenden Phasis (dem heutigen Mingrelien und Imeretien am Rion). Das heutige Kutais ist die alte Residenz des Königs Aetes, in dessen Nähe der heilige Hain des Ares lag; hier hing an einer Eiche das goldene Vliefs, gehütet von einem Drachen, das Jason mit Hilfe der Zauberin Medea raubte. Die im Jahre 1864 von den Russen hier entdeckten Goldminen waren augenscheinlich schon den alten Griechen bekannt, deren Kolonie Dioskurias ein Sammelplatz von dreihundert verschiedenen Völkern war. Hier, an den Küsten des Schwarzen Meeres, das durch seine eigene unruhige und bisher noch unerklärte wilde Natur das unsicherste Meer der Welt ist, und in welchem Wind und Strömung ohne Ende wechseln, bildete sich das berühmte Pontische Reich, das trotz seiner hartnäckigen Verteidigung unter Mithridat eine Beute der Römer wurde. Hier auf den Flüssen Kura (dem alten Kyros) und Rion, zog sich der Handelsweg aus Europa nach Asien entlang, der die Genueser und Venetianer im Mittelalter bereicherte. Nicht allein mit Waren aller Art, sondern auch mit Sklaven wurde damals schon wie bis in die neueste Zeit herab hier Handel getrieben. Eine Unzahl reizender Weiber und Mädchen wanderten von hier in die türkischen Harems und übten einen beträchtlichen Einflufs auf die Veredelung der tatarischen und mongolischen Rasse aus.

Im Mittelalter diente der Kaukasus als Brücke, über welchen die wilden asiatischen Schwärme, wie die Goten, Chasaren, Hunnen, Avaren, Mongolen, Araber und Tataren, nach Europa zogen. Die Lage neben der Hauptstrafse der Völkerwanderungen, die Isoliertheit seiner Gebirgsthäler, durch Felsbrücken und Wald von einander getrennt, erklären uns, warum der Kaukasus das sprachenreichste Gebirge der Welt ist. Wie die Wogen des Meeres an den Felsen, so brach das Ungestüm der Eindringlinge an der zähen Festigkeit und wilden Tapferkeit der Bergvölker einerseits, andererseits an der unzugänglichen Lage ihrer Bergfesten, an den undurchdringlichen Urwäldern und den schauerlichen Schluchten und Abgründen, so dafs sie meist nur geringe Spuren ihrer Anwesenheit zurückliefsen. Den Arabern allein gelang es, ihre Herrschaft über die kaukasischen Stämme fester zu begründen.

Die arabischen Schriftsteller des Mittelalters haben den Kaukasus mit vollem Rechte als «das Gebirge der Sprachen» bezeichnet, denn in ihm und um ihn herum wohnt ein wahres Gewimmel von Nationen. Die Kaukasusregion bildet eine ethnographische Musterkarte von gröfseren und kleineren Überbleibseln von Völkern, die entweder seit den ältesten Zeiten in diesem Gebirge wohnen, oder welche auf den grofsen Völkerzügen dort zurückgeblieben sind. Sie reden sehr verschiedene Sprachen und haben es niemals zu einem organischen Zusammenhang untereinander bringen können. Keine von allen diesen Nationen hat das Zeug in sich gehabt, einen eigentlichen Staat zu bilden: im Kaukasus ist anarchische Zerklüftung die Regel gewesen, und die Fehden und Kriege haben kein Ende genommen, bis endlich alle diese Völker und Völkerfragmente nach langen, blutigen Kämpfen Unterthanen des russischen Kaisers geworden sind.

Tataren, Perser und Türken spielen keine geringe Rolle in dem Schicksal der kaukasischen Bergvölker.

In Daghestan oder dem nördlichen Abhange des Kaukasus sitzen die Avaren, Kasikumüken (nicht zu verwechseln mit den türkischen Kamüken), die Akuschen, die Kurinen und die Uden, welche sämtlich von den Georgiern Lekhi, von den Armeniern Leksik und von uns Lesghier genannt werden. Ihre Nachbarn gegen Westen, welche die Daghestanen Mizdscheghen heifsen, nennen sich selbst Nachtschuoi. Zu ihnen zählen als Stamm die Tschetschenzen, welche unter dem Emir Schamyl hartnäckig für ihre Unabhängigkeit kämpften und nach denen von den Russen die gesamte Gruppe genannt wird, während sie die Georgier Kisten heifsen.

Die westlichen Bergvölker zerfallen in die Abchasen, welche beide Abhänge des Kaukasus und den gröfseren Teil des Küstensaums vom Ingur bis zum Kuban inne haben, und in die Tscherkessen, welche westlicher und nördlicher sitzen.

Die Tscherkessen nennen sich selbst Adighe, was ein Volk bedeuten soll, das zwischen zwei Meeren wohnt. Die Türken, Griechen, Italiener und Franzosen nennen die Tscherkessen Cirkassier, was so viel als Wegabschneider (Räuber) bedeuten soll. Die Perser unterscheiden sie von den übrigen Stämmen des Kaukasus durch den Namen Kassalken. Strabo nannte sie Kerketen.

Zwischen dem Kaukasus und dem Antikaukasus wohnen im Südwesten auf türkischem Boden die Lazen, im nordwestlichen Küstenlande die Mingrelier, dann im Längenthal des Ingur

Ein Adighe (Tscherkesse).

die rohen, fast noch unabhängigen Suanen, endlich als Binnenvölker im Gebiete des oberen und mittleren Kur die Georgier.

Den Bergbewohner (wir wollen ihn, alle die verschiedenen verwirrenden Stammesnamen verwerfend, durchweg als Adighe bezeichnen) hat die Natur nicht stiefmütterlich behandelt. Die Männer sind gewöhnlich von hohem Wuchse, stark und schlank, haben meist einen bräunlichen Teint und schwarzes, oft krauses Haar. Die Weiber zeichnen sich besonders durch ihre schönen Augen aus, doch wird das Gesicht häufig durch eine übergrofse, nach dem Munde sich neigende Nase verunziert. Die Gröfse derselben fällt umsomehr in die Augen, als die Stirn sehr niedrig ist.

Boston Public Library.

Bei aller seiner Wildheit und Unwissenheit zeigt der Adighe meist einen hohen Grad natürlichen Verstandes, Gefühl und selbst eine gewisse Humanität. Sucht nach Ehre, Auszeichnung und Ruhm bilden einen bezeichnenden Zug seines Charakters. Nicht des Raubes allein wegen kämpft er — er liebt, dafs man von seinen Heldenthaten in den Aulen rede. So folgten die Krieger dem Führer Schamyl nicht etwa nur aus Hafs gegen die Giauren, oder aus religiösem Fanatismus gegen Andersgläubige, sondern hauptsächlich, um ihre Unabhängigkeit zu erhalten, die Rufsland bedrohte. Der Adighe ist selbst in zerlumpter Kleidung und zerrissener Burka noch eine edle Gestalt, er steht und geht graziös, redet einfach, ohne Betonung und Gestikulation, und seine Manieren sind meist tadellos. Sein Geschmack ist oft bewundernswert; die Seiden- und Goldstickereien der Frauen, die Verzierungen an Sätteln, Pferdegeschirren, Stiefeln u. s. w. sind mitunter Prachtwerke von feinem Geschmack. Dies alles wird zu Hause angefertigt; nicht etwa zum Verkauf, sondern zu eigenem Gebrauch. Er liebt leidenschaftlich Musik und ergötzt sich oft stundenlang durch ruhiges Zuhören von russischen Volksliedern, ja selbst an Mozart oder Rossini. Der Geist, welcher die kaukasischen Lieder belebt, ist uns aus Bodenstedts meisterhaften Dichtungen «Tausend und ein Tag im Orient» und aus dessen «Mirza Schaffy» bekannt.

Eine eigentümliche Unterordnung der Familie unter die Gaugemeinschaft zeigt sich in der Erziehung der Knaben, die äufserst selten in dem Hause der Eltern stattfindet, wo nur die Mädchen unter Aufsicht der Mütter heranwachsen. Sobald ein Knabe geboren wird, meldet sich ein Atalik oder Pflegevater, wozu jeder Stammgenosse sich aufwerfen und verlangen kann, dafs ihm der Knabe zur Erziehung übergeben werde.

Kaum ist der Knabe der Amme entwachsen, so fängt die Erziehung an, die hauptsächlich in der Ausbildung der Körperkraft und Gewandtheit, in Reit-, Fecht- und Schiefsübungen, in Gewöhnung an die Kriegsstrapazen und im Unterricht in der Kriegskunst besteht; doch wird auch die Ausbildung in der Poesie und in der Redekunst nicht versäumt, damit sich der Adighe als Mann in den Volksversammlungen Einflufs zu erwerben vermöge. Mit achtzehn Jahren, wenn die Erziehung vollendet ist, zieht der Jüngling in Begleitung seines Atalik im Triumphe heim zu seinen Eltern; es wird ein grofses Fest bereitet, der Pflegevater erhält reiche Geschenke und er wird von nun ab als Verwandter der Familie betrachtet.

Anders die Erziehung der Mädchen, welche darauf abzielt, ihre Schönheit möglichst zu entwickeln, um sie vorteilhaft in die Sklaverei zu verkaufen. Um die so vielbewunderte schlanke Gestalt zu erzielen, werden sie von frühester Jugend an in einen ledernen Schnürleib eingenäht, der erst von dem Bräutigam mit dem Dolche durchschnitten wird. Eigentümlicherweise ist es eines Mädchens höchstes Ziel und stete Sehnsucht, in die Fremde verkauft zu werden. Aus welchen Gründen diese Sehnsucht erwächst, möge folgender lyrischer Erguſs einer Adighe zeigen, den wir dem Skizzenbuche Hamar-Dabanows «Moskowiten und Tscherkessen» entlehnen:

Neun Jahre sind's, seit man das Mädchen, die Waise, umschnürt, seit die Schnürbrust das Mädchen beengt!
Nicht hüpfen läfst sie das Herz, nicht die Brust sich erweitern,
Weh ist dem Herzen, eng ist der Brust!
Zeit ist's, dafs der Dolch des Jünglings sie von der Fessel befreit, aber wo ist der Jüngling?
Wer nimmt die verlassene Waise? Dem unholden Greise verfällt sie, oder als Beute schnöder Lust dem mächtigen Fürsten!
Die Gemse mit raschem Fufs flieht in die Felsen des Kaukas, das Vöglein rührt die Schwingen und verbirgt sich im dichten Laub des Waldes, das goldschuppige Fischlein hat seine Flossen und es rudert hinab auf den Grund des Kubans:
Aber das Mädchen, die Waise, hat keinen Schutz vor dem Verfolger.
Doch es giebt einen begehrten Jüngling, viel wird er gepriesen! O vielleicht beschützt er das Mädchen! O gewifs, er wird sie befrein!
Er ist schön von Gestalt und mutig zu Rofs und furchtbar dem Feind, verderblich mit Säbel, Büchse und Dolch, sein Auge bringt Tod — wenn er zielt und die Kugel zum Todesfluge dahinsaust.

O wahrlich, Edens Glück mufs es sein, zu trinken vom Liebesblick der todbringenden Augen! O, Edens Seligkeit mufs es sein, von seiner starken Umarmung geliebkost zu werden und zu lauschen und liebend zu merken
Auf des edelkräftigen Herzens Schlag.
O nicht, ich fühl' es, erwartet die Waise, das heimatlose Kind des Kaukas solch Glück! Weh, weh ihr, der Waise!
Die Zeit ist vorüber, wo es der Tochter der Berge ein neidenswertes Los war, Waise zu sein!
Vorüber ist die Zeit, wo man die Waise, die schöne Adighe, dem Kaufmann aus Stambul verkaufte,
Da ward das Mädchen der Berge fortgeführt übers Meer, jenseit der Felsen und Thäler — in weite Ferne —
O Glückliche,
Ihr Gläubigen!
In des Padischah Harem ward das schöne Mädchen geführt,
Angethan mit Seiden, Gold und Kaschmir und mit köstlichem Gestein geschmückt, vor die leuchtenden Augen des grofsen Sultans geführt.

Adighe (Tscherkessinnen).

O beneidenswertes Geschick, des Sultans mächtiges Herz zu fesseln! O unsagbares Glück, aus dem ganzen Schwarm der Mädchen ihm allein zu gefallen!
Himmelsgenufs — der Liebe zu leben und heifs geliebt zu werden, keine andere Erschöpfung zu kennen als die Erschöpfung der Liebe.

So gehen Frauen dieses auf seine Freiheit sonst so eifersüchtigen Volkes gern hin, um als Sklavinnen des weichlichen Persers, des stolzen Arabers oder des bequemen Türken zu dienen, und während die Männer Leib und Leben einsetzten, um dem russischen Joche zu entgehen, ergeben sich die Weiber den Launen eines oft viel schlimmeren Gebieters.

Ebenso begehrt wie körperliche Schönheit und Anmut ist die Geschicklichkeit einer Sklavin, weshalb auch ihre Ausbildung nach dieser Richtung nicht ganz vernachlässigt wird.

Bei keinem Volke, das den Sklavenhandel duldet, haben die Adighe eine wichtigere Rolle gespielt, als bei den Türken. Dies ist auch die Ursache, warum die vornehmen Türken und vorzüglich die Glieder der herrschenden Familie Osman auf dem Throne zu Konstantinopel sich von ihren, besonders in Kleinasien herumwandernden Landsleuten hinsichtlich ihrer Körperkonstitution und Physiognomie unterscheiden. Da die von Tscherkessinnen geborenen Söhne der Häuptlinge sich wiederum mit tscherkessischen — auch georgischen — Frauen vermählen, so

kann es nicht auffallen, dafs nach Verlauf von mehreren Jahrhunderten der türkische Nationalcharakter ganz und gar verloren ging und dafs endlich nach vielen Geschlechtern aus einem ursprünglich so häfslichen Menschenschlage so schöne Männer hervorgingen, wie wir sie auf den Thronen von Konstantinopel und Teheran gesehen haben und zum Teil noch sehen: denn nicht allein der Sultan der Osmanen ist türkischen Ursprungs, sondern auch der Schah der Perser. Der letztere gehört zum Turkstamme der Kadscharen, der vor langer Zeit am Urmiahsee ein Nomadenleben führte.

Der Handel mit Tscherkessinnen wurde zwar im Jahre 1829, als Rufsland sich durch den Frieden von Hunkiar-Iskelessi Ansprüche auf Tscherkessiens Küste erwarb, durch einen kaiserlichen Befehl — Ukas — aufgehoben, allein der Handel mit tscherkessischen Mädchen wird nichtsdestoweniger fortgetrieben, und Sklavenschiffe gehen noch heute über das Schwarze Meer und durch den Bosporus nach der Mutter der Welt — Umm-ed-Dünja — wie die Orientalen mit einer gewissen Wohlgefälligkeit die von zwei Meeren umspülte Residenz ihres Herrn nennen.

Vereinigt eine Adighe alle Vorzüge in sich, ist sie schön, reizend, anmutig und versteht allerlei weibliche Arbeiten zu verfertigen, so steigert sich ihr Preis oft über 6000 Mark, während sonst im allgemeinen nicht viel mehr als die Hälfte bezahlt wird.

Die Kindheit der Mädchen dauert nur kurze Zeit, mit dem zwölften Jahre ist die Jungfrau schon mannbar und wächst im Vaterhause auf wie eine Blume im Treibhause, liest die Dichterwerke ihres Landes, tanzt graziös und klimpert auf ihrer Daira abends auf der Dachterrasse des Hauses. Das ist aber auch alles, wenn man nicht noch ihre oft wirklich wunderbare Geschicklichkeit in Goldstickereien dazu rechnen will. Von der Führung eines Hausstandes als Frau hat sie auch nicht den geringsten Begriff, dafür sind Mägde, Diener und Verwalter in jedem besseren Hause. Und doch hat auch bei ihnen die Eitelkeit, der Erbfehler unserer Urmutter Eva, ebenfalls Wurzel gefafst und macht sich in allerhand Kleinigkeiten geltend. Während der Mann mehr in der Wirklichkeit lebt, und sich bald im Kampfe herumtummelt, bald unter einem, kühlen Schatten werfenden, Baume sich des süfsen Nichtsthuns erfreut, neigt sich das schöne Geschlecht vorherrschend zu Schwärmereien.

Die glühende Phantasie einer Orientalin schafft sich in allerhand Erzählungen und Schilderungen Freuden, die sie sonst entbehrt. Aufs Prächtigste und Üppigste ausgestattete Harems sind es gewöhnlich, welche die Phantasie eines jungen Mädchens in Anspruch nehmen. Leider ist die Zeit der Blüte oft schon vor dem dreifsigsten Jahre dahin: das Gesicht magert ab, die Nase tritt übermäfsig hervor, die Stimme wird kreischend und rauh.

Die Georgier, welche viel mit den Russen in Verbindung kommen, nehmen manches von den Gebräuchen derselben, ja selbst deren Sprache an. Allgemeine Charakterzüge des ganzen georgischen Volkes sind angeborene Trägheit und bis zu gröfstem Leichtsinn sich steigernde Sorglosigkeit. Ferner ist der Georgier sehr zur Prahlerei geneigt: er erzählt und übertreibt gern seine Heldenthaten oder die seines Stammes. Aber er ist auch bei aller Gutmütigkeit mutig und furchtlos, besitzt eine überaus grofse Vaterlandsliebe, ist gastfrei und stets bereit, einem notleidenden Freunde, selbst mit Aufopferung, zu helfen.

Sehr malerisch und eigenartig sind die georgischen Wohnungen. Dem Namen nach in Dörfer geteilt, in Wirklichkeit aber aus vereinzelten Häusern bestehend, sind die Wohnsitze der Georgier blofs durch mehr oder minder grofse Flecken bebauten Landes, etliche Züge krystallhellen Wassers und eine Gruppe von Walnufsbäumen gekennzeichnet, unter deren Schatten sich ein langes, viereckiges Holzgebäude erstreckt, dessen äufseres Aussehen lebhaft an einen übergrofsen Vogelbauer erinnert: dieser einfache Bau ohne Minaret ist die Moschee. Die Wohnhäuser sehen demselben ziemlich ähnlich, haben gleichfalls offene Galerien und überhängende Dächer — eine Bauart, die sich aus dem einzigen, jetzt in Verwendung kommenden Baumaterial, dem Holz, erklärt, woraus alle Gebäude von den Grundpfeilern bis zum höchsten First ausgeführt werden.

Georgierinnen.

Boston Public Library.

Im Gegensatz zu diesen ist die Wohnung jeder gröfseren Familie der kriegerischen Stämme des Gebirges eine Art Festung mit Türmen und unterirdischen Gängen. Die Sakli (Häuser. Hütten) sind aus Steinplatten erbaut. mit Terrassen und Einzäunungen versehen, nach Art der deutschen Ritterburgen auf hohen Bergkämmen gelegen und für mehrere Familien eingerichtet. Die Sakli ziehen sich getrennt höher und höher den Berg hinauf bis zu den Grenzen des ewigen Schnees.

In Tiflis bilden die Georgier oder Grusiner den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Die schönen edlen Körperformen der Männer und Weiber werden vor allem durch die kleidsame. altherkömmliche Nationaltracht gehoben. welche den ersteren einen kriegerischen Ausdruck. den Frauen den Reiz holder Anmut und Sittsamkeit verleiht. Von alten Zeiten her dem Christentum ergeben. haben die Georgier in den Kämpfen gegen die mohammedanische Nachbarschaft. besonders gegen die berüchtigten Lesghier. schwere Kämpfe bestanden. und einen hohen kriegerischen Sinn neben einem gewissen Stolz ihrer. freilich nur noch in schwer zugänglichen Büchern aufgezeichneten. geschichtlichen Erinnerungen bewahrt. Der Georgier, eine wahrhaft homerische Figur. ist brav und edel. ruhig und witzig. hat nie Geld — das besitzt sein schlauer und gewandter Nachbar. der Armenier —, dagegen um so gröfseren Durst. den er im milden purpurroten Kachetiner jederzeit gern löscht.

Der Adel ist weit verzweigt und gebietet über etwa 14 000 Leibeigene. die zur Zeit noch der Wohlthat der bekannten kaiserlichen Ukase in betreff der Aufhebung der Leibeigenschaft entgegen harren. Als die Russen im ersten Decennium dieses Jahrhunderts das Land in Besitz nahmen. wurden neben manchen Freiheiten. wie der Lossprechung von der Rekrutierung und dem Nichtzahlen von Steuern, den Eingeborenen nach bestimmten Rangstufen der erbliche Adel bestätigt und verbrieft. Seit der Zeit wimmelt es von Knäs oder Prinzen in Tiflis und Transkaukasien. die oft kaum das liebe Brot haben und durch Leistung der niedrigsten Dienste ihr Dasein fristen müssen.

Einen würdigen Gegensatz zu dem verkommenen Adel bilden die Nachkommen der alten einheimischen Königsfamilien, deren Söhne meist im Dienste des russischen Heeres sich durch Tapferkeit und Noblesse auszeichnen, wie die Töchter durch Schönheit. Anmut und selbst durch Bildung und Geist eine Zierde der vornehmsten russischen Salons sind.

Die Ehen sind ein Kaufgeschäft. dem man durch pomphafte Aufzüge einen romantischen Anstrich giebt. Für eine bestimmte Anzahl Fettschafe erhält der Freier die zur Ehe Begehrte, und nachdem der Tribut bezahlt. kommt er mit aufgeputzten Freunden, die Braut in sein Haus abzuholen, wo dann die Neuvermählten. ohne sich selbst an der Festlichkeit zu beteiligen. zusehen müssen. wie die Verwandten und Hochzeitsgäste schmausen. Bei dem Zuge ins Haus des Mannes ist die Braut über und über mit klirrenden. silbernen Ketten behangen. und hat gewöhnlich eine Mütze von Fettschafschwänzen auf dem dunkeln Haar. Der Bräutigam und seine Begleiter erscheinen in altertümlicher Kriegertracht. gleichfalls mit Fettschafschwänzen ausstaffiert.

Als Nationaltanz im ganzen Kaukasus kann man die Lesghinka betrachten. Sie besteht aus sehr schwierigen und excentrischen Pas. welche der Tänzer taktmäfsig ausführt nach einer lebhaften, aber einförmigen Musik. Männer und Weiber tanzen in getrennten Gruppen gleichzeitig, aber nie mit- und durcheinander. Die Umstehenden schlagen den Takt. indem sie in die Hände klatschen.

Neujahr ist eines der wichtigsten Feste, zu welchem man von langer Hand her Vorbereitungen trifft. Die Hausfrau braut Bier und Branntwein. und was das Merkwürdigste ist. sie bereitet aus Weizenmehl Figuren in der Gestalt von Schafen. Kühen. Pferden. Hühnern und anderen Tieren. welche dann gebacken werden. Diese Figuren nennt man Bassila. Die Männer putzen ihre Flinten und Säbel mit der gröfsten Sorgfalt. denn die Waffen sind. wie man meint. zu keinem Gebrauch im neuen Jahr mehr tüchtig und brauchbar. wenn bei Anbeginn

des Festes auch nur der geringste Flecken sich an ihnen befindet. In der Neujahrsnacht beginnt ein allgemeines Schiefsen aus scharf geladenen Gewehren und Pistolen, und gleichzeitig erhebt sich in jedem Hause ein entsetzliches Lärmen und Schreien. Man schiefst unablässig in die Luft nach dem Monde, denn dieser ist in der Neujahrsnacht grofser Gefahr von Seiten eines grofsen Drachen (Arwikalm, Himmelsschlange) ausgesetzt. Um den drohenden Untergang abzuwenden, richten die Adighe ihre Gewehre zum Schutze des Mondes in die Luft, und bei jedem Schusse, welchen die Männer thun, rufen die Frauen «Gott helfe, oder rette!» (Talu chuzan).

Adighe (Lesghierinnen).

Nicht wenig interessant ist das ursprüngliche Gerichtswesen dieser Völker. Sie haben für alle Verbrechen Straftaxen, welche nach richterlichen Sprüchen auferlegt werden. Vom Diebe nimmt man siebenmal den Wert des Gestohlenen. Schlau stehlen ist keine Schande, nur der entdeckte Dieb wird verachtet.

Bei Schlägereien wird der Geschädigte je nach Rang und Stand und dem erlittenen Schaden entsprechend mit Kühen bezahlt. Für ein ausgeschlagenes Auge erhält er 30 Kühe, für ein zerschlagenes Bein 24, für die rechte Hand 25 u. s. w. Hat jemand bei einer Schlägerei eine Wunde

Boston Public Library

ins Gesicht erhalten, so wird ein Brettchen von der Gröfse derselben dicht mit Getreidekörnern bedeckt, und so viele darauf gehen, so viele Kühe müssen bezahlt werden.

Man kann, da feste Verhältnispreise bestehen, auch anderweit sich abfinden, wenn gröfsere Summen zu entrichten sind; der Wert einer Kuh wird mit gegen 20 Mark berechnet; ein Gewehr gilt für 20, ein Hengst für 7, ein Maulesel für 8, eine Stute für 4 Kühe. Der Wert einer Kuh ist gleich dem von 4 Schafen. Es ist gleichgiltig, ob jemand mit oder ohne Absicht getötet wurde, sein Blut mufs gerächt werden, d. h. entweder mufs der Schuldige sterben, und derjenige, welcher dies veranlafst hat, ist dann wieder den Verwandten des Opfers verfallen, oder aber es mufs in bestimmter Weise ein Blutgeld bezahlt werden.

Die Bestandteile der Tracht eines echten Adighe sind vor allem die Tscherkefska und das Beschmet (oder Archalyk), zwei lange Röcke, welche über einander getragen werden. Das Beschmet ist ein Rock mit Ärmeln, der etwa bis zur Hälfte des Unterschenkels reicht; er schliefst vorn bis zum Halse mit einer Reihe Haken und Ösen und besitzt einen niedrigen Stehkragen, sowie an beiden Seiten mächtige Taschen, von oben nach unten geschnitten. Der Stoff des Beschmets ist ein gestreiftes oder geblümtes Baumwollenzeug, bei Reicheren an den Stellen, an welchen es sichtbar wird (an Hals und Ärmeln), mit Seidenstoff eingesetzt. Die Tscherkefska wird über dem Beschmet getragen; sie ist daher in allen Teilen weiter und länger, die Ärmel so lang, dafs sie zurückgeschlagen werden müssen: vorn wird dieselbe durch eine Reihe kleiner, aus Zwirn gedrehter Knöpfchen vermittels Ösen bis zur Mitte der Brust geschlossen — eine äufserst mühselige und zeitraubende Arbeit. Am Halse geht die Tscherkefska auseinander und läfst das Beschmet sehen. Zu beiden Seiten der Brust sind Reihen (sechs, acht, zehn) von Hülsen für die Patronen angenäht, oft mit Silber und Gold verziert. Namentlich findet man bei Vornehmen in diesen Hülsen kunstvolle Elfenbein- oder Hornbüchsen mit silbernen Deckeln. Taschen besitzt die Tscherkefska nicht, sondern nur Schlitze, durch welche man in die Taschen des Beschmet greift. Der Stoff ist meist ein derbes Wollenzeug und stets einfarbig. Gegen den Regen und die Kälte wird allgemein die Burka getragen, ein halbkreisförmig geschnittenes Stück dicken Filzes, auf dessen äufserer Seite die Wolle zottig herabhängt. Sie wird an einem Riemen um den Hals gehängt und schützt nur eine Seite des Körpers, mufs also stets nach dem Winde und Regen gedreht werden: von der Wetterseite gesehen, sieht der Träger in ihr wie ein Riesenpilz aus.

Eine glatt anliegende enge Hose aus dunkelfarbigem Stoffe bedeckt die Beine, darüber lederne oder tuchene, oft reich mit Tressen und Stickerei verzierte Gamaschen; an den Füfsen trägt man einfache Halbschuhe, die nicht von den Gamaschen festgehalten werden.

Das verschiedenartigst gestaltete Stück des ganzen Anzugs ist unzweifelhaft die Kopfbedeckung, da in dieser, nach orientalischem Gebrauch, jedes Volk sein Stammestum zum Ausdruck bringt. Das durchgehende Stück ist bei allen kaukasischen Völkerschaften die Pelzmütze, insgemein Papach genannt, aber in tausenderlei Formen und Gestalten; die Adighe tragen sie im allgemeinen rund, mit einem Tuchdeckel darin; die Gröfse wechselt allerdings nach der Mode, geht aber kaum unter 20 cm Höhe herunter, dagegen kann man auch Gebäude von der doppelten Höhe und so langhaarigem Pelze sehen, dafs der Durchmesser der Höhe wenig nachgiebt. Der Stoff ist ausschliefslich Schaffell, grobes und feines, schwarzes, braunes und weifses.

Ein anderes charakteristisches Stück ist das auch bei uns bekannte Baschlyk, das Wort ist türkisch und heifst weiter nichts als Kopfbedeckung. Das Baschlyk der Adighe besteht meist aus einem gelbgrauen, zottigen Gewebe aus Kamel- oder Ziegenhaaren. Es wird bei schlechtem Wetter über der Pelzmütze getragen, dient aber auch dem gemeinen Volke, in turbanartiger Form zusammengelegt, als einzige Kopfbedeckung.

Zur Kleidung gehören unzertrennlich die Waffen. Diejenigen Stücke, welche für die tscherkessische Tracht charakteristisch erscheinen, sind der Kindschal und die Schaschka. Der Kindschal ist ein zweischneidiges, gerades Messer von 30 bis 40 cm Länge, mit einer oder

mehreren Blutrinnen, welche jedoch meist nicht in der Mitte der Klinge laufen. Der Griff, mit auffallend kleinem Ausschnitt für die Hand, hat keine Parierstange: die Scheide ist einfarbig mit Leder überzogen. Getragen wird der Kindschal vor der Mitte des Leibes im schmalen Leibriemen, an welchem auch eine Fettbüchse, ferner ein kompliziertes Instrument, welches aus Feuerstahl, Schraubenzieher, Pfriem und Haken zusammengesetzt ist, und etwaige andere Werkzeuge hängen. Die Schaschka, ein langer, mäfsig gekrümmter Säbel, gleichfalls ohne Parierstange, wird

Adighe (Lesghier).

an einem besonderen Bandeliergehänge aus schmalen Riemen so getragen, dafs die Klinge halbschräg an der linken Hüfte mit der konkaven Seite nach vorn zeigt. Griff und Scheide der Waffen, sowie Schnallen und Knöpfe am Gürtel und Gehänge, sind oft mit silbernen Zieraten versehen. Flinte und Pistolen gehören nicht notwendig zur Kleidung; erstere wird meist im Futteral aus zottigem Ziegenfell auf dem Rücken, letztere im Gürtel, ein Pulverhorn wird oft in einer kleinen Tasche unterhalb der Patronenhülsen getragen. Rüstungen, aus Kettenpanzer, Stahlhelm mit Nackenbergen aus Ringen, Arm- und Beinschienen bestehend, waren früher unter den Bergvölkern häufig; jetzt sind sie meist an Sammler verkauft und finden sich nur noch in reicheren Familien oder in ganz abgelegenen Bergthälern, wie bei den Cheffuren.

Boston Public Library.

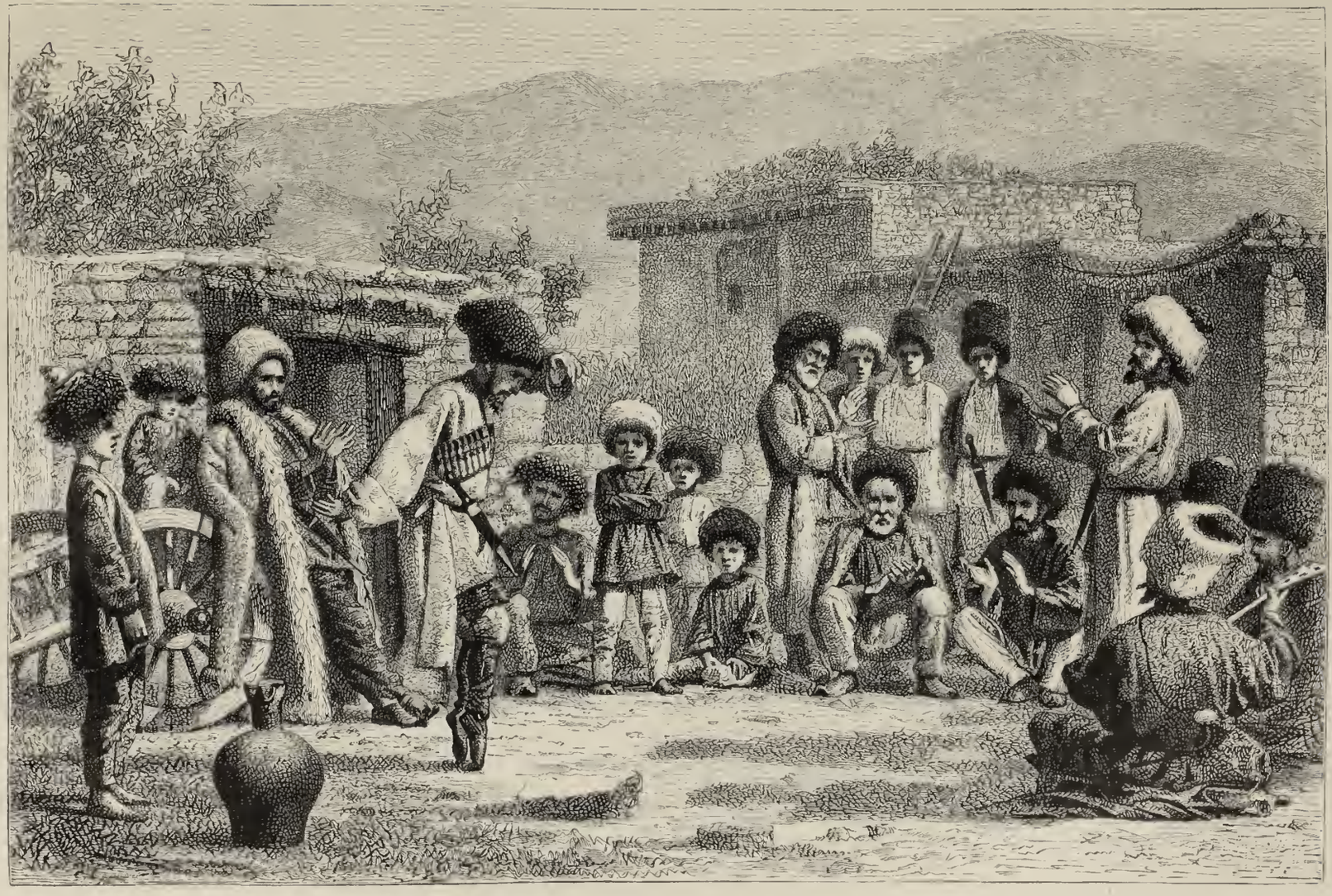
Über die Tracht der Frauen ist wenig zu sagen. Die Frauen gehen meist in Lumpen und als Mohammedanerinnen so tief verschleiert, dafs man gar nichts von ihnen sieht. Doch giebt es auch rühmliche Ausnahmen. Von dem eng anliegenden ledernen Korset, welches die Vorzüge des Körpers der Jungfrauen so wesentlich hebt, haben wir schon oben gesprochen; doch erhält auch das lange, an der Brust eng anliegende Kleid bei den Frauen eine wohlgefällige Form. Über diesem Kleide wird ein häufig mit Pelz besetzter Überwurf, der russischen Kadsawecha — Kasawaika — am meisten ähnlich, getragen. In der Regel reicht dieser nur bis zum Knie herab, er wird aber auch mit einem hinten noch auf der Erde schleppenden und reichlich mit Gold- und Silbertressen besetzten Gewande, besonders zur Winterszeit, vertauscht. Beinkleider tragen selbst die Adighe, bei denen die Kleider bis auf die Füfse reichen. Um die Taille wird eine Art Schärpe gewunden, durch welche der schlanke Körper noch mehr gehoben wird. Kurze Strümpfe — sogenannte Socken — oder eng anschliefsende Schuhe aus einem feinen und weichen Saffian angefertigt, trägt man innerhalb des Hauses; wenn die Damen ausgehen, ziehen sie kleine, mit hohen Absätzen versehene Pantöffelchen an. Das Haar verstehen sie in schöne Flechten zu bringen und durch sie sich neue Reize zu verleihen. Bisweilen hängt auch, besonders dunkeles Haar, in langen Locken herunter. Einen ihren reizenden Körper umschliefsenden Schleier kennt die Adighe in ihrer Heimat nicht, wohl aber flattert ein gazeartiges Tuch häufig nach hinten von ihrem Haupte herab, wenn sie eilenden Schrittes dahinwandelt.

Die Adighe zerfallen in fünf Klassen oder Kasten. Die erste bilden die Fürsten, welche Pscheh oder Pschi, im Tatarischen Beg genannt werden. Die zweite besteht aus dem Work oder dem alten Adel, dessen Angehörige bei den Tataren und Russen Usden heifsen. Die dritte Klasse setzt sich aus den Freigelassenen der Fürsten und Usden zusammen und wird ebenfalls als eine Adelskaste betrachtet; die Glieder derselben sind zur Kriegsfolge ihrer vormaligen Herren verpflichtet. Die Freigelassenen der Adeligen dritten Ranges bilden die vierte Klasse, während die fünfte aus Leibeigenen besteht.

In inniger Gemeinschaft mit den Adighe und neben denselben finden wir die Nogaier, ein Mischvolk, das viel mongolisches Blut in sich aufgenommen hat. Dies bezeugt ihr Gesichtstypus, der sich durch breite Gesichtsformen, platte Nasen, vorstehende Wangenknochen und lange, schmale Augenhöhlen, kurz, durch eine wahre mongolische Physiognomie charakterisieren soll. Die Hautfarbe ist bräunlich bis dunkelkupferfarbig, die Haare sind durchgängig dunkelbraun oder schwarz.

Bezüglich ihrer Geistes- und Charakteranlagen unterscheiden sich die Nogaier in nichts von allen anderen türkischen Nomadenvölkern; sie sind nicht so roh, wie Jäger- und Fischervölker, sind unstät, räuberisch, mifstrauisch und wenig zuverlässig, dagegen aber im Ertragen von Strapazen ausdauernd, gastfreundlich und in gewisser Hinsicht gutmütig.

In gröfserer Gemeinschaft ziehen sie mit ihren Herden in dem weiten, nördlich vom Kaukasus belegenen Steppenlande mit und neben den Kalmüken umher. So war es auch schon im Altertum, das in jenen Gegenden die Hamaxobier und Essedonen kannte. Diese grofse «skythische Einöde» war stets ein Lieblingsaufenthalt der Hirtenvölker. Der Nogaier hält sie für ein wahres Paradies und fragt den Fremden, welcher zu ihm kommt, mit stolzem Bewufstsein: «Wo giebt es Gegenden, die so arm an Bäumen sind als die unseren? Kein Berg und kein Wald belästigt uns, und finden nicht unsere Herden reiche Weide?» Der Ausspruch ist ganz zutreffend, denn wo das Reich der Gräser und Kräuter beginnt, wird die Steppe ganz baumlos. Sobald im Frühling der Schnee fort ist, bedeckt sie sich mit frischem Grün, und dort haben Krokus, Tulpen und Hyacinthen ihre rechte Heimat. Aber einförmig ist der Anblick der Steppe in jeder Jahreszeit: die Steppenkräuter treten in Gruppen auf und bilden gleichsam Inseln, und der Wermut, welcher in diesen nordpontischen Steppen wuchert, giebt ihnen eine traurige Färbung. Schon im Juni versiegen die Bäche und viele Steppenflüsse, im Juli zerfallen die meisten Kräuter in



Lesghinka, Tanz der kaukasischen Bergvölker.

Boston Public Library.

Staub und die Sonnenglut in der schattenlosen Einöde wird unerträglich. Hier also setzten die skythischen Hamaxobier ihre aus zwei oder drei Abteilungen bestehenden Filzzelte auf Wagen mit vier oder sechs Rädern, die von Ochsen gezogen wurden. Ganz genau dasselbe berichten die Schriftsteller des siebenzehnten Jahrhunderts von den in der Gegend von Astrachan nomadisierenden Tataren und von den Mongolen im Reiche Kiptschak. Schon Aeschylos läfst den Prometheus zur Jo sagen: «Du kommst zu Skythenhorden, welche geflochtene Korbhütten hoch auf runden Wagen sich erbauen.» Es mag hier bemerkt werden, dafs die skythischen Nomaden im Altertum weder Kamele noch Esel oder Maultiere als Lastvieh kannten; sie benutzten vorzugsweise das Pferd und den Ochsen.

Ebenfalls als Übergangsvölker vom Kaukasier zum Mongolen sind die Kasaken anzusehen.

Schon im 10. Jahrhundert bekämpften russische Fürsten die Kasoghen auf der Halbinsel Taman, und ein Teil des späteren Tscherkessien hiefs damals Kasachia. Als nach dem Jahre 1240 ganz Südrufsland den Mongolen unterworfen und den Fürstentümern Statthalter vorgesetzt waren, nahmen letztere Kasoghen oder Tscherkessen als Söldlinge in Dienst, hauptsächlich um die Steuern einzutreiben. Vielleicht ist demnach Kasak und Tscherkefs ursprünglich ein und dasselbe, und der Name ging allmählich auf die Soldateska im Dienste der tatarischen Statthalter über. Im 13. Jahrhundert liefsen sich Völkerschaften, die sich als Tscherkessen bezeichneten und von der Nordküste des Schwarzen Meeres vertrieben worden waren, in Kleinrufsland nieder; hier wurde nun die Bezeichnung Tscherkefs im allgemeinen für Landbauer, Kasak für Krieger gebraucht.

Unter ihren kriegerischen Führern gelangte das Kasakenland allmählich zur Blüte: es erstreckte sich einmal westlich vom Djnepr bis zum Ural hin. Ihre hauptsächlichsten Wohnsitze hatten die Kasaken an den Flüssen Djnepr, Don und Wolga. Den Ssaparoger-Kasaken gehörte alles Land am Djnepr nördlich von den Stromschnellen bis nach Kiew (Ukraine oder Grenzland genannt); die Bug- oder Djnesterkasaken wohnen in der Ostrachowkows'schen Steppe zwischen Bug und Djnester; die Tschugujewskischen Kasaken (eigentlich reguläre Truppen und zwar Ulanen) erhielten bei ihrer im 18. Jahrhundert erfolgenden Einwanderung das Land um Tschugujew in der slobodischen Ukraine als Wohnsitz angewiesen. Die Donschen Kasaken existierten schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Die Ansiedelungen — Stanitzen — hatten ihre eigenen Vorsteher, welche die Angelegenheiten der Gemeinde ordneten. Stanitza hiefs ursprünglich ein Trupp oder Haufen von Kasaken: ein Kasakenflecken wurde Gorodók genannt. Mehrere Dörfer standen unter einem Ataman oder Hetman. Durch Peter den Grofsen verloren sie ihre Selbständigkeit: er veranlafste sie Ackerbau zu treiben und verhalf ihrer Aristokratie zu gröfserem Ansehen.

Im Jahre 1841 wurden die Ländereien dieser Kasaken zu persönlichem Eigentum gemacht, d. h. jede freie männliche Seele erhielt dreifsig Defsjätinen (33 Hektaren) und jeder Leibeigene deren fünfzehn.

Das Land der Donschen Kasaken, eine Steppe, bildet ein eigenes Gouvernement, ist militärisch organisiert und einem Hetman mit Generalsrang unterworfen.

Die Kasaken, welche als Ordinskische im 15. Jahrhundert in die Gegenden am Kaspischen See plündernd einfielen, wurden zersprengt und zum Teil nach der Kama gedrängt: von dort eroberten sie Sibirien, dessen Krone sie 1582 Iwan II. überbrachten. Jetzt sind sie in Sibirien überall verbreitet, und haben sich an der Südgrenze dieses Landes am eigentümlichsten organisiert. Diese sibirischen Kasaken sind hier gewissermafsen stationierte Grenzwächter, ebenso wie gegen den Kaukasus hin im ganzen beständig 19 Regimenter aktive sogenannte kaukasische Linienkasaken eine Militärlinie als Schutzmänner der Grenze bilden. Diese kaukasischen Linienkasaken sind die tapfersten aller der verschiedenen Kasaken, welche durchweg unübertreffliche Reiter sind. Für die russische Armee ist der Kasak überhaupt von nicht zu unterschätzendem Werte. Sie sind im grofsen, wie im kleinen Kriege auf hunderterlei Weise zu gebrauchen, bald

zur Bedeckung der Convois. bald zum Überfall der Transporte des Feindes, als reitende Boten wie als Kundschafter, als Wächter wie als Verfolger, und selbst in geordneten Schlachtreihen hat der stürmische Angriff ihrer Lanzen sich bei mehr denn einer Gelegenheit als furchtbar bewährt. Eine Armee mit Kasaken ist gegen Überfalle stets gesichert, während der Feind vor ihren Neckereien niemals Ruhe hat. Diese Lanzenreiter sind für Rufsland besonders deshalb von unschätzbarem Werte, weil sie in der Reihe der tüchtigen, militärischen Eigenschaften, welche den russischen Krieger unbestritten zieren, eine wichtige Lücke ausfüllen; sie bringen dem Heere die leichte Beweglichkeit, die Schnelligkeit: Eigenschaften, die dem starken, stämmigen, grobgebauten Grofsrussen, der überdies in einer für rasche Bewegung unvorteilhaften Montur steckt, fehlen.

So wie das ganze Volk der Kasaken mit der Zeit sich aus verschiedenartigen Völkern gebildet hatte, ebenso verschiedenartig ist die Tracht. Zweifelsohne herrscht das tscherkessische

Knabe aus dem Stamme der Nogaier.

Element in der Kleidung des Mannes sowohl, als in der des Weibes vor, und noch heifst der Überrock des ersteren Tscherkeska. Er ist von Tuch und unterscheidet sich von dem Nationalrocke der Tscherkessen dadurch, dafs die Ärmel wie bei dem Rocke der Polen aufgeschlitzt sind. Auch besetzten die Tscherkessen ihren Rock vorherrschend mit Silber-, die Kasaken mit Goldtressen. Er ist kurz und reicht kaum bis an die Kniee. Unter ihm befindet sich ein seidener Kaftan, der Agaluk der Kaukasier und Grusier, aber mit silbernen Knöpfen besetzt und durch einen reichgestickten Gürtel zusammengehalten. Auf dem Kopfe trägt er eine hohe Mütze von brennendrotem Sammet, mit Gold gestickt und mit Tressen besetzt oder auch die vielen verwandten Völkern eigene schwarze Lammfellmütze. Die Frauen besitzen ebenfalls einen tuchenen, aber längeren Oberrock, die Kawraka, und unter ihr, aber kaum bis zum Knie reichend, das dem Agaluk analoge Gewand, den Kobolek. Aber anstatt dafs letzterer durch einen Gürtel zusammengehalten wird, bedient man sich einer Art breiter, ebenfalls reich gezierter Leibbinden.

Boston Public Library.

Von dem Knie an werden die meist weifsseidenen und weiten Beinkleider sichtbar. Der Kopfputz unterscheidet sich nur wenig von dem der Russinnen und besteht ebenfalls aus einer Powjaska (einer Art Stirnbinde) von rosafarbenem Atlas, oder einer gewöhnlichen Kolpatschka von geblümtem Zeug durch ein Tuch festgebunden.

Nicht weniger verschieden als die Kleidung ist die Gestalt des Kasaken, und daher mögen wohl die verschiedenen Meinungen, nach denen die Kasaken bald einen schönen, bald einen häfslichen Menschenschlag bilden, entstanden sein. Der echte Kasak aus rein tscherkessischem Stamme hat eine hohe, noble Figur. Der starke, schwarze Schnurrbart zieht sich bis zum Kinn herunter. Aber je mehr mongolisches Blut in seinen Adern fliefst, um so mehr treten die aufgedunsenen Wangen, die hervorstehenden Backenknochen, die kleinen geschlitzten Augen und die gelbe Hautfarbe hervor. Eigentümlich ist es aber, dafs das Kasakenmädchen stets eine liebliche Erscheinung ist. Es scheint, als wenn bei den Frauen der mongolische Charakter sich nie hätte ausbilden können.

Heiterer Sinn und Sorglosigkeit sind die Eigenschaften, welche die Kasaken vor allem auszeichnen. Kein Unglück, und wenn noch so grofs, vermag ihn ganz zu beugen, und unterstützt durch seinen Glauben an ein unabänderliches Fatum, erträgt er die gröfsten Leiden ruhig und ohne Murren. Väter hängen mit aller Liebe an ihren erwachsenen Söhnen und vermögen, wenn es gilt, doch ruhig die Nachricht von dem Tode derselben zu ertragen. Nur auf wenige Stunden vermag bei solchen Heldennaturen der herbste Schmerz die angeborene Fröhlichkeit zu unterdrücken. Bald taucht letztere wieder hervor und erquickt das verwundete Herz. «Sie sind im Kampfe fürs Vaterland gestorben,» sind die Worte des Trostes, die der arme Vater sich selbst zuruft.

In der urwüchsigen Volkspoesie der Kasaken liegt ein eigentümlicher Reiz. Zur Bestätigung dessen fügen wir eines ihrer Lieder in der trefflichen Übersetzung Fr. Bodenstedts bei:

Die Winde heulen, es wogt das Gras,
Der arme Kasak liegt tot und blafs;
Auf schwankenden Sträuchlein ruht sein Haupt,
Die Augen von grünen Blättern umlaubt.
Ist zur Erde gefallen sein blank Geschofs,
Steht ihm zu Füfsen sein schwarzes Rofs;
Doch ihm zu Haupte, im hohen Gras,
Ein taubenfarbiger Adler safs.
Und er pflegt den Kasaken, bringt Trost ihm dar,
Hüpft um sein Haupt mit dem Lockenhaar . . .
Und der Kasak spricht dem Adler zu:
Sei, grauer Adler, mein Bruder Du!
Und wenn Du anfängst, Bruder Aar,
Mir auszuhacken mein Augenpaar:
Fliege, fliege zu meiner Mutter hin.
Bring' der Mutter, der vor Gram sich verzehrenden,
Kunde vom Sohne, dem nimmerkehrenden:
Aber wisse, Bruder Aar, eh' Du zu ihr fliegst,
Was Du, wenn sie Dich fragt, ihr zur Antwort sprichst,
Sag' der Mutter: Dein Sohn im Dienste stand
Bei dem Khane der Krim, im Tatarenland,
Hat durch den Dienst gewonnen eine Königsmaid,
Eine Totengrube auf kahler Haid'!

Aller sechs Jahre zieht der Kasak hinaus in die Fremde und bewacht für eine gleiche Zeit die fernsten Grenzen des russischen Reiches. Der Daheimgebliebene bebaut die Felder, deren Ertrag ihm allein ohne Zehentabgabe gehört, und sorgt für die Viehzucht. Da er aber nur so viel Getreide baut, als er zu seinem Lebensunterhalte bedarf, so sind die Geschäfte, welche auf

ihm liegen, nur sehr gering. Im Winter und im Sommer, nach der Bestellzeit bis zur Ernte lebt er müfsig und giebt sich auch ganz der Unthätigkeit und Sorglosigkeit hin.

Die Feldarbeiten nehmen nach Ostern dem Kasaken nur wenig Zeit, und es bleibt ihm noch genug übrig, der allmählich immer mehr sich entfaltenden Natur sich zu erfreuen. Vorzüglich nachmittags an Sonntagen versammelt sich die ganze Stanitza, jung und alt, auf der grünen und mit den schönsten Blumen geschmückten Steppe, um sich der Fröhlichkeit hinzugeben.

Typus eines Kasaken.

Nur die betagten Mütterchen bleiben daheim oder setzen sich vor die Thür, um alles, was vorgeht, zu beobachten. Nach dem Alter und Geschlecht teilen sich die Bewohner der Stanitza in Gruppen. Die Männer setzen sich in einen Kreis, rauchen ihr kurzes Pfeifchen und erzählen sich gegenseitig aus ihrem thatenreichen Leben. Der eine rühmt sich des Kampfes mit einem Tscherkessen, während ein gebrechlicher Greis noch der fernen Zeit gedenkt, wo ihr Kaiser siegend sie nach der Hauptstadt der gehafsten Franzosen führte. Mit beredter Zunge preist ein dritter die Thaten ihres geliebten Hetmann Platoff, und ein vierter gefällt sich in der Erinnerung, dafs ihre Vorfahren frei und unabhängig als Herren die Steppen Südrufslands durchzogen. So sehr auch der Kasak seinen Kaiser liebt und ehrt, so prefst ihm doch das Andenken an die frühere Zeit manchen

Boston Public Library.

Seufzer aus, und unwillig über die Unthätigkeit, in der zu verharren ihn jetzt die Umstände zwingen, flieht er oft die friedlichen Erzählungen der Kameraden, besteigt das treue Roſs und stürzt sich hinaus in die weite Steppe, den Unmut, der an seinem Herzen zu nagen beginnt, durch tolle Jagd vertreibend. Die gelbbraune Saiga, die Gazelle der russischen Steppen, mit dick aufgeschwollenem, knorpeligem Schwanze und weiten Nasenlöchern, ist dann meist der Gegenstand, an dem der Kasak den angeborenen kriegerischen Sinn und seine Geschicklichkeit an den Tag legt.

Die Plastuni, welche in hohem Ansehen stehen, sind unerschrockene, unermüdliche Kundschafter, welche nur auf einem Boden und unter Umständen, wie sie hier sind, erscheinen und sich ausbilden konnten. Die Aufgabe des Plastuns besteht in ununterbrochenem Umherstreifen in dem Schilflabyrinth auf beiden Ufern des Kuban. Er hat unbekannte Pfade durch die Sümpfe und Furten im Fluſs aufzusuchen, Spuren zu verfolgen und sich als lebendige Falle in den Hinterhalt zu legen. Die Plastuni stehen auf den am weitesten vorgeschobenen Vorposten und unternehmen von hier aus in kleinen Abteilungen von drei bis höchstens acht Mann ihre Streifpatrouillen. Ein gewisser Instinkt, ein sicheres Auge und ihre nie fehlende Kugel ersetzen die geringe Anzahl, und jeder einzelne des kleinen Trupps zieht den Tod der Gefangenschaft vor.

Wenn auf der Linie kein Überfall zu befürchten steht, so wird der Plastun-Kundschafter zum leidenschaftlichen Jäger — und er hat es dann hauptsächlich mit dem wilden Eber zu thun, der vielfach in den Sümpfen des Kubans vorkommt. So hatten sich einst zwei Plastuni, Vater und Sohn, im Rohrdickicht in den Hinterhalt gelegt. Gegen Tagesanbruch hören sie plötzlich ein nahes Grunzen: ein mächtiger schwarzer Eber tritt, gefolgt von seiner Familie, auf dem Weg zur Tränke aus dem Dickicht. Er stutzt und bleibt wie eingewurzelt stehen. Der Alte legt seine Büchse an und schieſst; das getroffene Tier macht einen wütenden Sprung vorwärts, kehrt aber, seine Wunde fühlend, um und rennt dem Rudel folgend, ins Dickicht zurück, während der Alte, ärgerlich vor sich hinmurmelnd, den Lauf seiner Büchse ausbläst und frisch ladet. Der Sohn aber springt ungeduldig auf und folgt dem verwundeten Eber durch das Dickicht. Er sieht die blutige Spur, hört das Rauschen und Knacken im Rohr, vermag aber den fliehenden Eber im dichten Schilf nicht zu erblicken. Plötzlich fühlt er sich von hinten gestoſsen und zugleich einen Schmerz wie von dem Schnitt einer Sense über beide Waden, er fällt rücklings und sieht sich in demselben Augenblick auf dem Rücken des Ebers. Der Eber schüttelt sich und schlitzt seinem Reiter die Kleider vom Gürtel bis zum Nacken mit den Hauern auf .... noch einen Augenblick und das grimmige Tier hätte seinem Opfer unfehlbar die Eingeweide herausgerissen, da fällt ein Schuſs und der in die Stirn getroffene Eber stürzt mit weit geöffnetem Rachen tot nieder.

«Aha, Bürschlein, in Zukunft wirst Du Dich schön umsehen, wenn Du ein Wildschwein verfolgst», brummt der hinzutretende Alte und verbindet seinem Sohne die Wunden.

«Die Natur ist meine Schule, das Herz mein Lehrer», sagte der Weise. «Der Sumpf mit seinen wilden Bewohnern ist meine Kriegsschule, die Jagd mein Lehrer», dürfte der Plastuni sagen. Und in der That, in dieser Schule gewöhnt er sich an Beschwerden, Gefahren und Selbstverleugnung, aus dieser Schule geht er als ein so unübertrefflicher Schütze hervor, daſs er ohne zu fehlen im Dunkeln nicht nach dem Auge, sondern nach dem Gehör schieſst.

Schon von frühester Jugend an werden die Kasakenknaben für ihre dereinstige Beschäftigung vorgebildet. Jeder Knabe ist Soldat, und es bleibt ihm nichts übrig als das Kriegshandwerk. Bald nach der Geburt erhält er schon Lanze und Flinte. Schon zeitig lehrt der Vater seinen Sohn das Roſs zu besteigen und es mit geschickter Hand zu unterwerfen. Mit kleinen Lanzen spielt er täglich, macht sie sich zur Gewohnheit, und kaum vermag er die schwere Flinte zu regieren, so geht er schon auf die Jagd oder schieſst nach der Scheibe. Alle seine Spiele sind Kriegsspiele und endigen nicht selten blutig. Keine Thräne aber wagt der Schwergetroffene zu vergieſsen, denn ein allgemeines Gelächter würde nur seinen Schmerz vermehren. Kaum kann

Dschigitoffka in der Kasakensteppe.

Boston Public Library,

der Jüngling die Zeit erwarten, wo ihn das Vaterland ruft und in die unwirtsamen Marken sendet. Im Kriege allein fühlt er sich in seiner Kraft und verwünscht deshalb nicht selten die sechs Jahre der Unthätigkeit, welche ihn an die Heimat fesseln. Selbst noch im hohen Alter ist der Krieg sein Element, und findet ihn der Tod auf heimatlicher Scholle, dann bittet er, dafs Lanze, Flinte, Mütze und Nogaika (die kurze Reitpeitsche der Kasaken) hinter dem Kreuze auf sein Grab gestellt werden.

Als Reiter nimmt es der Kasak mit jedem andern auf.

Die Dschigitoffka ist eine Belustigung, die er leidenschaftlich liebt. Er steht dabei auf dem Pferde etwas nach vorn hin übergebeugt, das Rofs sprengt in gestrecktem Lauf dahin und ein Reiter sucht dem andern vorzukommen. Es ist ein waghalsiges Spiel, bei dem es auch an Arm- und Beinbrüchen nicht fehlt, und manchmal mufs der Reiter sein allzu tolles Wagen mit dem Leben büfsen.

Die Bewohner der Stanitzen, welche an den Ufern des Don wohnen, lieben den Flufs ihrer Heimat und feiern auf ihm jährlich zur Pfingstzeit fröhliche Feste. Der Don fliefst nur langsam in der ebenen Steppe und führt deshalb den Namen Tichoi Don (langsamer, oder sanftfliefsender Don). Häufig betrachten ihn die Kasaken sogar, wie die Ägypter ihren Nil, als den Spender der Fruchtbarkeit und verehren ihn in hohem Grade. Da in Rufsland jedermann mit dem Vornamen und dem Namen des Vaters, nicht mit dem Familiennamen gerufen wird, so hat auch der Don, weil er aus dem Johann-See im Gouvernement Tula entspringt, einen Iwan (Johann) zum Vater erhalten, nach welchem er nun Don Iwanowitsch (Don, der Sohn Johanns) heifst.

Der Name Johann ist bei den Russen, beiläufig erwähnt, sehr verbreitet, und um der einheimischen Sitte zu frönen, werden Fremde, deren Vor- und Vaters Vornamen man weiter nicht kennt, Iwan Iwanowitsch genannt, sie mögen sonst heifsen, wie sie wollen.

An einem schönen Mai- oder Junitage bedeckt sich die Wasserfläche des Don mit schön geschmückten Barken, und Jung und Alt rudert fröhlich hin und her. Lustige Lieder erschallen von einem Ufer bis zum andern. Bildet der Don in seiner Mitte eine Insel, dann wird diese zum Ort des Vergnügens erwählt, und dorthin werden Speisen und Getränke geschafft. Zwischen der Stanitza und jener Insel entwickelt sich ein reges Leben, und die Barken gehen herüber und hinüber. Erst spät, wenn schon lange die Sonne untergegangen ist, trennt sich das lustige Völkchen und segelt seinen Hütten wieder zu. Die Speisen und Getränke sind durchaus nicht so einfach, als man glauben sollte, und bei grofsen Festen verstehen die Kasaken mit grofser Kunstfertigkeit die Tafel mit den verschiedenartigsten Gerichten aufzuputzen und ihr oft das seltsamste Aussehen zu geben. Kwas, das russische Nationalgetränk, ein Gebräu aus Roggenmehl und Wasser, verschmäht er, weil es viel zu nüchtern ist; Reichere bevorzugen den Wein, welcher an den Ufern des Don gezeitigt ist. Vor allem aber liebt der Kasak seinen oft recht herzlich schlechten aber berauschenden Branntwein. Die Speisen sind zum Teil russisch, zum Teil aber auch orientalisch. Suppen sind noch nicht, wie bei den Orientalen, vom Tische verdrängt, aber sie unterscheiden sich wesentlich von den unserigen. Die russische Sauerkraut- (oder wie sie gewöhnlich genannt wird, Kohl-) Suppe, die Itschi, wird zwar häufig und gern gegessen, der Kasak giebt aber seiner Pochlebka, einer Art von flüssigem Pillau und wie dieser aus Hühnern, Reis, Rosinen und Butter bereitet, den Vorzug. Wie bei den Orientalen ist das Hammelfleisch die Lieblingsnahrung der Kasaken und wird dem Fleische aller anderen Tiere vorgezogen. Nur ungern essen die Kasaken Rindfleisch. Mit vieler Kunst verstehen sie ein junges Lamm am Spiefs zu braten und dann auf einer grofsen Schüssel in seiner lebenden Stellung, auf allen vier Füfsen stehend und den Kopf in die Höhe gerichtet, aufzustellen. Oft ist es von Blumen und Kräutern umgeben so dafs es den Anschein hat, als weide es mitten in einer Wiese.

Die Nuba-Fulah-Rasse, mit welcher wir uns einschaltend beschäftigen wollen, bildet den Übergang von den Negern zur mittelländischen Rasse und zwar zum hamitischen Typus der letzteren. Die Hauptrepräsentanten dieser Rasse sind zunächst im östlichen Nordafrika die im schmalen Nilthal von dem ersten Katarakt des Nil in Assuan bis zum zweiten Katarakt am Wadi-Chalfa wohnenden sogenannten echten Nubier, oder wie sie sich selbst nennen Barabra.

Typus der Fulah in Nordwestafrika.

Typus der Barabra in Nubien.

Ein anderer Zweig sind die unter den Negervölkern (Wolof, d. i. Schwarzen) vom untern Senegal im Westen bis Darfur im Osten, und von Timbuktu und Hausa im Norden bis Sulimana, Wassulo, den Yorubaländern und Adamaua im Süden zerstreut und mit den ursprünglichen Bewohnern vermischt lebenden Fulah oder Fulbe, auch Peuls (die Gelben) genannt.

Von dem Neger unterscheidet sich die Nuba-Fulah-Rasse durch die gelbe, rotbraune Hautfarbe, den kleinen Kopf, das ovale Gesicht, die vorspringende, etwas gebogene Nase, die hohe Stirn, das grofse, schöne Auge, und das nicht wollige, lange schlichte Haar.

Boston Public Library

Die Männer zeigen in den meisten Fällen eine vollkommen europäische Gesichtsbildung, auch die Weiber können, so lange sie in der Frische der Jugend stehen, schön genannt werden.

Die Fulah, hauptsächlich Hirtenvölker, bekennen sich sämtlich zum Islam, und zeichnen sich vor vielen anderen Mohammedanern durch ihren wahrhaft fanatischen Religionseifer aus. Beides hat dazu beigetragen, sie den Arabern zu verähnlichen und diese Ähnlichkeit hat ihr Vordringen sehr erleichtert.

Der Thatsache gegenüber, dafs wir es hier mit strenggläubigen Mohammedanern zu thun haben, mag eine kurze Einschaltung am Platze sein, welche uns darüber belehrt, wie der gläubige Muselman die Abwaschungen verrichtet, die jeder religiösen Handlung vorhergehen müssen.

Nähert sich der Mohammedaner dem Brunnen, welcher im Hofe jeder Moschee fliefst, so sagt er:

«Gelobt sei Gott, der uns zu Muselmanen gemacht und uns zur Reinigung von unsern Sünden dieses wohlthätige Wasser gegeben hat!»

Dann kauert er sich an das Wasserbecken, nimmt eine Hand voll Wasser, spült sich dreimal den Mund aus (jede besondere Waschung geschieht dreimal) und spricht:

«Gelobt sei Gott, der Sündenreiniger!»

Nun reinigt er die Nase mit den Worten:

«O Gott! ich flehe Dich an, lafs mich den Geruch des Paradieses kosten!»

Indem er sich das Gesicht mit beiden Händen reibt, sagt er:

«Ich habe beschlossen und verspreche, nur Gott allein anzubeten nach der rechtgläubigen Überzeugung, zu welcher ich mich bekenne.»

Für den rechten Arm, der von der Spitze des Mittelfingers bis an den Ellenbogen gewaschen wird, lautet das Gebet:

«O Gott! wenn der Tag des Gerichtes kommt, gieb mir das Buch meiner Handlungen in diese Hand und gestatte, dafs Mohammed, unser Herr, bei Deiner Gerechtigkeit Fürbitte thue.»

Der linke Arm wird sodann auf dieselbe Weise gewaschen, aber da die linke Seite als für die bösen Werke bestimmt erachtet wird, so heifst das Gebet:

«O Gott! ich bitte Dich, gieb mir nicht das Buch meiner Handlungen in diese pflichtverletzende Hand!»

Die Abwaschung des Kopfes geschieht auf verschiedene Weise, je nachdem man einer der vier orthodoxen Sekten des Islam, den Hanafiten, Chaféiten, Ambaliten oder Malekiten angehört.

Die Hanafiten und Chaféiten waschen den ganzen Kopf mit den Worten:

«Ich bitte Dich, o Herr, lafs mich unter dem Schutze Deines Feuerhimmels, wann der Schreckenstag kommen wird!»

Die Malekiten beten ebenso, aber sie benetzen nur den Scheitel an der Stelle, wo die Chachia (Haarlocke) wächst, die jeder Muselman tragen mufs. Der Imam Malek, das Haupt dieser Sekte, versichert, dafs dort das Gehirn endigt, und dafs die eindringende Frische des Wassers mit den Sünden auch die schuldigen Gedanken wegnehme.

Die Ambaliten waschen nur die Stirne unter dem Gebete:

«Ich flehe Dich an, o Herr, gieb mir Licht, Deiner Anschauung würdig, und gestatte nicht, dafs mein verdunkeltes Gesicht mich aus Deiner Gegenwart verbanne!»

Beim dreimaligen Waschen der Ohren spricht man:

«O Herr! mache, dafs sie am jüngsten Tage die Worte Deines Freundes Mohammed hören!»

Beim rechten Fufse:

«Ich bitte Dich, mein Gott, hefte und befestige diesen Fufs, den Du geschaffen hast, auf die Brücke Essirât» (die von der Hölle zum Paradiese führt).

Beim linken Fufse:

«Ich bitte Dich, o Herr, hefte diesen schuldigen Fufs an die Brücke Essirât!»

Nach Beendigung der Abwaschungen steht der Muselman auf, wendet sich nach Mekka hin und betet:

«O Gott! bei der Heiligkeit unseres Herrn Aïssa (Jesus) und bei Deiner Liebe zu demselben bitten wir Dich, verzeihe uns unsere Sünden, erhöre unsere Gebete und nimm unsere Dienste für Deine unendliche Gröfse an!»

Auf der Reise müssen bei Wassermangel die Abreibungen in derselben Weise mit Sand vollzogen werden.

Neben der Viehzucht beschäftigen sich die Fulah, zu deren spezieller Beschreibung wir zurückkehren, häufig auch mit Ackerbau. Letzterer wird meist in sorgfältigerer Weise betrieben, als bei den Negern; man rottet das Unkraut vor der Aussaat aus, giebt dem Lande eine gefurchte oder glatte Oberfläche, je nach seiner Beschaffenheit mit Rücksicht auf die Bewässerung, trocknet bisweilen Sümpfe aus, um Land zum Anbau zu gewinnen, und stellt in den Feldern Körbe mit Steinen auf, die durch Fäden mit einander verbunden und geschüttelt werden, um durch den verursachten Lärm die Früchte vor den Vögeln und anderen Tieren zu schützen. Hirse, Baumwolle, Indigo, Reis und Tabak sind die Hauptprodukte, welche gewonnen werden. Nächst der Viehzucht und dem Landbau, die überall, abgesehen vom Kriege, die Thätigkeit der Fulah hauptsächlich in Anspruch nehmen, treiben sie vorzüglich Handwerke und zwar meistens sowohl in gröfserer Ausdehnung als auch in etwas höherer Vollkommenheit als die Neger. Namentlich als Weber, Gerber und Färber erfreuen sie sich eines gewissen Rufes. Nicht minder verstehen sie das Eisenerz zu schmelzen; ihre Schmiede fertigen selbst Flintenläufe und schwierige Schlösser. Der Blasebalg ist ein doppeltes Rohr und vermag einen konstanten Luftstrom zu geben.

Als eine besondere Klasse von herumziehenden Handwerkern und Händlern sind die äufserst schmutzigen Laobe oder Lawbe zu nennen, die ohne Vaterland zigeunerähnlich unter anderen Völkern zerstreut leben, und die man je nach Umständen duldet oder sogar gern sieht, meist aber verachtet, vielfach auch als Zauberer fürchtet. Zwei Brüder, erzählt die Sage, gerieten einst in Elend und Not; der eine von ihnen entschlofs sich daher auszuwandern und versprach wieder zurückzukehren, wenn er in einem Lande Hirse oder Reis entdeckt haben würde. Nach längeren vergeblichen Bemühungen glückte es ihm endlich ein solches Land zu finden, aber da es ihm selbst gut ging, vergafs er seinen im Elend schmachtenden Bruder und wurde seinem Versprechen untreu: dafür wurde er mit den Seinigen von allen Stammesgenossen verstofsen, und dies ist der Ursprung dieser heimatlosen Kaste.

Die Fulah sind in vier verschiedene Stände geschieden, und werden die einzelnen Dörfer immer nur je von einem derselben bewohnt. Die oberste Stelle nimmt der Kriegerstand ein, der meist alle friedlichen Beschäftigungen verachtet. Aus ihm werden die Häuptlinge gewählt: denn jede Fulahgemeinde steht unter einem Almamy (weltliches und geistliches Oberhaupt). Einflufsreiche, dem Kriegerstande angehörige Männer aus allen Teilen des Reiches kommen bei der Wahl eines Almamy herbei, um ihre Stimmen abzugeben und manchmal auch mit dem Schwerte darein zu fahren. Eine eigentliche Abstimmung kennt man nicht, jeder spricht für seinen Kandidaten und schliefslich ernennt man den Almamy durch Zuruf. Es geht etwa her wie auf dem polnischen Reichstage. Aber die Kandidaten wissen sich zu helfen: sie erscheinen mit ihren bewaffneten Anhängern bei der Beratung, und es kommt dann wohl zu blutigen Kämpfen. Der Stärkste setzt, wenigstens für den Augenblick, seinen Willen durch: der Schwächere aber wartet eine gelegene Zeit ab, um wieder mit seinen Ansprüchen hervorzutreten, und daher kommen denn die fast unaufhörlichen Fehden, welche für das Land zu einer wahren Landplage geworden sind.

Auf den Kriegerstand folgen die Marabuten (mohammedanische Priester); dem dritten und vierten Stande gehören die Landbauer und Fischer an. Die Fulah, welche sich in die Städte und Dörfer vermietet haben, oder dort als Sklaven leben, zeichnen sich durch grofse Unreinlichkeit aus.

Die Weiber werden im allgemeinen zwar unfreundlich, doch oft nicht ohne eine gewisse Achtung behandelt, und obgleich sie nicht mit den Männern zusammen essen dürfen, werden sie doch bei wichtigen Dingen häufig von ihnen zu Rate gezogen. Bei der Verheiratung, welche bei diesen mit vierzehn, bei jenen gewöhnlich schon mit elf Jahren stattfindet, wird der Braut von ihrer Schwiegermutter ein Besen, ein irdener Topf und ein Spinnrocken übergeben: sie wird von ihrem Vater und dann vom Manne sanft geschlagen, zum Zeichen, dafs sie von nun an in die Gewalt des letzteren übergeht.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts hatten die Nuba das grofse Reich Nubien begründet, das sich bis zu dem abessinischen Hochlande erstreckte und seine Hauptstadt in Dongola hatte. Im 6. Jahrhundert drang in dasselbe das Christentum, zu dem sich bald die Mehrzahl der Bevölkerung bekannte, und es entstanden zahlreiche Klöster, namentlich im Nilthal, von denen jetzt nur noch Trümmer vorhanden sind. Dem Vordringen der Araber erlag Nubien im 14. Jahrhundert und mit deren Herrschaft breitete sich auch der Islam über dasselbe aus; 1820 ward Nubien von Ismail Pascha erobert und mit Ägypten vereinigt.

Die eigentlichen Nubier, oder Barabra, sind arbeitsam, mäfsig, wahrheitsliebend und ehrlich und werden in Ägypten sehr gern als Diener verwendet. Bis zum achten oder zehnten Jahre gehen beide Geschlechter völlig nackt; dann tragen die Knaben ein Hemd oder ein um die Hüften geschlungenes Stück Leinwand, die Mädchen bis zur Verheiratung einen sogenannten «Rachat», welcher aus einem Gürtel besteht, von dem ringsum dünne Riemen von verschiedener Länge herabhängen. Die verheirateten Frauen dagegen legen Beinkleider von enger, unschöner Form an und tragen lange blaue, mantelartige Tücher, die zugleich den Kopf bedecken. Arme und Füfse werden mit Ringen aus Metall oder Büffelhorn geschmückt, ebenso hängen vom Ohr zwei Ringe (der eine vom Ohrläppchen, der andere vom oberen Rande des Knorpels) herunter. Die Greise scheren das Haupt bis auf ein Büschel Haare am Scheitel, die Weiber und Männer lassen das mit Ricinusöl reichlich getränkte Haar in vielen dünnen Flechten auf Hals und Schultern fallen. In der Fremde trägt der Barabra die Kleidung des gemeinen Arabers oder ägyptischen Fellah. Die Barabra heiraten früh, die Mädchen schon mit dem elften Jahre, doch nehmen nur die Reicheren mehrere Frauen. Die Wohnungen bestehen aus kleinen viereckigen Häusern mit plattem Dache, aus lufttrockenen Lehm- oder Schlammziegeln erbaut. Das Hausgerät ist sehr einfach: es besteht in einigen Bettstellen: länglichen, hölzernen Rahmen, die mit Rohr überspannt sind und auf vier Füfsen ruhen: in grofsen bombenförmigen Krügen wird das Wasser aufbewahrt: Matten von Dumpalmblättern dienen als Thürvorhänge und werden über das Schlafgestell gebreitet.

Vor jeder Hütte befindet sich ein Vorratskasten, ein aus Nilschlamm errichteter, inwendig hohler Cylinder von über 1 m Höhe und bis 75 cm Durchmesser. In demselben werden zum Schutze vor den Mäusen, Vögeln und Ungeziefer die Vorräte von Getreide, Datteln u. s. w. aufbewahrt.

Das Hauptnahrungsmittel ist Duchn, aus dessen Mehl auch das Merisa bereitet wird. Zu diesem Zwecke begiefst man das Mehl mit heifsem Wasser und läfst es eine Zeit lang gähren. Die gelblich-trübe, moussierende, säuerlich schmeckende Flüssigkeit wird durch Zusatz einiger Kräuter zu einem berauschenden Biere, dessen Genusse die Barabra leidenschaftlich frönen.

Ihre Sittlichkeit soll nicht gerade auf hoher Stufe stehen, doch sind sie heiterer und sorgloser Gemütsart und lieben Gesang und Tanz. Das einzige Musikinstrument der Barabra ist das Kuhhorn, welches sie zum Kriegszuge einladet. Sie bekennen sich durchaus zum Islam und sind Ackerbauer und Viehzüchter. Erstere pflanzen Duchn (Holcus sorghum), Gerste, Bohnen, Linsen, Kürbisse, Melonen, Tabak, Ricinus u. s. w.: nebstdem werden die Dattelpalme und Feige kultiviert. Der Tabak wird von den Barabra nicht geraucht, sondern mit Zusatz von etwas Soda gekaut.

Für Jagdliebhaber ist das Land der Nuba klassischer Boden. In den im Sommer ausgetrockneten Flufsbetten der grauenhaft öden nubischen Wüste behalten nur noch einige tiefere

Kessel etwas Wasser, in und um denen es von Leben wimmelt. Fische, Krokodile, Schildkröten, aber auch Löwen, Elefanten und Flufspferde wohnen in dichter, unerwünschter Nähe nebeneinander. Die Tiere der Wüste, Gazellen, Straufse, Hyänen und wilde Esel müssen zu diesen Tränken kommen, um nicht vor Durst zu verschmachten, und werden eine leichte Beute der Aggadschir (Schwertjäger), welche als einziger Waffe sich eines zweischneidigen Schwertes mit einem Handgriff in Kreuzform bedienen, und ein rundes Schild aus der Haut des Hippopotamus tragen, auf welcher sie noch die Schuppenhaut des Krokodils befestigen.

Ein Derwisch und eine Frau aus dem Volke in Nubien.

Die mutigen Aggadschir greifen entweder die Elefanten und anderen Tiere zu Pferde an, oder sie folgen zu Fufs deren Fährten, beschleichen sie, während sie sorglos der Ruhe pflegen, und hauen beispielsweise dem Elefanten mit einem einzigen Schwertstreiche den auf der Erde liegenden Rüssel ab, oder sie durchschneiden die Sehne des Hinterbeines, etwa 30 cm oberhalb der Ferse. Diese tollkühnen Leute wagen es auf ähnliche Weise allein dem Löwen in seiner Höhle entgegen zu treten, um ihn zu erlegen.

Boston Public Library.

Wir kehren zurück zu der mittelländischen Rasse, und wenden uns zu den, den Nuba zunächst stehenden Hamiten. Unter den Gliedern der mittelländischen Rasse hat sich der hamitische Stamm am frühesten eine hohe Gesittung erworben, und er ist zum Lehrmeister aller Nachbarvölker geworden. Den Hamiten gehörten die Monarchien von Babel, Niniveh und Ägypten. Wohin wir uns wenden, stofsen wir auf Dinge, die zu unseren ersten und ältesten Beobachtungen in der Heimat gehören, und wenn die erste Musterung vollendet ist, gestehen wir uns im Stillen, dafs bis zu der Zeit, wo bei uns Maschinen und Dampfkräfte in Bewegung gesetzt wurden, die Ägypter in Bezug auf Handwerksgerät sich vor uns nicht zu schämen hatten, wir vielmehr die wichtigsten Stücke unserer häuslichen Ausstattung erst von ihnen geerbt haben. Ehrfurchtsvolles Staunen erwecken noch jetzt die Bauwerke des Nilvolks, seine Tempel, seine Sphinxalleen, seine steinernen Riesenbilder, seine Pyramiden. Die schüchternste Zeitberechnung führt Menes, den Gründer von Memphis, zurück bis auf das Jahr 3892 v. Chr., und unter ihm waren die Ägypter längst schon Baumeister, Bildhauer, Maler, Mythologen und Gottesgelehrte.

Zu den Hamiten gehören alle jene Stämme, welche ursprünglich über die Länder zwischen dem Euphrat und Tigris und die Küste Palästinas sich verbreiteten, von da nach Afrika übergingen und daselbst das Nilthal, sowie die an dasselbe sich anschliefsenden Landstriche, ferner die Nordküste Afrikas, mit Einschlufs der Kanarischen Inseln, bevölkerten.

Die Zusammengehörigkeit aller dieser Völker ergiebt sich teils aus den direkten Nachrichten der Alten, teils aus der innigen Verwandtschaft sowohl ihrer Sitten und Gebräuche als auch ihrer Sprachen.

Gegenwärtig teilt sich der hamitische Stamm in drei Äste, nämlich in die Ägypter, in die Berber oder Libyer und in die Ostafrikaner oder Äthiopier.

Das älteste Volk der historischen Welt sind die Bewohner des Nilthals, die Ägypter. Vor vier Jahrtausenden waren sie ein hochgebildetes Volk, also zu einer Zeit, da unser Vaterland noch von einem Ende zum andern mit finsterem Urwalde bedeckt war, in welchem der Bär und der Ur hausten, zu einer Zeit, da noch kein Rom stand, da selbst über Griechenland noch nicht die Sonne der Kultur aufgegangen war. Phönizier, Griechen und Römer haben sich aus diesem Schatzhause uralter Weisheit ihr Wissen geholt. Wie der Nilstrom, der als Geschenk Ägyptens gilt, und an den sich die ganze Existenz seiner Bewohner knüpft, unverändert sich alljährlich von neuem verjüngt, so hat derselbe auch dem sefshaften Ackervolke an seinen Ufern einen Stempel unvergänglicher Beständigkeit aufgeprägt. Und doch, wenn heute ein alter Ägypter wiederkäme, und wir führten ihn in das Land seiner Väter, in sein Land, und sprächen zu ihm: «Erkennst Du es wieder, Dein vielgeliebtes, Dein herrliches Kemi?» Dann würde er verwundert sein ernstes Haupt schütteln, uns staunend anblicken und antworten: «Hier ist nicht Kemi. Mein Kemi war ein prachtvoller Garten, wie es keinen zweiten gab auf Erden. Hier aber ist ja nur Armut und Dürftigkeit. Und gar dieses Volk! Woher stammt und kommt dies schmutzige Volk? Das sind ja nicht einmal Kuschi» (Neger). Mit Verachtung würde der alte Ägypter, der stolze Rem-en-Kemi, sich abwenden.

Wir führen ihn weiter! Dort erscheinen die Minarete der Moscheen Kairos am Horizonte. «Sonderbare, mir gänzlich fremde Stadt!» murmelt der Alte.

Aber nun wenden wir uns nach Südwesten, wo das Gebirge in eine hohe Terrasse ausläuft. Da bleibt er plötzlich stehen: sein Auge sieht starr nach einem Punkte, er zittert, er fällt auf die Kniee: — «Die Pyramiden! Die Pyramiden!» ruft er aus und beugt das Haupt und küfst die heilige Erde.

Ja, die Pyramiden sind das Wahrzeichen, welches dem Fremden sagt, dafs er wirklich im Lande der Pharaonen ist: alles übrige ist verwüstet oder liegt in Trümmern.

Am furchtbarsten hausten die Sarazenen. Was die Perser und Griechen übrig gelassen, was römische Wut und christlicher Fanatismus verschont, — das fiel unter den Streichen dieser Bekenner des Islam. So grofs war die Zerstörungssucht dieser Weltenstürmer, dafs unter ihren

bluttriefenden Händen ganze Städte von der Erde verschwanden. Die Stätte, wo Moses seine Wunder verrichtet, wo der berühmte Tempel des Ptah gestanden, wo Psammetich, Apries und Amasis gelebt, ist nur noch kenntlich als ein weites, ödes Feld, hügelig, bedeckt mit unzähligen, zerbröckelten Steinen und einigen — allerdings immer noch grofsartigen — Trümmern, den Überresten der ehemaligen Prachtbauten, Paläste und Tempel der Hauptstadt. Mit den Steinen des zertrümmerten Memphis hat man drüben am östlichen Ufer Kairo gebaut.

Eine Ägypterin.

Ägyptische Tänzerin.

Und die alten Einwohner, wo sind sie? Wo sind die Nachkommen des grofsen Sesostris?

Als die Sarazenen vor jetzt tausend Jahren das Land eroberten, verschwand das Christentum wieder und mit ihm die alte Sprache. Der Halbmond trat an die Stelle des Kreuzes und das Arabische an die Stelle des Ägyptischen. Nur wenige widerstandsfähige Mutige flohen mit ihrem Christentume und ihren kirchlichen Schriften in den fernen Süden und erhielten sich da in den Bergen, bis die Zeiten des Sturmes vorüber waren und ihre Kindeskinder wieder zum Vorschein kommen konnten.

Das sind die Kopten, die noch jetzt Christen sind und sich als Dolmetscher, Makler, Kommissionäre und dergleichen ihr Brot erwerben. Sie sprechen jetzt auch arabisch, können kein Wörtlein ägyptisch mehr, und dennoch sind ihre ägyptischen, mit griechischen Buchstaben geschriebenen Bibeln und Gebetbücher eine Hauptquelle für die Sprachstudien der Ägyptologen.

Boston Public Library.

Die Kopten sind direkt oder indirekt Nachkommen jener Bevölkerung, die vor tausend Jahren noch an den Ufern des Nils wohnte, aber sich damals schon mit den Griechen und Römern vermischt hatte. Daher erkennen wir in der Gesichtsbildung nur weniger Familien die Züge wieder, die wir auf Statuen und Bildern von den alten Ägyptern besitzen.

So ist denn alles dahin geschwunden, wodurch Kemi grofs und berühmt war. Von der altägyptischen Pracht und Herrlichkeit ist nichts mehr zu sehen. An den Ufern des heiligen Jaro (Nil) lebt jetzt ein anderes Volk, das keine Ahnung hat von der hehren Vergangenheit seines Landes, von der hohen Kultur, die schon vor Tausenden von Jahren blühte, dort zwischen den gelben Bergen. Selbst die Toten ruhen nicht mehr in ihren Gräbern! —

Wenn Du jetzt kommst zu den Bergen im Westen, wenn Du die Eingänge aufsuchst, welche die Pforten waren zur Wiedervereinigung mit Amun, dem Unbegreiflichen, — dann siehst Du davor sitzen ein schmutziges Fellahweib, und um dieses her kauern drei oder vier häfsliche Kinder, die — wo möglich — noch schmutziger sind als ihre Mutter. Sie lassen Dich eintreten; denn Du bist ja ein Fremder, und die Fremden bringen Geld. Sie geben Dir auch eine Fackel mit, denn es ist dunkel in den unterirdischen Gängen und Sälen. Eines der schmutzigen Kinder begleitet Dich.

Vorsichtig gehst Du hinein. Schwarzer, kohlenähnlicher Staub bedeckt den Boden. Trittst Du in das erste Gemach, so findest Du Dich in Gesellschaft von Schafen und Ziegen. Zwischen ihnen liegt ihr Besitzer, dessen Farbe kaum noch etwas heller ist wie der Staub, auf dem er ruht. Träge hebt er sich empor, aber sein Auge siehst Du funkeln bei dem Scheine Deiner Fackel. — Du wirst ihm ja Geld geben. Und der gierige Usurpator dieser Grabeshöhle fährt mit seinen golddurstigen Fingern in sein Gewand und bringt ein paar kleine Figürchen zum Vorschein, — einen Ra, eine Isis, eine Pascht, — welche er in dem Leibe der Mumie gefunden hat oder wenigstens gefunden haben will, und bietet sie Dir zum Kaufe an. Dann führt er Dich weiter hinein durch enge Gänge, durch weite Säle, bald wagrecht, bald schief abwärts unter den Boden. Aber sei vorsichtig, verlafs Dich nicht zu ruhig auf Deinen Führer; mit eigenen Augen sehen, dafs man in keinen Schacht stürzt, ist sicherer, und etwas Mifstrauen schadet hier auch nicht. Wenn Du dem Manne lange genug folgst und ihm ein besonderes gutes Backschisch (Trinkgeld) versprichst, führt er Dich vielleicht an einen Platz, wo noch ein paar Mumien in ihren Särgen zu sehen sind. Viele lassen sich nicht mehr finden. Die Habgier hat schon sehr aufgeräumt. Die Luft ist erstickend hier tief unter der Erde. Du kehrst um? Du thust wohl daran. — Aber was ist denn dieser schwarze Kohlenstaub, in welchen man oft fufstief einbricht? Das sind die zertretenen Leiber der Alten, das sind Mumien, welche mit frevelnder Hand zerbröckelt worden sind, damit für die in ihnen verborgenen Kleinodien Geld gelöst werde, und die man dann an den Boden geworfen. Das sind die zertretenen Zeitgenossen eines Chufu, eines Sesostris, eines Rhampsinit. Hüte Dich, hüte Dich, dafs nicht ein Funken Deiner Fackel hineinfalle, er zündet augenblicklich, und rasch eilt die Flamme weiter in dem Pulverstaube; ehe Du es nur denken und fürchten kannst, sind die Gänge mit Feuer gefüllt, und dann — wehe, wehe Dir!

Du trittst hinaus und atmest tief auf in der frischen Luft. Der Bewohner der Grabeshöhle folgt Dir bald nach und bringt eine noch unversehrte Mumie mit, die er in einem benachbarten Stollen geholt. Vor Deinen Augen wird die Leiche mit geübter Hand zertrümmert, ausgeleert und — dann ins nahe Feuer gelegt. Mit der Mumie eines alten Ägypters kocht die Fellahmutter ihren Kindern den Brei. Die morschen Leichname waren lange Zeit hindurch für diese Leute das hauptsächlichste Brennmaterial.

So sah es bis vor wenigen Jahren dort aus! Alles zerstört, alles verwüstet, alles in Trümmern! Die ganze Gegend glich einem Schlachtfelde, mit Gebeinen und Fetzen von Leichentüchern bedeckt. Die schönsten Särge wurden rücksichtslos in Stücke zerschlagen, die Mumien mit der Axt zerhauen, zerrissen, zerwühlt, um einen Edelstein oder ein Blättchen Gold, womit

die Nägel der Finger und Zehen bedeckt waren, oder einen Ring, ein Halsband oder ein Statuettchen von Bronze zu finden. Denn damit wurde ein grofser Handel getrieben. In Kairo sind ganze Magazine angefüllt mit solchen Dingen, die um vieles Geld an die Reisenden, namentlich an Engländer, verkauft werden.

Aber man fabriziert auch daselbst sehr schöne Altertümer: Töpfe, Schalen, Götterbilder, Armringe, Halsbänder — alles nur Erdenkliche machen geschickte Fabrikarbeiter so täuschend nach, dafs es selbst einem Kenner schwer fällt, die Täuschung zu entdecken. Fragst Du einen Antiquitätenhändler: «Ist das aber auch echt?» so wird er Dir antworten: «O, mein Gebieter, was denkst Du von Deinem Knechte? Es giebt auch Nachgemachtes, freilich. Aber dafs dieser Käfer echt ist, das siehst Du doch auf den ersten Blick, und die Bastsandalen sind ja getragen und abgenutzt. Ich werde Dir doch — bei Allah — nichts für alt verkaufen, was nicht alt ist!

Ein Kopte.

Ägyptischer Eselstreiberjunge.

Übrigens will ich es Dir schriftlich geben, dafs die Dinge echt sind. — Siehst Du, ich war selbst bei der Ausgrabung, — Allahu akbar, Gott ist sehr grofs. Du weifst, droben bei Gurnah, wo die alte Hauptstadt Theben gestanden hat, im Thale Liban el Moluk, wo die Königsgräber sind, ist gleich links ein Seitenthal. Von da zweigt sich ganz hinten ein sehr enges Thälchen wieder nach rechts ab. Dort haben wir vor zwei Monaten den Eingang eines bis dahin unbekannten Grabes entdeckt: Allah kerim, Gott ist barmherzig.» Und so weiter. Der Mann müfste sein Geschäft schlecht verstehen, wenn er Dich nicht überführte, dafs seine Waren echt sind. Er beweist Dir es sogar durch Zeugen aus der Nachbarschaft. Eine Hand wäscht die andere: morgen steht er wieder Zeuge zu allem, wozu ihn sein Nachbar verlangt. Ja, diese Geschäftsleute sind so verschmitzt, dafs sie die Trümmer der durch die Fellah zerschlagenen Mumien wieder zusammenleimen, neu umwickeln und als unversehrte Mumien verkaufen.

«Du findest den Preis zu hoch?» fragt der Kaufmann erstaunt, wenn Du auf seine Forderung nicht sogleich eingehst. «O Herr, weifst Du denn, dafs ich vielleicht für das Doppelte, ja Dreifache Gold und Kleinodien in der Leiche finden könnte, wenn ich sie nur öffnen wollte? Aber ich mag das nicht thun, weil wohlerhaltene Mumien jetzt sehr selten und sehr gesucht sind.» Kurz, er überzeugt Dich, und Du kaufst die «wohlerhaltene, unversehrte, noch mit allen Binden umwickelte» Mumie. Lasse sie so eingewickelt und freue Dich Deines Erwerbes, denn wenn Du sie untersuchtest, könntest Du vielleicht finden, dafs sie zwei rechte Beine hat, und dafs ein grofses Loch in der Brust mit Stroh ausgestopft ist. Dergleichen ist schon öfters vorgekommen. Wozu hätte auch Allah die Reisenden geschaffen, wenn man sie nicht betrügen dürfte?

Du suchst die alten Städte am Nil und findest elende Dörfer, die Bewohner in einem entsetzlichen Schmutze, eine Masse beifsenden Ungeziefers, gegen das nur die Haut eines Fellah gefühllos auszuhalten vermag. Das Volk ist über alle Beschreibung faul, verschmitzt, diebisch, gleichgiltig. Habe daher ein wachsames Auge auf alles, was Du mit Dir führst, lege nichts neben Dich auf den Boden: wenn Du dem Kerl auf die Hände siehst, so stiehlt er mit den Füfsen und vergräbt das Deine in den Sand. Bist Du weg, so findet er's schon wieder.

Der Fellah (Pflüger, Bauer) ist im Durchschnitt von mehr als mittlerer Gröfse, der Knochenbau robust, namentlich der Schädel aufserordentlich fest und massig geformt, auch die Fufs- und Handgelenke sind sehr kräftig, fast plump. Eine hervorragende Eigentümlichkeit seines Körperbaues bildet die ungeachtet eines solchen kräftigen Gerüstes stets und ausnahmslos mangelnde Fettleibigkeit. Von besonders auffälliger Schlankheit sind die Mädchen und Frauen. «Zei el-habl» (wie ein Strick) hört man letztere oft sich selbst unter einander bewundern.

Eine Haupteigentümlichkeit der Ägypter ist die beispiellos dichte Stellung der Wimpern an beiden Augenlidern, welche dieselben mit einem kontinuierlichen schwarzen Saum beranden, was den «mandelförmig geschlitzten Augen» derselben den so lebhaften Ausdruck verleiht. Die uralte und heute noch geübte Sitte des Schwarzfärbens der Augenränder mit Antimon («Kohl»), ein Verfahren, das aus gesundheitlichen Rücksichten erklärt wird, erscheint somit nur als die Nachhilfe eines von der Natur bereits sehr deutlich vorgeschriebenen Typus.

Von der Kleidung des Fellah ist wenig zu sagen. Da er meist gewohnt ist auf freiem Felde und zu jeder Jahreszeit völlig unbekleidet seiner Arbeit nachzugehen, so genügt ein indigogefärbtes Baumwollenhemd und ein weiterer mantelartiger Überwurf von braunem, selbstgesponnenem Ziegengarn, oder einfach eine schafwollene Decke, dazu eine dicke, sich knapp der Schädelwölbung anpassende Filzkappe allen Ansprüchen. Gewöhnlich geht er barfufs und trägt nur selten die roten, zugespitzten, oder die breiten gelben Schuhe. Ortsvorsteher und wohlhabende Bauern tragen, wenn sie die Märkte in den Städten besuchen, weite schwarze Wollenmäntel und als Kopfbedeckung einen dicken roten (sogen. tunesischen) Fez (Tarbusch) mit blauer Seidenquaste, um welchen sie den weifsen oder roten Turban wickeln. In der Hand tragen sie gewöhnlich einen Stab aus der Mittelrippe des Blattes der Dattelpalme.

Die gesamte Bodenkultur dieses durchaus auf den Ackerbau angewiesenen Landes befindet sich in der Hand der Fellahîn (Plural von Fellah) und ist die ihrer Umgebung und Neigung einzig angemessene Thätigkeit, ein Umstand, der für sich allein schon zu beweisen genügt, wie vollständig das sefshafte altägyptische Blut in ihnen über das unstäte arabische siegt, das sich doch seit der Eroberung des Nilthals durch die Heere des Islam reichlich genug mit dem ihren vermischte.

Namentlich in Oberägypten hat sich der altägyptische Typus, den der Reisende am leichtesten bei den Kindern und Frauen (deren Züge nicht durch den von den alten Ägyptern verschmähten Vollbart verhüllt und verändert sind) herausfinden wird, in manchen Fellahfamilien in wunderbarer Reinheit erhalten.

Kein Volk kann aber einen traurigeren Eindruck machen als diese Fellah-Bewohner der ägyptischen Dörfer. Alles starrt von Ungeziefer und Schmutz, und wahrhaft empörend ist die

Gleichgiltigkeit der Menschen gegen die unausbleiblichen Folgen dieser Unsauberkeit. Waschen ist ein gänzlich fehlender Begriff, dagegen herrschen unbeschreibliche Faulheit, hinterlistige Verschmitztheit und gänzliche Nichtachtung fremden Eigentums.

Ein Fellahdorf sieht aus wie ein niedriger, unregelmäfsig zerrissener Erdhügel, dessen Seiten von meterhohen Löchern durchbrochen sind.

Ihre Wohnungen sind nur aus Erde gemacht und mit Stroh und Schilf bedeckt. Sie gleichen eher den Höhlen der wilden Tiere als menschlichen Häusern: die Hütten der wilden Südseeinsulaner sind wahre Paläste an Bequemlichkeit und Reinlichkeit gegen diese Lehmhaufen.

Eine Ägypterin.

Durch eine niedrige Öffnung kriecht die Familie ein und aus. Fenster giebt es nicht. Von verschiedenen Zimmern ist keine Rede. Zwei oder drei Palmbäume beschatten das klägliche Asyl. Einige Töpfe sind der einzige Hausrat eines Fellah. Bett, Stuhl, Tisch und dergleichen sind ihm sehr entbehrlicher Luxus. Dagegen findet sich ein einziges Möbel vor, das wegen seiner Originalität eine Erwähnung verdient. Es ist nämlich ein aus Nilschlamm gekneteter grofser Schrank von eigentümlicher Form, welcher mit einer Thür versehen ist, die verriegelt werden kann. Dieser Schrank enthält alle Kostbarkeiten, Kleidungsstücke, Reliquien und selbst Lebensmittel, wenn die Zeiten so schlecht sind, dafs ein Durrhakuchen eine Leckerei wird. Aufsen vor der

Boston Public Library.

Hütte sieht man auch einen kleinen Backofen und einige Steine in der Asche liegen. Holz hat der Fellah nicht: sein Weib und seine Kinder sammeln eifrig den Dünger der Rinder, Pferde, Esel und Kamele, mischen ihn mit geschnittenem Stroh und Wasser zu einem Brei und bilden daraus dünne Kuchen, welche an der Sonne getrocknet werden.

Mit der Familie wohnen nächtlicherweile in dem Raume Hühner, Gänse und Ziegen: nur der Esel bleibt die Nacht über im Freien, weil er zu hoch ist und nicht die Thür passieren kann. Bei Tage ist die Wohnung vollständig leer, und alle ihre Bewohner — vierbeinige und zweibeinige — halten sich im Freien auf.

Nur in den gröfseren Dörfern findet man eine Moschee mit kleinem Minaret, aber auch aus Lehm erbaut. Bei den meisten Dörfern ist ein Wasserplatz, wo Gänse, Enten und Büffel sich gütlich thun, und auch halb oder ganz nackte Kinder sich im Schlamme wälzen. Millionen von Fliegen halten sich in den Dörfern auf und bedecken oft förmlich die Augenlider der Kinder, welche durch die Unreinlichkeit häufig ein Auge oder beide verlieren. Nirgends sieht man daher mehr Blinde und Einäugige als in Ägypten und besonders in den Dörfern.

Die Fellah sind gewöhnlich so arm, dafs sie nur zweimal im Jahre an den hohen Festtagen Fleisch essen, sonst sind rohe Zwiebeln und ein schlechtes Brot Jahr ein Jahr aus fast die einzigen Nahrungsmittel. Glücklich schätzt sich, wer zuweilen etwas saure Milch, Käse, Honig und Datteln haben kann.

Der ägyptische Bauer ist namentlich in den jüngeren Jahren erstaunlich gelehrig, klug und rührig. Im späteren Alter verliert er die Munterkeit, Frische und Elastizität des Geistes, die ihn als Knaben so vielversprechend und liebenswürdig erscheinen läfst, durch Not und Sorge und das sein Leben ausfüllende Schöpfen aus dem Danaidenfasse. Er pflügt und erntet, er arbeitet und erwirbt, aber der gewonnene Piaster bleibt selten sein Eigentum. So wird sein Charakter der Sinnesart eines begabten, aber mit Härte und Selbstsucht erzogenen Kindes ähnlich, welches, sobald es heranwächst, begreifen mufs, dafs es ausgebeutet wird. Eigensinn und Verstocktheit verdrängen die unbefangene Heiterkeit der Kindesseele, und wie zur Zeit des Ammianus Marcellinus läfst sich heute noch der Fellah von Schlägen, deren er sich zu rühmen pflegt, zerfleischen, ehe er die ihm abverlangten Steuern entrichtet.

Gewifs ist der Fellah ein fleifsiger Arbeiter auf seinem Felde, und die Arbeit, die seiner dort harrt, ist grofs, gröfser vielleicht als die unserer Bauern. Denn hat er sich auch nicht mit der Düngung des Bodens viel abzuplagen, so erfordert die fortwährende Bewässerung, das ewige Waten und Schlammtreten, vor allem aber die Arbeit am Schöpfeimer, einen erhöhten Aufwand von Kräften. Auf der anderen Seite ist ihm jede Bemühung um ein besseres Lebenslos, jede Anstrengung und jedes Nachdenken über die Vervollkommnung seiner Arbeit fremd. Sobald die allernotwendigste Pflicht erfüllt ist, ruht er aus und raucht, denn für alles andere hat Allah zu sorgen. Und es ist gerade jener mohammedanische Fatalismus, welchen der Fellah so versteht, als wenn man sich dem Laufe der Dinge passiv zu unterwerfen habe, weil es ja unnütz sei, dem Unabänderlichen zu widerstreben. Derselbe Fatalismus unterbindet seine Kraft und führt ihn zu jener uns geradezu empörenden Indolenz, die ihn ruhig zusehen läfst, wenn sein Kind stirbt, das er dann mit aufrichtigem Seelenschmerze beklagt, denn er hat ein weiches Herz und warmen Familiensinn. Er ist friedfertig, wohlgesinnt und hilfreich, namentlich gegen seinesgleichen; der Diebstahl kommt seltener vor als in Europa unter den gleichen Gesellschaftsschichten.

Während wir den Fellah allein schon wegen seines Wohnenbleibens auf ägyptischem Boden als echten Ägypter betrachten zu müssen glaubten, bietet uns beim Kopten auch die Religion eine Garantie für seine historische Rassenreinheit. Die Kopten sind ebenfalls als die direktesten Nachkommen der Retu (alten Ägypter) zu betrachten, denn es läfst sich nicht annehmen, dafs nach der Eroberung des Landes durch den Islam selbst irgendwie fremde Einwanderer zum Christentum übergetreten seien.

Berber der Sahara.

Boston Public Library.

Die ägyptische Sprache ist eine von den wenigen, welche wir durch etwa vier Jahrtausende in ihrer Entwickelung verfolgen können. Ihre Tochter, das Koptische, war lange Zeit die Volkssprache Ägyptens, bis es durch das Arabische vollkommen beseitigt wurde. Es ward mit modifizierten griechischen Buchstaben von links nach rechts geschrieben. Noch vor kurzem fristete es in einzelnen Klöstern als gelehrtes Idiom ein kümmerliches Dasein. Heutzutage ist es dem Volke vollkommen verloren gegangen. Nur mit Hilfe des Koptischen war es möglich, die Entzifferung der altägyptischen Denkmäler in sogenannter Hieroglyphenschrift mit Erfolg zu betreiben, daher ihm auch noch jetzt von den Ägyptologen eingehendes Studium gewidmet wird.

Ein ägyptisches Schulhaus (Ruttâb) sieht von aufsen manchmal recht hübsch aus, das einzige Schulzimmer zeigt jedoch nichts als die kahlen Wände. Wozu sollen auch Bänke und Tische dienen, die Schulmöbel barbarischer Nationen. Der Schulmeister (Figi) sitzt mit seinen Zöglingen auf dem Boden; ersterer gewöhnlich auf der Thürschwelle, die kleinsten Kinder in seiner Nähe, die anderen im Hintergrunde mit oder ohne Koran in der Hand; denn es handelt sich hauptsächlich um die Erlernung dieser heiligen Schrift, welche meistens auch das gesamte Wissen des Lehrers enthält. Es ist ein interessantes auch schon von Malern dargestelltes Genrebild: im Vordergrunde der bärtige Figi und dahinter eine Sammlung von weifsen, braunen und schwarzen Gesichtern mit glänzenden Augen, roten Lippen, die oft Reihen weifser Zähne zeigen, und runde Schädel, die zum Teil mit kurzen Haaren bedeckt oder frisch rasiert, alle aber mit den vorschriftsmäfsigen wohlerhaltenen zwei Locken versehen sind: die weiten dunkelblauen Hemden, aus denen die blofsen Arme und Beine hervorblicken; als Rahmen die originelle arabische Bauart des Hauses und schliefslich jene halbdunkle Beleuchtung, welche in Ägypten als Gegensatz zu dem grellen versengenden Sonnenlichte allen Gegenständen im eifrig aufgesuchten kühlenden Schatten eine eigentümliche Färbung giebt.

Sobald das Kind lesen kann, beginnt es das Auswendiglernen des Koran: eine reine Gedächtnisübung, da der Lehrer keine Erläuterungen dazu giebt. Dieses bescheidene Lehrpensum wird durch den Schreibunterricht, sowie durch einige geographische Begriffe und die Anfangsgründe der Arithmetik erweitert. Natürlich ist die arabische Geographie und Weltkunde in der rechtgläubigsten Weise dem unfehlbaren Koran entnommen oder angepafst: «Der Bien mufs!» So wird denn in den türkischen Schulen Folgendes gelehrt, und wehe dem, der als Schüler oder gar als ausgewachsener Moslem, auch nur an einer Silbe zweifeln würde:

«Es giebt sieben Erden und sieben Himmel: von der bewohnbaren ersten Erde ist Mekka das Centrum. (Welcher Giaur oder Kafir wird es wagen den Nabel der Erde besitzen zu wollen?) Die zweite Erde unter uns wird von den Winden bewohnt, die dritte und vierte von den Steinen und dem Schwefel der Unterwelt, die fünfte von den Schlangen, die sechste von schwarzen Skorpionen, so grofs wie Maulesel und mit Krallen wie Lanzenspitzen, die siebente ist der Aufenthaltsort des Iblis, des Gottseibeiuns und seiner Heerscharen. Man weifs nicht genau, was diese Erden zusammenhält, indessen glaubt man, dafs die unsrige von einem Felsen getragen wird, den Adern und Wurzeln mit dem Berge Kâst verbinden, und dafs Gott zuweilen dem Felsen gebietet, eine oder mehrere dieser Wurzeln zu schütteln, wodurch die Erdbeben entstehen. Ibn-esch-Schéneh, den Allah segnen möge, sagt, Gott habe nach der Schöpfung der sieben Erden gewahrt, dafs sie nicht fest genug waren. Er schuf also einen Engel von ungeheuerer Gröfse und Stärke und befahl ihm, sich unter die unterste Erde als Stütze zu stellen. Aber der Engel fand selbst keinen Stützpunkt für seine Füfse. Da machte Gott einen Rubinfelsen mit 7000 Löchern, und aus jedem dieser Löcher brach ein Meer hervor. Das half jedoch dem Felsen auch nicht, und Gott war genötigt, um ihn zu stützen, einen ungeheueren Stier zu erschaffen, der 4000 Augen, 4000 Ohren, ebensoviele Nasenlöcher, Mundöffnungen, Zungen und Füfse hatte, und jeder dieser Füfse ist von dem andern 500 Jahresreisen entfernt und der Name dieses Ochsen ist Kutukia. Zweimal täglich atmet er und erzeugt dadurch Ebbe und Flut. Allerdings wagen einige arabische

Schriftgelehrte die runde Gestalt der Erde und das Ptolemäische Weltsystem anzunehmen. Sie geben der Erde einen Umfang von 24 000 Meilen: jede Meile hat 3000 Ellen, die Elle drei Spannen, die Spanne zwölf Fingerbreiten, die Fingerbreite fünf Gerstenkörner und das Gerstenkorn endlich sechs Mauleselhaare. Allah Kebir.»

In den Städten genieſsen ziemlich viele Kinder diesen Elementarunterricht; auf dem Lande sind die Schulen, wo sie etwa vorhanden sein sollten, wenig besucht. Mädchenschulen existieren nicht. Wozu auch die armen eingesperrten Wesen mit Bildungsstoffen füttern, die sie nur auf Emanzipationsgedanken bringen und mit ihrer Lage noch unzufriedener machen, als sie es in den gröſseren Städten bereits zu sein beginnen. Der Koran hat einen Satz, der

Berber aus Algerien.

eigentlich unserer zahlreichen alten Jungfern und unserer neuen Töchterversorgungsanstalten wegen in der Bibel stehen müſste: «Verheiratet diejenigen, welche es noch nicht sind, und wenn Armut sie daran hindert, so gebt ihnen ein wenig von der Habe, welche Gott euch gegeben hat, ihr Reichen, und thut sie zusammen!»

Da die groſse Mehrzahl der Kopten Städter sind und sich als solche ausschlieſslich höheren Gewerben und feineren Handarbeiten hingeben (Uhrmacher, Gold- und Silberarbeiter, Goldsticker, Schneider, Weber, Verfertiger falscher Altertümer), oder durch die Arbeit mit der Feder, als Rechenmeister, Schreiber, Notare, Buchhalter u. a. im privaten wie auch im Staatsdienste, dann auch durch Handel ihren Unterhalt finden, so darf es uns nicht wunder nehmen, wenn wir sie im groſsen und ganzen, was Körperbeschaffenheit anlangt, einen gewissen Gegensatz zu den

Boston Public Library.

Fellahîn darstellen sehen. Ein feinerer Knochenbau mit zierlichen Extremitäten, eine schmälere, höhere (weil mit schwächer entwickelten Backenknochen) Schädelbildung, hellere Gesichtsfarbe bilden Unterschiede, die sich aus der Verschiedenheit der Lebensweise hinlänglich erklären lassen, sobald wir diejenigen Kopten, welche dem Bodenbau obliegen, mit in Betracht ziehen. Diese letzteren, wie die koptischen Kameltreiber Oberägyptens sind von den übrigen Fellahîn nicht zu unterscheiden und von den städtischen Kopten ebenso verschieden, wie die Rassen der ägyptischen Haustiere, je nachdem sie das Nilthal oder die Wüste bewohnen.

Die Kopten sind an dem dunkeln, schwarzen oder blauen Turban und den dunkeln Kleidern, welche sie tragen, von den Arabern zu unterscheiden. Diese ihnen ursprünglich zwangsweise durch die Bedrücker auferlegte Tracht wird auch heute noch, wo es jedem Kopten frei steht, sich nach Belieben zu kleiden, von ihnen mit allem angeborenen Hochmut und Dünkel zur Schau getragen. Nach längerem Verkehr mit Kopten wollen Gelehrte den altägyptischen Gesichtsschnitt erkennen und wird man allerdings nur bei ihnen, zuweilen in frappanter Weise, an die altägyptischen Portraitdarstellungen der Könige erinnert.

Berbern oder Berber ist der allgemeine Name für die seit dem 7. Jahrhundert von den Arabern überflutete und dem Islam unterworfene Bevölkerung des nördlichen Afrika, welche von dem Westrande der Nilländer über die Sahara und deren Oasen bis zum Atlantischen Ozean einerseits, von den Negerstaaten des Sudan bis zum Mittelmeere andererseits ausgebreitet ist und, trotz aller innerhalb dieser weiten Gebiete auftretenden Verschiedenheiten in bezug auf Sprache wie auf Leibesgestalt, Hautfarbe und Gesichtsbildung, doch einen im ganzen konformen Haupttypus repräsentiert und einem gemeinsamen Völker- und Sprachstamme angehört. Unzweifelhaft sind die gegenwärtigen Berbervölker desselben Stammes, wie die im Altertum auftretenden Mauri oder Mauretanier und Numidier, Gätulier und Phazanier, Nasamonen und Hamamienten, die eigentlichen Libyer um das Syrtenmeer, in Cyrenaica (Barka), Marmarica und den binnenländischen Oasen Augila und Ammonium (Siwah).

Die Berberei ist die ureigentliche Heimat der Dattelpalme. Wenn man weifs, dafs die Dattel das Brot des Wüstenbewohners heifst, so kennt man auch schon die ganze Bedeutung dieses herrlichen Baumes, der in seiner Heimat an Wert der Kokospalme gleich kommt. Die Dattel und das Dromedar haben die Wüste bewohnbar gemacht. Aus dem Stamme dieses genügsamsten und ausdauerndsten Fruchtbaumes zimmert der Wüstenbewohner Bauholz zu Wohnungen, Hausgerät und Flechtwerk; aus den jungen Trieben weifs er einen nahrhaften Kohl zu bereiten: aus dem Safte des Schaftes macht er sich eine Art Wein: aber die Frucht ist ihm das Höchste: eine stets gern genossene Speise für sich selbst, Futter für Rofs und Kamel, die beide aus seinem eigenen Dattelsack gespeist werden. Im Laufe der Zeit und infolge der verschiedenen Örtlichkeiten variiert die Dattelfrucht unendlich: von der Gestalt einer Eichel reift sie bis zu der Gestalt einer Pflaume oder einer Maulbeere. Letztere ist die hochgeschätzte süfse Helua. Die Lieblingsdattel des Propheten Mohammed aber war eine birnenförmige Dattel. Darum verordnete er auch seinen Glaubensgenossen sieben Stück vor dem Frühstück. Die frische Dattel heifst Ruteb auch Tamr, die in Körbe gedrückten Adschu oder Bela: letztere ist dann völlig reif und hochrot. Diesen Adschu führt der Berber zu Markte, schneidet den festen Teig aus dem Korbe und verkauft ihn pfundweise. Man rührt den Teig mit Wasser zu einem Brei an und gewinnt damit ein süfses, erfrischendes Getränk. Selbst die Kerne sind noch genieſsbar, wenigstens für das Vieh: in diesem Falle weicht man sie einige Tage im Wasser auf. Aber nicht nur, dafs man die Dattel als Obst genieſst, die arabische Frau hat es auch verstanden, sie in vielerlei Gestalten auf den Tisch zu bringen, da die Frucht mit Milch und Butter verschiedenfach zubereitet werden kann. Es giebt einen wahren Leckerbissen, wenn man den Kern aus dem Dattelfleische herausnimmt, und statt desselben eine Mandel oder ein Stück Butter hineinlegt. Mit Eiern zubereitet liefert die Frucht einige ganz vortreffliche Schüsseln. Eine tüchtige Hausfrau

soll es verstehen, ihren Tisch vier Wochen lang täglich mit einer neuen Speise aus Datteln zu versorgen. Man begreift dies, wenn man weifs, dafs das leicht gährende Fruchtfleisch eine Art Palmkäse, eine Würze für viele andere Speisen, ist, und dafs selbst die Kerne noch Öl und Mehl liefern. In der Regel geniefst man die Datteln als Zumita, d. h. mit Gerstenmehl zu einem Teige geknetet. Aufserdem gewinnt man aus den Früchten einen Sirup und einen Branntwein (Aragi). Kein Wunder, dafs der Berber mit höchster Spannung der Entwicklung seiner Dattelernte folgt: ein Mifswachs hat für ihn dieselbe Bedeutung, wie für den Nordeuropäer eine Kartoffel- und

Berberinnen aus Algerien.

Getreidemifsernte. Zum Überfluſs macht er aus den Blättern noch zierliche Körbe und Bürsten: auch dienen ihnen dieselben zum Decken der Dächer und zu vielen anderen Zwecken.

Wenn die Dattelpalmen über achtzig Jahr alt geworden sind, und nachlassen, reichliche und gute Früchte zu tragen, zapft man ihnen im Frühjahr unterhalb der Blätter am Stamme, an drei Stellen den Saft ab, und fängt diesen in Gefäfsen auf, die an jedem Morgen ausgeleert werden. Diese drei Gefäfse enthalten etwa fünfzehn Liter und das Abzapfen kann zwei bis drei Monate fortgesetzt werden. Man nennt diese Flüssigkeit im Dattellande Lagmi; sie hat in Farbe und Geschmack Ähnlichkeit mit der Kokosmilch und dem Palmwein, den man im westlichen Afrika gewinnt. Von dieser Lagmi wird in den Oasen eine Menge verbraucht: an jedem Morgen rufen Kinder, welche ihn feilbieten: «Lagmi! mlihah ia Lagmi!» Nach etwa vierundzwanzig

Boston Public Library

Stunden geht der Saft in Gährung über, und bildet dann auch noch ein beliebtes, leicht berauschendes Getränk.

Nicht minder wichtig für den Wüstenbewohner des nördlichen Afrika ist das einhöckerige Dromedar, das Lasttier der Ebenen und Wüsten, daher als das «Schiff der Wüste» bekannt und geschätzt. «Om el Bel Bel» Mutter der Kamele, wird das Land deshalb genannt. Die Gestalt des Dromedars (Camelus dromedarius, d. i. der Schnellläufer) ist edler als die des zweihöckerigen Trampeltiers, oder baktrischen Kamels, welches letztere in Ost- und Mittelasien, bei Kalmüken, Kirgisen, Tataren, Tibetanern u. s. w. das nützlichste, sorgfältig gezogene Haus- und Lasttier ist.

Je heifser das Klima wird, je dünner wird das von Dunkelbraun zu Gelb und Weifs schattierende Haar des Dromedars.

Unbestritten ist und bleibt die Berberei das eigentliche Zuchtland des Dromedars. Hier geniefst es noch der liebevollen Pflege; hier war es in der vormohammedanischen Zeit ein heiliges Tier. Die Hunderte von Namen, mit denen die bilderreiche Sprache jener Völker das nützliche Tier belegt, sind fast eben so viele Ausdrücke dankbarster Würdigung. Tausend Sprüche, Sagen, und Lieder feiern sein Lob. Es ist nach der Lehre des Koran aus derselben Erde geformt, als Adam, und wie durch das irdische Leben begleitet es den Menschen auch in ein zukünftiges. Ohne Dattel und Kamel (wir wollen, nachdem wir wissen, dafs wir eigentlich Dromedar sagen sollten, denn doch lieber bei diesem landläufigeren Ausdruck bleiben), würde der Himmel, in dessen Wolkenzügen und Sterngruppen er nur die Bilder ziehender Kamelherden sieht, für ihn eine Öde sein. Den Brunnen Lenzen, den lange verlorenen, den Engel in der Wüste öffneten, um Hagar zu tränken, fand ein Kamel wieder auf. Hier ward Mekka gebaut. Als der Prophet nach Medina flüchtete, entrifs ihn die Schnelligkeit seines Kamels den Verfolgern; es rastete nur einmal und auf dieser Stelle erhob sich die erste Moschee. Von seinem Kamele herab verkündete er die letzte Offenbarung, auf einer Kamelstute ohne Flecken ist er durch das Thor des Paradieses gezogen. Kein höheres Besitztum giebt es und kein höheres Opfer als dieses Tier: Blutrache verfolgt den Frevler, der es tötet. Will das Berberweib dem Manne schmeicheln, so nennt es ihn zärtlich: «Mein Kamel!» während bei unseren Hochschülern dasselbe Wort «Tusch» ist, d. h. eine arge Ehrenverletzung, welche nur durch Blut gesühnt werden kann, ein wenig schmeichelhafter Steckbrief für einen Menschen, in dem sich die hervorragendsten Eigenschaften eines Ochsen, Esels, Schafs und Maultieres in glücklichster Weise vereinigen. Anders in der Wüste. In der Totenklage der Verwitweten wiederholt sich am häufigsten der Ausruf: «O, Du Kamel des Hauses, wer hilft mir meine Last tragen?» Das Kamel, der treue Gefährte, dem der Berber alles dankt, konnte nicht blofs ein Sklave bleiben, es wurde zu seinem Freunde, zu seinem Bruder, ja zum zweiten Vater der ganzen Familie, die ihn so sehr verehrt, dafs er mit teilnehmen mufs an ihren häuslichen Gebeten, Waschungen und jedem frommen Brauche. Mit seinem Kamel teilt der Berber alles: Speise und Trank, Arbeit und Erholung, Lust und Leid, Leben und Tod. Bei seinem Kamele schwört er, wie bei Himmel und Erde.

„Wenn mein Fufs die Kiesel der Wüste beschreitet, so müssen sie Funken sprühen und in Stücke zerklaffen,

„Ich besiege den Hunger durch leere Vertröstungen, bis er zuletzt zu nichts wird.

„Ich verschlucke den dürren Staub der Erde ohne Feuchte, und will den Retter nicht, der mir durch seinen Trank zu gebieten sucht.

„Ich kann alles ertragen, nur keinen Schimpf kann meine Seele ertragen!

„Wie ein hungriger Wolf ziehe ich in der Morgenfrühe von Wüste zu Wüste.

„Den grimmen Hunger packe ich zusammen in meine Eingeweide, wie die Hand hundert Fäden in sich zusammenfafst.

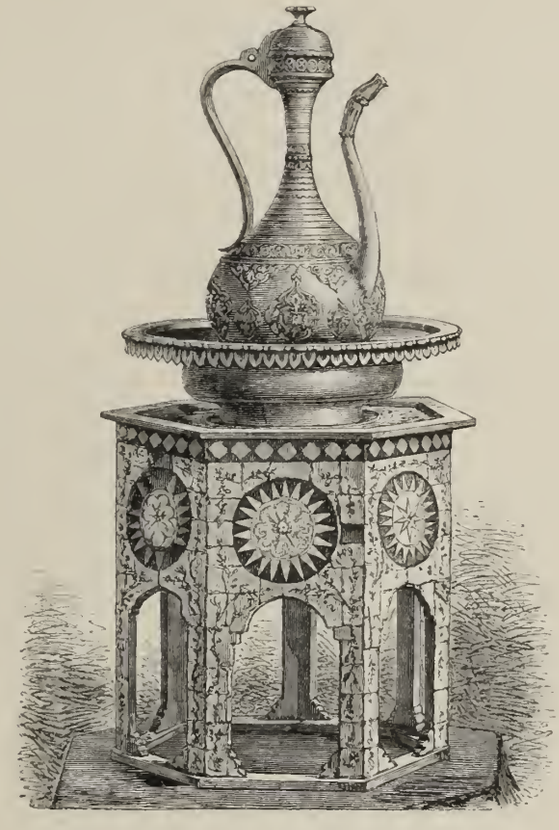
„Die Erde ist mein Bett; ausgestreckt auf den Rücken, aus dem die knochigen Wirbel hervortreten; den Kopf gestützt auf den sehnigen Arm.

„Ich bin der Sohn der Geduld — und das ist auch mein Gefährte — das Kamel."

Schanfarat, Mohammeds Zeitgenosse, der Beduinensänger vom Stamme Azd.

Aber das Kamel giebt auch seinem Besitzer alles, was es ist und hat: das lebendige seine Kraft, das getötete seinen Leib. Befiehlt der Metzger dem Kamele niederzuknieen, und den Todesstreich zu empfangen, so gehorcht es, nichts ahnend, dem Zuruf seines Herrn, kauert sich auf den Boden nieder und empfängt plötzlich mit einem haarscharfen Messer den tödlichen Stofs in die Kehle mit dem dabei üblichen, dreimal wiederholten Ausruf: «Allahu Akbar!» Gott ist der Gröfste.

Das Tier stirbt, wenn die Halswirbel mit durchschnitten sind, augenblicklich. Wie wenn der Samum über die Wüste hereinbricht, legt es seinen Kopf vor sich nieder auf die Erde, zuckt noch ein paarmal auf und ist dann eine Leiche. Dann wird es umgewälzt, längs des Bauches aufgeschnitten, ausgeworfen und abgehäutet, und das Fell gleich als Fleischmulde benutzt.



Kaffeeservice aus einem vornehmen Hause in Algier.

Die Haut liefert gutes Leder und Wasserschläuche, sowie Chagrin (aus dem morgenländischen Worte Saphir entstanden, ein starkes, eigentümlich genarbtes, farbiges Leder, das wir aus dem Orient beziehen). Das Fleisch wird gegessen. Aus den Haaren macht man grobe Zeuge, Kamelot, Fufssohlen, Filzdecken. Selbst noch der Mist wird getrocknet als Feuerungsmittel benutzt.

Die Geburt eines Kamels ist in der Wüste ein wichtiges, festliches Ereignis, seine Abrichtung und Erziehung ein bedeutsames Geschäft. Man begrüfst das junge Tier mit dem Freudenrufe: «Es ist uns ein neues Kind geboren!» Tritt dies Ereignis auf einem Wanderzuge durch die Wüste ein, so nimmt der Besitzer das Junge liebkosend auf den Arm und läfst es dann einige Stunden auf dem Rücken der Kamelmutter (Nädje) ruhen; auf der nächsten Station stellt er es ihr schon zur Seite. Das junge Tier, von dem ersten Tage seines Leben an eine kleine Mifsgestalt, hat wie alle jungen Tiere etwas Drolliges. Die Biegung des Maules tritt bei dem jungen

viel stärker hervor als bei dem alten Kamele und giebt dem Kopfe eine gewisse Ähnlichkeit mit dem eines Habichts. Dabei tragen sie den Körper mit ziemlich langem, dichtem, weichem, wolligem Haar bedeckt, höchst unbeholfen auf den langen Beinen. Der junge Wüstenbewohner ist $^2/_3$ m hoch und nach Verlauf von einer Woche schon über 1 m. Der Höcker ist noch sehr klein, die Schwielen sind kaum erst angedeutet. Bei weiterem Wachstum nimmt die Wolle sehr an Dichtigkeit und Länge zu, und das Kamelkind hat dann eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Alpaka, seinem amerikanischen Verwandten.

Über ein Jahr säugt die Alte ihr Junges, das lustig hinter ihr hertrabt. Während dieser Zeit zeigt die Nädje einen mehr als gewöhnlichen Mut; wehe denen, die dem Füllen zu nahe treten! — Aber die Zeit der Freiheit und des Spieles verrinnt. In der Regel vom dritten Jahre ab wird das Junge zum Reiten oder Lasttragen abgerichtet. Man zwingt das Lastkamel auf gewisse Zeichen niederzufallen und sich zu erheben. Die Reitkamele werden von den Knaben der Besitzer abgerichtet und dieses Geschäft macht den Buben ganz besondere Freude. Die Abrichtung selbst ist sehr einfach. Das junge Tier bekommt einen leichten Sattel aufgelegt und eine Schlinge um die Schnauze geschnürt. Der junge Reiter setzt sich in den Sattel und treibt es zum Trabe an. Sobald es in Galopp verfällt, zwingt er es, sich niederzulegen, und es bekommt nun eine Tracht Prügel: will es in Schritt gehen, so ermuntert er es durch Zuruf und durch Fuchteln mit der Peitsche, bis es sich gewöhnt nur im Trabe zu laufen, wenn es den Reiter zu tragen hat.

Ein gutes Reitkamel darf nicht störrisch sein, mufs seine Beine beim Trabe weit auseinander setzen und so wenig als möglich stofsen. Erfüllt es die letzte Anforderung, so pflegt man von ihm wohl lobend zu sagen, dafs man eine Tasse Kaffee auf seinem Rücken trinken könne, ohne etwas davon zu verschütten.

Nun, da es abgerichtet, beginnen die Mühsale des Lasttragens oder der Eilzüge durch die Wüste. Das Kamel tritt in den Kreis des Nomadenlebens oder in den Dienst des völkerverbindenden Handels, und hier erst zeigt sich ganz die Einzigkeit und die hohe Bedeutung des Tieres, welche es für den Bewohner der Wüste zum unentbehrlichen Haustiere macht.

Bei Wüstenreisen wird ein Kamel mit höchstens 150 Kilogramm beladen.

In der That, das Kamel ist das «Wüstenschiff», Träger und Führer des Handels und der langsam sich einstellenden Bildung ganzer Völker. Durch dieses Tier allein sind jene heifsen Erdstriche, die der «Ozean ohne Wasser» trennt, mit einander zu lebendigen Gliedern verbunden und in den Dienst des grofsen Ganzen gezogen. So ist das häfslichste, anspruchsloseste, ja beziehungsweise selbst dümmste Tier zugleich das nützlichste, und hat nach den Worten unseres grofsen Geographen, Karl Ritter, den weltgeschichtlichen Beruf: «die kontinentalen Völker auf friedlichen Bahnen zusammenzuführen und den Verkehr zwischen dem Morgen- und Abendlande ebenso anzubahnen, wie die menschliche Kunst durch das Meerschiff die Gestadewelten des Erdenballs einander gegenseitig befreunden sollte.» Also Achtung vor dem lebendigen Schiff der Wüste: denn die Wüste

«. . . . dehnt sich aus vom Meer zu Meere,
Wer sie durchschritten hat, den graust.

Zu dem libyschen Zweige der Hamiten gehören ferner die Schilluh. Dieselben wohnen teils in der grofsen Ebene längs dem Omm-er-Rebiah und Tensift, teils im südlichen Atlas bis zu den äufsersten Verzweigungen am Atlantischen Ozean. Sie sind mehr Ackerbauer und Industrielle als Hirten, führen daher dem europäischen Handel Waren von bedeutendem Werte zu und leben in gröfseren Ortschaften, Dörfern und Städten. Von den Amazirghen unterscheiden sie sich zugleich durch eine dunklere Hautfarbe, einen weniger kräftigen Körperbau, aber meist höhere Civilisation.

Zu den Berbern, welche die libysche Familie der Hamiten bilden, gehören die Imoscharh (woraus die korrupte Bezeichnung Amazirghen entstanden ist), auch Tuareg genannt. Sie sind ein mit fremdem Blute nicht unbedeutend vermischtes Volk, was daraus hervorgeht, dafs die Stämme, in welche sie zerfallen, sich in zwei Abteilungen spalten, nämlich sogenannte freie (Ihaggaren) und unterworfene oder Vasallenstämme (Imrhad). Die letzteren sind offenbar die besiegten fremden Stämme, welche von den Berbern unterjocht wurden und welche Sprache und Sitten derselben in sich aufgenommen haben.

Die Imoscharh oder Tuareg, wie wir sie nennen wollen, treiben vorzugsweise Ackerbau und Rindviehzucht, sie leben in Dörfern und Höfen, nicht selten räuberisch in das Flachland streifend. Einzelne Stämme sind aus den Gebirgsthälern bereits in die Ebenen hinabgedrungen.

Tuareg in der Wüste Sahara.

wo sie steinerne Häuser in befestigten Dörfern bewohnen. Sie haben im allgemeinen eine weifse Hautfarbe, auch kaukasischen Gesichtstypus, sind mittlerer Gröfse, besitzen einen schlanken, schönen Körper, einen lebendigen, kühnen und stolzen, aber auch höchst rachsüchtigen Charakter. Sie sind geschworene Feinde aller Europäer.

Die Figur der Tuareg ist grofs und wohlgebildet, ja sie sind nach der übereinstimmenden Angabe aller afrikanischen Reisenden der schönste Menschenschlag dieses Erdteils. Die Kleidung der Tuareg ist mannigfaltig, je nachdem sie mit verschiedenen benachbarten Stämmen in Berührung gekommen sind. Bei den in der Nähe der Araber wohnenden Stämmen ist, sowie bei denen, die an das Hausagebiet stofsen, ein weites Gewand vorherrschend, während die westlichen Stämme ein mehr eng anschliefsendes kurzes Hemd als gewöhnliche Tracht eingeführt haben. Ebenso verschieden ist der Schnitt der Beinkleider, der bei den östlichen durch Araber

Boston Public Library,

und Hausaleute berührten Stämmen weit und lang, bei den westlicheren dagegen kurz und eng ist. Jedoch hat hierauf wohl die gröfsere Nähe des Baumwollenmarktes eingewirkt. Denn das Material der Kleidung besteht aus Baumwolle, und besonders aus dem dunkelblauen, fast schwarzen Kanozeuge, während die aus Seide und Baumwolle gemischten Stoffe, obgleich sehr beliebt, doch nur von den Reichen getragen werden können. Das Charakteristische der Kleidung des Targi (Singular von Tuareg) war in alter Zeit und ist noch jetzt der Gesichtsschal, Litham oder Tessilgemist, der zweimal um das Gesicht gewunden wird, so dafs er Augen, Mund und Kinn verhüllt und nur den mittleren Teil des Gesichtes mit der Nasenspitze freiläfst: indem er zugleich um den Kopf und die Schläfe gewunden und mit einer Schleife hinten am Kopfe befestigt wird, bildet er die ganze Kopfbedeckung des Targi.

Der freie Targi trägt nämlich selten eine Mütze, sondern begnügt sich mit seinem eigenen Haare, das er gewöhnlich kurz geschnitten hält oder mit einer Flechte an der Seite trägt. Bisweilen flicht er auch deren zwei, welche aufgebunden werden, während die Knaben das Haar zu einer Art von Hahnenkamm aufgewickelt tragen. Der Litham scheint zwei Zwecke zu erfüllen, einen religiösen, indem der Targi sich scheut, seinen Mund sehen zu lassen, und einen materiellen, um das Gesicht gegen den Einflufs des heifsen Wüstenwindes und die Augen vor dem Sande zu schützen. Unter einem solchen Schleier ist es natürlich schwer, den genauen Charakter des Gesichtes zu erkennen, und man glaubte, dafs die Tuareg ihren Bart stets rasieren, bis unser vielgereister Landsmann Dr. Barth Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, dafs dies ein Irrtum ist, indem besonders einige der westlichen Tuareg mit Bärten und zwar von solcher Länge versehen sind, dafs dieselben unter dem Litham hervorschauen. Den roten Tarbusch (Fez) haben die Grenzstämme erst spät von den Arabern angenommen. Die Sandalen sind bei ihnen nur Luxusartikel, und während die den Hausa näher wohnenden Stämme die schönen Sandalen von schwarzem Leder mit hochroten Riemen angenommen haben, setzen sich die weiter im Binnenlande hausenden Stämme über diesen Luxus ganz hinweg.

Handelsleute, die mit Arabern viel in Berührung gekommen, oder auch Häuptlinge, putzen sich bei feierlichen Gelegenheiten mit rotem Kaftan und Burnus noch stattlicher heraus, aber dies ist keine Nationaltracht, wohingegen ein vollständiger Lederanzug national erscheint. Die östlichen Stämme gürten ihr Gewand mit einem einfachen Ledergurt, die westlichen tragen auf der Schulter ein Ledergehänge, welches sie bei Gelegenheit um den Leib binden. Die östlichen Stämme tragen am Gurt einen Lederbeutel, die westlichen eine kleine zierliche Tasche um den Hals, in der sie, aufser Zwirn und Nadel, Pfeife und Tabak haben.

Ihre Waffen sind ein gerades, sehr langes Schwert, das jedoch nur dem freien Manne zukommt; ein Dolch, der am linken Handgelenk so befestigt ist, dafs er am Vorderarm liegt und mit dem Griff nach der Hand zugewendet ist: ein etwa 2 m langer Speer, bei den Freien von Eisen, bei den Nichtfreien aus der Kornawurzel gefertigt; oft auch eine Flinte. Abergläubisch sind sie im höchsten Grade: Hals, ja bei einigen Stämmen selbst Arme, Beine, Brust, Gürtel und Mütze sind mit einer Menge von Amuletten und Täschchen behangen, in denen Sprüche aus dem Koran gegen alle erdenklichen Zufälle und Gefahren aufbewahrt werden.

Die beiden vorherrschenden Leidenschaften der Männer in allen Tuaregländern sind Liebe zu Putz und zu Weibern. Die reineren Stämme zeichnen sich durch ihren kriegerischen Sinn aus, der selbst bei denen Achtung gebietet, die zu blofsen Wegelagerern herabgesunken sind. Daher kommt es, dafs sie beständig unter einander oder mit ihrem Nachbar im Kampfe begriffen sind, und dafs sie von den übrigen Bewohnern Nordafrikas gefürchtet und gehafst werden. Die Araber sagen: «Der Skorpion und der Targi sind die einzigen Feinde, denen man in der Wüste begegnet.» und nennen die letzteren «Dschin», Besessene oder Dämonen. Bei ihren Räubereien kann man ihnen jedoch keine Grausamkeit zum Vorwurf machen, wie sie auch im allgemeinen ihre Sklaven gut behandeln.

Ihre Hauptbeschäftigung, die Kamel- und Schafzucht, nötigt die Tuareg ein nomadisierendes Leben zu führen, doch haben sich auch viele in Städten und Dörfern niedergelassen. Eine grofse Anzahl lebt vom Handel und dadurch ist diese Völkerschaft von so hoher Bedeutung

Ein Targi.

für den Verkehr im Innern Nordafrikas geworden, dafs sie es hauptsächlich ist, welche den Austausch der Waren des Sudan und der Küste vermittelt und welche die Karawanen durch ihre Heimat, die Wüste, geleitet. Sie sind die eigentlichen Beherrscher jener Karawanenstrafsen; ohne ihren Schutz wäre es unmöglich, ins Innere vorzudringen. Sehr hinderlich ist hierbei ihre

Boston Public Library.

Trennung in verschiedene, oft einander feindlich gegenüberstehende Stämme; denn es genügt nicht, den Schutz — «Imana» — eines derselben gewonnen zu haben, sondern man mufs sich den Weg durch oft wiederholte Geschenke und Tribute eröffnen. Solche Tribute werden in allen Tuaregländern, in der Oase Rhât wie in Kabra, dem Hafen von Timbuktu, von den Kaufleuten und Reisenden erhoben und machen einen beträchtlichen Teil der Einkünfte der Tuareg aus.

Kabylen oder Kabilen, arabisch Kobail, oft Kbail gesprochen, hat ursprünglich keine nationale Bedeutung, sondern heifst lediglich «Stämme», worunter man die freien, mehr oder weniger nach Beduinenart lebenden Berberstämme zu verstehen pflegt. In Nord- und Centralarabien ist Kabylen gleichbedeutend mit Beduinen, da alle dortigen freien Stämme Nomaden sind. Besonders aber versteht man unter Kabylen die von den Berbern abstammende eingeborene Bevölkerung in Algerien, welche in den schwer zugänglichen Gebirgslandschaften ihre Unabhängigkeit mit Erfolg gegen Karthager, Römer, Byzantiner, Araber und Türken verteidigt hat, in neuester Zeit aber nach harten Kämpfen zum gröfsten Teile von den Franzosen bezwungen worden ist und den Kern der Turkoregimenter bildet. Sie bewohnen auf einem Gebiete von 170 Quadratmeilen 2800 Dörfer und werden auf 450 000 bis 800 000 Köpfe geschätzt. Sie selbst nennen sich Suaua.

Von Statur mittelgrofs und hager, haben sie braune Gesichtsfarbe, schlichtes, braunes Haar, meist gerade, selten gebogene Nasen und wilden Gesichtsausdruck, der ihre kriegerische Gesinnung sowie ihren mächtigen Freiheitsstolz verrät.

Ihre Sprache weicht von allen bekannten Idiomen ab und ist vielleicht vom Numidischen herzuleiten. Von den Arabern haben sie mit dem Islam auch die Schriftzeichen angenommen.

Als Kleidung dient ihnen ein kurzärmeliges Hemd, der Haik, ein langes Stück weifsen Wolltuches und die Filzkappe, bei rauher Witterung dazu der Burnus. Ein kabylischer Burnus erreicht stets den äufsersten Grad von Zerlumptheit, Zerfetztheit, Schmutz und Ekelhaftigkeit, dessen ein Kleidungstück fähig ist auf den Schultern seines ersten Herrn. Man kann mit Recht von den Gewändern dieser Bergvölker sagen, dafs bei ihrer äufsersten Zerrissenheit oft nur der Schmutz ihnen Konsistenz verleiht. In der Kabylie giebt es keine Lumpensammler, denn alle Lumpen werden als Kleidungstücke getragen.

Der Kabyle ist sehr genügsam. Er gönnt sich nur das Allernötigste an Lebensmitteln. Wenn er ein Stück Brot hat und eine Tasse Öl dazu, welches letztere er trinkt, so ist er zufrieden. Ein Weib, eine Hütte, eine Flinte, ein Yatagan, einige Ziegen, ein Maultier und ein Hund, mehr bedarf der Kabyle nicht, um in seiner Art glücklich zu leben. Er bringt seine Tage in einförmiger Weise zu. Mit dem Morgenanbruch betet er, arbeitet dann einige Stunden auf seinem Acker, unterhält sich mit seinem Weibe, das eben so schmutzig und wild ist wie er, streckt sich dann träge in den Sonnenschein und schaut — vielleicht gedankenleer, denn der Kabyle hat nicht die Poesie des Arabers — auf das Meer und die Ebene unter ihm hinab; oft spielt er auch auf einer hölzernen Pfeife eintönige, langweilige Melodien.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen und Verbände sind in der Kabylie noch die ursprünglichen. Die Gesamtheit einer Familiengruppe, einer Sippe, wir könnten sagen eines Clans, wird als Charuba bezeichnet. Jede Charuba, aus welcher die Dorfschaft, die Dorfgemeinde, die Dehera, besteht, erwählt aus der Mitte ihrer Angehörigen einen Dhaman. Dieser ist ihr Vertreter, Sachwalter, Fürsprecher im Gemeinderate und ihr verantwortlicher Stellvertreter und Bürge. Das ist die eigentliche Bedeutung des Wortes. Jeder Kabyle, der einem andern eine Summe leiht, verlangt, dafs sein Schuldner ihm zwei Dhamans stelle.

Eine aus mehreren Deheras bestehende Dorfgruppe ist ein Arch. Jedes Dorf hat einen Amin, Vorsteher, Schulzen, welcher der Reihe nach aus jeder Charuba gewählt wird. Er sorgt für die Vollziehung der schriftlichen Gesetze, deren Gesamtheit den Kanun bildet: dessen Weisheitssprüche den Inbegriff der alten, bis heute giltigen Rechtsgewohnheiten bilden.

Dame aus dem Harem des Bey von Algier.

Boston Public Library.

Dem Amin steht niemals und unter keinerlei Umständen eine Entscheidung in Rechtsfällen zu, eben so wenig ist ihm erlaubt eine Strafe oder Geldbufse zuzuerkennen ohne Beirat seiner Beigeordneten, der Dhamans. Dieses Tribunal wählt einen Schriftführer, Chodscha, welcher ein Protokoll aufnimmt und überhaupt die Korrespondenz mit den französischen Behörden besorgt. Seine Besoldung besteht in Naturalabgaben, z. B. Feigen, Oliven und dergleichen mehr.

Der Oberste des Stammes, Amin el umena, wird von der französischen Behörde ernannt; er mufs die Ordnung aufrecht erhalten, darf sich aber platterdings nicht in die Angelegenheiten der Dorfgemeinden mischen. Diese regiert und verwaltet sich selbst gemäfs den Bestimmungen ihres Kanun.

Jedes Dorf hat zwei Parteien, Soff, die insgemein in erblicher Feindschaft zu einander stehen, und daraus erwächst dann manche Verwirrung. Namentlich ist es bei den Wahlen früher zu bösen Auftritten gekommen, und, um einen landesüblichen Ausdruck anzuwenden, es führte dabei das Pulver das grofse Wort, «das Pulver redete».

Die Bauart der Dörfer, in welchen die Wohnhäuser an den Bergen übereinander liegen, war ganz geeignet, solche Fehden blutig zu machen. Manche Häuser haben Zinnen, andere sind mit Schiefsscharten versehen, und die Dschama, d. h. Moschee, die gewöhnlich auf dem höchsten Punkte liegt, wird je von der einen oder anderen Partei als Burg, als Citadelle benutzt. In der Dschama wird die Gemeindekasse aufbewahrt vom Ukil (Geschäftsmanne); in dieselbe fliefsen die Geldbufsen und die Abgaben, welche bei Geburten, Verheiratungen und Sterbefällen zu entrichten sind.

Auch der gröfste Teil der Bevölkerung Marokkos, etwa zwei Drittel, gehört dem Stamme der Berber an. Nur ein Drittel besteht aus Arabern, letztere sind vorzugsweise Stadtbewohner und sonst nur sporadisch über die Oasen, besonders im Drâathale, verstreut. Hierzu kommen noch etwa 100 000 Juden, welche nicht blofs in den gröfseren Ortschaften, sondern auch im Atlas und in den Oasen sefshaft sind, und etwa 50 000 Neger. Araber haben sich vielfach mit Schwarzen gemischt; der Berber aber heiratet nie eine Negerin. Im Sultanat Mahgreb-el-Aksa (äufserster Westen), wie die Marokkaner das Land ihrer Väter nennen, sind die Berber im Durchschnitt roh und ungebildet, doch wird die Ehe, welche durchgängig monogamisch ist, im ganzen heilig gehalten. Die Landbevölkerung lebt in Dörfern, Duar genannt.

Ein Duar besteht gewöhnlich aus zehn, fünfzehn oder höchstens zwanzig Familien, welche in der Regel durch verwandtschaftliche Bande unter einander verbunden sind; jede Familie hat jedoch ihr eigenes Zelt. Die Zelte sind in Zwischenräumen von beiläufig dreifsig Schritten in zwei parallelen Reihen derart aufgestellt, dafs sie in der Mitte gewissermafsen einen viereckigen, an beiden Enden offenen Platz bilden. Diese Zelte sehen sich beinahe alle gleich. Sie bestehen aus einem Stück schwarzen oder schokoladefarbenen Stoffes, entweder aus Kamelhaar oder aus Fasern der Zwergpalme gewoben, welches von zwei starken Pfählen, über die eine Querstange das Dach bildet, getragen wird. Ihre Gestalt ist noch jene der Wohnungen der Numidier des Jugurtha, welche Sallust mit einem umgestürzten, d. h. den Kiel nach oben gekehrten Schiffe vergleicht. Im Winter ist die Leinwand bis an den Boden gespannt und daselbst an Pflöcken befestigt, um Wind und Regen den Zutritt zu verwehren; im Sommer dagegen läfst man ringsherum eine ziemlich breite Öffnung zum Durchzug der Luft, wogegen das Zelt von einem Zaun aus Binsen, Rohr und Brombeerstauden umgeben ist. Auf diese Weise sind die Zelte im Sommer kühler und in der Regenzeit besser geschützt, als die weder mit den nötigen Öffnungen noch aber mit Fensterscheiben versehenen maurischen Häuser in den Städten. Keines dieser Zelte ist über $2^1/_2$ m hoch, während die gröfste Länge 12 m beträgt. Eine Binsenwand teilt den Raum in zwei Teile; auf der einen Seite schlafen die Eltern, auf der anderen Seite die Kinder und sonstigen Familienglieder. Was den gewöhnlichen Hausrat eines solchen Zeltes betrifft, so besteht er in ein oder zwei aus Weidenzweigen geflochtenen Matten, einer buntbemalten Holztruhe,

Kabylen.

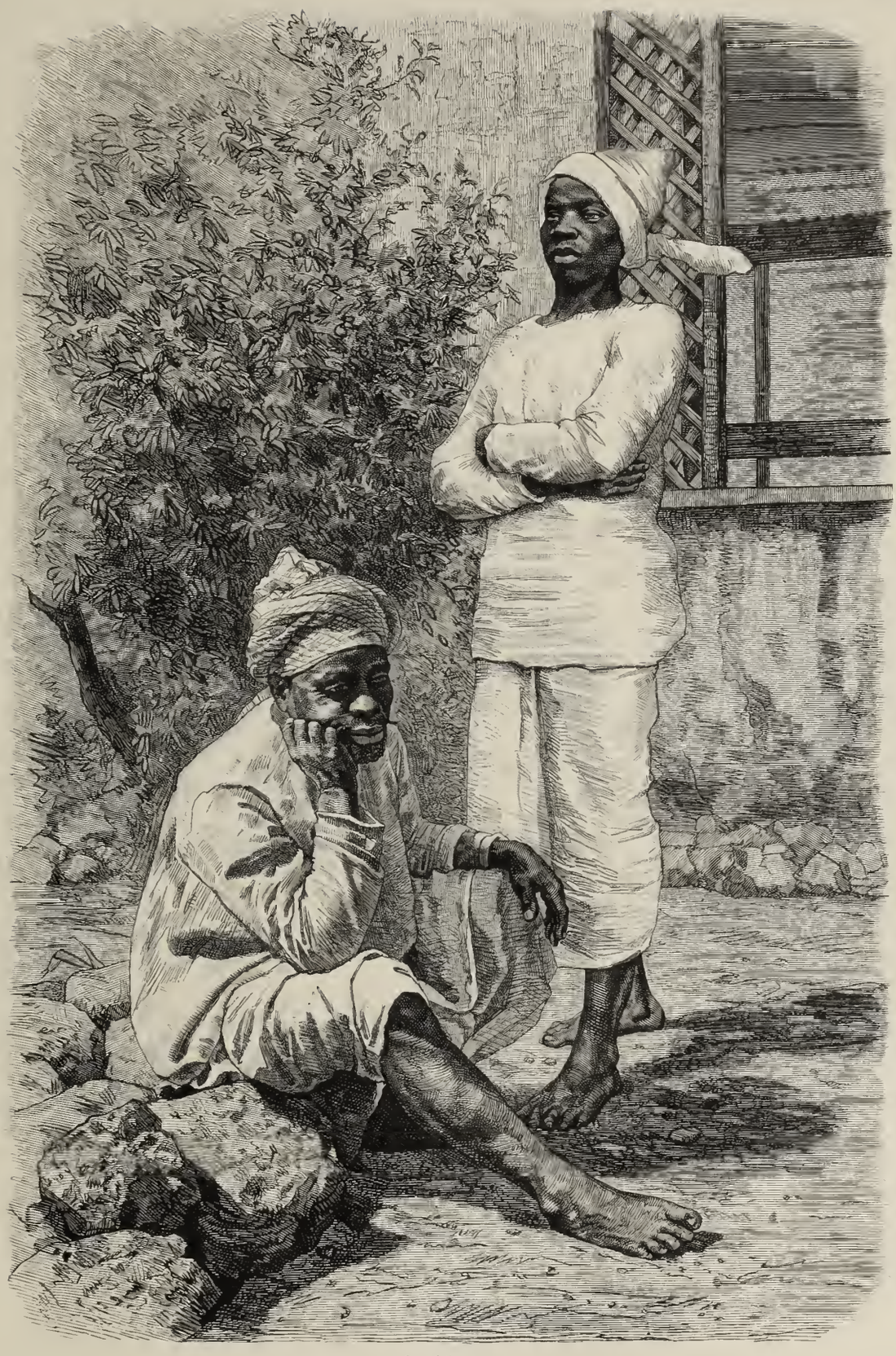
Boston Public Library.

einem runden Venezianer Spiegel, einem Dreifufs aus Rohr, der als Waschgestell dient; ferner in zwei schweren Steinen zum Mahlen des Korns, einem altertümlichen Webstuhl, einem rohen Leuchter aus Blech, etlichen irdenen Gefäfsen und dergleichen. In einer Ecke thront allemal eine Bruthenne.

So wie man zur Zeit Abrahams afs, aus einer Schüssel am Boden hockend, so ifst noch heute der Marokkaner. Er kennt noch nicht den Gebrauch der Messer und Gabeln. Auch der Löffel ist nicht überall eingebürgert. Die Männer essen getrennt von den Frauen, diese essen mit den Kindern des Hauses. Selbst bei den Berbern hat der Islam dies durchzusetzen gewufst. Fleisch wird von den Bewohnern auf dem Lande nur bei Gelegenheit eines Festes gegessen, und auch dann nur in geringer Quantität. Der in den Städten sehr beliebte Thee wird auf dem Lande nur noch bei vereinzelten Vornehmen und Reichen gefunden: das allgemeine Getränk ist Wasser. Nirgends kennt man in Marokko die Bereitung von Busa oder Lackby, d. h. ersteres ein gegohrenes Getränk aus Getreide, letzteres der den Palmen abgezapfte Saft. Es würde den Marokkanern ein grofses Verbrechen sein, eine Dattelpalme derart für das Tragen der Früchte unbrauchbar zu machen oder gar zu töten. Gastfreundschaft wird ohne Prunk, ohne Ceremonie, als etwas Selbstverständliches in Marokko überall geübt. In den meisten Duars, in fast allen Tschars giebt es eigene Häuser oder Zelte, Dar und Gitun el Diaf genannt, welche für die Reisenden bestimmt sind. Der Fremde hat dagegen keinerlei Verpflichtung. Im Gegenteil, wird man nicht ordentlich verpflegt, so hat man das Recht, Beschwerde zu führen. Natürlich wird man bei dieser Gelegenheit von allen über alles ausgefragt, denn Zurückhaltung und Schweigsamkeit kennt in dieser Beziehung der Marokkaner nicht. Es verdient hervorgehoben zu werden, dafs die arabischen Stämme bedeutend liberaler sind als die berberischen.

Die Bevölkerung von Marokko hat keinen eigentlichen Adel in unserem Sinn. Die vornehmste Klasse sind die Schürfa, d. h. Abkömmlinge Mohammeds; selbstverständlich sind diese arabischen Stammes. Da sie sich unglaublich vermehrt haben, giebt es ganze Ortschaften, die fast nur aus Schürfa bestehen: man erkennt sie daran, dafs sie vor dem Namen das Prädikat «Sidi» oder «Mulei», d. h. «mein Herr», führen. Die gegenwärtige Dynastie von Marokko besteht aus Schürfa. Das Scheriftum ist nicht erblich durch die Frau: heiratet z. B. ein gewöhnlicher Marokkaner eine Scherifa, so sind die Kinder keine Schürfa. Aber ein Scherif kann eine Frau aus jedem Stande nehmen und die aus der Ehe entspringenden Kinder werden alle Schürfa. Sogar eines Scherifs Heirat mit einer Christin oder Jüdin (die in ihrer Religion verbleiben können) oder mit einer Negerin (eine solche mufs aber den Islam angenommen haben) hat auf das Scheriftum der Kinder keinen vernichtenden Einfluss, ebenso sind die im Konkubinat erzeugten Kinder vollkommen gleichberechtigt mit den in giltiger Ehe erzeugten. Die Schürfa werden überall in Marokko als eine besonders bevorzugte Menschenklasse angesehen. Sie haben das Recht andere Leute zu insultieren, ohne dafs man mit gleichen Waffen antworten darf. Der Mohammedaner schimpft dann am stärksten, wenn er Beleidigungen auf die Vorfahren oder Eltern des zu Beschimpfenden häuft. Der Nicht-Scherif darf dies nicht erwidern, denn den Vorfahr oder Vater eines Nachkommen des Propheten beleidigen, wäre ein Verbrechen gegen die Religion. Er hat aber das Recht, die Person des Scherif selbst zu beschimpfen. Die sogenannten Marabuten, heilige Personen oder Nachkommen solcher Heiligen, stehen in Marokko in bedeutend geringerem Ansehen, sie werden zu sehr von den Schürfa verdunkelt.

Über die geistige Begabung der Marokkaner läfst sich wenig sagen. Hervorragende Männer hat die Neuzeit nicht hervorgebracht, und edlerer Regungen ist der Marokkaner kaum fähig. Indes ist die Unmoralität beim Volke lange nicht so schlimm wie in den Städten. Ausschweifungen, eheliche Überschreitungen oder andere Laster sollen beim Volke fast nie vorkommen. Diebstahl, Lug und Betrug kommen zwar oft genug vor, namentlich einer Tribe gegen die andere, indes wird dies kaum als sündhaft bezeichnet. Lügen ist überhaupt den Arabern



Ostafrikaner.

Boston Public Library.

und Berbern so eigen, dafs es wohl kaum ein Individuum giebt, das die Wahrheit spricht. Und professionsmäfsige Lüge hat wohl immer Betrug und Diebstahl im Gefolge. Das Faustrecht, der Raub und Mord sind in all den Teilen des Landes, die nicht von der Armee des Sultans erreicht werden können, an der Tagesordnung, und niemand findet auch etwas Aufserordentliches darin. Dafs der Gastfreund den Marokkanern eine geheiligte Person sei, ist eine Farce, in vielen Gegenden respektieren die Bewohner nicht einmal die Schürfa.

Nachdem wir uns bei den Nachkommen der alten Ägypter und bei den Berbern oder Libyern umgesehen haben, kommen wir zum dritten hamitischen Zweige, den Ostafrikanern. Zu diesem gehören die Bedscha, oder Bischari, zu denen die nomadisierenden Araberstämme der Beni-Amer, der Hababb und die Hamrân gezählt werden. Sie bewohnen das Land, welches im Norden von Abessinien und im Osten von Nubien bis zum 24. Grad nördl. Breite längs des Roten Meeres sich hinzieht. Sie verbreiten sich jedoch auch über dieses Gebiet hinaus, teils nach Nubien, teils in das südlich gelegene Land Taka. Ferner gehören hierher die Bogos, die Schoho, die Agau, die Falascha oder sogenannten abessinischen Juden, die Danakil, die Somali, und endlich die Galla.

Die Galla sind ein schöner Menschenschlag, dessen Physiognomie kaukasisch ist. Ihre Sprache weicht bedeutend von den echt hamitischen Sprachen ab, aber in Konjugation, den Fürwörtern und vielen anderen Wörtern verrät sie doch einen hamitischen Charakter und bildet mit den Sprachen der Danakil und Somali eine eigene Familie des hamitischen Sprachstammes. Über ihre Herkunft bestehen verschiedene Sagen. Eine abessinische Schrift bemerkt darüber Folgendes: Eine königliche Prinzessin von Abessinien heiratete zur Zeit Nebla Denjels im 14. Jahrhundert, als die Königsfamilie noch auf dem Berge Endoto residierte, einen Sklaven, der ein Hirte war, aus dem Süden von Garagué, und gebar ihm sieben Söhne, die alle das Geschäft ihres Vaters trieben und dessen Sprache redeten. Als sie erwachsen waren, sammelten sie viel Volks um sich und gaben sich der Raub- und Plünderungssucht hin, so dafs sie zuletzt die Abessinier beunruhigten. Von einer Schlacht, die sie den letzteren in Garagué am Flusse Galla lieferten, sollen sie den Namen erhalten haben, mit dem die Abessinier und andere umwohnende Völker sie benennen. Sie selbst aber heifsen sich Ilmorma: Menschenkinder. Die nördlichen Galla sind so fanatische Mohammedaner, dafs es den christlichen Abessiniern nicht gelungen ist, unter ihnen viel Proselyten zu machen. Auch diesen heidnischen Galla gegenüber bewährt sich wieder die afrikanische Regel: Der Islam siegt über das Kreuz.

Die ursprüngliche Religion der Galla ist eine Naturreligion. Sie verehren ein höchstes, unsichtbares Wesen, welches sie Wak (Himmel) nennen. Ihn betrachten sie als den Urheber aller Dinge und Geber aller Gaben, daher richten sie ihre Gebete hauptsächlich an ihn. Obgleich sie keine bestimmte Vorstellung von ihm haben, so schreiben sie ihm doch Persönlichkeit zu und glauben, dafs er sich ihren Priestern im Traume offenbare, dafs er zu ihnen rede im rollenden Donner, sich ihnen zeige im leuchtenden Blitze, dafs er über Krieg und Frieden, Fruchtbarkeit und Teuerung entscheide. Jedoch steht Wak nicht allein, sondern hat zwei Untergottheiten zu Gehilfen, deren eine Oglia, männlich, deren andere Atete, weiblich ist. Letzteren beiden feiern sie gewisse Feste im Jahre, an welchen sie ihnen Opfertiere, Ziegen und Hühner schlachten, sich ihre Gunst erbitten und ihren Willen durch Besichtigung der Eingeweide der Opfertiere zu erfahren suchen. Die Feste der Oglia werden im Januar und April, das der Atete im September gefeiert. Dem Wak ist jeder Sonntag geweiht, den sie grofsen Sabbat nennen, zum Unterschiede vom Sonnabend, welchen sie den kleinen Sabbat heifsen. Gewisse Bäume sind den Galla heilig; unter diesen opfern sie und verehren ihre Götter. In besonders grofser Achtung steht ein grofser Maulbeerfeigenbaum an den Ufern des Hawasch im südlichen Schoa. Hier versammeln sich jährlich ihre Priester und Grofsen von mehreren Stämmen, um Wak zu verehren und ihre Bitten an ihn zu richten. Dieser Baum heifst Wadanabe und ist Sammlungsort der Galla von den ver-

schiedensten Stämmen; nur Weiber dürfen ihm nicht nahen. Ein anderer Baum, unter welchem dem Wak jährliche Opfer gebracht werden, heifst Riltu. Während des Opferns beten sie: «O Wak, gieb uns Tabak, Schafe und Ochsen, hilf uns, unsere Feinde zu töten. O Wak, führe uns zu Dir, führe uns zum Paradiese und führe uns nicht zum «Satan».

Auch der Ahorn und der Wanzabaum werden für heilig gehalten. Die Besichtigung der Eingeweide der Opfertiere wird namentlich zur Entscheidung von Krieg und Frieden angewandt. Sie nehmen das Fett aus der Bauchhöhle, legen es auseinander und bestimmen die eine Seite für die Galla, die andere für ihre Feinde; die Seite nun, auf welcher das meiste Blut in den Adern sich befindet, erhält den Sieg. Die beiden Untergottheiten Oglia und Atete gebieten wieder über eine Menge unsichtbarer Wesen, die sie Zaren nennen und denen sie gute und böse Eigenschaften zuschreiben; daher werden auch diesen Verehrung und Opfer dargebracht. Zur Ausübung des Dienstes haben sie Priester (Kalitscha) und Zauberer (Luba). Der Priester hat die Leitung der Gottesverehrung, das Wahrsagen, Segnen und das Fluchen zu besorgen. Er trocknet die zum Wahrsagen gebrauchten Eingeweide, legt sich dieselben um den Hals und zieht damit im Lande umher. Merkwürdig ist, dafs ein ganzer Stamm der Galla für heilig gehalten wird, und zwar sind dies die Watos, die überall frei umhergehen, segnen oder fluchen dürfen, ohne dafs ihnen jemand ein Hindernis in den Weg legte. Dieser Stamm behauptet, in seinen Adern fliefse das allein echte Gallablut und seine Angehörigen heiraten nur unter sich. Sie kennen kein anderes Geschäft als Segnen und Fluchen, und weil alles in dem Glauben steht, dafs das, was sie sagen, eintreffen müsse, so sind diese Leute sehr respektiert. Kein Galla läfst einen Wato zu sich ins Haus kommen, aber Lebensmittel in Menge werden ihnen, wo sie sich zeigen, vor die Häuser gebracht, weil man im Unterlassungsfalle ihren Fluch fürchtet. Sie lieben, wie die Waitos, das Fleisch des Flufspferdes, welches in grofser Menge im Hawasch vorkommt.

Über den Ursprung der Menschheit haben die Galla einen dunkeln entstellten Begriff, jedoch scheinen sie nicht zu glauben, dafs «alle von einem Blute herkommen». Sie sagen, ihr erster Stammvater habe Wolab geheifsen: Wak habe ihn aus Thon gebildet, ihm dann eine lebende Seele gegeben und ihn am Hawasch angesiedelt. Ihre Eidschwüre verrichten die Galla auf eine sonderbare Weise. Eine tiefe, enge Grube wird in den Erdboden gegraben und in dieselbe steckt man einige Lanzen. Dann wird sie mit einer Tierhaut bedeckt, und die Beteiligten schwören nun, dafs, falls sie ihr Versprechen nicht halten, sie in eine solche Grube stürzen, ihre Leiber aber mit Lanzen durchbohrt werden und ungerächt und unbegraben liegen bleiben mögen.

Einmal geschlossene Freundschaft soll heilig gehalten werden, wenn sie auch unter den verschiedenen Stämmen selten zu sein scheint, da diese sich stets unter einander befehden. Heiratet ein Galla, so bekommt die Frau ihre Mitgift vom Vater; scheidet sie sich aber von ihrem Manne, so behält der Mann das Heiratsgeschenk. Gewöhnlich heiraten sie drei Frauen. Stirbt ein Mann, so ist sein Bruder verpflichtet, die Witwe oder Witwen zu heiraten. Die Sanktion der Heiraten erfolgt allemal durch den Abadula oder Vorgesetzten mehrerer Dörfer. Tötet ein Galla einen Fremden, der nicht von seiner Nation ist, so erwirbt er sich dadurch viel Ruhm, tötet er einen Stammverwandten, so hat er, ist der Getötete ein Mann, 100 Ochsen, ist es eine Frau, 50 Ochsen zu bezahlen. Da abessinische Christen nebst den sie umgebenden Mohammedanern keine Mühe, keine Schlechtigkeiten scheuen, Söhne und Töchter der Galla als profitable Menschenware in den abscheulichen Sklavenhandel zu ziehen, so ist's natürlich, dafs sie alle Fremden als Feinde betrachten. Abessinische Fürsten wollten ihnen das «elende Christentum», welches sie selbst hatten, mit dem Schwerte aufdringen; abessinische Mönche wagten selbst ihr Leben daran, ihnen den Genufs des Kaffees und Tabaks nebst anderen, von den Abessiniern für unrein gehaltenen Speisen und Getränken abzuschneiden, und dafür nicht das Evangelium, sondern strenge Fastengesetze und andere Observanzen aufzubürden — kein Wunder, dafs sie sich gegen beides mit aller Macht wehrten. Sie haben die Idee, dafs sie sicher bald sterben müssen, wenn

sie Christen werden, und daher sehen sie auch die ihnen vorgesetzten, meist christlichen Behörden mit Abscheu an. Tritt ein solcher Gouverneur seine Stellung an, dann ruft das Volk einstimmig: «Möge er bald sterben, möge er bald sterben!»

Die Kriege zwischen Abessiniern und Galla haben eigentlich nie recht aufgehört. So oft auch letztere unterlagen, so erhoben sie sich doch immer wieder. Zu Tausenden verkaufen dann die biederen Christen die armen Heiden und füllen sich die Taschen mit blanken Maria-Theresia-Thalern, welche sie für die Menschenware erhalten.

Ein Hauptsklavenmarkt ist Metemmé, die Hauptstadt des Gebietes Gallabat, an der Grenze zwischen Abessinien und dem ägyptischen Sudan. Die Sklavenhändler wohnen in grofsen Mattenzelten und besitzen viele junge Mädchen von aufserordentlicher Schönheit, deren Alter zwischen neun und siebzehn Jahren wechselt. Diese liebenswürdigen Gefangenen mit einer schönen braunen Farbe, zart geformten Zügen und Gazellenaugen sind Gallamädchen, welche aus ihrem Vaterlande an den abessinischen Grenzen von abessinischen Händlern hierher geführt wurden, um in die türkischen Harems verkauft zu werden. So schön diese Mädchen sind, taugen sie zu keiner schweren Arbeit und kränkeln und sterben bald, wenn man sie nicht freundlich behandelt. Man sieht mehr als eine Venus unter ihnen, und nicht genug, dafs ihr Gesicht und ihr Wuchs vollendet schön sind, beweisen sie denen, welche sie gut behandeln, die gröfste Anhänglichkeit und werden sehr brave und treue Frauen. Es liegt etwas eigentümlich Gewinnendes in der natürlichen Anmut und Milde dieser jungen Schönheiten, deren Herz jenen tieferen Liebesgefühlen, welche unter rohen und rauhen Stämmen selten bekannt sind, eine rasche Antwort geben. Ihre Formen sind auffallend elegant und anmutig, die Hände und Füfse aufserordentlich zart. Die Nase ist gewöhnlich leicht gebogen und mit grofsen und schön geformten Öffnungen versehen. Das schwarze und glänzende, aber ziemlich grobe Haar, reicht etwa bis zum halben Nacken hinunter. Obgleich diese Mädchen aus den Gallaländern sind, bezeichnen sie sich stets als Abessinierinnen und sind unter diesem Namen allgemein bekannt. Sie sind aufserordentlich stolz und hochgesinnt und lernen merkwürdig schnell. In Chartum haben sich mehrere der angesehensten Europäer mit solchen reizenden Damen verheiratet, welche ihren Männern ohne Ausnahme grofse Liebe und Ergebenheit bewahren. In Gallabat betrug der Preis für eine dieser Schönheiten zwischen 75 und 120 Mark.

In seiner Heimat, wo das Schwert des abessinischen Eroberers noch nicht eindrang, ist der Galla ein freier, unabhängiger Mann, dem nur der Distriktsvorsteher oder Abadula und der oberste Häuptling oder Heiu zu befehlen hat. Der Heiu regiert nur acht Jahre, alsdann tritt er ins Privatleben zurück, weil dann ein anderer Heiu, ein Mann von kriegerischem Mute und Talent, gewählt wird. Sein Geschäft besteht darin, dafs er durch den ganzen Stamm zieht, alle Hauptangelegenheiten seines Bezirkes schlichtet und unterstützt und namentlich über Krieg und Frieden entscheidet. Dabei ist der Ort, in welchem er sich gerade aufhält, verpflichtet, ihn zu erhalten.

Stirbt ein Galla, so erhebt sich, wie fast im ganzen Oriente, allgemeine bittere Klage. Ist der Verstorbene ein Hausvater, so rasieren sich, zum Zeichen der Trauer, die Kinder am ganzen Leibe. Der Tote wird anständig begraben, das Grab mit schönen Steinen bedeckt und ein Aloe darauf gepflanzt: dann wird eine Kuh geschlachtet und von den Verwandten verzehrt. Sobald die Aloe ausschlägt, glauben sie, die Seele des Verstorbenen sei zu Wak ins Paradies gekommen. Jedoch meinen sie, dafs auch in jener Welt alle Nationen und Religionen ebenso geschieden sein werden wie hier. Galla, Mohammedaner und Christen kommen jede Partei an ihren besonderen Ort, um die guten oder übeln Folgen ihres Verhaltens in dieser Welt zu genieſsen. Die Lüge scheint bei ihnen verpönter zu sein als bei ihren abessinischen Nachbarn. Wird ein Galla als Lügner ertappt, so verliert er Sitz und Stimme in den öffentlichen Versammlungen und wird der Verachtung preisgegeben.

Die Semiten besitzen alle Merkmale der anderen mittelländischen Rassenglieder, sind bärtiger als die Hamiten, und haben häufiger als diese ausdrucksvolle Gesichtszüge, schmale Lippen, hohe, meist gebogene Nasen und scharf gezeichnete Brauen. Sie leben meist unter luftigen Zelten und besitzen nicht den Sinn für Baukunst und Plastik wie die Hamiten.

Die Semiten teilen sich in zwei gröfsere Abteilungen, eine nördliche und eine südliche.

Den Grundstock der nördlichen bilden die Aramäer, die Bewohner Syriens und der westlich von Eran gelegenen Ebene, welche von den Flüssen Euphrat und Tigris durchschnitten wird. Die Arámäer sind die ersten Semiten, welche auf dem Schauplatz der Geschichte auftreten.

Die aramäische Sprache zerfällt in zwei Dialekte, einen östlichen, das Chaldäische, und einen westlichen, das Syrische. Beide stehen sich sehr nahe und bezeugen den innigen Zusammenhang der Syrier und Chaldäer. Auch die Assyrier und Babylonier, die Bewohner des eigentlichen Mesopotamiens, waren Semiten, wie nicht minder die von Nordosten in den von ihnen eingenommenen Landstrich am Mittelmeere eingewanderten Hebräer.

Syrier und Chaldäer, Assyrier und Babylonier erfreuten sich schon frühe einer hohen Civilisation; Künste, Wissenschaften, Gewerbe und Handel blühten, und regelmäfsige staatliche Einrichtungen bestanden bei ihnen. Nomaden gab es zwar einige, aber sie spielten keine Rolle. Diese Völker besafsen eine Schriftsprache mit schönen, leicht lesbaren Buchstaben, sie hatten sogar die Wortabteilung durch bestimmte Zeichen, was nur bei wenigen alten Völkern der Fall war. Sie hatten Statuen und Bildwerke in Stein und Bronze von einer gewissen künstlerischen Vollendung. Für sie war eigentlich die Annahme des Islam ein Rückschritt.

Der Ursitz der südlichen Familie der Semiten ist die arabische Halbinsel. Von dort verbreiteten sich die dahin gehörenden Völker über die Meerenge nach dem nordöstlichen Afrika. Speziell gehören zu dieser Familie die Araber oder sogenannten Ismaeliten, welche zum gröfsten Teil Nomaden und stets der Civilisation feind gewesen sind. Sie waren aber die Hauptkrieger des Islam, in ihnen lag seine Kraft und Energie, seine welterobernde Macht. Sie haben die Gröfse des Islam begründet, aber sie haben auch am meisten zu dessen Rückschritt beigetragen, denn sie waren unfähig die Civilisation in sich aufzunehmen.

Die ursprünglichsten Vertreter der Ismaeliten sind die Zeltbewohner (Wabarije oder Beduinen), mit denen wir uns später etwas eingehender beschäftigen wollen.

Den zweiten zur südsemitischen Abteilung gehörenden Stamm bilden die Bewohner des südlichen Arabiens, welche im Altertum Sabäer oder Himjariten genannt wurden. Die Sabäer unterschieden sich von Alters her eben so sehr von den nomadisierenden Arabern, wie sich Südarabien nach Klima und Bodengestaltung vom übrigen Arabien sondert. Die Sabäer lebten unter Königen, unter welchen zunächst zahlreiche, in festen Burgen wohnende Lehnsträger standen. Das Land war vortrefflich bewässert und zählte zahlreiche Dörfer und blühende Städte; auch stand der Ackerbau auf einer hohen Stufe. Die Trümmer, welche noch heutzutage von jenen Städten und Tempeln übrig sind, legen Zeugnis von der geistigen Kultur jenes alten Volkes ab.

Die Mehrzahl der Bewohner Abessiniens, des Landes unterhalb Ägyptens und Nubiens, ist eine Kolonie der Sabäer, welche einige Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über die Meerenge hinübersetzten. Die alte Sprache derselben, das Äthiopische, ist aus dem täglichen Gebrauche verschwunden und gilt nur als heilige Kirchensprache.

Gegenwärtig sind die Mehrzahl der Bewohner des Landes koptische Christen. Die abessinische Kirche ist die entartetste, die am meisten vom Heidentum, Judentum und Mohammedanismus durchsetzte, und überhaupt dem Christentum am fernsten stehende. Byzantinische Scheinrechtgläubigkeit hat diese Kirche in den Fanatismus der Formel versetzt, und die Waffen des Geistes werden vor dem priesterlichen Bann gestreckt: das Leben dieser Kirche basiert auf dem Anblasen und Handauflegen des Abuna, des obersten Bischofs, und leere Ceremonien gelten für Gottesverehrung. Dazu gesellt sich, dafs die Träger dieser Kirche, vom höchsten Kirchenfürsten

an bis zum niedrigsten Mönche herab, durch eine grenzenlose Sittenlosigkeit dem ganzen Volke mit üblem Beispiel vorangehen und dafs sie die bedeutende Macht, welche sie ausüben, meistenteils zum eigenen Nutzen verwenden. Selbst die grofse Versunkenheit, in welche die europäische Geistlichkeit im Mittelalter zum Teil verfallen war, reicht noch lange nicht an jene der abessinischen Priester heran.

Die Abessinier sind ein schöngeformter, mittelgrofser Menschenschlag von hellbräunlicher bis dunkelbrauner Farbe. Das Charakteristische ihres Äufsern besteht hauptsächlich in einem ovalen Gesicht, einer fein zugeschärften Nase, einem wohlproportionierten Munde mit regelmäfsigen, nicht im geringsten aufgeworfenen Lippen, lebhaften schwarzen Augen, schön gestellten Zähnen, etwas gelocktem oder auch glattem Haupthaar und einem schwachen krausen Barte. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich nicht selten durch reizende Gesichtszüge, schlanken Bau und äufserst zierliche und elegante Hände sowie Füfse aus.

Der Abessinier der Hochlande ist vorzugsweise Ackerbauer und Viehzüchter, und nach den Produkten dieser Thätigkeit richtet sich auch die Nahrungsweise. Die Abessinier sind grofse Freunde lebendigen Fleisches (Brundo). Wenn bei gröfseren Festlichkeiten die Gesellschaft zum Essen versammelt ist, führt man eine Kuh oder einen Ochsen vor die Hütte, bindet dem Tiere die Füfse, macht unten am Halse einen Einschnitt in die Haut bis an das Fett und läfst fünf bis sechs Tropfen Blut auf die Erde fallen. Dies geschieht, um das Gesetz zu beobachten. Dann fallen einige Leute über das Tier her, ziehen ihm die Haut vom Körper bis in die Mitte der Rippen ab und schneiden aus den Hintervierteln dicke viereckige Stücke Fleisch heraus. Das schreckliche Gebrüll des unglücklichen Tieres ist ein Zeichen für die Gesellschaft, sich zu Tische zu setzen. Statt der Teller legt man jedem Gaste dünne runde Brötchen vor, die als Zuspeise und Serviette zugleich dienen. Herein treten zwei oder drei Diener, in den bloßen Händen viereckig geschnittene Stücken Rindfleisch tragend, das sie auf die Brotkuchen legen; der Tisch ist ohne Tafeltuch. Die Gäste halten schon ihre Messer bereit. Mit seinem krummen Säbelmesser schneidet jedermann kleine Stücken Fleisch herunter, in welchen man noch die Bewegung der Fasern, das Leben, wahrnimmt. In Abessinien speist sich kein Mann selbst und rührt seine Kost nicht an. Die Frauenzimmer nehmen diese Stücken und schneiden sie erst in Streifen von der Dicke eines kleinen Fingers und dann in Würfel. Diese legt man auf ein Stück Brot, das stark mit Pfeffer und Salz bestreut ist und wie eine Rolle zusammengewickelt wird. Dann steckt der Mann sein Messer ein, stützt beide Hände auf die Kniee seiner Nachbarinnen und wendet sich mit vorgebeugtem Leibe, gesenktem Kopfe und aufgesperrtem Munde zu derjenigen Nachbarin, welche die Rolle zuerst fertig hat. Diese stopft ihm das ganze Stück in den Mund, der davon so voll wird, dafs der Mann in Gefahr gerät zu ersticken.

Schafe und Ziegen werden in Gegenwart der Gäste geschlachtet und abgehäutet, dann die noch zuckenden Glieder etwa fünf Minuten über ein Flammenfeuer gehalten und die äufserste Lage Fleisch, die kaum durchröstet ist, mit Brotkuchen und reichlicher Pfeffersauce genossen. Salz wird in langen, gewundenen Antilopenhörnern umhergereicht. Während des Essens selbst wird nicht getrunken, unmittelbar nach demselben gehen jedoch Glasflaschen, sogenannte Berille, mit gegorenem Honigwasser herum. Der Überbringer desselben gieſst dabei, indem er eine Flasche darreicht, eine Kleinigkeit davon in die hohle Hand und trinkt sie vor dem Gaste aus, um demselben damit zu beweisen, dafs der Trank nicht vergiftet sei.

Eine Hauptsache beim Essen ist es, die Kauwerkzeuge unter lautem Geschmatze und Geschnalze zu bewegen. Ländlich, sittlich! und diese «Sitte» gilt nicht nur bei den niederen Klassen, sondern auch bei Hofe, und selbst in den Tagen des grofsen Königs Theodoros II. Dieser hatte den Missionär Stern zur Tafel geladen; die Mahlzeit bestand, da gerade Fasttag war, einfach aus Brotkuchen und Honigwasser. «Da beging ich», erzählt Stern, «einen Verstofs gegen die Sitten des vornehmen Lebens. Nach abessinischen Begriffen mufs jeder Mann aus

Sklavinnen aus den Gallaländern.

Boston Public Library.

der Aristokratie beim Essen schmatzen wie ein Schwein. Davon wufste ich leider nichts; ich afs so, wie wir in Europa es für schicklich halten, aber das trug mir den Tadel der Gesellschaft ein: die Leute raunten sich allerlei ins Ohr. Endlich fiel mir die Sache auf und ich fragte den Engländer Bell, ob ich etwas Unangemessenes gethan habe. Bell entgegnete: Gewifs haben Sie das. Ihr Betragen ist so wenig manierlich, dafs alle Gäste glauben müssen, Sie seien ein Mensch ohne alle Erziehung und Bildung und gar nicht gewohnt, sich in anständiger Gesellschaft zu bewegen. — Nun, wodurch habe ich denn eine so schmeichelhafte Meinung verdient? — Einfach durch die Art und Weise wie Sie essen. Wenn Sie ein Gentleman wären, so würden Sie das bei Tafel beweisen; Sie müssen recht laut und derb schmatzen und keiner wird bezweifeln, dafs Sie ein Mann von Stande seien. Da Sie aber nicht schmatzen und die Speisen lautlos kauen, so glaubt hier jeder, dafs Sie ein armer Tropf sind.

Ich erklärte dann den abessinischen Aristokraten feierlichst, dafs bei mir zu Lande, in Europa, eine andere Sitte herrsche. Damit brachte ich die Dinge wieder in richtigen Zug und stellte ihre gute Meinung von mir wieder her.»

In der Kleidung der Abessinier walten selbstgesponnene und -gewebte Baumwollenstoffe vor. Wie im Orient überall, so spinnen auch hier die Frauen die gereinigte Baumwolle mit der Spindel aus freier Hand; mit dem Weben beschäftigen sich jedoch vorzugsweise die Männer.

Die Kleidung der Männer besteht aus weiten Unterhosen, einem langen, um die Brust und den Leib geschlungenen Gürtel, der eine Länge von zuweilen 70 m hat, und einem weiten faltigen Mantelüberwurf, welcher aus einem grofsen Stücke Zeug besteht, das bei Vornehmen mit einem farbigen Rande versehen ist. Mehr ist von der Kleidung der vornehmen Damen zu berichten. Diese besteht aus einem grofsen Hemde mit weiten, jedoch an der Handwurzel eng zulaufenden Ärmeln. Darüber tragen sie den Umschlagmantel gleich den Männern. Aufser einigen Seidenstickereien am Hemde zeichnet noch der Putz die abessinischen Schönen aus. Ohrringe oder Rosetten, welche eine Goldblume darstellen, sind ein sehr beliebtes Schmuckmittel, desgleichen silberne Halsketten und dicke Ringe an den Fufsknöcheln, beide öfter mit kleinen Silberglöckchen behangen. Das Haupthaar der Frauen ist gewöhnlich kurz abgeschnitten, oder es wird, wenn es in seinem natürlichen Zustande bleibt, mit Anwendung von vieler Butter in dünne anliegende Zöpfchen geflochten. Auch hier ruft, wie bei unseren Damen, die Mode sehr häufig Änderungen der Haartracht hervor, die genau befolgt werden. Stirnbänder oder Schuhe von rotem Leder kommen nur ausnahmsweise vor. Luxusartikel der männlichen Kleidung sind Arm- und Stirnbänder als Ehrendekorationen. Die blaue Schnur von Seide oder Baumwolle, welche als Zeichen des Christentums gilt, wird vielfach getragen.

Diese allgemeine Tracht erleidet natürlich vielerlei Ausnahmen. In den Grenzländern findet man fast ganz nackte Leute, die nur den Leibschurz tragen; in Schoa hat der König allein das Recht, sich mit goldenen Dingen zu schmücken. In Amhara, östlich vom Tanasee, tragen Frauen und Mädchen grofse gegerbte Lederhäute, welche zugleich nachts als Schlafmatratze dienen. Beim Gehen verursacht dieser lederne Leibrock ein sonderbares Geräusch. In den hohen Alpengegenden der Provinz Semién schützen sich die Bewohner gegen das rauhe Klima durch ein ambulantes, aus Rohrdecken zusammengeflochtenes Schutzdach (Gassa), welches sie beständig mit sich herumtragen, um ihre durch dürftige Lumpen nur zum Teil bedeckten Körper gegen plötzliche Regengüsse und Schneegestöber zu verwahren. Ein anderes Schutzmittel gegen die schneidende Luft in den Hochlanden sind Kappen von Ziegenhaar, die bis über die Ohren gehen. Als Zeichen der Ehrerbietung zieht der Abessinier bei Begegnungen den die Schultern bedeckenden Teil seines Kleides (Schama) herab, und vor dem Landesherrn erscheint er nur gegürtet, d. h. er schlägt die den Oberkörper über dem Gürtel bedeckenden Teile des Kleides um den Leib, während ein Hochgestellter in Gegenwart untergeordneter Personen sich das Gesicht vom Kinn bis über den Mund verhüllt.

Sauberkeit ist keine Tugend der Abessinier, und ihre Wohnungen wie ihre Körper zeigen oft den höchsten Grad von Schmutz. Merkwürdig ist, dafs in ganz Abessinien das Waschen der Kleidungstücke Sache der Männer und nicht der Frauen ist. Statt der Seife bedienen sie sich der getrockneten Samenkapseln des Septestrauches (Phytolacca abessinica), welche zwischen Steinen zu Mehl gerieben und dann auf einem Leder mit Wasser gemischt werden; das zu waschende Tuch wird hierauf in dieser Mischung mit den Füfsen gestampft, worauf es, nachdem die Operation einige Male wiederholt wurde, von dem Schmutze genügend befreit ist. Die Bewohner der Küstengegend bei Massaua, wo es keine Septe giebt, bedienen sich statt der Seife beim Waschen getrockneten Kamelmistes.

Wasserträgerin in Abessinien.

Abessinischer Scharfschütz.

Das sehr ungeregelte Leben der Abessinier ist auch die Ursache vieler Krankheiten, die grofse Verheerungen unter ihnen anrichten. Besonders gefürchtet ist die arabische Gliederkrankheit, bei welcher die Haut an den Finger- oder Zehengelenken zusammenschnurrt, das Glied nach und nach abstirbt und sich endlich ganz vom Körper löst. So verliert der Kranke ein Glied der Finger und der Zehen nach dem andern, bis der nackte Stumpf der vier Gliedmafsen allein übrig geblieben ist und der sonst scheinbar gesunde Mensch zum hilflosen Geschöpf wird. Der Verlauf und die Unheilbarkeit dieser erblichen Krankheit ist in Abessinien sehr wohl bekannt, und den

Boston Public Library.

Kranken überfällt, wenn er die ersten Anzeichen spürt, natürlicherweise Schwermut. Die Filaria oder der Medinawurm kommt ziemlich häufig vor, ist aber meistens eingeschleppt. Der Keim dieses Schmarotzers dringt in das Wadenfleisch der Menschen ein, bildet sich dort aus und verursacht die gröfsten Schmerzen, gegen welche man mit Glück Zibetmoschus anwendet.

Ursache aller Krankheiten sind die «bösen Geister», welche von den Priestern vertrieben werden müssen. Der Geistliche läfst sich einen Topf mit Wasser geben, liest darauf schnell einige Gebete aus dem Buche Haimanot (Glaube), spuckt mehrere Male in das Wasser und besprengt schliefslich mit der Flüssigkeit das Haus, welches solchergestalt von allen Unholden befreit wird. Derartige Heilversuche sind von den auch bei uns leider im Volke noch vielfach verbreiteten «Sympathiemitteln» und dem «Besprechen von Krankheiten» nicht weit entfernt, und es steht uns daher wenig an, darüber viele Worte zu verlieren, so lange wir selbst nicht frei von ähnlichen Thorheiten sind.

Wenn wir uns der Mühe unterziehen wollten, würde es uns ein Leichtes sein, den Beweis der Wahrheit für diese Behauptung anzutreten und zahlreiche Belege dafür beizubringen, dafs auch unter sogenannten gebildeten Europäern (mehr aber noch unter den Europäerinnen) ganz ähnliche Mittel angewandt werden, die oft unter dem harmlosen Titel «Hausmittel» gehen, im Grunde genommen aber nichts weiter sind, als der Ausflufs des krassesten Aberglaubens.

Ganz besonders mit übernatürlichen Kräften ausgestattet erscheint der Grobschmied (Budak), da er sich in einen Wolf oder eine Hyäne zu verwandeln und Menschenfleisch zu fressen vermag. Dem bösen Blicke eines Schmiedes wird gewöhnlich Krankheit und Unglück zugeschrieben.

Auch das Heilverfahren der abessinischen Wundärzte (Tabib) erinnert an die «gute alte Zeit». Ein Zahn wird mittels Zange und Hammer von einem Schmiede ausgezogen, d. h. mit denselben Instrumenten, mit denen er sein Metall zu bearbeiten pflegt. Aderlafs wird mit einem Rasiermesser, Schröpfen mit einem Ziegenhorn vollzogen, dessen Luftinhalt durch Erhitzen verdünnt wurde. Schlecht geheilte Knochenbrüche, die verkürzte Glieder hinterliefsen, werden einfach nochmals gebrochen und so zu kurieren versucht. Indessen Amulette stehen in weit höherem Ansehen, als der Bala medanit oder «Meister der Arzneien». Wahnsinn, Epilepsie, Delirium, Veitstanz und ähnliche oft unheilbare Übel, für welche man keine Heilmittel kennt, werden auch von den Ärzten dem Einflusse von Dämonen zugeschrieben und der Patient hiernach behandelt. Blaue Papierstreifen sollen gegen Kopfweh helfen; gewisse Pflanzensamen, in Säckchen bei sich getragen, schützen gegen den Bifs toller Hunde und gegen Unglück auf Reisen. Doch müssen diese Sämereien mit der linken Hand gepflückt werden zu einer günstigen Zeit, wenn die Sterne dem Pflückenden hold sind — sonst hilft das Mittel zu nichts. — Geschieht auch bei uns. —

Eine gewifs auffällige Erscheinung in Abessinien sind die Juden, Falascha, d. h. Wanderer oder Verbannte, die früher eine bedeutende Rolle spielten, aber von ihrer einstigen Höhe sehr herabgesunken sind. Dieses Volk rühmt sich, unmittelbar von Abraham, Isaak und Jakob abzustammen, und ihr altjüdisches Blut rein erhalten zu haben. Mischheiraten mit anderen Stämmen sind durchaus verboten: ja es gilt schon für Sünde, das Haus eines Andersgläubigen zu betreten. Wer eine solche Sünde begeht, mufs frische Kleidung anziehen, dann erst darf er wieder in seine Wohnung gehen. Neben jedem Falaschadorfe befindet sich eine «unreine Hütte», in welche man die Kranken schafft, deren Tod für unabwendbar gilt, und läfst sie verlassen liegen; kein Verwandter darf bei ihnen sein, und nur Menschen, welche für unrein gelten, dürfen sich um sie kümmern. Die Falascha sind von exemplarischer Sittlichkeit, ungemein sauber, sehr andächtig und glaubensstreng und dabei sehr fleifsig und thätig. Sie treiben Ackerbau und Viehzucht und auch einige Handwerke, man findet z. B. unter ihnen Weber, Töpfer und Schmiede. Der Handel gilt ihnen für unverträglich mit dem mosaischen Glauben, und man findet unter dieser Viertelmillion Menschen nicht einen einzigen Kaufmann.

Haremsdamen aus Südarabien.

Boston Public Library

Den verwilderten Teil der edlen arabischen Rasse bilden die in Halbbarbarei verkommenen ismaelitischen Araber oder Beduinen.

Das Wort Bédawi bedeutet einen Bewohner der Wüste, doch darf man diese Erklärung nicht wörtlich nehmen, denn als Nomaden sind die Beduinen an Pflanzenwuchs gebunden, und man trifft sie daher in der Steppe, in den trockenen Flufsbetten der Wüste (Wadi), in den Oasen, aber auch an den Rändern der eigentlichen Wüste.

Die Beduinen sind zwar in hohem Grade gastfrei, aber auch roh, unbarmherzig, wild, raubsüchtig, geistig sehr beschränkt. Von ihnen gilt am meisten das arabische Sprichwort: «Der Araber hat seinen Verstand in den Augen» (er urteilt nur nach dem, was er sieht).

Dafs die Beduinen trotz ihrer Rauheiten kein verkommenes Volk sind, geht aus ihrem Liebesleben deutlich hervor. Sie sind vielleicht das einzige Volk des Morgenlandes, unter welchem es echte Liebespaare im eigentlichen Sinne giebt.

Von der Leidenschaft der Liebe pflegen zwar die Bewohner der Städte im Morgenlande viel zu sprechen und zu singen, aber es ist zweifelhaft, ob sie etwas anderes darunter verstehen, als die gröbste, tierische Begierde. Der stehende Ausdruck, mit dem dagegen der ins Gefecht gehende Beduine von der Dame seines Herzens sich verabschiedet, ist: «Ich gehe in den Kampf und Tod Deinen Augen zu Liebe.» So heifst es in einem Kriegslied:

Mutter, reiche meinem Füllen gutes Futter!
Treulos haben sie uns den Vertrag gebrochen.
Blutig will ich färben meiner Lanze Ring
Für das Auge des Mädchens mit knospender Brust.

Den Zügel des ersten Beuterosses schlingt der Krieger um die Hand des Weibes, das er auszeichnen will: doch verlangt es der Anstand, dafs — sie es ihm nach der Schlacht zurückgiebt.

Während in den Städten die mohammedanische Sitte die Geschlechter auseinander hält, so dafs ein Mann ein fremdes weibliches Wesen nur als seine Frau kennen lernen kann, haben die Beduinen häufig Gelegenheit, mit den Töchtern ihrer Nachbarn bekannt zu werden. Ihre Liebe keimt oft schon in den Tagen der Jugend auf und wird eine Reihe von Jahren hindurch genährt. Die Beduinenmädchen sind aber sehr spröde und lassen nur wenig von ihrer Neigung merken; natürlich gestatten sie am allerwenigsten dem Liebhaber persönliche Freiheiten.

Erst die Hochzeit bringt das Paar zusammen.

Die Hochzeitsgebräuche sind bei den Stämmen sehr verschieden. Am interessantesten erscheinen uns die folgenden: Das von der Weide zurückkehrende Mädchen (das Viehhüten ist die Hauptbeschäftigung der Mädchen) wird vom Liebhaber und einigen seiner Freunde überfallen und unter heftiger Gegenwehr zum Zelte des Vaters geführt, wo ihr mit den Worten: «Niemand soll Dich bedecken, als der und der» ein Abbâ (Mantel) über den Kopf geworfen wird. Die Neuheit der Lage veranlafst natürlich das junge Mädchen zu schreien, und dies gehört zum jungfräulichen Anstand. Sehr unangemessen aber würde man dieses Schreien von einer sich wieder verheiratenden Witwe oder geschiedenen Frau halten. Die Braut, die oft erst in diesem Augenblicke den Namen ihres Zukünftigen erfährt, setzt man nun, mit neuen, vom Bräutigam geschenkten Kleidern geschmückt, auf ein Kamel und führt sie, die immer noch schreien und sich wehren mufs, nach dem Zelte des Bräutigams.

Ist das Mädchen ganz gegen seinen Willen verheiratet worden, so kann es schon am nächsten Morgen im Zelte ihres Vaters Schutz suchen, und niemand zwingt sie, zum ungeliebten Manne zurückzukehren. Liegt ein solcher Ausnahmefall nicht vor, so verlangt es der Anstand, dafs die junge Frau vierzehn Tage lang das Zelt nicht verläfst, höchstens bei Nacht.

Bei einigen Stämmen besteht auch die Sitte, dafs das Mädchen, nachdem es mit dem Abbâ bedeckt worden ist, in das Gebirge entflieht, und sich dort vom Bräutigam suchen läfst, was je nach Neigung schwer oder leicht gemacht wird. Das Pärchen bleibt dann im Freien.

Ein Beduine sein, heifst auch gastfreundlich sein, denn selbst unter den schwierigsten Umständen vergifst der arabische Nomade nicht, einen Gast mit Schutz und Pflege zu versehen. Selbst ein armer, hungriger Schlucker wird immer sein dürftiges Mahl mit einem Fremden teilen, ohne sich anmerken zu lassen, welches grofse Opfer er oft damit bringt. Der Beduine ist in der That unglücklich, der sich so arm findet, dafs er nicht einen dem Stamme zugereisten Gast bewirten kann; dann blickt er mit neidischen Augen auf seine glücklicheren Nachbarn, denen er es nicht gleich zu thun im stande ist. Aber wenn er es möglich machen kann, Gastfreundschaft zu üben, dann fühlt er sich dem reichsten Scheich gleichgesetzt, den er dann nicht mehr um seine zahlreichen Schafs- und Kamelherden beneidet, deren Besitz ihm keinen Zuwachs an Ehre und Genufs verschafft.

Ein aus Mekka zurückgekehrter Pilger (Hadsch).

Die Religion der Ansässigen ist jetzt gröfstenteils die Lehre Mohammeds, der Islam; doch giebt es manche Sekten und manche freiere Richtung, besonders in Omân. Die Beduinen sind dagegen, soweit sie von der Kultur der Städter unberührt geblieben, Sonnenanbeter und wissen nichts von Mohammed. Die Araber sind im ganzen mehr gläubige als religiöse Menschen. Regelmäfsige Gebete langweilen sie, lange Gebete ermüden sie, Abwaschungen sind ihnen lästig. Man trifft hin und wieder auch noch Erinnerungen an den uralten Baum- und Steinkultus, den wir bei den Israeliten der frühesten Zeit und in der Verehrung des heiligen schwarzen Steines in der Kaaba zu Mekka noch ausgesprochen finden. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sich aus der Mitte der Halbinsel eine Regeneration der alten Form des Islam in den Wahabiten herausgebildet, welche politisch in der Gegenwart die Hauptmacht des Landes bilden.

Mit der Religion hängen die von dem Stifter des Islam, Mohammed, jedem Gläubigen ans Herz gelegten Pilgerfahrten und Karawanen nach Mekka zusammen. Es ist jedem Mohammedaner

Gewissenssache, womöglich einmal im Leben Mekka zu besuchen. Eine solche Pilgerfahrt heifst Hadsch, und auch der Pilger, welcher von fern her zur heiligen Stadt gezogen ist, heifst nach seiner Rückkehr in der Heimat Hadsch und gewinnt ein höheres Ansehen im Volke.

Es ist nicht zu leugnen, dafs durch und von dem religiösen Mittelpunkte in Mekka manche bedeutende Bewegungen im Islam hervorgerufen worden sind. Schon lange vor Mohammed wallfahrteten die Araber nach Mekka.

Die bedeutendste unter diesen Karawanen beginnt in Konstantinopel, wo sich die Pilger aus der europäischen Türkei zusammenfinden. Bis Damaskus gehen sie unter guter Bedeckung und finden überall Brunnen. Hier stofsen die asiatischen Pilger von Turkestan und dem fernen Osten zu ihnen, und die Karawane empfängt hier die heilige Fahne, unter deren Schutze sie nach Mekka weiter zieht. Kurz vor der heiligen Stadt trifft man die Vorkehrungen zum Ihram, d. h. zum Anlegen der Pilgertracht, nachdem man sich vorher gebadet und gesalbt hat. Das heilige Kleid besteht ganz einfach aus zwei Stücken neuen Baumwollenzeuges, das weifs und mit dünnen roten Streifen versehen ist. Das eine Stück wird um die Hüften geknüpft und fällt bis auf die Kniee herab: das andere wirft man über den Rücken, so dafs es die linke Schulter bedeckt, während der rechte Arm völlig frei bleibt, und bindet es dann am Gürtel fest; der Kopf bleibt nackt und die Fufsbekleidung darf nicht über die Knöchel hinausgehen. Je eher der Pilger die Tracht anlegt, um so gröfser ist sein Verdienst. Frauen hüllen sich in ein langes weifses Gewand; das Gesicht wird durch eine Maske mit zwei Löchern für die Augen verhüllt. Erst wenn alle religiösen Handlungen in Mekka und am Berge Arafat (Dschebel el Rama) erfüllt sind, legt man das Ihram wieder ab und zieht das Ihlal, das alltägliche Gewand, wieder an. Dieses Ihlal ist zwar in den verschiedenen Teilen des Landes verschieden, aber es ist stets sehr malerisch. Als Adam und Eva von der verbotenen Frucht genossen und aus dem Paradiese verstofsen wurden, stieg Eva auf den Berg Arafat und Adam ging nach Ceylon. Er sehnte sich aber sehr nach seiner Eva und hätte sie gern wieder gehabt. Deshalb trat er eine Reise an; er wollte sie aufsuchen. Diese Wanderung ist Ursache, dafs wir jetzt auf Erden eine so grofse Mannigfaltigkeit in der Bodengestaltung erblicken. Adam hatte einen sehr grofsen Fufs: wohin er mit ihm trat, da sollte in Zukunft eine Stadt gebaut werden; die Räume, welche er überschritt, sollten Felder bleiben. Adam wanderte manches liebe Jahr umher, bis er endlich an den Berg der Erbarmung kam. Auf diesem stand Eva und rief ihren Mann. Der Erzengel befahl diesem, auf dem Berge eine Betstelle zu errichten: das lange getrennte Paar wurde wieder vereinigt und wohnte bis zu seinem Tode am Fufse des Berges, zwischen diesem und Muna.

Die Beduinen zerfallen in viele einzelne Stämme unter Scheichs, die sich vielfach, namentlich um den Weidegrund, befehden, aber ohne viel Blutvergiefsen.

Die Kleidung eines Scheich ist folgende: Über die eng anliegende Kappe von weifser Baumwolle trägt er ein grofses viereckiges Tuch von Baumwolle und Seide (die Wahabiten in Nedschd halten das Tragen von Seide für eine Todsünde), dasselbe ist dunkelrot mit gelbem Rande, von welchem seidene Schnüre mit Quasten bis auf die Schultern herabhängen. Dieses Tuch wird mit einem Strick von Wolle fest zugebunden. Den Leib bedeckt ein baumwollenes Hemd mit engen Ärmeln, das am Gürtel, am Halse und vor der Brust netzförmig gestickt ist. Einige besitzen auch Beinkleider, jedoch mehr im Süden und in den Städten: die Beduinen nur selten. Strümpfe kennt man nicht. Über das Hemd (Kamis) zieht man den uns schon bekannten Mantel von Kamelhaar (Abbâ) mit langen Schöfsen und kurzen Ärmeln an. Dieser Mantel ist auch von Wolle und Seide, gestreift, mit Gold gestickt in verschiedenen Farben, je nach der Landschaft. Um den Gürtel befestigt man ihn mit einer Leibbinde, in welcher Pistolen oder ein krummer Dolch stecken. Die Hauptwaffe ist die Flinte mit Luntenschlofs: endlich gehört zum ganzen noch ein $1^1/_3$ m langer Hakenstock (Maschab), mit dem man das Kamel leitet. Die ärmeren Araber tragen einen langen, aus Leder geflochtenen Gürtel auf der blofsen Haut und binden um das Hemd

Araberin aus Medina.

Boston Public Library.

gewöhnlich einen Strick oder ein Tuch. In dieses stecken sie den Dolch: an einem über die Schulter geworfenen Riemen hängt der Schiefsbedarf. Als Fufsbekleidung sind gelbe und rote Schuhe beliebt.

In den Hauptstädten sind die Trachten vielfach abgeändert: so herrscht in Medina bei Männern und Frauen viel Prunk. Letztere tragen über dem kattunenen Schnürleibchen ein weifses Hemd (Saub) mit sehr weiten Ärmeln, welches die Beinkleider (Sarwal) bedeckt. Aufser dem Hause legt man eine gewöhnlich weifs- und blaugestreifte Milayeh über den Kopf.

Die Fufssohlen und das Innere der Hände färbt man schwarz. Die Männer tragen häufig den roten Fez mit einem Turban umwickelt. Die Farbe des Turbans ist ein Unterscheidungszeichen; in Omân ist er weifs, und die freisinnige Bevölkerung heifst danach Biadiyeh (d. h. Weifsburschen). Der Anzug der Beduinenfrauen in Hadramaut besteht aus einem braunen Wollhemde mit kurzen Ärmeln. Ein breiter lederner Gürtel, der mit messingenen Ringen und kleinen weifsen Porzellanmuscheln, sogenannten Otterköpfchen, besetzt ist, hält das Gewand über den Hüften zusammen und dient zugleich zum Tragen des Beiles, welches sie stets bei sich führen. Eine enge Hose aus blauem baumwollenen Stoff vollendet den Anzug, denn Sandalen werden selten getragen; der Kopf und das Gesicht bleiben unbedeckt. Als Zierat sind aber an den Beinen noch Messingringe von 8 cm Breite und einer Linie Dicke, an den Armen glatte Ringe beliebt, um den Hals Glaskorallen und in den Ohren und durchbohrten Nasenflügeln messingene und silberne Ringe.

Die Beduinen leben in Filzzelten aus Ziegenhaar. Ein solches Zelt ist 7—10 m lang, 3 m breit und 2 m hoch. Die Abteilungen eines Zeltes werden durch die Träger und Stränge gebildet: besitzt ein Zelt fünf Abteilungen, so zeigt es aufser den beiden Seitenwänden im Innern, vier Träger und vier Stränge, von denen zwei auf die Familienwohnung, das Meharrem, einer auf das Fremdengemach und einer auf die Scheidewand zwischen beiden kommen. Die Roffa ist ein Teil der Seitenwand des Zeltes, welcher nicht gespannt ist, vom Luftzuge leicht bewegt wird und in warmen Nächten der kühlste Ort zum Schlafen ist.

Die Ansässigen bauen feste Steinhäuser mit flachen Dächern. Das Erdgeschofs dient zu Vorratskammern; im ersten Stock, zu dem man auf einer dunkeln Wendeltreppe gelangt, wohnen die Männer. Küche und Frauengemächer liegen im zweiten Stockwerk. Im Empfangszimmer, im ersten Stock, läuft den Wänden entlang ein Divan; der Boden ist mit einem Teppich bedeckt. In einem Winkel ist eine Steinplatte (Suffeh) angebracht, auf welcher allerlei Sachen zum täglichen Gebrauche, Flaschen mit wohlriechendem Wasser, Kaffeetassen u. a. stehen; darunter in der Ecke wird auf einem grofsen kupfernen Kohlenbecken der Kaffee warm gehalten.

Das Zelt eines Scheichs der Beduinen liegt immer an der westlichen Seite des Lagers, denn von Westen her erwartet man die Feinde und Gäste. Ersteren entgegen zu treten und letztere zu ehren, ist eine Hauptpflicht des Scheichs, und da ein Gast immer am ersten Zelte abzusteigen pflegt, so mufs eben das des Scheichs auf derjenigen Seite liegen, von welcher her die meisten Fremdlinge eintreffen. Es ist sogar schimpflich für einen reichen Mann, sein Zelt auf der östlichen Seite des Lagers aufzuschlagen.

Jeder Familienvater steckt seine Lanze neben dem Zelte in die Erde und vor dem Eingange bindet er sein Pferd an. Hier lagern auch des Nachts seine Kamele. Die Schafe und Ziegen bleiben beständig unter Obhut eines Hirten, der sie jeden Abend ins Lager treibt.

Der echte Beduine legt grofsen Wert auf die Rassenreinheit seiner Pferde, und sowohl an Schönheit, als an Ausdauer, Gelehrigkeit und Schnelligkeit gilt das arabische Pferd als das vorzüglichste seiner Art. Sein scharf geschnittener Kopf, sein feuriges Auge, seine weitgeöffneten Nüstern, sein wohlgeformtes Widerrist, seine vollen, kurzen Flanken mit dem langen Kreuz sichern ihm im Verein mit dem schön getragenen vollen Schweif und den feinen, sehnigen Beinen die Palme der Schönheit unter allen Pferderassen, die es an Feuer, Beweglichkeit, Genügsamkeit und allen sonstigen guten Eigenschaften weit übertrifft.

Die Beduinen unterscheiden fünf edle Pferdestämme, die nach ihrer Meinung von den fünf Lieblingsstuten des Propheten abstammen.

Bei der Geburt eines Fohlens edlen Schlages versammeln sich mehrere Männer des Stammes beim Besitzer der braven Stute, um den Stammbaum des jungen Pferdes festzustellen und zu bescheinigen, welches Dokument das Tier dann allezeit, in einem ledernen Beutel verwahrt, um seinen Hals trägt. Nunmehr hat es vollen Rang unter den Kokhlani oder Koheile, dem Pferdeadel, dessen Abstammung seit 2000 Jahren bekannt ist. Die Kadischi, oder die ahnenlosen Pferde, gelten bei den Rittern der Wüste ebenso wenig, als bei manchen blaublütigen Europäern heute noch die Leute «ohne Namen». Die Beduinen leiten die Herkunft ihrer bevorzugten edlen Rasse aus dem Gestüte des Königs Salomo her, der bei den Arabern überhaupt in hohem Ansehen steht.

Die besten Pferde trifft man im Nedschd und Dchebel Schammar an, doch findet man auch sehr gute Tiere in el-Hasâ und Omân an der Ostküste und in den Steppen am untern Euphrat. Keineswegs sind in Arabien die Pferde sehr zahlreich; in Nedschd zählt man etwa 10 000 Stück, ebenso viel mögen in den übrigen der genannten Gegenden zusammen vorhanden sein. Die Pferdezucht ist in Arabien an die Steppenvegetation gebunden, deren würzige Frühjahrskräuter zum Gedeihen der Fohlen notwendig sind. In Südarabien füttert man die Pferde während der ersten vier Jahre fast nur mit Datteln und Milch, und im Nedschd und in el-Hasâ zieht man auch die jungen Tiere mit Kamelmilch auf.

Erst im 30. Monat beginnt man die Fohlen zu reiten, und zum Kriegshandwerk einzuüben; sie werden dann jeder Hitze und Kälte ausgesetzt, aber nie zum Lasttragen benutzt; sie bleiben immer unter freiem Himmel. Die Preise der Pferde von edler Rasse schwanken zwischen 8000 und 12 000 Mark, Stuten werden fast nie verkauft, da man sie immer zur Züchtung zurückbehält, es müfste denn einem Besitzer gerade sehr schlecht ergehen.

Die Kochkunst der Beduinen ist erbärmlich, denn durch die ganze Wüste findet man überall dieselben, hauptsächlich aus Butter und Mehl bestehenden Speisen, nur dafs dasselbe Gericht in jeder Gegend wieder einen andern Namen hat. Die Beduinen schwelgen in Butter. Alle Speisen schwimmen in diesem Fette, und wer einen solchen Aufwand machen kann, verschluckt jeden Morgen vor dem Frühstück eine grofse Tasse voll Butter, dieselbe gleichzeitig durch die Nasenlöcher einsaugend. Die Araber geniefsen im ganzen genommen nur selten Fleischspeisen; wenn sie eine Gazelle erlegen, oder einen Gast mit einer Ziege oder einem Lamme ehren wollen, oder einen Schmaus haben, zu dem auch wohl ein Kamel geschlachtet wird, dann thut sich der Araber gütlich am Fleisch, und er zeigt dann keineswegs die berühmte Mäfsigkeit. Wenn es ein Lamm giebt, so wird es mit Burgul (einem Gericht aus Weizen mit Sauerteig gekocht, die Lieblings- und oft ausschliefsliche Speise der Beduinen) und mit Kamelmilch zubereitet, in einer grofsen, hölzernen Schüssel aufgetragen. Ein Holznapf, welcher das geschmolzene Fett des Tieres enthält, steht mitten auf dem Burgul, um welchem auf dem Schüsselrand Fleischstücke liegen. Jeder Bissen wird, ehe man ihn zum Munde führt, in das Fett getunkt. Da man hierbei nur der Hände sich bedient, so kann man sich denken, dafs ein solches Essen zu einer höheren Schmiererei sich gestalten mufs. Die Weibsleute essen im Meharrem, was die Männer übrig gelassen haben. Selten wird ihnen das Glück zu teil, anderes Fleisch zu bekommen, als den Kopf, die Füfse und die Leber des Lammes. Während die Männer des Lagers sich nach dem Zelte begeben, in welchem ein Fremder traktiert wird, um an dem Mahle teilzunehmen, schleichen sich ihre Weiber in den Meharrem der Wirtin und betteln um einen Fufs, oder um sonst eine geringe Portion des für diese Gelegenheit geschlachteten Tieres. Arme Weiber!

Infolge des ausgesprochenen Hasses, den die Mohammedaner gegen die Juden hegen, hat sich in Marokko und Tunis das jüdische Element in seinen aus früheren Jahrhunderten stammenden patriarchalischen Sitten erhalten: denn je gröfser die Freiheiten waren, die den Juden in anderen Ländern gewährt wurden, desto mehr verschmolzen sie sich mit der Bevölkerung, wie z. B. in Frankreich und England, ohne jedoch damit unbedingt ihre Religion aufzugeben.

Einer maurischen Legende zufolge sind nun die Juden an diesem Hasse selbst schuld. Haben sie doch im zweiten Jahrhundert der Hedschra einmal die Karawane beschimpft, welche jährlich die Geschenke der Mohammedaner nach Mekka befördert. Gott wollte in seinem Zorn für diesen an dem Propheten begangenen Frevel alle Männer und Knaben der jüdischen Rasse anfänglich durch den Tod bestrafen. Aber um die Rasse vor dem gänzlichen Untergange zu retten, gestattete ihnen Gott auf ihre Bitte, für eine Nacht vom Tode aufzuerstehen und zu ihren Frauen zurückzukehren. Deshalb wurde den seither geborenen Juden der Name Dschifa ben Dschifa (Aas, Sohn von einem Aase) beigelegt, und diese Legende wird auch teilweise die Verachtung erklären, welche die fanatischen Mohammedaner gegen die Juden zur Schau tragen.

In unseren Schilderungen der Juden in Tunis folgen wir zumeist dem Reisenden Ernst v. Hesse-Wartegg, dessen Berichten wir einen Teil unserer betreffenden Aufzeichnungen entnehmen.

Aus dem bunten Gewimmel der Kabylen, Mauren, Vandalen, Beduinen, Türken und Europäer aller Nationen, das sich des Sonnabends nachmittags auf der schönen Promenade von Tunis, der Marina, drängt, wird man den Juden durch seine Tracht, wie durch sein Aussehen sofort heraus erkennen. Grofs, kräftig gebaut, mit schönen, man möchte sagen edlen Gesichtszügen und stattlichen Bärten, zeigen sie sich in der ihnen eigentümlichen malerischen Tracht nur noch vorteilhafter. Sie sind jetzt schon lange nicht mehr an gewisse Gesetze gebunden, wie früher, aber sie scheinen die angestammte Tracht dennoch bewahren zu wollen. Nur die Kopfbedeckung haben sie gewechselt. Früher war ihnen der rote Fez oder die Scheschia der Araber verboten, und sie trugen den vorgeschriebenen schwarzen Turban um einen weifsen Fez — eine Art Nachtmütze — gewunden. Heute haben sie ebenfalls den roten Fez adoptiert, sind aber bei dem schwarzen Turban geblieben, während die jüngere Generation gar keinen Turban mehr trägt. Zu dieser malerischen Kopfbedeckung kommt eine hellfarbene, reich mit Goldstickereien gezierte kurze Jacke, die vorn offen ist; hellfarbene, oder bei den alten orthodoxen Juden noch immer schwarze faltenreiche Beinkleider, die unter dem Knie festgehalten werden, endlich blendend weifse Strümpfe, die ihre prallen Waden im vorteilhaftesten Lichte zeigen. Die gelb- oder rotledernen Pantoffel der Araber hat der jüdische Galan jetzt mit den aus Europa importierten Lackledersehuhen vertauscht, deren Fersenteil er jedoch immer niedertritt und die er auch nur wie Pantoffeln benutzt, so dafs die blofse Ferse gewöhnlich mehrere Centimeter rückwärts über den Schuh hinwegragt. Ein breiter, gewöhnlich reichgestickter Shawl umschlingt die Lenden: im Winter tragen die Juden meistens einen langen, burnusartigen Radmantel von lichtblauer Farbe, den sie im Sommer durch einen zarteren, blendend weifsen Mantel, den R'fara, ersetzen.

So haben die Juden ein ganz stattliches Aussehen, und zeigen in ihrer Kleidung auch viel Geschmack. Nur dürfen sie ihren Fez nicht vom Kopfe nehmen: wie die Araber haben nämlich auch sie die Gewohnheit, sich den Kopf zu rasieren, und lassen nur auf dem Scheitel ein kleines, viereckiges Haarbüschel stehen, das bei blofsem Haupte einen ganz lächerlichen Eindruck macht.

So schön und malerisch die Männertracht bei den Juden ist, so häfslich ist jene der Frauen. Man kann sich eine Toilette von gröfserer Geschmacklosigkeit und Bizarrerie kaum vorstellen. Von weitem gleichen die Jüdinnen Ballettmädchen, die den oberen Teil ihres Körpers bis zu den Hüften in einen Sack gehüllt haben, und dafür den unteren Teil, von den Hüften abwärts, den profanen Blicken freigeben. Der Fremde, der einer solchen Gestalt zum erstenmale begegnet, glaubt eine Frau im tiefsten Negligée vor sich zu sehen und kommt förmlich in Verlegenheit.

Eine Judenfamilie in Tunis.

Boston Public Library.

Das gewöhnliche Kostüm einer Jüdin, sei sie nun ein Kind von wenigen Jahren oder eine Greisin, besteht aus sehr wenigen Kleidungstücken. Über dem weifsleinenen untersten Gewande tragen sie ein kleines, goldgesticktes Sammetjäckchen, das die Büste hält, und ein paar weifsleinene, gespannte Beinkleider, die, bis zum Knöchel reichend, das Bein ebenso plastisch hervorheben, wie die Trikots unserer Ballerinen, oder, um der Wahrheit näher zu kommen, wie die Gattien der ungarischen Infanteristen. Kurze, weifse Socken bedecken den in der Regel kleinen Fufs, dessen Spitze entweder in schwarzledernen, kaum die halbe Fufssohle schützenden Pantöffelchen, oder in hohen reich verzierten Schuhen steckt. Über den Oberleib fällt bis zu den Hüften herab ein bauschiges, faltenreiches Seidenhemd von roter, gelber oder hellgrauer Farbe, und das Haar steckt in einem sammetnen, goldgestickten Zuckerhute, Kufia genannt, der durch ein rot- oder gelbseidenes Band festgehalten wird. Nacken und Arme sind mit reichen, schweren Goldketten und Spangen bedeckt.

Unglücklicherweise für den Geschmack der Europäer, werden die Jüdinnen, kaum dafs sie das zehnte Jahr erreicht haben, durch Einsperren in dunkle, enge Räume und Fütterung mit Mehlspeisen und dem Fleisch von jungen Hunden einer systematischen Mästung unterzogen, so dafs sie binnen wenigen Monaten zu unförmlichen Fettklumpen anschwellen.

Bei der Mehrzahl der tunesischen Jüdinnen übersteigt diese Fettleibigkeit auch die kühnsten Vorstellungen und tritt durch die enganschliefsende, formenthüllende Tracht nur noch mächtiger hervor. Ist es einerseits unbegreiflich, wie die Männer nur an derart künstlich gemästeten Schönheiten Geschmack finden können, so ist es noch mehr zu verwundern, dafs die jüdischen Frauen inmitten der maurischen und europäischen Trachten noch mit solcher Zähigkeit an den Trikots festhalten, die allerdings, dem Urteile mancher Historiker zufolge, die wahre biblische Judentracht sein sollen, aber heute doch kaum mehr das Recht des Daseins haben. Frauen, bei denen die Mästungsversuche mifsglückt sind, und welche die ihnen von der Natur verliehenen Formen behalten haben, nehmen sich nach unseren Begriffen in diesen Toiletten noch am schönsten aus, ja es ist nicht zu leugnen, dafs die Jüdinnen von Tunis an Schönheit auch ihre europäischen Geschlechtsgenossinnen weit übertreffen würden, wenn sie dem natürlichen Entwickelungsgange folgten. Die Gesichter sind schön, das Haar üppig und in langen Flechten herabfallend, die Augen von einer Gröfse und einem Glanze, der sogar den ganzen kolossalen Rest des Frauenkörpers entschuldbarer macht. Es ruht eine gewisse träumerische Sinnlichkeit, eine Hingebung in diesen Augen, die schon so manches Touristenherz um so mehr in die Fesseln geschlagen, als die jüdische Damenwelt von Tunis für nichts weniger als spröde gilt.

Aber leider hat sich die Mode schon vor Jahrhunderten auch bei den Evatöchtern Nordafrikas eingeschlichen und sich zur Herrin emporgeschwungen. Natur und Mode liegen einander seit jeher in den Haaren und die letztere wird immer siegen, denn sie hat das schwache Geschlecht auf ihrer Seite. In Tunis verlegte sich die Mode auf andere Dinge als in Europa, die uns eben so lächerlich und unschön erscheinen, wie den Tunesen unsere Damenmoden. So z. B. haben die Jüdinnen eine ganz abstofsende Manier, sich zu schminken. Die Wangen sind von Haus aus gewöhnlich so feist und rot, dafs sie der Schminke kaum bedürfen. Aber dafür wird auf den Lippen desto mehr Zinnober aufgetragen. An die Stelle der Puderbüchse tritt bei ihnen, wie auch bei den arabischen Frauen der Henna, ein Kraut, das abgekocht eine braune Farbe erzeugt. In dieser braunen Tunke verbrühen sich die Damen die Fingerspitzen bis ans erste Gelenk, und färben sich die Stellen zwischen den Augenbrauen derart, dafs selbst die hübschesten Gesichtszüge dadurch ganz entstellt werden.

Wer zum erstenmal das Judenviertel in Tunis durchwandert, ist überrascht, wie in einem derartigen Gewirre von engen, winkeligen, nach allen Richtungen gewundenen und verschlungenen Gäfschen, in welches die Sonnenstrahlen fast niemals ganz eindringen, der Verkehr überhaupt stattfinden kann und Menschen zu leben vermögen. Jede Passage dieses endlosen Labyrinths

ist so schmal, dafs man bei ausgestreckten Armen die einander gegenüberliegenden Mauern gleichzeitig berühren kann. Sie erweitern sich an manchen Stellen, aber diese Raumverschwendung wird bei der nächsten Ecke wieder dadurch eingebracht, dafs zwei sich Begegnende einander kaum vorbeilassen können, ohne sich an die Wände zu drücken. Die Häuser sind in der Regel ein oder zwei Stockwerke hoch, düster, schmutzig und halb verfallen. Viele hängen derart über die Gasse, als wollten sie sich gegenseitig stützen und am Umfallen hindern; andere sind über die Gasse gebaut und bilden oft lange, dunkle Durchgänge, in denen die Feuchtigkeit und der Schmutz Sommer und Winter hindurch nie schwinden, und in denen es auch in der stärksten Sonnenhitze kühl bleibt. Die Häuser besitzen in der Regel erst in der obern Etage ein oder zwei eng vergitterte Fenster, und ähneln auch in ihrem sonstigen Aussehen ganz den maurischen. Das Pflaster ist elend, voll grofser Steine und tiefer Löcher, mit Pfützen und dem scheufslichsten Unrat bedeckt, der offenbar niemals entfernt worden ist, und ganz verfault im Sommer die widerlichsten Gerüche aushaucht. Diese Ansammlung des Unrats seit Jahrhunderten dürfte auch die Ursache sein, weshalb die Gäfschen sämtlich höher liegen als die Häuser, und man erst eine Rampe oder einige Stufen hinabsteigen mufs, um auf den inneren Hofraum zu gelangen. Teilweise sind wohl die Inhaber dieser Pesthöhlen selbst mit schuld an den geschilderten Zuständen, doch mehr noch fällt die Schuld auf die Stadtbehörden zurück. Letztere erhalten von jeder Familie in Tunis pro Jahr den Betrag von sechs Piastern (etwa drei Mark), aus welcher Steuer sie die tägliche Fortschaffung alles Unrats aus den Strafsen bestreiten sollten, während die Familien selbst ihre Schuldigkeit gethan haben, wenn der Mist aus ihren Häusern herausbefördert und mitten in der engen Gasse aufgetürmt wurde. Wie aber kann die Strafsenreinigung erfolgen, wenn kaum zwei oder drei Gassen dieses Labyrinths für enge Karren befahrbar, ja auch nur für Packtiere zugänglich sind? So blieb denn der Unrat liegen und wurde teilweise von den Platzregen fortgeschwemmt, teilweise festgetreten. Gelegentlich wurden entstandene Löcher mit Steinen ausgefüllt, und so kam es, dafs die Gassen höher liegen als die Fluren der Häuser.

Auch das Innere der Wohnungen ähnelt ganz dem der maurischen Häuser. Durch einen engen Korridor gelangen wir in einen kleinen, glasgedeckten oder auch offenen Hofraum, auf welchen an allen vier Seiten die Fenster und Thüren münden. In reicheren Häusern laufen um den quadratförmigen Hofraum durch alle Stockwerke Säulengänge oder Galerien aus gemauerten Bogen, in ärmeren nur hölzerne Balkone. In jedem Hause wohnen in der Regel mehrere Familien, deren jede ein ganzes Stockwerk oder wohl nur eine Seite desselben bewohnt, so dafs auf sie kaum mehr als ein grofses Wohnzimmer und zwei oder drei Kämmerchen von winziger Ausdehnung entfallen. Die Wände des Hofes, ebenso wie der Hofraum selbst, sind mit kleinen glasierten und bunt bemalten Ziegeln bekleidet, die in vornehmen Häusern wohl auch in den Wohnzimmern die Wände bis zum Plafond bedecken.

Das Paradestück der tunesischen Judenwohnung ist ein sehr breites, stattliches Himmelbett, das die eine Hälfte des Empfangs- und Wohnzimmers einnimmt. Aufserdem ist eine grofse, buntbemalte Truhe oder ein Schubladekasten vorhanden, in welchem die Kleidungstücke der Familie aufbewahrt werden. Die Stelle der Stühle und Tische vertritt ein breiter, längs den Wänden hinlaufender Diwan. Von der Decke hängen Lampen mit farbigen Papierketten und Papierblumen umwunden, und die Wände zieren eingerahmte Bilderbogen, wie man sie in Europa für wenige Pfennige kauft. Gewöhnlich stellen sie Frauenschönheiten in allerlei klassischen Stellungen dar.

In allen Häusern der Juden fällt besonders auf der auf jeder Mauer und in jedem Stockwerk sich vorfindende Abklatsch einer geöffneten blutigen Hand. So weifs die Wände auch getüncht sein mögen, überall ist dieses abstofsende Zeichen zu sehen. Jede Jüdin nimmt auch auf ihren Ausgängen eine aus Korallen oder Elfenbein geschnitzte Hand mit sich, denn sie hält dieselbe für ein Schutzmittel gegen das «böse Auge», das «mal occhio». Wie die Mohammedaner,

so sind auch die Juden sehr abergläubisch, und es wären darüber die köstlichsten Anekdoten zu erzählen. Jedes Lob seiner Kinder, Bilder, Pferde u. s. w. wird der Jude in Tunis entweder durch das Ausspreizen seiner Finger oder dadurch unschädlich zu machen trachten, dafs er die Zahl fünf ausspricht. Wenn man in ganz harmloser Absicht mitunter das Aussehen der thatsächlich schönen Judenkinder lobt, überrascht die furchtbare Nervosität und Aufregung, welche die Eltern dabei befällt. Gespreizt, steif und zitternd stehen sie da, als ob man einen elektrischen Strom durch sie geleitet hätte.

Verläfst einer der Ihrigen für einige Zeit die Stadt, oder hat er gar eine Meerfahrt zu machen, dann schütten die alten Frauen dem Betreffenden Wasser nach. Trifft ein willkommener Gast auf Besuch bei ihnen ein, so zerschlagen sie auf der Thürschwelle ein Gefäfs. So giebt es noch eine Menge anderer Details, welche auf ihren Aberglauben schliefsen lassen.

Die Küchen, in denen die einfachen aus Brot und dem obligaten Kuskussu bestehenden Mahlzeiten zubereitet werden, befinden sich zu ebener Erde.

Bei keiner Gelegenheit kommen die so eigentümlichen und absonderlichen Gebräuche der Juden in so ausgeprägter Weise zum Vorschein, wie bei den Hochzeiten. In vielen Beziehungen jenen der Mauren ähnelnd, sind die Juden den letzteren doch in einer Beziehung voraus, und zwar in der Hauptsache: der Jude braucht «die Katze nicht im Sack zu kaufen». Während nämlich die Mauren ihre zukünftige Gattin niemals von Angesicht zu Angesicht sehen, und ihre Schönheit nur aus den Anpreisungen von Basen und Tanten kennen, tragen die Jüdinnen ihre Gesichter (und noch viel mehr) unverhüllt, und der Heiratslustige hat also reichlich Gelegenheit «zu prüfen, bevor er sich ewig bindet».

Die Braut wird um ihre Neigung oder Zustimmung kaum gefragt, und läfst sich selbst bei dieser Lebensfrage von ihren weiblichen Verwandten ziemlich willenlos leiten.

Das Alter, in welchem bei den tunesischen Hebräern die Ehen geschlossen werden, reicht kaum über das des Kindes hinaus. Bei Mädchen dreizehn bis fünfzehn, bei — man könnte sagen — Knaben sechzehn bis achtzehn Jahre. Schon im Alter von zehn oder zwölf Jahren beginnt man die Mädchen in ihrem Äufsern so schön und begehrenswert als möglich zu machen, das heifst — nach Art der Strafsburger Gänse zu behandeln. Je massiver die Schultern, je feister und röter die Wangen, je dicker die Arme und Beine, desto höhere Preise erzielen die Eltern der Judenbraut bei der Verheiratung der Tochter.

Etwa eine Woche vor der Vermählung beginnen die öffentlichen Feierlichkeiten, nachdem bereits längere Zeit vorher die Geschenke des Bräutigams den zahlreichen Besucherinnen vorgelegt und von denselben auf ihren Wert geprüft worden sind, damit, dafs die Braut, umgeben von ihren Frauen und Freundinnen, unter Begleitung einiger Musikanten sich in das Hammam (Bad) begiebt. Das Mädchen selbst ist von diesem Augenblicke an bis zu ihrer Vermählung ein Opfer angestammter Gebräuche. Sie darf den Mund nicht mehr öffnen und mufs willenlos alles mit sich geschehen lassen, was die erfahrenen Matronen anordnen. Nach dem Bade ist grofser Empfang im Hause der reichgeschmückten Braut, welche im grofsen Staate auf einem erhöhten Diwan liegend, der Ceremonien geduldig harrt, die ihr bevorstehen.

Die Hauptperson der Feierlichkeit, niemand geringeres als — der Barbier des Bräutigams (der im Orient indessen nicht die Bärte, sondern nur die Köpfe rasiert), darf nicht fehlen, denn er ist grade so unentbehrlich wie Braut und Bräutigam. Er leitet die Festlichkeiten, er giebt dem Paare gute Lehren und führt sie in das eheliche Leben ein.

Die anwesenden Rabbiner singen einige Gesänge, die Advokaten verlesen den Heiratskontrakt mit näselnder Stimme, und der Barbier reicht eifrigst Wein unter den Gästen herum, um die «Stimmung» aufrecht zu erhalten. Der Heiratskontrakt ist seinem Inhalte nach ein merkwürdiges Schriftstück. Namen und Stand der zu Vermählenden haben darin wenig zu thun. Die Hauptsachen sind die beiderseitige Mitgift, sowie die Geschenke, ihrem Wert, Aussehen und

Eine Judenfamilie in Marokko.

Boston Public Library.

Gewicht nach auf das Genaueste berechnet. Nach Verlesung des Kontrakts wickelt der Barbier beide Brautleute in ein grofses, weifses Seidentuch, wozu der Rabbi einige Sprüche murmelt.

Mit Fackelträgern und Musikanten wird dann die Braut in feierlichem Zuge aus dem Hause ihrer Eltern in das des Bräutigams geleitet. Die gute Sitte will es, dafs jeder Gast eine oder mehrere Goldmünzen in ein vom Barbier dargereichtes Körbchen gleiten läfst — freiwillige Gaben, die den Spendern dadurch wieder vergütet werden, dafs bei ihrer Hochzeit von den Freunden eine ähnliche Sammlung veranstaltet wird, — eine Art gegenseitiger Unterstützungskasse, ohne Beamten und ohne andere Statuten als die freiwillige Wohlthätigkeit.

Dafs während der Festlichkeiten auch den Freuden der Tafel nach Gebühr gehuldigt wird, mag schliefslich wenigstens nicht unerwähnt bleiben.

Am ersten Donnerstage nach der Vermählung wird von der jungen Frau ein roher Fisch geopfert. Die Gäste versammeln sich, das Elternpaar der Braut reicht derselben auf einem Präsentierbrett einen lebenden Fisch dar, und es ist nun ihre Aufgabe, den Kopf des Tieres mit einem Schnitt vom Leibe zu trennen.

Wie in Algier und Tunis, so stammen die Juden in Marokko zumeist von den Familien ihrer Glaubensgenossen ab, welche aus Spanien im Jahre 1492 und aus Portugal im Jahre 1496 vertrieben wurden, um in Nordafrika ein Asyl zu finden. Trotz aller Bedrückungen und Erniedrigungen, denen sie seitens der Muselmänner ausgesetzt waren und zum Teil noch sind, erhielten sich die Juden inmitten der maurischen Bevölkerung, und erfreuen sich zum Teil gröfserer Reichtümer als ihre Bedrücker, die sie den letzteren einfach wieder durch ihre weit überlegenen Fähigkeiten auf schlaue Weise abgewinnen. Die Mauren bedurften der Juden, um die von den Raubzügen heimgebrachte Beute zu Geld zu machen und an den Mann zu bringen. Wie dies die Juden bei ihrer strikten Absperrung zu Wege brachten, ist ein Rätsel. Genug, sie besafsen immer Geld, die geraubten Waren zu kaufen, auf Schmucksachen Vorschüsse zu geben, Gold und Münzen zu Schmuckgegenständen zu verarbeiten u. s. w. Und so sind nach und nach aus den einstigen Dienern und Sklaven neue Herren entstanden, wenigstens soweit es den Handel und das Finanzwesen betrifft. Die Vielgeschmähten nehmen heute angesehene Stellungen in der Regierung ein. Es giebt viele Ärzte, Bankiers, Kaufleute, Geldmakler und Advokaten unter ihnen, die mit der Regierung Geschäfte machen und sich auch im Vergleich zu ihren arabischen Berufsgenossen einer viel angeseheneren und einträglicheren Praxis erfreuen. Der soziale Bann, mit dem sie seit Jahrhunderten behaftet waren, besteht noch heute, und zwar zum gröfseren Nachteile der nichtjüdischen Bevölkerung.

Lebensanschauungen, Sitten und Gebräuche sind bei den Juden in Marokko fast durchweg übereinstimmend mit denen ihrer Glaubensgenossen in Tunis und Algier.

MITTELLÄNDISCHE VÖLKER.

INDOGERMANEN.

Rassen in Ostindien: Dravida und Hindu. — Die Dravidarasse. Khond. Meriah-Opfer. Bhilla. Toda. — Hindu: Religion, Feste, Lebensweise, Sitten und Gebräuche. — Die Zigeuner. Iranier. Tadschik, Perser. Parsen. Religion, Tracht, Familienleben, Industrie. — Banjanen. Die Dschainareligion. — Armenier, Kurden. Schlufs.

Die zwei Rassen, welche man in Ostindien zu unterscheiden hat, sind: die Urbewohner Indiens, die Tamulier oder Dravida, und die von Nordwesten eingedrungenen, Sanskrit redenden Arier oder Hindu. Dieser Einbruch fand etwa ums Jahr 2000 v. Chr. statt, da die ältesten litterarischen Denkmäler, Hymnen und Sagen der Arier, blofs von den Ansiedelungen derselben im heutigen Pendschab Kunde geben und von dem Gangesthal und dem Dekhan noch nichts wissen. Wie es scheint, wurden von diesem Zeitpunkt an infolge des immer kräftigeren Vordringens der Arier die Dravida teils unterworfen, indem sie als dienende Kaste den drei alten, freien Kasten der Priester, Krieger und Landbebauer angereiht wurden, teils in die wilden, unwegsamen Gegenden des Innern zurückgedrängt, wo sie als vogelfreie Barbaren ein kümmerliches Dasein fristeten. Am schwersten war die Unterwerfung derselben im Süden (im Dekhan), wo sie durch das gebirgige Terrain gegen die Invasion der Arier ungleich besser geschützt waren, als in dem ebenen, gröfstenteils offenen Norden. Die Unterwerfung wurde hier auch nicht mit dem Schwerte, sondern, wie die Sage selbst berichtet, durch die brahmanische Civilisation vollzogen, weshalb auch im Gegensatz zum Norden, welcher Sprache und Sitten des fremden Eroberers annahm, der Süden bis zur Gegenwart der alten Sprache und Sitte fast treu geblieben ist. Daher finden sich jetzt die Dravida nur als Aboriginer des Dekhan und einzelner Gebirgsgegenden des nördlichen Binnenlandes.

Bekanntlich redet man in Indien eine grofse Anzahl verschiedener Sprachen; die Linguisten zählen deren nicht weniger als achtundfünfzig auf, doch haben nur zehn ein besonderes Alphabet und eine Litteratur. Die fünf derselben, welche im Norden vorkommen, bezeichnet man als die

fünf Gaurs, und jene im Dekhan als die fünf Dravirs. Das Sanskrit, die heilige Sprache, wird nicht mehr geredet, und dasselbe gilt von den aus ihm abgeleiteten Sprachen, dem Pali und dem Prakrit. Aber etwas mehr oder weniger von ihm ist in alle anderen Idiome übergegangen. Während es im Norden die Unterlage der Sprachen bildet, welche dort geredet werden, ist es im Süden anderen Sprachen sozusagen aufgepfropft worden und kommt oft nur in sehr schwachen Spuren vor. Die verschiedenen Alphabete sind offenbar unabhängig von einander erfunden, aber durch die Annahme der regelmäfsigen Reihenfolge, welche das Devanagari, d. h. das Sanskritalphabet, hat, verbessert worden. Übrigens haben alle lebenden Sprachen Indiens einen sehr einfachen grammatikalischen Bau.

Das Sanskrit kann als Typus der vollendetsten Sprache betrachtet werden; der Name bedeutet das Wohlgeordnete, Zusammengemachte, Geschmückte, Vollendete, in sich Beendigte. Es ist klangvoll, reich an Lauten, und wird auch als Göttersprache (Surabani oder Devabani) bezeichnet. Prakrit bedeutet «abgeleitet, untergeordnet, unvollkommen»; der Name wird auch allen sekundären Sprachen Indiens beigelegt, welche vom Sanskrit abstammen.

In Hindustan hat jede Provinz ihre besondere Sprache. Das Hindi allein hat nicht weniger als sieben Dialekte, und diese Hindi-Idiome werden in der ganzen Gegend gesprochen, welche zwischen dem Pendschab und dem Himalaya bis zum Windhjagebirge reicht, Bengalen jedoch ausgenommen; am reinsten soll das Bridsch-Chaka in der Gegend von Delhi und Agra sein.

Das Hindustani oder Urdu, d. h. die Lagersprache, ist bei den höheren Klassen Centralindiens im Gebrauche, von Kalkutta bis Bombay; es hat eine grofse Menge von persischen und arabischen Ausdrücken, und wird auch im Handelsverkehr vorzugsweise angewandt.

Im Dekhan herrschen dravidische Sprachen vor, und unter diesen ist das Tamulische am reichsten und am besten entwickelt; man redet es an der Ostküste vom Kap Komorin, also der Südspitze der Halbinsel, hinauf bis Palikate, nördlich von Madras. Dann das Telinga, welches in einem breiten Landstriche an der Küste von Palikate bis Gandscham herrscht und sich am untern Godaverry und Kista weit landeinwärts erstreckt. Das Kanara grenzt an das Tamulische und ist über die Hochebene zwischen den östlichen und den westlichen Ghats verbreitet und auch im obern Becken des Kistna. Auch das Malayalam und das Karnataka gehören dem Dekhan an.

Die zu dem Dravidastamme gehörigen Khond (auch Khund, Kand und Ku genannt) wohnen in der ostindischen Landschaft Orissa zwischen Gumsir, Daspalla und Boad, im Westen Gandschams und des Tschillasees. Das Khondland, oder Khondistan, ein waldreiches Hügelland, ist unter etwa dreifsig kleine Radschas verteilt, die der englischen Regierung tributpflichtig sind.

Die Khond sind von kräftigem, ebenmäfsigem Körperbau und die Muskeln sehr gut entwickelt. Die glänzende Hautfarbe nüanciert von heller Bambus- bis zu dunkler Kupferfarbe. Der Vorderkopf ist voll und breit, die Nase selten, aber doch bisweilen gebogen, an der Spitze gewöhnlich breit; der Gesichtsausdruck sehr intelligent; die Züge deuten auf Entschlossenheit und guten Humor.

Kein anderes Volk versteht sich auf den Ackerbau so gut und betreibt denselben mit solchem Eifer wie die Khond. Der Mann steht bei Tagesanbruch auf, genieſst einen Brei aus Hirse oder Hülsenfrüchten mit Ziegen- oder Schweinefleisch, spannt seine Ochsen an und nimmt die Axt auf die Schulter. Er pflügt bis mittags 3 Uhr und nimmt alsdann ein Bad; bei schweren Arbeiten, z. B. im Walde beim Fällen der Bäume macht er früher Mittag und hält eine Mahlzeit. Abends genieſst er ein geistiges Getränk und raucht Tabak. Zur Zeit der Aussaat und der Ernte arbeiten auch die Frauen auf dem Felde.

Der Weber ist in jedem Dorfe eine ganz unentbehrliche Person. Er mufste, bis zur Abschaffung der Menschenopfer, dafür sorgen, dafs an letzteren kein Mangel sei; er ist Bote und überbringt Mitteilungen an beratende Versammlungen oder in Kriegszeiten an die Heerführer.

Auch macht er bei festlichen Gelegenheiten die nötige Musik und versorgt die Dorfbewohner mit Kleidung.

Gastfreundschaft gilt für heilige Pflicht; jeder Fremde ist willkommen und mag im Dorfe als Gast bleiben, so lange es ihm beliebt; man kann ihn niemals wegweisen, und er wird als Glied der Familie behandelt. Wer sich in das Haus seines Feindes flüchtet, darf dort nicht

Khond.

angetastet werden, selbst wenn er Gegenstand der Blutrache seines Wirtes wäre. Die Patriarchen sind sehr stolz auf ihr Blut und schätzen sich für besser als die Hindu. Sie rühmen sich, dafs sie Vater und Mutter in Ehren halten, während die Hindu den ihrigen keine Hochachtung erweisen; sie, die Khond, seien von gleichartiger Rasse, die Hindu nicht. Daher sind sie so stolz, wie unabhängige Leute zu sein pflegen, und führen keine Schmeichelreden.

Boston Public Library.

Zum Zeichen des Grufses halten sie die Hand senkrecht über den Kopf: beim Begegnen auf der Strafse sagt der Jüngere: «Ich bin auf meinem Wege.» und der Ältere entgegnet: «Geh vorwärts!»

Die Frauen haben eine recht gute Stellung, sind nicht ohne Einfluſs, werden mit Achtung, und Familienmütter sogar mit Auszeichnung behandelt. Man berät mit ihnen sogar öffentliche Angelegenheiten: im Hauswesen führen sie das grofse Wort.

Heiraten können nur zwischen Angehörigen verschiedener Stämme geschlossen werden, nicht einmal mit Fremden, die seit längerer Zeit in den Stamm aufgenommen worden sind. Solche Heiraten finden auch statt, während zwei Stämme in langwierigen Fehden miteinander liegen. Man verheiratet zehnjährige Mädchen: der Vater derselben zahlt 20 oder 30 «Leben» Kaufgeld und damit ist die Angelegenheit abgemacht. Man trägt Reis und starke Getränke in das Brauthaus, der Priester kostet das Getränk, bringt den Göttern eine Spende, worauf die beiderseitigen Eltern erklären, dafs die Ehe geschlossen sei.

Nach Schluſs dieser Ceremonien ergötzen sich die Gäste mit Gesang und Tanz und allerlei Lustbarkeiten, zu denen auch eine fingierte Entführung der Braut gehört.

Die junge Frau lebt gemeinschaftlich mit dem ihr vermählten Knaben in dessen väterlichem Hause und hilft der Schwiegermutter, bis der Herr Gemahl so weit herangewachsen ist, um selbst einem Hauswesen vorstehen zu können.

Die Khond zeichnen sich durch grofsen persönlichen Mut aus: sie geben und nehmen im Kriege kein Quartier. Bei ihren Fehden mit Leuten anderer Rasse oder auch wohl mit solchen von verschiedenen Stämmen geloben sie zuweilen der Erdgöttin ein Menschenopfer, und Loha Pennu, dem Gott der Waffen, opfern sie Hühner und Ziegen vor der Schlacht.

Nachdem das Blut geflossen ist, giebt der Priester, der niemals Waffen tragen darf, das Zeichen zum Gefechte, indem er eine Axt schwingt und die Krieger zur Tapferkeit ermahnt. Diese schmücken sich zum Kampfe, als ob sie zu einem Feste gingen, flechten ihr Haar, legen dasselbe in einem flachen Kreise auf die rechte Seite des Kopfes und befestigen an demselben eine Feder, umwinden wohl auch das Haupt mit einem scharlachroten Tuche.

Die Waffen bestehen in einer leichten, mit beiden Händen zu schwingenden Axt, die eigentümlich gekrümmt ist und einen langen Stiel hat, in Bogen und Pfeilen und in der Schleuder; Schilde haben sie nicht. Krieg ist die Regel, Frieden die Ausnahme. Innerhalb eines jeden Stammes herrscht Ruhe und Ordnung, aber was darüber hinausgeht, ist eitel Zwietracht und Verwirrung: Wiedervergeltung und Blutrache sind an der Tagesordnung.

Die Khond zerfallen in zwei grofse Sekten: sie glauben alle an ein höchstes Wesen, einen Gott des Lichtes, welcher Quell alles Guten ist und sich eine Gattin geschaffen hat, die Erdgöttin, Göttin der Finsternis, von der alles Übel ausgeht. Viele halten dieselbe für besiegt, andere nicht. Sie hält in letzterem Falle die Wage des Guten und Bösen in ihrer Hand, lenkt die Schicksale der Menschen, und jede Wohlthat, welche diesen zu teil wird, mufs dadurch erkauft werden, dafs man sie durch Opfer günstig stimmt. Unter diesen sind die Menschenopfer am wirksamsten und sind diese ein heiliger Gebrauch. Dafs die Kinder gesund heranwachsen, dafs die Ernte gedeiht, die Herde sich vermehrt, der Feind besiegt wird, keine Krankheit kommt, kein Blitz trifft — das alles hängt von der gewissenhaften Beobachtung dieses heiligen Brauches ab, und deshalb beobachtet das ganze Volk denselben gegenüber der Erdgöttin, der Tari Pennu. Angekaufte Personen werden zu Meriah (Schlachtopfern) verwandt: auf Alter, Geschlecht oder Religionsbekenntnis kommt es weniger an: doch zieht man erwachsene Leute in kräftigem Alter vor, weil diese teuer bezahlt werden müssen und deshalb der Gottheit willkommener sind als wohlfeil angekaufte Kinder oder Greise. Ein recht wohlbeleibtes Opfer ist das angenehmste. Die Lieferung der Meriah ist eine gewinnbringende Handelsspekulation in den Händen von besonderen Agenten oder Aufkäufern.

Ein Meriah-Opfer in Khondistan.

Boston Public Library.

Diese Menschenaufkäufer, meist Weber (Panua), ziehen, namentlich zur Zeit einer Hungersnot, in den Dörfern der Ebene umher und handeln den armen Leuten Kinder ab, stehlen auch wohl dergleichen und verlocken junge Bursche und Mädchen ins Gebirge unter dem Vorwande, ihnen dort eine lohnende Arbeit nachzuweisen. Dort werden sie manchmal jahrelang aufgespart und immer gut behandelt; sie wissen sehr wohl, was ihnen bevorsteht, ergeben sich aber mit orientalischem Fatalismus in ihr Schicksal. Inzwischen arbeiten sie auf dem Felde, die Mädchen verheiraten sich auch wohl mit einem Khond oder mit einem männlichen Meriah, und die Kinder werden dann ebenfalls Schlachtopfer.

Der Einkaufspreis wechselt von 60 bis 300 Rupien (à 2 Mark), wird aber selten in barem Gelde bezahlt, sondern lieber in Rindvieh, Schweinen, Ziegen oder Bronzegefäfsen. Die religiöse Feierlichkeit mufs unbedingt öffentlich sein. In dem Monate vor dem zum Opfern bestimmten Tage werden viele Festlichkeiten veranstaltet: man hält Trinkgelage und tanzt um das Meriah herum, welches mit Blumen bekränzt und mit den besten Kleidern geschmückt wird. Am Abend vor dem Todestage führt man das berauschte Meriah an einen grofsen Pfahl, auf welchem das Sinnbild einer Gottheit angebracht ist, z. B. ein Elefant oder ein Pfau. Man macht Musik, tanzt und stimmt heilige Gesänge zu Ehren der Gottheit an folgenden Inhalts: «Wir bieten Dir dieses Opfer: gewähre uns gute Jahreszeiten, gieb uns gute Ernte und Gesundheit»; dann wird das Schlachtopfer angeredet: «Du bist unser, nicht durch Gewalt: wir haben Dich gekauft, und jetzt sollst Du geopfert werden nach altem Brauch. Auf uns fällt keine Schuld.»

Am andern Tage mufs das Meriah sich abermals berauschen und wird mit Öl eingesalbt, namentlich an gewissen Körperteilen. Jeder Anwesende berührt dieselben und streicht das an seinen Fingern haftende Öl in sein Haar. Dann beginnt der feierliche Umzug mit Spielleuten voran, und man trägt das Meriah um das Dorf herum und auf die Felder.

Der Priester geleitet den Zug um den Pfahl, welcher allemal neben dem Ortsgötzen steht: dieser wird durch drei grofse Steine repräsentiert. Dann übt er den heiligen Brauch aus, d. h. er läfst durch ein Kind, welches noch nicht sieben Jahre alt sein darf, Blumen und Weihrauchdüfte darbringen. Das Kind ist auf Gemeindekosten gekleidet und ernährt, auch immer abseits gehalten worden, damit es rein bleibe.

Inzwischen hat man am Pfahl eine Grube gegraben und am Rande derselben wird ein Schwein geopfert. Das Blut fliefst in das Loch und in dieses mufs nun das trunken gemachte Meriah hinabsteigen. Man drückt den Kopf desselben in den blutigen Schlamm und erstickt es. Nachher schneidet der Priester ihm ein Stück Fleisch vom Leibe und rennt damit zu den Götzensteinen, wo er es der Göttin der Erde zum Opfer bringt. Sobald das geschehen ist, schneidet jeder Anwesende sich auch ein Stück ab; wer aus einem anderen Dorfe gekommen ist, rennt mit seinem Stücke heim, damit er es recht bald unter seinem Ortsgötzen vergraben könne. Der Kopf des Meriah bleibt unberührt in dem blutigen Schlammloche, das zugeschüttet wird.

Man bringt dann einen jungen Büffel an den heiligen Pfahl, haut ihm alle vier Beine ab und läfst ihn liegen bis zum anderen Tage. An diesem folgenden erscheinen Frauen, die wie Männer gekleidet und bewaffnet sind; sie trinken, singen und tanzen um den Büffel herum, der nachher verspeist wird.

Die hier beschriebene Opfermethode ist noch die am wenigsten grausame, denn in manchen Örtlichkeiten wird dem armen lebendigen Meriah ein Stück nach dem andern abgeschnitten.

An der Grenze von Bengalen werden Meriah besonders dann geschlachtet, wenn man gute Safranernten haben will. In manchen Gegenden zerquetscht man das Meriah zwischen Bambusbrettern, die nach und nach immer mehr zusammengepreſst werden, zuletzt schlägt der Priester ihm mit einer Axt den Kopf ab. In anderen Gemeinden werden die Leichen nicht verstümmelt: in diesem Falle bringt das Opfer aber nur dem Einzelnen, welcher dasselbe bezahlt hat, die Gunst der Göttin ein. Aus solchem Wahne erklärt sich die Hast, mit der jeder ein

Stück Fleisch haben will, denn es kommt ja darauf an, die göttliche Gunst auf eine möglichst grofse Fläche von Ländereien herabzuziehen. Auch ist das Opfer nur wirksam, wenn das Fleisch des Meriah noch an demselben Tage auf einer Gemeindeflur eingescharrt wird. Es kommt sehr oft vor, dafs an bestimmten Punkten Eilboten aufgestellt sind; einer giebt das Stück Fleisch dem anderen, der dann wie besessen weiter läuft; so geht es fort, bis es an seinem weit entfernten Bestimmungsorte anlangt.

Dravida aus den Stämmen der Bhilla und Kolh.

Den Briten gelang es in der Zeit von 1857—1862, durch feierliche Verträge einen Stamm nach dem anderen zur Entsagung dieses grauenvollen Gottesdienstes zu vermögen.

Das Land der ebenfalls zu den Dravida gehörigen Bhil oder Bhilla ist der wilde und unkultivierte Teil des Windhja, eines Teiles des Nordrandgebirges von Dekhan: man findet diesen eigentümlichen Volksstamm indessen auch in dem nördlichen Teile der östlichen Ghat.

Boston Public Library.

Die Bhilla leiten ihren Ursprung von den Göttern her. Mahadeva hatte eine Familie von Kindern, die ihm eine irdische Mutter gebar. Einer seiner Söhne, mifsgestaltet und verdorben, erschlug Schiwa's heiligen Stier und wurde in die Berge verbannt, wo er Vater der Rasse wurde.

Die Bhilla wohnen in Haufen kleiner Hütten unter Häuptlingen. Sie sind klein von Statur, kräftig und können grofse Anstrengungen aushalten. Sie tragen selten Kleidung, ausgenommen ein kleines Stück Tuch um die Lenden; ihre Waffen sind Bogen und Pfeile.

Als geschickte Diebe suchen sie selbst in Indien ihresgleichen. Man erzählt, dafs sie einem auf der Erde schlafenden Manne, dem vorher eingeschärft war, auf der Hut zu sein, die Decke unter dem Körper weggezogen haben. Dies geschah einfach dadurch, dafs der Dieb das Gesicht des Schlafenden kitzelte, und als sich derselbe deshalb unwillkürlich bewegte, ward langsam und bedächtig nach und nach die Decke weggezogen. Nackt und am ganzen Körper eingeölt, bewegen sie sich geräuschlos und entschlüpfen wie die Aale, wenn man sie anfafst. Ist dies nicht der Fall, so läfst der Angreifende gewifs los, wenn ihm das scharfe Messer über die Hand gezogen wird, das der Bhil stets an einem Faden um den Hals trägt.

Einstmals verfolgte ein englischer Offizier mit einer Abteilung Reiterei eine solche räuberische Horde. Die Soldaten hatten die Wilden beinahe eingeholt, als letztere plötzlich hinter Felsen verschwanden und obschon man bis Dunkelwerden eifrig nach ihnen suchte, blieben sie unentdeckt. Der Tag war überaus heifs gewesen, und der ermüdete Offizier liefs an einigen verbrannten Baumresten in der Meinung Halt machen, dafs bei so offenem Terrain die Räuber nicht entkommen würden. Selbst ermüdet warf er sich auf die Erde nieder, hing seinen Helm an einen verbrannten Ast und lehnte sich mit dem Rücken gegen den Baumstumpf. Zu seinem Erstaunen hatte derselbe Leben und begann laut zu lachen: in der nächsten Sekunde ward er von dem, an den er sich gelehnt, zu Boden geworfen und sein Helm von dem Zweig erfafst, an den er ihn gehängt hatte. Auch die anderen umstehenden Baumreste bekamen Leben, und ehe er und seine Soldaten sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, waren sie verschwunden und nahmen den Offiziershelm als Kriegsbeute mit sich. Die nackten Bhilla hatten sich so geschickte Stellungen zu geben gewufst, dafs ihre Verfolger in dieser lächerlichen Weise getäuscht wurden.

Die Kuli sind ein anderer Stamm von Gebirgsbewohnern, welche im Norden Indiens hausen. Sie wohnen auf der Westseite derselben Gebirgskette, auf deren Ostseite die Bhilla sefshaft sind. Sie werden oft für Bhilla gehalten, doch sind sie weniger barbarisch und räuberisch. Nie wird der Kuli den Namen seiner Frau sagen: wenn hart bedrängt, sagt er den der Frau seines Nachbars.

Auch die in den Nilagiris wohnenden Toda gehören der Dravida-Rasse an. Sie sind schlank, kräftig, sehr ebenmäfsig gebaut und muskelstark, die Glieder stark behaart: die Brust ist breit, das Gesicht hübsch, sehr regelmäfsig, offen. Der schwarze Bart ist sehr stark, das Haupthaar, welches manchmal in der Mitte gescheitelt wird, ist reichlich. Eine Kopfbedeckung, z. B. ein Turban, ist nicht üblich. Die Hautfarbe ist mehr braun als schwarz, das Jochbein nicht gerade stark vorstehend, die Lippe voll, aber nicht breit, das Auge grofs, aber nicht intelligent, die Nase gebogen. Man ist überrascht, bei einem dunkelfarbigen Volke so vieles anzutreffen, was man sonst nur bei Weifsen findet. Manche Toda haben sogar einen ganz jüdischen Gesichtsausdruck, im allgemeinen kann man jedoch ihr Antlitz als fast altrömisch bezeichnen. Ihre stattliche Haltung und das fliegende Gewand lassen sie als klassisch erscheinen. Das Kleid, welches der Toda trägt, ist von grobem Baumwollenzeuge, weifs mit rotem Randstreifen: es wird über eine Schulter geworfen und läfst die andere frei. Beim Hüten der Büffel trägt der Hirt eine etwa 2 m lange dünne Gerte: dies ist die einzige Wehr oder Waffe, falls diese Bezeichnung pafst, welche die Toda haben.

Die Frauen sind weniger dunkelfarbig als die Männer: die Haut ist wie Kaffee mit Milch, das Antlitz aber etwas dunkler. Ihr Gesicht zeigt einen recht angenehmen Ausdruck, namentlich

bei solchen zwischen 15 und 20 Jahren. Sie sind zumeist über Mittelgröfse, sind gut entwickelt und haben kleine Füfse und Hände. Unsere Illustration zeigt, dafs das Gesicht regelmäfsig ist. Das feine, glänzend schwarze Haar hängt in Locken bis auf den Busen herab, und man verwendet auf dasselbe grofse Sorgfalt; als Pomade dient Ghi: schmalzige Büffelbutter. Sie tragen als Schmuck sehr hübsch gearbeitete Halsbänder von massivem Gold und Silber, aufserdem auch grofse silberne Ohrringe und Armbänder, auch goldene, silberne und messingene Ringe an den Fingern, und zwei grofse Messingreifen oberhalb der Ellenbogen, manche auch einen Gürtel von Silber oder Messing.

Toda. Frau und Kind.

Die Wände einer Todahütte bestehen aus rohen Brettern, deren Fugen man mit Lehm ausfüllt; die Seiten sind nur etwa 1 m hoch und 4 m lang. Diese Wohnung hat einen abgerundeten Giebel; das Dach besteht aus Rohr, über welches Gras gelegt wird. Das Ganze ist recht sauber gebaut; Rauchfänge kennt man nicht: ein offener, mit Gras bewachsener Raum vor der Hütte ist mit übereinander gelegten Steinen umfriedigt. Gewöhnlich stehen drei bis vier Hütten unweit voneinander, und solch eine Gruppe bezeichnet man als Mand. Allemal findet man neben derselben eine abgesonderte Hütte, die von einer niedrigen Mauer umgeben ist. Sie darf unter keiner Bedingung von einem weiblichen Wesen betreten werden, und ist zur

Aufbewahrung der Milch bestimmt. Frauenzimmer dürfen keine Büffelkuh melken; wir finden also bei den Toda dasselbe Verbot, wie bei den Kaffern in Südafrika.

Die einzelnen Mands liegen in sehr beträchtlichen Entfernungen von einander, und die Bewohner begeben sich periodisch, der Weide halber, vom einen zum andern. In der trockenen Jahreszeit, die von Anfang Januar bis Ende April dauert, brennen sie das Gras ab: bevor sie aus ihrem Mand fortziehen, schliefsen ihre Hütten zu und kümmern sich monatelang nicht mehr um ihre Wohnungen, in welchen keinerlei Gerät zurückbleibt.

Es ist bemerkenswert, dafs dieser Stamm, dieses eigenartige Volk, heute nicht voll achthundert Köpfe zählt: in früheren Zeiten ist die Ziffer gewifs viel beträchtlicher gewesen.

Die Toda rühmen sich, dafs sie die ursprünglichen Herren des Bodens und Besitzer der ganzen Nilagiris seien, und diesen Anspruch lassen die anderen Stämme gelten: sie bezahlen jenen einen Jahrestribut. Jede einzelne Todafamilie hat ihren Landbesitz oder Distrikt: die auf demselben sefshaften Badaghas sind, wie schon bemerkt wurde, nur als Pächter zu betrachten.

Die Sprache der Toda wirft kein Licht auf ihren Ursprung oder ihre Abstammung; sie ist durchaus eigenartig, hart, hat tiefe Töne, ist schwer auszusprechen und hat keine Schriftzeichen. Sie wird von den übrigen Stämmen des Gebirges, welche doch so häufigen Verkehr mit den Toda haben, nicht verstanden; die letzteren dagegen haben sich so viel von den Sprachen ihrer Nachbarn angeeignet, um sich mit denselben notdürftig verständigen zu können. Die Todasprache soll Wörter aus dem Sanskrit und dem Tamulischen enthalten und im grammatischen Bau eine beschränkte Ähnlichkeit mit dem letzteren aufweisen; im übrigen weicht sie aber ganz und gar von jeder andern Sprache ab.

Die Annahme einzelner Ausdrücke aus dem Sanskrit und dem Tamulischen erklärt sich aus dem Verkehr und der geographischen Lage von selber.

Der Toda ist intelligent und sinnt nach: von Natur träg, kann er doch nötigenfalls Anstrengung entwickeln und man darf ihn als tapfer und kühn bezeichnen, obwohl er, wie schon erwähnt, keinerlei Waffe kennt. Man hat gesagt, er sei zu faul, um Wild zu erlegen, das in seinem Lande in so grofser Menge vorkommt, aber man sollte bedenken, dafs er überhaupt gar kein Fleisch geniefst. Ackerbaugeräte hat er nicht, weil er kein Feld bestellt: seinen Bedarf an Getreide erhält er von den Vasallen, und wahrscheinlich ist das Geniefsen von Getreide bei ihm eine Neuerung, die noch nicht lange her ist. Furcht kennt er nicht, er ist sich seiner Macht bewufst und diese wird von den übrigen Stämmen anerkannt; sie beugen sich vor dem waffenlosen Toda, der nicht einmal eine Verteidigungswaffe gegen die Tiger, schwarzen Panter, Bären und wilden Hunde anwendet, obwohl die erstgenannten ihm manchen Büffel rauben. Sie wenden sich dann an die Engländer, damit diese bei ihnen die Tiger wegschiefsen.

Die Büffelherden der Toda bestehen aus gröfseren und schöneren Tieren, als man sie bei den Stämmen des Unterlandes findet, sie sind aber dem Europäer gegenüber sehr wild und gefährlich, während ein Todaknabe eine ganze Herde mit einer Gerte lenkt. Jedes Mand hat einen mit Steinen eingehegten kreisrunden Platz, Tuil, auf welchem das Vieh über Nacht verweilt, und der von Jahr zu Jahr höher wird, weil man die Exkremente nicht entfernt: die Umhegung mufs deshalb immer höher gemacht werden, und man legt auf die Steine allerlei Zweige und Dornensträucher. Die Büffel werden, wenn sie abends zum Dorfe kommen, von jedem Toda achtungsvoll begrüfst: kein Büffel wird geschlachtet; man geniefst nur die Milch. Bei den Terraris, den heiligen Stätten, wird eine Anzahl heiliger Büffelkühe gehalten, die nie gemolken werden. Milch ist die Hauptnahrung; man geniefst sie süfs und sauer: alle Pflanzenkost, wilde Früchte und Beeren ausgenommen, mufs von den Badagha geliefert werden, insbesondere Erbsen, Gerste, Hirse und andere Samen, welche von den Frauen geworfelt und vermittelst zweier Steine zerrieben werden. Es bleibt auffallend, dafs die Toda, welche so grofse Anhänglichkeit an den Büffel haben, sich mit gar keinem andern Haustiere befassen und nicht einmal Hunde halten.

Der an Zahl so schwache Stamm zerfällt doch in eine Priester- und in eine Laienklasse; die zur ersteren Gehörenden werden als Terrali, die Laien als Chuta bezeichnet. Jene haben eine ähnliche Stellung wie bei den alten Israeliten die Leviten; aus ihnen allein können die Priester gewählt werden, und gesetzlich sollen keine Zwischenheiraten stattfinden. So lange ein Mann Priester ist, darf er nicht heiraten und mufs sich vom Verkehr mit allen fernhalten, die nicht, gleich ihm selber, Priester sind. Um zu dieser Würde zu gelangen, mufs der Kandidat allerlei Proben bestehen; lange fasten und viele Nächte lang ganz nackt und allein im Walde schlafen.

Toda in den Nilagiris.

Die Oberpriester tragen ein anderes Kleid als die gewöhnlichen Priester, welche letzteren weniger gefährliche Einweihungsproben zu bestehen haben. Beide sind Viehzüchter, doch kann auch ein Chuta Priester werden, wenn er sich durch vorgeschriebene Proben und Ceremonien «reinigt». Die Priester bewachen die heiligen Büffel, opfern ein Kalb, damit die Herden fruchtbar seien, bringen täglich Milchopfer im Tempel und überwachen die Leichenfeierlichkeiten. Gemeinschaftliche Gottesverehrung ist unbekannt; der einzelne Toda richtet Gebete an ein unsichtbares Wesen, um wieder zu gesunden oder von Krankheit verschont zu bleiben.

Major Rofs King fand Gelegenheit, unbemerkt eine Tempelhütte zu besuchen, in welche er auf allen Vieren hineinkriechen mufste. Sie war dunkel und leer, und weiter nichts in ihr zu

bemerken, als eine viereckige Metallglocke und ein schwarzer Stein, der etwa doppelt so stark war, wie ein Mannskopf, und welcher im äufsersten Winkel allein der Eingangsthür gegenüberstand. Ein Aërolith war es nicht. Schwarze Steine sind bekanntlich schon in den ältesten Zeiten Gegenstand religiöser Verehrung gewesen: so in Mekka, bei den alten Römern und auf den vor der Westküste Schottlands liegenden Inseln, wo ihnen, wie bei den Toda, Milch geopfert wurde. Auch Glöckchen und Schellen haben geheimnisvolle Gewalt über böse Geister: so bei den Schamanen, im alten Britannien etc.

Die Toda glauben an einen höchsten, unsichtbaren Geist und an einen Zustand nach dem irdischen Leben, an ein Paradies mit vielen Büffeln und Überflufs an Milch. Verehrt, aber nicht angebetet werden auch Hügel, Wälder und die aufgehende Sonne: und aus Achtung vor dem Lichte wird eine Art Andacht verrichtet, wenn man abends die Lampe anzündet. Ähnliches war noch bis zum Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts in Schottland und Irland gebräuchlich. Als Götzendiener kann man die Toda nicht bezeichnen; ihre Steine und dergleichen sind nur Symbole, gleichsam Vertreter einer unsichtbaren Macht.

Bemerkenswert ist, dafs bei ihnen Vielmännerei herrscht, die sonst nur bei wenigen anderen Stämmen gefunden wird, z. B. in einzelnen Gegenden von Tibet und im Himalaya, dann auch bei den Naïrs in Malabar. Eine Todafrau hat drei bis vier Männer, lauter Brüder, und mit jedem derselben lebt sie einen Monat lang.

Die Verlobung mit dem ersten Gatten findet schon in früher Jugend statt; alle anderen Brüder dieses Bräutigams sind von ihrer Geburt ab an dessen zukünftige Frau gebunden. Der Vater des Bräutigams schenkt dem Vater der Braut einen Büffel und ein neues Gewand; die Annahme dieser Geschenke gilt als bindende Zusage. Wenn die Braut etwa fünfzehn Jahre ist, erhält sie von ihrem Vater eine Mitgift, die aus einigen Büffeln, Hals- und Armbändern und Ohrringen besteht, und dann kann die Vermählung stattfinden. Ein einfacher Tanz darf dabei nicht fehlen, ebenso wenig ein höchst eintöniger Gesang. Wenn eine Frau sich der Niederkunft nahe fühlt, mufs sie in den Wald gehen und dort allein bleiben, gegen Wind und Regen findet sie keinen andern Schutz als das Gebüsch. So gebiert sie das Kind, das wochenlang von keinem andern als nur den Eltern angesehen werden darf: nach Ablauf der anberaumten Zeit bekommt es dann einen Namen, und nun dürfen auch andere Leute es anschauen.

Der Mangel an Frauen kam ohne Zweifel mit daher, dafs bis vor kurzem noch der Kindermord im Schwange ging: es bleibt aber bemerkenswert, dafs die Toda nie Weiber aus anderen Stämmen heirateten, mit welchen sie doch im übrigen ganz freundschaftlich verkehrten. Man sieht ihnen auf den ersten Blick an, dafs sie unvermischt geblieben sind.

Die Leiche wird mit aromatischen Kräutern bedeckt und bleibt in der Hütte, bis entfernte Verwandte angekommen sind und ein glücklicher Tag eintritt, denn man glaubt an gute und an unglückliche Tage. An jedem Abend und an jedem Morgen stimmt die Familie und die Verwandtschaft einen Totengesang an, und nicht selten nehmen auch entfernte Freunde oder Vorübergehende an demselben teil. Am Begräbnistage wird gefastet; man legt die Ohrringe ab und schert, zum Zeichen der Trauer, das Haar kurz. Nach dem Tode eines männlichen Verwandten mufs das von seiten beider Geschlechter geschehen, wenn aber eine Frau stirbt, behalten die Männer ihr Haar. Die Terrali, Priester, schneiden das Haar niemals kurz. Die Leiche wird am Begräbnistage mit einem Mantel bedeckt, doch so, dafs das Gesicht entblöfst bleibt, und zum Terrari, dem heiligen Grunde, getragen, welcher der Familie gehört. Dort verbrennt man sie unter lautem Wehklagen, nachdem die Verwandten ihr einige Locken abgeschnitten haben.

Die eigentliche Trauerceremonie findet jedoch erst nach Wochen oder auch nach Monaten statt.

Bergbewohner des nordwestlichen Indien im Kampf gegen die Engländer.

Boston Public Library.

Das arische Kulturvolk, die Hindu, haben nicht blofs in der Sprache, sondern auch im leiblichen Typus den Urcharakter der indo-germanischen Familie am besten bewahrt. Sie sind von mittlerer Gröfse, schlank und wohlgebaut, mit schwarzen Augen, ausdrucksvollem Gesicht, und besitzen ein heiteres, einnehmendes Wesen.

Megasthenes, der griechische Gesandte, welchen Seleukos an den König der Prachi (der alte Name für denjenigen Teil Hindustans, welcher gegenwärtig Bengalen, Bahar und Oude enthält) geschickt hatte, beschrieb schon vor zweitausend Jahren die Hindu so treffend, dafs sein Ausspruch heute noch gelten kann: «Das feine Ebenmafs und der zarte Bau ihres Körpers, die sanfte Urbanität ihrer Sitten, der geistvolle Ausdruck ihrer Gesichtszüge und die listige Scharfsinnigkeit ihres Verstandes, ihre fromme Ehrfurcht vor der Religion, ihre Gebräuche und Gesetze zeichnen dieses Volk vor allen anderen aus.»

Der Hindu ist schüchtern und furchtsam, ohne Ausdauer und Festigkeit, unfähig zu andauernder Arbeit, aber er begreift leicht und schnell. Zweierlei Arten von Druck haben seit undenklichen Zeiten auf ihm gelastet: die Kasten und die Fremdherrschaft. Dadurch ist er eine biegsame Kreatur geworden; ein gerades, kräftiges Auftreten ist ihm fremd: er ist raffiniert und verschlagen.

Von Unterricht und Erziehung in unserem Sinne ist, so weit nicht europäischer Einfluſs in dieser Hinsicht wirksam wird, bei den Hindu keine Rede. Die lebendige Einbildungskraft wird weder geregelt noch gezügelt, und deshalb kann der dickste Aberglaube in wildester Weise wuchern. Der Hindu ist nicht brutal-fanatisch wie der Mohammedaner, aber er ist in seiner Weise sehr religiös, sein Glaube ist auch aufrichtig, und denen, welche dem Schiwakultus anhängen, ist derselbe so lieb und teuer wie das Leben selber. Die Religion mit ihren phantastischen Träumen und den vielfachen, zum Teil pomphaften Feierlichkeiten befriedigt die Bedürfnisse ihrer ungeregelten Einbildungskraft und schmeichelt zugleich ihren Leidenschaften.

Der Hindu hat nur geringe Bedürfnisse, und deshalb ist er nicht fürsorglich. Er liebt ein träges Leben und giebt sich gern brütender Beschaulichkeit hin. Die Lehre von der Seelenwanderung steigert noch diese Tendenz seines Geistes, und so entwickelt sich in ihm jene fast unglaubliche Kraft der Trägheit, an welcher alles scheitert. Nur dann, wenn Glaubensangelegenheiten ins Spiel kommen, sind die Massen in Bewegung zu bringen.

In keinem Lande der Welt tritt das religiöse Leben der Menschen so hervor, wie in Indien, wo jede Stadt ihre verschiedenen Tempel aufzuweisen hat, von der dürftigen Kapelle, welche das roheste Idol umschliefst, bis zu den Pagoden mit ihren stolz gen Himmel strebenden Türmen, grofsen Höfen, Kolonnaden und ummauerten Wasserbehältern. Während Priester und Fromme die Götzen bekränzen, ihnen Früchte und Blumen darbringen, verrichtet das Volk beim Aufgehen der Sonne, im Wasser stehend, sich badend und übergiefsend, seine Andacht: bei Tage zieht Gesang die Betenden zur heiligen Stätte, oder die anmutigen Gruppen von Frauen, von duftigen Schleiern umhüllt, welche ihre Gaben dem Gotte darbringen.

Das Wesen des Brahmanismus, zu dem sich die Hindu zumeist bekennen, ist in den heiligen Büchern, den Weda, niedergelegt. In denselben werden vier grofse Perioden der Entwickelung angenommen und dem Allmächtigen die drei grofsen Eigenschaften des Schaffens (Brahma), des Erhaltens (Wischnu) und des Zerstörens (Schiwa) beigemessen. Brahma ist die höchste Person in der Dreieinigkeit (Trimurti). In den Weda heifst es, dafs die Engel sich vor des Allmächtigen Thron sammelten und ihn demutsvoll fragten, was er selbst sei. «Wäre ein anderer als ich», antwortete er ihnen, «so würde ich mich durch ihn beschreiben. Ich bin von Ewigkeit her gewesen und werde in Ewigkeit bleiben. Ich bin die erste Ursache von allem, was es giebt, im Osten und Westen, Norden und Süden, oben und unten: ich bin alles, älter als alles, König der Könige, ich bin die Wahrheit, ich bin der Geist der Schöpfung und der Schöpfer selbst, ich bin Erkenntnis und Reinheit und das Licht: ich bin allmächtig.» Dargestellt wird Brahma auf einem

Schwane, dem Symbol der Weissagung, reitend, oder in einer Lotosblume ruhend, mit vier Gesichtern, die nach den vier Weltteilen schauen (Allwissenheit), und mit vier Händen (Allmacht).

Von seiner ursprünglichen Reinheit ist aber der Brahmanismus abgewichen: der Glaube an Einen Gott ist gesunken; einige Gottheiten hat man vernachlässigt, andere neu aufgenommen und die Nichtachtung der Weda ist vorherrschend geworden. Der neue Glaube ist in den achtzehn Puranas enthalten, die nicht von Weisia, dem Verfasser der Weda, sind, sondern von verschiedenen Verfassern zwischen dem 18. und 16. Jahrhundert v. Chr. zum Teil aus älteren Überlieferungen zusammengestellt wurden.

Ein Fakir.

Es sind hauptsächlich siebzehn Gottheiten, welche von den Hindu angebetet werden. Brahma, der Gott der Schöpfung, besitzt nur Einen Tempel in Indien und wird, wenn auch bei den täglichen Gebeten angerufen, in besonderer Anbetung ganz übergangen, dagegen steht seine Gemahlin Sereswati, die Göttin der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, in höherem Ansehen.

Wischnu und Schiwa sind der vorzüglichste Gegenstand der Anbetung. Ferner gehören zu den Hauptgöttern: Lakschmi, die Gemahlin des Wischnu und die Göttin des Überflusses und des Glückes; Indra, der Gott der Luft und des Himmels: Waruna, der Gott des Wassers: Parana,

der Gott des Windes: Agni, der Gott des Feuers: Wama, der Gott der Unterwelt und der Richter der Toten: Kuwera, der Gott des Wohlstandes: Kartikeia, der Gott des Krieges: Kama, der Gott der Liebe: Surya, der Gott der Sonne: Soma, der Gott des Mondes, und Ganesa, der Gott des Weisheit. Aber mehr als alle diese stehen Rama und Krischna bei den Hindu in Achtung. Krischna's Jugendscherze und Thaten, wenn er Milch entwendet und Schlangen tötet, sind den Hindu unvergefslich: seiner Schönheit wegen war er von den Frauen und Mädchen aller Stände angebetet, deren Herzen ihm entgegenflogen, wo er sich zeigte.

Die Mehrzahl der Götter hat keine Tempel, jedoch werden bei grofsen religiösen Festen ihre Symbole oder Bilder auf Stangen getragen und nachher ins Wasser geworfen. Die Götter, in den Tempeln sowohl als an den Landstrafsen, haben ein mehr tierisches, scheufsliches und wildes Ansehen als Würde und Gröfse: sie sind bald rot, bald blau oder gelb angestrichen, haben mehrere Köpfe und meist vier Hände. Eine gleiche und oft gröfsere Anbetung wird den Planeten und heiligen Flüssen, namentlich dem Ganges, welcher eine Göttin vorstellt, gewidmet. Zu letzteren zu pilgern, in ihnen zu baden, aus ihren Quellen zu trinken, sich rein von Sünden zu waschen, und dadurch ein Verdienst für den Zustand nach dem Tode zu erwecken, dies setzte hier in frühester Zeit jährlich Hunderttausende von Pilgern in Bewegung und bringt noch bis auf den heutigen Tag einen Verkehr unter die Völker der Gangesländer, welcher die Veranlassung zu der Richtung fast aller ihrer öffentlichen Angelegenheiten, Handelsverhältnisse, Haushaltungsgeschäfte und ihrer täglichen Gebräuche ist. Der Kranke sucht Genesung im Gangesbade, und der Gesunde sorgt dafür, dafs womöglich seine Asche nach dem Tode in den Strom gestreut werde. Gangeswasser wird in allen indischen Gerichtshöfen benutzt, darauf den Eid zu schwören, wie bei den Mohammedanern der Koran. Die Ufer des Ganges, mehrere Hunderte von Meilen entlang, sind bei Sonnenauf- und Untergang von vielen Tausenden von Menschen belebt, voll betender Brahmanen und voll waschenden, sich entsühnenden Volkes von beiderlei Geschlecht. Gangeswasser ist in allen Tempeln und Pagoden des Landes das kostbarste Opfer, das gebracht werden kann, ja in manchen derselben darf zum Tempeldienste nur solches gebraucht werden. Zu den berühmtesten Wallfahrts- und Badestätten des Ganges gehören Allahabad, Hardwar und Benares. In erstgenanntem Orte trägt die Pilgerabgabe dem Gouverneur ein jährliches Einkommen von 100 000 Mark ein. In Hardwar vereinigen sich, wie bei allen Pilgerfahrten (z. B. den Mekka-Karawanen), grofse Handelsgeschäfte; die Messe von Hardwar ist eine der wichtigsten für Oberindien, weil hier die Geschäfte zwischen dem Duab, Behar, Lahore, Multan, Sindh und den indischen Alpenländern betrieben werden. Es versammeln sich zu jener Zeit, nach Berechnung der Zollabgaben an $2^1/_2$ Millionen Menschen, und für Käufer und Verkäufer ist alles im Überfluls zu haben. Benares endlich ist als der uralte Sitz der Brahmanenschulen der heiligste Ort der Hindu; es ist für sie, was Mekka für die Moslemin: der Ort, wo alle Sünden vergeben werden können. Breite steinerne Treppen bedecken weithin das Ufer des heiligen Flusses. Das sind die Ghat, Badeplätze, mit Wohnungen für Priester wie für reiche Hindu, zur Selbstbenutzung und zur Aufnahme der Pilger bestimmt, in Verbindung stehend. Die Stufen der Ghat sind mit Hindu aller Kasten, von allen Farben, aus den verschiedensten Teilen Indiens zahlreich besetzt. Mit dem ersten Morgengrauen füllt sich schon das Ufer mit den Frauen der heiligen Stadt. Später ändert sich die Szene und wird nun immer mannigfacher und belebter, je mehr der Tag vorrückt. An geeigneten Stellen sitzen Brahmanen, einen Vorrat von mancherlei Büchsen, Töpfchen, Farben, Brussogras, Santelholzpulver, Santelöl und was der Dinge mehr sind, die der Luxus ersonnen, neben sich ausgekramt. Mit ehrfurchtsvollem Grufse naht sich dieser oder jener Badende einem jener Brahmanen, legt einige Pais hin und empfängt die Farbe, die ihm nötig dünkt, um sich das Zeichen seines Glaubens auf die Stirn zu malen. Hier ziert sich ein Anhänger des Wischnu nach dem Bad, bald mit horizontalen, bald mit vertikalen Strichen, bald mit runden Punkten in gelber oder roter Farbe: dort bemalt sich ein Anhänger des Schiwa mit einem

Festlicher Aufzug der Hindu.

Boston Public Library.

vertikalen Striche oder mit einem Dreizack in Rot oder Weifs. Hoffnung beseligt alle. ewiger Lohn erwartet den Guten. Strafe den Bösen. Jene werden zum Jama kommen. auf reizenden Pfaden unter dem Schatten duftender Bäume wandeln. zwischen Strömen. bedeckt von Lotos. leben. und mit Blumen überschüttet sein; dabei ertönt die Luft von den Hymnen der Seligen und dem melodischen Gesange der Engel. Aber der Weg der Bösen ist auf schmalem Pfade durch Finsternis. bald über brennenden Sand. bald über scharfe Steine. die mit jedem Schritt ihre Füfse zerfleischen; sie sind nackt. von Durst gequält. mit Blut und Schmutz bedeckt und übergossen mit heifser Asche und brennenden Kohlen. Von den schreckhaftesten Erscheinungen beunruhigt. erfüllen sie die Luft mit ihrem Klagegeschrei.

Der Gottesdienst der Hindu in den Pagoden. deren fast jedes Dorf eine hat. wird von den Brahmanen verrichtet. Der tägliche Kultus besteht darin. dafs die Götterbilder gebadet oder gewaschen. gesalbt und bekleidet werden. während vor den Bildern Lampen brennen. und die Götterdienerinnen. Deva Dâsis. unter feierlicher Musik ihre Tänze aufführen und das Lob der Götter singen. während andere denselben Kränze flechten und die Altäre verzieren. Das Volk bringt den Göttern Opfer an Milch. Honig. Bananen und anderen Früchten. Kokosöl. Zucker. Reis. Korn. Gemüse. Blumen. Spezereien. auch Geld dar.

Ein strenger Brahmane bedarf täglich vier Stunden. um alle seine Ceremonien zu verrichten. aber ist er mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt. dann kann er in einer halben Stunde seine religiösen Pflichten erfüllen. Der Mann einer niedrigen Kaste begnügt sich. während des Badens den Namen seines Gottes wiederholt anzurufen.

Unter den vielen Festen. welche den mancherlei Gottheiten zu Ehren gefeiert werden. nimmt das weitberühmte und vielgenannte Wagenfest zu Dschaggernat in Orissa eine der ersten Stellen ein. Der Götze sitzt in der Pagode auf einem Throne zwischen seinem Bruder und seiner Schwester; er ist aus einem grofsen Holzblock geschnitzt und hat ein fürchterliches. grofses. schwarzbemaltes Gesicht. Seine Arme sind von Gold. sein Anzug ist prachtvoll; die beiden anderen Götzen sind von weifser und gelber Farbe. Diese Götzen werden auf einem 25 m hohen Wagen an den Tagen des grofsen jährlichen Festes von Menschen mit Stricken in grofsem Gepränge durch die Strafsen gezogen. und oft werden die Räder von dem Blute der Büfsenden beiderlei Geschlechtes gerötet. welche sich unter denselben zerquetschen lassen. um schnell und sicher in Bramahs Himmel zu kommen.

Eine besondere Menschenklasse bilden die Büfser und Fakirs. auch Mum genannt. In glühender Sonne zwischen fünf Feuern sitzen. Winters im kalten Wasser liegen. tagelang auf den Zehenspitzen stehen. fast nichts und nur das Elendeste essen bis zum Hungertode. sich den Krokodilen im Ganges entgegenwerfen. sich verbrennen. vom Felsen stürzen. den Rücken mit einem eisernen Haken durchbohren. sich von einem grofsen Rade schwingen lassen. mit Stacheln in den Füfsen Reisen machen. jahrelang still sitzen und dabei auf die Nasenspitze blicken u. s. w. sind die heiligen Mittel. welche ihnen die Seligkeit verschaffen.

Die eigentlichen indischen Büfser heifsen Tapasrinas. Der eine mifst den Weg von Benares bis Dschaggernat mit seinem Körper. indem er sich der Länge nach auf die Erde wirft. dann aufsteht und sich wieder niederwirft: ein anderer wälzt sich Tag für Tag um einen Felsen herum. der eine Meile im Umfange hat: ein dritter läfst die Nägel durch die geballten Hände wachsen: wieder einem fällt es ein. seine ganze Lebenszeit in einem eisernen Käfige zuzubringen oder sich mit schweren Ketten behängen zu lassen u. s. w.

Manche dieser Büfsenden mögen wohl nur religiöse Triebfedern leiten: viele von ihnen aber sammeln sich unter der Maske der Demut und Heiligkeit Schätze.

So wie das religiöse Leben der Hindu dem Geiste der Europäer fern liegt. so nicht minder ihre gesellschaftliche Sonderung in Klassen oder Kasten. Brahma schuf vier Arten von Menschen: die Brahmanen aus seinem Haupte. die Menschheit zu leiten und zu belehren: die

Kschatryia aus seinem Arme, dieselbe zu verteidigen und zu schützen; die Waisy aus seinem Leibe, sie zu ernähren und zu erhalten, und die Sudrah und — Weiber aus seinen Füfsen, den übrigen zu dienen. Der Brahmane ist das erste aller geschaffenen Wesen; die Welt und alles, was in ihr ist, gehört ihm. Durch ihn erst erfreuen sich andere Sterbliche ihres Lebens, denn seine Verwünschungen können Könige vernichten: daher soll auch ein Brahmane mit mehr Achtung als ein König behandelt werden. Sein Leben und sein Besitztum sind durch strenge Gesetze in dieser Welt und durch Drohungen der furchtbarsten Strafen in der jenseitigen geschützt. Seine Jugend soll in Entsagung ausschliefslich dem Studium der Weda gewidmet sein; gehorsam und dienend dem Lehrer, soll er sich den Unterhalt von Thür zu Thür erbetteln.

Im zweiten Lebensabschnitte finden wir ihn mit seiner Familie und seinen Kindern den gewöhnlichen Pflichten eines Brahmanen obliegen. Als solcher ist es ihm Pflicht, die Weda zu lesen und zu lehren, zu opfern und zu beten, Almosen zu spenden und zu empfangen;

Hindu. Typen aus dem Volke.

aber er darf keine Dienste annehmen, soll auf alle Lebensfreuden, auf Musik, Gesang, Tanz, Spiel u. s. w. verzichten, und weltliche Genüsse und Ehren meiden wie das Gift. Selbst sein äufseres Wesen und seine Kleidung sind streng vorgeschrieben: offen und bescheiden, rein und züchtig, leidenschaftslos, Haar und Bart verschnitten, sein Gewand weifs, sein Körper rein, soll er mit einem Stabe und den Weda in den Händen und mit glänzend goldenen Ringen in den Ohren erscheinen. Hat er die Schriften gelesen, einen Sohn auferzogen und die heiligen Opfer erfüllt, so ist ihm erlaubt, alles seinem Sohne anzuvertrauen und in seinem Hause als Schiedsrichter zu leben.

Sein dritter Lebensabschnitt ist der mühevollste. Bekleidet mit dem Fell einer schwarzen Antilope oder mit Blättern, mit herabhängendem Haare und langen Nägeln, soll er auf der blofsen Erde, in keiner Behausung schlafen, ohne Feuer, nur von Wurzeln und Früchten leben, dabei streng allen religiösen Pflichten nachgehen. Endlich beschliefst er sein Leben in Selbstbeschauung und in Betrachtungen über die Gottheit, und haucht seine Seele aus, wie der Vogel voll Lust den Zweig eines Baumes verläfst.

Die Brahmanen haben die Religion zu einem der scheufslichsten und unsinnigsten Mittel der Ausbeutung und Gelderpressung gemacht und sind dadurch eine wahre Landplage für das Volk geworden. Seit Jahrhunderten haben sie von Generation zu Generation mehr und mehr Land an sich. in ihre tote Hand. gebracht und lassen nichts davon wieder fahren. Schon die alten Gesetze empfehlen den Fürsten. noch vor ihrem Tode ihr persönliches Eigentum den Brahmanen zu vermachen: und sie bedrohen jeden. welcher letzteren ein Stück Land wegnehme. mit einer unflätigen Strafe. Er soll nämlich 60 000 Jahre im Leibe eines von Exkrementen lebenden Wurmes verbleiben. Die Könige. die in die Swarga. die Wohnung der Seligen. kommen wollten. liefsen sich von den Brahmanen einschüchtern und bethören; jeder gab diesen habsüchtigen Harpyen Land.

Die Brahmanen verlangen und erhalten grofse Summen. um Eltern oder Verwandte aus der Naraka. dem Aufenthalte der Verworfenen zu ziehen und ihn in die Swarga zu befördern.

Sie verkaufen Gangeswasser oder sonstige heiligen Wasser. die alle Krankheiten heilen. Gebete und Amulette. die vor dem Rakchasa (bösen Geist) schützen. Stirbt einer in einem bestimmten Monate. Semester oder Jahre. so haben sie Gebete. die geraden Weges in die Swarga bringen. und zwar zu verschiedenen Preisen je nach der Dauer der für diese Erlösungsgebete nötigen Zeit. Besonders den auf dem Totenbette liegenden Hindu erschrecken und bedrohen sie mit den Rakchasas. Nagas. Suparnas und anderen Dämonen. während sie andererseits das Glück der Swarga zeigen. um reichliche Schenkungen zu erzielen.

Für die Begräbnisceremonien haben die Brahmanen einen Tarif. der von $^1/_2$ Rupie bis zu mehreren Tausenden steigt. Die unendlich langen Ceremonien bis zur Leichenverbrennung. die Mentrams. Räucherungen und Reinigungen werden noch bis zum neunten Tage nachher täglich wiederholt. jedesmal mit neuen Kosten. Andere Ceremonien finden am 10., 11. und 12. Tage statt und müssen an dreizehn verschiedenen Tagen des Jahres erneuert werden. Bei allen diesen Feierlichkeiten leben die Brahmanen auf Kosten der Erben: so dafs. wenn man die Zahl der Gestorbenen und die bei den Ceremonien fungierenden Brahmanen. sowie die Geschenke an Geld. Früchten. Reis. Kühen u. s. w. zusammenrechnet. sich herausstellt. dafs diese Leute mit ihren Familien das ganze Jahr hindurch für ihren Lebensunterhalt nicht zu sorgen brauchen.

Unter den übrigen Erfindungen der Brahmanen zur Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der Hindu ist das Aswamedha oder Pferdeopfer. auch Ekiam genannt. eine der merkwürdigsten. Seit Jahrhunderten geschieht das Pferdeopfer nicht mehr durch Schlachten des Thieres selbst. sondern die Brahmanen vollziehen es jeden Morgen. indem sie eine in Safran gekochte Figur aus Reis darbringen. in der bei allen Hindu noch ungeschwächt lebenden Überzeugung. durch die reinigende Kraft dieses Opfers im künftigen Leben einen den Göttern ähnlichen Rang zu erlangen.

Die Wanaprasta (Einsiedler) allein haben die alte Form des Thieropfers beibehalten und verstehen es zu ihrem materiellen Vorteile in der schlauesten Weise auszubeuten.

Ein solcher Wanaprasta läfst sich gewöhnlich an einem Kreuzwege im Walde. wo viele Leute vorüberziehen. nieder. Er hat einen magern Bock bei sich. der ihm schon seit Jahren zu dem blofs figürlich vorgenommenen Opfer dient. Aus einigen Holzstücken und Dielen macht er einen unförmlichen Altar. neben welchem der Bock an einen Pfahl gebunden steht. Hierauf beginnt er aus Leibeskräften zu brüllen:

Bo! bo! swaha! aswamedha! d. h. Eilt herbei! Eilt herbei zum Opfer für das Aswamedha! Jedes Wort begleitet ein Schlag auf dem Tamtam (Metallscheibe). welchen ein Pandaron (Pagodenbettler) taktmäfsig bearbeitet.

Soweit dieser Ruf gehört wird. mufs jeder Hindu. wessen Ranges oder Standes er auch sei. alles bei Seite setzen und herbeieilen. sollte er auch seine Reise unterbrechen oder seinen sterbenden Vater im Stiche lassen. und zwar unter der Strafe. einige Millionen Jahre in der Naraka und ebenso lange durch zahllose Seelenwanderungen in dem Körper der niedrigsten

Thiere zubringen zu müssen. Nun ist aber das Aswamedha oft eine wahre Ausplünderung, denn sie müssen dem Wanaprasta an Geld und Lebensmitteln so viel geben, als derselbe, so lange das Opfer dauert, d. h. zwei bis acht Tage lang, verlangt. Erfährt ein Hindu zufällig, dafs sich ein solcher Einsiedler in der Nähe befindet, so macht er oft meilenweite Umwege, um ihn zu vermeiden und seinen Ruf nicht zu hören, denn trotz seines Wahnglaubens sucht er doch gern sein bifschen Habe zu retten.

Der zweiten Kaste, den Kschatryia, liegt die Verwaltung der Gerechtigkeitspflege nebst Besorgung aller bürgerlichen und kriegerischen Angelegenheiten des Staates ob. Aus dieser Klasse der Richter und Soldaten werden die Könige und Fürsten genommen.

Die Beschäftigungen der Waisy sind Ackerbau und Handel, auf die Sudrah fallen alle niederen Beschäftigungen des gemeinen Lebens. Aufser diesen vier grofsen Hauptkasten besteht noch eine fünfte, die der Burrun-Schunker, welche alle Handwerke umschliefst und wieder in so viel abgesonderte Kasten (Zünfte) zerfällt, als es Gewerbe und Handwerke giebt.

Hindumädchen.

Endlich sei noch einer Klasse, der Chandala, oder, wie sie gewöhnlicher heifsen, der Pariah erwähnt. Wer mit Leuten dieser Kaste essen, oder Lebensmittel, die sie bereitet, berühren, oder Wasser trinken wollte, das sie geschöpft haben, wer einen Fufs in ihr Haus setzen oder ihnen erlauben wollte, das seinige zu betreten, der würde sich der Ausschliefsung aus seiner Kaste aussetzen. Die Zahl der Pariah wächst nicht nur durch ihre eigene Nachkommenschaft an, von welcher keiner jemals in eine andere Kaste übertreten kann, sondern auch durch die aus den übrigen Kasten Ausgestofsenen.

Aufser diesen erwähnten vier Hauptkasten giebt es noch sechsunddreifsig vermischte Kasten, deren nähere Beschreibung wohl kaum der Mühe wert ist.

Um diese künstliche Einteilung der menschlichen Gesellschaft in Kraft zu erhalten, war es den hindustanischen Gesetzgebern unumgänglich nötig, jeder Klasse ihre eigenen und angemessenen Vorrechte zu erteilen. Sie mufsten deshalb auch in ihrem Kriminalkodex eine grofse Verschiedenheit von Strafen für das nämliche Verbrechen anführen, je nach Rang und Lage des Verbrechers:

dasselbe Verbrechen. Was ein Sudrah mit dem Leben bezahlen mufs, wird am Brahmanen mit einer leichten Geldstrafe gesühnt, und doch beklagt sich das Volk nicht über diese Ungleichheit des Gesetzes, obgleich ein armer leidender Sudrah vielleicht still für sich wünschen mag, in einer höheren Kaste geboren zu sein.

Beim Hindu tritt der Geist der Kaste in alle Lebensverhältnisse bestimmend ein: er ist viel mächtiger als das Band der Familie, welches ihm gegenüber fast ganz verschwindet. Der Mann hat Frau und Kinder recht gern, aber seine Neigungen werden durch das Gebot der Kaste bestimmt. Es kann jemand aus vielerlei Ursachen aus der Familie verstofsen werden, namentlich wenn er gewisse Vorschriften der Religion verletzt. Ausgestofsen wird auch ein weibliches Wesen höherer Kaste, das mit einem Manne aus einer tiefer stehenden Kaste vertrauten Umgang gehabt hat. Die Brahmanen wie die Sudrah, ja selbst die Pariah sind in eine Menge von Unterkasten geschieden, und kein Mitglied einer solchen darf mit jemand aus einer anderen Unterkaste gemeinschaftlich essen oder sich verheiraten. So ist alles zerrissen und zerklüftet. Einer, der seine Kaste verloren hat, d. h. aus derselben verstofsen worden ist, verliert jede Gemeinschaft mit seinen Verwandten: seine Frau wird als Witwe betrachtet, die Kinder gelten für Waisen: niemand kümmert sich mehr um ihn, er ist hilflos und verlassen, ist für seine früheren Angehörigen nicht mehr da.

Der Europäer wird dem Pariah gleichgestellt, weil er Rindfleisch ifst. Die Brahmanen geben ihm wohl eine Hand, nehmen aber, sobald sie nach Hause kommen, sofort eine Abwaschung vor, um sich von der Besudelung, welche sie erfahren haben, zu reinigen. Genügt doch schon der blofse Blick, welchen ein Pariah auf irgend einen Gegenstand wirft, diesen zu verunreinigen.

Im Dekhan bestehen die Dörfer aus zwei Abteilungen, welche durch einen Zwischenraum von einander abgesondert sind. Die eine ist für Leute bestimmt, welche Kaste haben, die andere, von einem Dornenzaun umgeben, für solche, die ohne Kaste sind. Die letzteren dürfen nicht in die Strafsen der ersten Abteilung kommen, wenn sie keine ausdrückliche Erlaubnis dazu erhalten haben, und dürfen Wasser nur aus solchen Brunnen schöpfen, welche man ihnen angewiesen hat. Es giebt aber auch Ortschaften, wo die Pariah gar keinen Brunnen haben, und dort stellen sie ihre Krüge neben den Brunnen der Kastenleute und warten ruhig, bis man ihnen dieselben gefüllt hat. Das Wasserholen wird stets von Frauen besorgt.

Leute aus höheren Kasten geben den Pariah manchmal Geschenke, die jedoch nicht überreicht, sondern auf die Erde niedergelegt werden. So vermeidet man die Verunreinigung. Nie wird ein Mann von Kaste etwas aus der Hand eines Pariah annehmen.

Das Vorurteil, welches in Indien, man kann wohl sagen, das ganze Leben durchdringt und beherrscht, ist schuld, dafs sich kein homogenes Volk bilden konnte, und dafs überall Gegensätze zu Tage treten, für welche sich keine Ausgleichung finden läfst; alles ist geteilt und zerspalten, und deshalb wurde es den Ausländern so leicht, ein Land zu beherrschen, dessen Volksmenge sich auf zweihundert Millionen Köpfe beläuft.

Jede Kaste hält mit Eifersucht auf ihre Vorrechte und nicht selten ist blutiger Streit entstanden, wenn eine Kaste sich gegen einen hergebrachten Brauch auflehnte. Als einmal eine niedrige Kaste sich zu der frevelhaften Anmafsung verstieg, Pantoffeln von einer Form zu tragen, welche sich nicht für sie gebührte, entstand eine blutige Fehde, und ein Gleiches geschah, als die Priester einer solchen Kaste bei ihren gottesdienstlichen Feierlichkeiten musikalische Instrumente anwenden wollten, mit denen bislang nur für Götter höheren Ranges Musik gemacht worden war! — In der Unterhaltung mufs man sehr vorsichtig sein: auch den Mohammedaner, geschweige denn den Hindu, darf man nicht nach dem Befinden seiner Frau oder auch seiner Tochter fragen. Kommt die Rede etwa auf das oder jenes Mifsgeschick, oder auf irgend ein glückliches Ereignis, dann mufs man sich wohl in acht nehmen vor Ausdrücken, an welche er irgend einen

Eine indische Bajadere.

Aberglauben knüpfen könnte, z. B. über irgend einen Zauber, von welchem er sich bedroht glaubt. Es wäre unhöflich und beleidigend, mit der linken Hand zu grüfsen, Speisen und Getränke zum Munde zu führen, denn sie ist unrein und darf nur bei Abwaschungen verwandt werden.

Der Europäer grüfst und bezeigt Respekt, wenn er seinen Hut abnimmt; beim Hindu dagegen wäre ein Abnehmen des Turbans etwas Unehrerbietiges. Wenn er in ein Haus tritt, behält er den Turban auf dem Kopfe, legt aber die Fufsbekleidung ab, und das ist auch ganz verständig. Auf dem Fufsboden liegt eine Matte und oft auch ein Stück weifsen Zeuges: auf diesem nimmt der Mann mit untergeschlagenen Beinen Platz und lehnt sich mit dem Rücken an einige Kissen oder Polster. In den Gemächern sind Schuhe ganz überflüssig.

Wer einen Besuch macht, darf sich erst entfernen, wenn man ihn verabschiedet. Der Hindu nimmt an, dafs der Freund, welcher zu ihm kam, nicht gedrängt sei mit der Zeit; der Wirt dagegen hat möglicherweise Geschäfte, die sich nicht aufschieben lassen; wenn das der Fall ist, sagt er: «Besuche mich doch recht oft», oder «Vergifs nicht, dafs Du mir allezeit willkommen bist.» Beim Abschiede reicht dann der Wirt eine Blume oder eine Frucht; Betel wird bei jedem Besuche angeboten.

Jedermann kauet Betel. In heifsen Ländern, wo die Menschen sich nicht viel körperliche Bewegung machen, ist der Magen träge, und man kann nicht die Speisen geniefsen, welche für kältere Klimate passen, auch ifst man weniger. Die Pflanzenkost, auf welche der Hindu sich fast ausschliefslich angewiesen sieht, ist nicht reich an Stickstoff, und sie würde im Magen unbequeme Gase erzeugen, wenn man dagegen nicht ein alkalisches Reizmittel anwendete. Das ist eben die Arekanufs, welche man mit etwas Kalk und Betelblatt geniefst. Dieser «Siri» färbt Lippen und Zunge rot, ist nachteilig für die Zähne, befördert aber ganz entschieden die Verdauung. Übrigens wird auch Tabak geraucht; man umwickelt ihn mit einem grünen Blatt und raucht ihn als Zigarre. Aufserdem sind auch Hukahs, lange Pfeifen, im Gebrauch, und Nargilehs, Wasserpfeifen nach persischer Art.

Der Hindu ist im Essen sehr mäfsig und seine Mahlzeit von kurzer Dauer. Das Hauptnahrungsmittel ist Reis in Wasser gekocht und mit einer Zuthat von Karry (Curry), der auf verschiedene Weise bereitet wird, z. B. aus einem Gemisch von Kräutern, Ghi, d. h. flüssiger Butter, Safran und verschiedenen Gewürzen. Eier oder Milch werden auch manchmal genossen, Fische nicht häufig, dazu kommen Mehlkuchen, Bananen, Brotfrucht und andere Früchte. Daraus besteht morgens wie abends die Nahrung der Reichen und Armen. Statt der Teller und Schüsseln hat man Bananenblätter, statt des Löffels oder der Gabel bedient man sich der rechten Hand, und das Fleisch wird nicht mit einem Messer zerlegt, sondern mit den Zähnen zerrissen.

Häufig sieht man Hindu abseits von den Wegen sitzen und mit unruhigen Blicken um sich schauen, als verrichteten sie eine lichtscheue Handlung. Das sind Leute, die ihre Mahlzeit einnehmen. Nach ihrer religiösen Überzeugung darf es von niemandem gesehen werden, wie sie mit der rechten Hand (die linke ist unrein) die kleinen Reiskugeln, die sie vorher selbst geknetet haben, mit grofser Geschicklichkeit sich in den Mund werfen. Die Berührung ihrer Finger mit dem Speichel würde eine abscheuliche Verunreinigung sein. Nach dem frugalen Mahle schöpfen sie Wasser in einem kupfernen Töpfchen, welches sie stets bei sich tragen, und giefsen es sich in den Mund, ohne dafs die Lippen das Gefäfs berühren dürfen. Der geringste Verstofs gegen diese Gebräuche wird von ihnen nicht blofs als eine grobe Unschicklichkeit, sondern auch als eine ungeheure Sünde angesehen, wovon nur die verwickeltsten Bufsen und Reinigungen frei machen können. Deshalb ist es auch ein Hauptgrund der Verachtung, die jeder gläubige Hindu gegen den Europäer hegt, dafs er denselben täglich ohne Gewissensbisse Vorschriften verletzen sieht, die er von Kindesbeinen an zu achten gelernt hat, und die er selbst in Lebensgefahr nicht überschreiten würde. Diese Verachtung ist aber ein Haupthindernis des geistigen Fortschritts, der Aneignung der europäischen Kultur.

Der Hindu trinkt fast nur Wasser und nur dann und wann Palmenbranntwein, Arak. Arak und Rum sucht er zu mildern durch Zusätze von Wasser, Thee, Zucker und Zitronen, woher unser Punsch seinen Ursprung hat, denn fünf Elemente (pantscha — fünf) gehören dazu.

Infolge ihres Glaubens an die Seelenwanderung achten die Hindu das tierische Leben selbst im Ungeziefer, welches sie plagt, in der Schlange und im Tiger, die jedes Jahr Tausende von ihnen töten. Sie rühren deshalb kein Tierfleisch an. Nach dem Morde eines Brahmanen ist die Tötung eines Ochsen das gröfste Verbrechen. Derselbe Glaube hat auch die mildthätige Sekte der Jaïnas bestimmt, an verschiedenen Orten des Reichs Tierhospitäler einzurichten. In Bombay umfafst das Tierhospital, dessen übler Geruch die ganze Gegend verpestet, mit seinen zahlreichen Ställen und Höfen einen Raum von 2000 Quadratmetern. Man betritt zuerst einen von Schuppen umgebenen Hof, in welchem sich die invaliden Ochsen, Kühe, Pferde, Schafe, Esel, Hunde und Katzen im merkwürdigsten Durcheinander befinden. Hier kommt ein altes Pferd mit einer grofsen Binde um den Kopf, dort ein Ochse mit einem Lichtschirm über den Augen, oder ein Esel mit verbundenem Beine, eine hinkende Kuh, ein halblahmer Hund; andere liegen auf frisches Stroh gebettet, es sind die Ganzlahmen, Blinden und Greise. Überall gehen Diener umher, welche die Tiere pflegen, reinigen und mit Nahrung versehen.

Man gelangt hierauf in den Hof der zweibeinigen Tiere. In diesem Tierparadiese können alte Raben, und kahle, schäbig aussehende Geier, die alle Verbrechen begangen haben, friedlich ihr Leben beschliefsen. Blinde Enten, uralte Spatzen, hinkende Hühner und federlose Falken sitzen hier einträchtig in derselben Ecke und harren des Augenblicks, wo ihre Seele den altersschwachen Leib verläfst, und eine neue Wanderung antritt.

In anderen Abteilungen dieser Arche sieht man Ratten und Mäuse, Schlangen und Insekten und besonders viele vor Alter blödsinnig gewordene Affen.

Die frommen Hindu schicken nicht blofs Invaliden in dieses Spital, sie kaufen auch von den Fleischern zu demselben Zwecke Ochsen und Schafe. Nicht selten befinden sich mehr als 2000 Ochsen und 500 Schafe dort in Pension.

Die Anstalt, welche eine Menge Diener und der Tierarznei kundige Wärter unterhält, hat sogar Nebenanstalten auf dem Lande, für Tiere, welche Luftkuren gebrauchen müssen. Die durch Privatwohlthätigkeit bestrittenen Kosten dieser Spitäler betragen jährlich über 200 000 Mark.

Die Kleidung der Hindu besteht meist aus zwei Stücken Baumwollenzeug: das eine, Dhoti genannt, wird um die Hüften, das andere, Tamah, um die Schultern geschlungen, und beide durch einen Gürtel um die Hüften zusammengehalten. Unter dem letzteren bedeckt den Oberkörper eine Art Hemd, an den Füfsen werden Sandalen oder hinten offene Schuhe getragen. Bei fast gleichem Schnitt zeichnen sich Vornehmere nur durch gröfsere Pracht aus, tragen wohl auch eine leichte Jacke und weite, bis zu den Knöcheln herabgehende Beinkleider. Die Frauen lieben besonders den Schmuck, und durchflechten ihr herrliches, langes schwarzes Haar mit Perlenschnüren, Blumen und anderem Zierat: vornehme Mädchen haben an ihren Knöchelspangen noch kleine Glöckchen, welche klingeln. Fingerspitzen und Nägel werden von ihnen orange, die Augenbrauen und Wimpern glänzend schwarz gefärbt.

In einigen Provinzen ist das Tätowieren Sitte, ebenso das Rotfärben der Hände und Füfse nach innen, auch werden die Zähne manchmal geschwärzt.

Bei Bestattung der Hinduleichen herrschen verschiedene Gebräuche. In einigen Gegenden werden dieselben in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen begraben: in anderen wird die Leiche mit wohlriechendem Wasser gewaschen, mit Blumen bedeckt und unter Trauermusik nach dem Scheiterhaufen geführt. Bei einigen Stämmen werden die Toten zur Schau ausgestellt und das Gesicht mit rotem Pulver bestreut. Grabmäler werden selten errichtet, und wenn es geschieht, bezeichnen sie immer die Ruhestätte eines ausgezeichneten Kriegers oder einer Witwe, welche ihrem Manne in den Tod folgte.

Bei den Leichenverbrennungen zeigen die Leute nicht die geringste Betrübnis oder Sammlung: die einen spalten Holz oder stellen den Scheiterhaufen zusammen, die anderen sitzen oben auf der Mauer, blasen in ihre Instrumente, oder heulen — lachend — ein Grablied. Die Scheiterhaufen sind reihenweise aufgestellt: auf der einen Seite sitzt ein Holzhändler, der Material dazu verkauft, auf der andern liegen mit fratzenhaft aussehenden Gesichtern die Leichen, die der Reihe nach verbrannt werden sollen. Mitten in diesem Lärm und abscheulichem Rauche treiben sich Kinder umher, welche zum Spiel Schädel und Knochen, Überbleibsel früherer Verbrennungen, in das Meer werfen.

Ist der Scheiterhaufen fertig, so legen die Verwandten den Leichnam darauf und bedecken ihn mit Holz. Hierauf tritt der älteste Sohn oder nächste Verwandte des Verblichenen heran; er schlägt sich unter lautem Jammergeschrei auf die Brust, ergreift einen Feuerbrand und zündet den Scheiterhaufen an. Sobald die Flamme in die Höhe steigt, nähern sich die Verwandten und gieſsen Öl hinein. Bald erscheint der Leichnam als eine glühende Masse inmitten des brennenden Holzstoſses. In diesem Augenblick ergreift der Hauptleidtragende, wenn der Verstorbene ein Brahmane ist, eine eiserne Keule und zerschmettert mit einem einzigen Schlage den Schädel, um der Seele das Entweichen zu gestatten. Nach Vollbringung dieser letzten Pflicht, geht er zu den übrigen, welche oben rund herum auf der Mauer sitzen, ruhig über ihre Geschäfte plaudern und ihre Hukah dabei rauchen. Wenn Holzstoſs und Leiche zu Asche verbrannt sind, so begieſst man den Platz und wirft die etwa übrig gebliebenen Gebeine in einen Winkel oder in die See.

Mit Ausnahme des nackten und scheuſslichen Leichnams auf dem Scheiterhaufen hat die Ceremonie nichts Abstoſsendes, nur muſs man seine Geruchsorgane auſser dem Bereiche des Rauches halten.

Die Sattis, oder das Verbrennen der Frauen nach dem Tode ihrer Männer ist ein uralter Gebrauch in Indien, obwohl in Menu's Gesetz dessen nicht gedacht wird; aber Diodorus giebt uns eine Beschreibung davon, welche noch heute passen würde. Obgleich die Briten niemals den religiösen Gebräuchen der Hindu hindernd entgegentreten, so gestatten sie doch weder die Sattis, noch das Rädern unter dem geheiligten Wagen von Dschaggarnat, in den von ihnen beherrschten Ländern, und nach den Versicherungen unterrichteter Männer soll, insofern eine Kontrole möglich ist, in den letzten zehn Jahren in Bengalen und in der Präsidentschaft Bombay keine Satti mehr vorgekommen sein; denn südlich des Kishnaflusses findet diese grausame Sitte überhaupt nicht statt. Selbst die Angehörigen suchen das Verbrennen der Witwen zu hintertreiben, und bei Familien hohen Ranges übernimmt der Landesfürst in Person die Tröstungen. Während er bemüht ist, die Witwe von ihrem Vorhaben abzubringen, wird der Leichnam schleunigst hinweggebracht und verbrannt. In Bengalen ist es Sitte, den toten und lebenden Körper zusammen mit Stricken an einen Pfahl zu binden, und Bambusrohr so hoch herum aufzuschichten, daſs ein Entkommen unmöglich wird: die Witwe wird mit Musik in feierlicher Prozession von dem nächsten Verwandten ihres verstorbenen Gatten an einem Bande zum Scheiterhaufen geführt und ist begleitet von ihren Frauen und Angehörigen, wobei ihre männlichen Nachkommen vorangehen. In Orissa ist der Scheiterhaufen in einer Grube, in die sich die Gattin wirft, sobald die Flammen hoch auflodern: und im Dekhan sitzt die Frau auf dem Scheiterhaufen, mit dem Kopf des Ehegatten auf ihrem Schoſs, bis sie erstickt oder von dem herabfallenden schweren Holzdache, welches darüber angebracht ist, erdrückt wird. Wenn eine Frau beabsichtigt, sich mit ihrem verstorbenen Gatten zu verbrennen, so nimmt ihr Schmerz einen erhabenen Charakter an: sie vergieſst keine Thränen, sie erhebt kein Wehklagen, sie legt ihren Schleier ab und verbirgt sich nicht länger mehr vor dem Anblick der Männer. Der Gedanke, mit dem Geliebten in die seligen Gefilde des Jenseits vereint eingehen zu können, ja durch dieses Sühnopfer ihm den Weg dahin erleichtert und vorbereitet zu haben, giebt ihr die unglaubliche Kraft, sich einem solchen Märtyrertode zu weihen. Man hat Frauen in den Flammen

beten und die Hände ringen gesehen: andere stürzten sich, vom Schmerz überwältigt, aus der Feuerglut, wurden aber von den Umstehenden zurückgetrieben.

In der Zeit, wenn Gott Kanna (Sohn der Makia, d. i. Verführung, und Gemahl der Retty, d. i. der Neigung), der Freund des Frühlings, ein schöner schelmischer Jüngling, mit einem Bogen voll Blumen und von lieblichen tanzenden Nymphen umgeben, auf einem plappernden Papagei in kühlen Mondscheinnächten durch die Lüfte fliegt und seine Liebespfeile nach den Vorübergehenden abschiefst, leben die Hindu in den Rosenmonaten der Liebe.

Hinduweib.

Bekanntlich sind bei den Hindu sechs Arten von Heirat als gesetzlich anerkannt, von denen nur vier den Brahmanen gestattet sind; aber bei allen ist es Gesetz, dafs der Vater seine Tochter ohne irgend einen Anspruch weggeben soll. Zwei von diesen Heiratsformen sind der Soldatenkaste erlaubt, nämlich, wenn der Kschatryia sich des Mädchens nach dem Siege bemächtigt und sie gegen ihren Willen ehelicht: und wenn, ohne irgend eine Ceremonie, ein gegenseitiges Hingeben übereinstimmend stattfindet. Dagegen sind Heiraten verboten, wo der Vater ein eheliches Geschenk empfängt; oder, wenn die Frau durch Berauschung oder aus anderer Ursache, sich in einem solchen Zustande befindet, dafs sie für unfähig angesehen werden mufs, ihre Einwilligung zu der Verbindung geben zu können. Es gereicht zur Unehre, vom Schwiegersohne oder Schwager Mittel zum Lebensunterhalte anzunehmen. Die Männer können Frauen unter ihrer Kaste heiraten.

jedoch sollen Frauen höherer Kaste sich nicht mit Männern einer niedern Kaste verbinden. Im Mahabharata ist die Frau die Ehre der Familie, sie, welche die Kinder schenkt, ist der Lebensgeist des Mannes, seine Hälfte, seine beste Freundin und die Quelle alles Glücks. Die Frau mit der lieblichen Rede ist die Freundin in der Einsamkeit, die Mutter der Bedrückten und die Erquickung auf der Reise durch die Wüste des Lebens. Nach den Gesetzen des Menu sollen die Weiber von ihren Vätern, Brüdern und Männern geschätzt und geehrt werden, damit diese selbst glücklich sind: denn die Götter freuen sich, wenn man die Weiber ehrt.

Gewöhnlich werden die Mädchen mit dem achten, die Knaben mit dem zwölften Jahre verheiratet, wobei der Vater den Gatten seiner Kinder bestimmt; hat er diese Pflicht aber, drei Jahre nachdem das Mädchen mannbar ist, versäumt, so steht es dieser frei selbst zu wählen. Bei den höheren Kasten findet die Hochzeit unter vielen Ceremonien statt, bei den niederen werden die Hände der Braut und des Bräutigams einfach durch einen Halm geheiligten Grases verbunden. Wenn die Tochter eines Kschatryia einen Brahmanen heiratet, so hält sie einen Pfeil in ihrer Hand, die eines Waisy (Kaste der Kaufleute) eine Peitsche und die eines Sudrah (Kaste der Gewerbtreibenden), den Zipfel eines Mantels. Sobald die Braut sieben Schritte dem Bräutigam entgegengegangen ist, und beide einen besonders dazu bestimmten Text wiederholt haben, ist mit dem siebenten Schritte die Verbindung unauflösbar. Stirbt der junge Gatte, bevor er mit seiner Frau zusammen gelebt hat, so soll diese lebenslang Witwe bleiben, wenigstens nehmen die Hindu höherer Kaste Anstand, eine Frau zu heiraten, welche schon als Kind dem Witwenstande anheimfiel.

Mit grofsem Gepränge zieht der Bräutigam nach dem Hause seiner Braut, festlicher Empfang mit Musik und Tanz findet statt, mit Blumen und Lichtern sind die Räume geschmückt und eine Kuh wird scheinbar zum Opfer vorgeführt: aber der Bewerber bittet um ihr Leben, und auf sein Ansuchen erhält sie die Freiheit. Die Väter vornehmer Söhne pflegen die Bräute unbemittelter Eltern zu sich zu nehmen und unter ihrer Obhut erziehen zu lassen. Für die Bräute der Fürsten und deren Eltern, welche von einem anderen Lande kommen, wird zu dem Empfang ein besonderes Gebäude errichtet. Sobald die Ceremonien und die Feste vorüber sind, kehrt der junge Gatte heim, oder der Vater nimmt die Angetraute wieder mit sich, welche, sobald sie mannbar geworden ist, von dem Gatten unter grofser Feierlichkeit abgeholt wird. Bei den Aufzügen der Vornehmen gehen reichgeschmückte Elefanten voran, die Dienerschaft folgt festlich gekleidet, umgeben von Musikanten. Andere tragen Palmzweige, Blumen, bunte Papierlaternen und dergleichen mehr, und der reichgeschmückte Bräutigam schliefst, begleitet von seinen Verwandten, auf einem Elefanten oder Pferde den Zug. Schmuck aller Art, oft im Werte von einigen Tausend Rupien, ist die erste und vorzüglichste Gabe, welche er der Geliebten überbringt; denn die Religion gebietet dem Hindu, seine Gattin beständig mit Schmuck und schönen Kleidern zu versehen, damit sie in ihrer Einsamkeit sich seiner Liebe erinnere und Unterhaltung finde. Da die Ehe unauflösbar sein soll, und es dem Manne auch nur unter gewissen Umständen gestattet ist, eine zweite Frau zu nehmen, so erscheint es um so bemerkenswerter, dafs er sich von seiner Gattin gesetzlich trennen darf, wenn sie nach acht Jahren kinderlos bleibt, oder ihm nach elf Jahren keine weibliche Nachkommenschaft schenkt. Desgleichen ist die Frau verpflichtet, acht Jahre ihres Gatten zu harren, wenn er religiöser Zwecke halber sie verlassen hat, sechs Jahre, wenn Drang nach Weisheit oder Ruhm ihn in die Welt treibt, und drei, wenn Vergnügungen die Ursache seiner Abwesenheit sind.

Schon vor zwei Jahrtausenden waren Indiens feine Baumwollen- und Seidenzeuge hochberühmt. Auf der künstlichsten Maschine vermag der Europäer nicht die fast durchsichtigen, oft mit Gold durchwirkten Musseline oder die äufserst feinen Shawls aus dem zartesten Flaumenhaar der Kaschmirziege zu weben, welche der Hindu nicht selten in offenem Felde und mit dem einfachsten Weberstuhle, an einem Baume befestigt, in so unbegreiflicher Vollkommenheit hervor-

gehen läfst, dafs sie, sechs- und achtfach zusammengelegt, noch die Farbe der Haut durchscheinen lassen. Die Baumwollenweber in Bengalen nehmen sieben Sorten der Baumwolle an, die nur eine Hinduhand sortieren kann; ebenso aufserordentlich grofs ist die Verschiedenheit der Baumwollen- und Seidenzeuge, denn man zählt über einhundert vierundzwanzig Gattungen indischer Zeuge, von den feinsten Gazen und dem goldgeschmückten Atlas bis zu den bunten Spitzen und Kattunen, mit ihren grotesken Tier- und Pflanzenfiguren; auch diese kann nur die feine, geübte Hand des Hindu unterscheiden. Die Zeuge haben neben ihrer aufserordentlichen Feinheit eine glänzende, bleibende Weifse; die Tücher prangen in den prachtvollsten Farben und Zeichnungen.

Es ist für den Europäer höchst interessant, die Hindu bei ihren verschiedenen Handwerken thätig zu sehen. Am meisten Aufmerksamkeit verdienen die Buden mit Holzarbeiten und kupfernen Kunstgegenständen. Jedermann kennt die reizenden indischen Kästchen von Santelholz mit ihren feinen Skulpturen und farbenschillernden Rauten. Diese kleinen Meisterwerke verfertigen halbnackte Hindu; jeder Arbeiter hockt auf dem Boden und hält mit den Füfsen ein Santelholzbrettchen fest, welches er mit einem kleinen Stichel ziseliert. Die Möbel, die in ebenso einfacher Weise verfertigt werden, sind mit so überaus zarten Arabesken, mit so ungeheuerlichen Götter- und Tiergestalten, mit so anmutigem Blätterwerk bedeckt, dafs man der Versuchung, in den verlockenden Bazars einige zu kaufen, schwer widerstehen kann.

Sehr lohnend ist ein Gang durch die Bazare, in denen man neben allen möglichen europäischen Waren auch die Erzeugnisse des indischen Kunstfleifses, der einheimischen Betriebsamkeit aufgespeichert findet. Jede Provinz hat eine besondere Industrie, in welcher sie mehr oder weniger Tüchtiges leistet; aus Ceylon zum Beispiel kommen Ebenholzschnitzereien und gefafste Juwelen und Edelsteine; Kattack liefert Filigranarbeiten und Goldschmiedewaren; aus Vizaggapatam werden Schnitzereien in Hirsch- und Büffelhorn gebracht; Tritschinapalli schickt Metallketten; Pondichery Sessel aus Rattan und hölzerne Statuetten; Aurangabad Metallsachen, die mit Silber eingelegt sind. Auch Bombay hat seine Spezialität; dieselbe besteht in Möbeln von sogenanntem Blackwood mit feinem Schnitzwerke, das einer geklöppelten Spitze gleicht, aber die Formen sind zu schwer und machen deshalb keinen angenehmen Eindruck. Die Industrie der Stadt liefert ferner Kästchen, kleine Pulte und Büchsen aus wohlriechendem Santelholze, das mit Arabesken und Basreliefs verziert ist. Auch die Elfenbeinschnitzereien sind bemerkenswert.

Alle diese Artikel findet man in den Läden und Buden sowohl der Parsi wie der Banyanen.

Mit diesem Namen bezeichnet man bekanntlich im allgemeinen die indischen Kaufleute, welche in auswärtigen Ländern, z. B. in Arabien und an der Ostküste von Afrika, Handel treiben; in Bombay bilden sie eine einflufsreiche Klasse, zu welcher die Sekte der Bhatiyas oder Bhatias gehören. Letztere tragen einen hohen Turban, der vorn ein Horn hat und bekennen sich zur Dschainareligion. In bezug auf diese haben wir abweichende Angaben. Einige betrachten den Dschainismus als eine besondere Religion, andere sehen in ihm eine Abzweigung des Buddhismus. Die Zeit, in welcher derselbe entstand, ist unbekannt: wir wissen aber, dafs er in den Provinzen Guzerat und Maïssur bis in sehr frühe Zeiten hinaufreicht und dort auch jetzt noch eine nicht unbeträchtliche Verbreitung hat; doch zählt er auch in Bombay und in anderen Teilen Indiens eine beträchtliche Zahl von Anhängern. Die Buddhisten gehen nicht auf den Urquell aller Dinge zurück, sie fassen die Dinge nach ihrer wirklichen Reihenfolge auf und ihre Götter sind von anderer Art und Beschaffenheit als das höchste Wesen oder der Schöpfer, von welchem die Bekenner anderer Religionen sich eine Vorstellung zu machen suchen, und den sie als vorhanden annehmen. Die Dschainas glauben, dafs solch ein Schöpfer allerdings vorhanden sei, sind aber auch der festen Meinung, dafs es von seiten des Menschen eine grofse Albernheit wäre, ein so hochstehendes Wesen begreifen zu wollen; sie halten das, bei dem beschränkten Wesen des menschlichen Geistes, für ein Ding der Unmöglichkeit. Man gelangt aber zu Gott, wenn man

sich selber aufgiebt und ganz in dem göttlichen Glanze sich verliert. sich von demselben absorbieren läfst. Bei den Dschainas kann, wie bei den Buddhisten, ein Mensch von fleckenlosem Wandel und von vollendeter Tugend allwissend und unfehlbar werden. Die Buddhisten nehmen an, dafs seit Beginn der Jahrhunderte eine unzählige Menge von Buddhas vorhanden gewesen sei, dafs aber nur die vierundzwanzig letzten ihnen bekannt wären; ähnlich glauben die Dschainas an das Dasein von vierundzwanzig Tirthankars, welche ihnen für Reformatoren der Menschheit gelten; die beiden letzteren derselben sind Parasnath und Mahavira.

Gleich den Buddhisten mögen auch die Bhatias, und überhaupt die Dschainas, kein lebendiges Wesen töten, und ihre Priester enthalten sich der Fleischnahrung. Bevor sie Gebete an die heiligen Propheten richten, deren Lehre sie anhängen, kehren sie den Platz, auf welchen sie sich setzen, sorgfältig rein, damit nicht etwa irgend ein Insekt durch sie zu Schaden komme; auch nehmen sie dann einen Schleier vor den Mund, damit sie nicht etwa eine Fliege oder Mücke einatmen.

Am Abend fehlt es in Hindustan nicht an Natsches, das heifst Tänzen der Bajaderen. Bekanntlich ist der Tanz der Orientalen von dem unsern ganz verschieden, eine einfache Mimik, die oft von einem schleppenden, monotonen Gesange begleitet wird. Einige Männer schlagen auf Trommeln und Zimbeln und begleiten die Bewegungen der Tänzerinnen, während einige andere Bajaderen, die ruhig dastehen oder sitzen, den Takt mit den Händen schlagen und im Chor singen. Insgemein ist nur eine Tänzerin in Thätigkeit; sie stampft den Boden mit den Füfsen, die mit allerlei Schellen und Klappern behängt sind. Sie dreht sich um sich selbst und giebt sowohl ihren Armen wie dem ganzen übrigen Körper eine schwingende Bewegung.

Der Gesang besteht gewöhnlich in einem einfachen Rezitativ; während desselben stöfst die Bajadere dann und wann schrille Töne aus, welche sie, gleich einer Lerche, in die Luft schmettert. In Europa hat man soviel von der Grazie und vom Tanze der Bajaderen gelesen und gehört, und diese Mädchen sind so oftmals als bezaubernde Schönheiten hingestellt worden, dafs man gründlich enttäuscht ist, wenn man nun ihren Tanz selber sieht und diese Gesänge hört, denen all und jeder Wohlklang fehlt. Reich gekleidet sind diese Bajaderen allerdings und auch sehr anständig, viel anständiger als die Frauen, welche man auf den Strafsen sieht.

Wenn man übrigens den Tanz der Orientalen richtig würdigen will, so mufs man wohl erwägen, dafs in heifsen Ländern, wo Leib und Geist vor allem Ruhe haben wollen, Tanz und Ballet nach europäischer Weise und unsere Trompeten-, Trommel- und Paukenmusik übel angebracht wäre. Bei uns ist das Tanzvergnügen eine Art von Arbeit, die Bajadere hingegen hat keine Anstrengung und fühlt sich nicht ermüdet. Wenn man ihre Tänze öfter mit angesehen hat und sich in der Atmosphäre des Orients einigermafsen heimisch fühlt, sieht man ihnen gern zu. Man sitzt da, raucht seine Hukah (Tabakspfeife), bläst träumerisch den Rauch in die Luft und fühlt sich wohl.

Sprache, Körperbau und Hautfarbe haben es neuerdings aufser Zweifel gestellt, dafs die Zigeuner aus Indien und zwar aus Vorderindien, stammen.

Eine frühere Legende erzählte, die Jungfrau Maria sei mit dem Jesuskinde und ihrem Manne Josef zur Zeit der Kinderverfolgung des Herodes nach Ägypten geflohen; erschöpft habe die Familie sich an einem Brunnen niederlassen wollen, sei aber von den Eingeborenen von dort vertrieben worden. Da sei denn über diese und ihre Nachkommen, gleichwie es mit Karthaphilaos (Ahasverus), dem ewigen Juden, geschehen, der Fluch ausgesprochen worden, ewig ruhelos durch die Welt zu ziehen.

Zigeunerin.

Was ihre Auswanderung aus Indien veranlafste, ist bis jetzt unbekannt geblieben. Von ihrem Stammlande aus verbreiteten sie sich, wie ebenfalls ihre Sprache erkennen läfst, etwa um das Jahr 1000 n. Chr. durch Persien, Armenien und durch griechisches Sprachgebiet über Europa, wo ihrer nach der Mitte des 14. Jahrhunderts zuerst in Morea gedacht wird.

Die Zigeuner kennen sich selbst nicht mit diesem Namen, sondern als Kola oder Kalo, Medelle, Roma und Sinte, von welchen verschiedenen Namen die beiden ersten soviel als Schwarze (im Gegensatz gegen die Weifsen oder Europäer) bedeuten.

Von den europäischen Völkern werden die Zigeuner mit sehr verschiedenen Namen benannt, ohne dafs man von diesen allen die Bedeutung angeben könnte. Bei den Deutschen heifsen sie Zigeuner, bei den Polen Cygan, bei den Italienern Zingano, bei den Franzosen Bohemiens (mit Bezug auf Böhmen als einem der christlichen Länder Europas, in welchem sie zuerst erschienen), bei den Engländern Gypsies (weil man sie für Ägypter hält) bei den Spaniern Gitanos (welches Wort wahrscheinlich ebendieselbe Bedeutung hat), bei den Bewohnern Siebenbürgens Pharao nepek, d. i. Pharao-Leute, ebenfalls mit Beziehung auf Ägypten, bei den Neugriechen Ägypter und Athioganer (welches letztere Wort soviel als Ketzer und Heiden bedeuten soll), bei den Niederländern Heidenen (d. i. Heiden) u. s. w.

Der Zigeuner ist von schlankem Körperbau, länglicher Kopf- und Gesichtsbildung, brauner oder gelber Hautfarbe und schwarzem, lockigem Haar. Seine dunklen, ausdrucksvollen Augen verraten einen unbeständigen, unruhigen, verschlagenen Charakter, ein ungezügeltes, sinnliches Wesen, Habsucht, Leidenschaftlichkeit, überhaupt alle Nachtseiten des menschlichen Charakters. Es erscheint dies aber eine natürliche Folge ihres Lebens und Treibens. Nach dem Verlassen ihres Stammlandes haben sie ihr ursprüngliches Wesen geändert, und ihr Hang zum Umherziehen ist erst aus dem Umstande hervorgegangen, dafs sie vermöge ihrer Fähigkeiten häufig lohnende Gelegenheit gefunden haben, bei minder begabten Völkern ihre Dienste anzubieten. Wenn erst der Einfluſs der Kultur in den osteuropäischen Ländern (wo ihre Verbreitung gegenwärtig die gröfste ist) allgemeiner sein wird, dann wird auch der Zigeuner dort überflüssig erscheinen, nach und nach unter anderen Völkern aufgehen, und somit wird das Zigeunervolk, wenn auch spät, gänzlich verschwinden. Bei aller sittlicher Verkommenheit entwickelt der Zigeuner auch einige Tugenden: die Ehrerbietung gegen das Alter, Vertrauen zum Schicksal und seltene Heiterkeit, als Ausdruck eines harmlosen Gemütes. «Me hom pchuro Manusch» (Ich bin ein alter Mann) ist ein Ausspruch, durch welchen ein Zigeuner seine Umgebung mit Ehrfurcht erfüllt. In den Tagen der Not, die über den immer leichtsinnigen, nie auf morgen denkenden Zigeuner sehr oft hereinbrechen, weifs derselbe auch zu entbehren und wenn es sein mufs, zu darben. Aber verzweifeln wird dieser Mensch nie, und kein Beispiel giebt es, dafs er zum Selbstmörder geworden wäre.

Überall, wo die Zigeuner aufgetreten sind, haben sich dieselben die Sprache des Landes angeeignet, die ihnen natürlich zur Ausübung ihrer mannigfachen Gewerbe (Zeugschmiede, Grobschmiede, Bärenführer, Musiker, Sänger u. s. w.) unentbehrlich war, und als notwendige Beigabe besitzen sie wieder die Fähigkeit, fremde Sprachen mit Leichtigkeit zu erlernen. Unter sich sprechen sie jedoch fast immer nur ihre eigene Sprache und zwar auch in Gegenwart von Fremden, wenn es sich um einen beabsichtigten Betrug, oder doch um eine Übervorteilung handelt. Dafs sich die Romsprache überall der Landessprache anbequemt hat, ist eine natürliche Erscheinung, und es ist deshalb zwischen dem Idiom der Gitanos in Spanien und jenem der Zigeuner in den Donauländern ein ziemlicher Unterschied: namentlich ist die Sprache der spanischen Zigeuner bedeutend hispanisiert. Auch haben die Zigeuner auf ihrer Wanderung persische, armenische, türkische, rumänische und andere Wörter aufgegriffen und sich angeeignet.

Neben den Hindu sind die Iranier die ältesten Zweige des indogermanischen Stammes, dem, wie wir wissen, nahezu alle Völker Europas angehören. Zu der iranischen oder eranischen Familie des indogermanischen Stammes rechnet man die Tadschik, die Kurden, die Belutschen, die Afghanen, die Osseten und die Armenier.

Die iranische oder persische Gruppe ist weit über die Grenzen des heutigen Persiens verbreitet; ihr gehören auch die Parsi an; wir finden sie in Ost-Iran, in Kabul, Herat, Daghestan, ferner in Balch, Chiwa, Bochara, sowie in Badachschan bis gegen die Hochebene Pamir unter den ihnen von den Turkvölkern beigelegten Namen Tadschik (d. h. Landleute), während sie im westlichen Eran (Persien) unter dem speziellen Namen der Perser (Farsi) bekannt sind.

Tadschik und Usbeke.

Erwähnt sei, dafs man stets die Unterscheidung zwischen Tadschik (indogermanisches Blut) und Tatar (Türke, türkisches Blut) festzuhalten hat. Die Hauptrepräsentanten der letzteren sind in Centralasien die Usbeken. Die meisten Tadschik trifft man unter den Kaufleuten; sie stammen aus Addidschan oder sind Emigranten aus Badachschan, Afghanistan und anderen benachbarten Ländern. Die oberen Militär- und Zivilstellen befinden sich aber in den Händen der Usbeken und Kyptschaken.

Die Kleidung ist bei den Tadschik äufserst einfach: sie besteht gewöhnlich aus einer hübsch gearbeiteten Kappe, vielleicht auch einer weifsen, mit Schaffell besetzten Mütze, und einem langen, weifsen Gewande, so dafs es den Anschein hat, als ob die Centralasiaten stets in ihren Nachtkleidern umherzögen. Manchmal wird dieses weifse Gewand mit einer Schnur oder einem Strick um den Leib befestigt, was dem Träger ein mönchisches Aussehen giebt. Filzstrümpfe und Stulpenstiefel von ungegerbtem braunem Leder vervollständigen den Anzug. Im Winter wählt man wärmere Kleidung, aber im Sommer sieht die ganze Bevölkerung aus, als

komme sie eben aus dem Bette. Wohlhabende Beamte und dergl. tragen Gewänder von verschiedenen Farben und besserem Stoffe, entweder von Seide oder Tuch, oder gewöhnlich von Halbseide, nach dem Muster unserer marmorierten Tapeten in hellen Farben gefärbt.

Die Frauen tragen aufser ihrem weifsen Nachtkleide einen hohen, runden Hut, der aus der Ferne einer Porzellanterrine ähnelt; das Haar fällt in zwei grofsen Zöpfen den Rücken hinab.

Die Farsi, oder Perser sind im allgemeinen hoch gewachsen und von starkem Gliederbau. Kopf und Gesicht haben indogermanisches Gepräge: die Nase ist kühn gebogen, die Augen sind grofs und dunkel, der Mund ist süfslich und wollüstig gestaltet, die Gesichtsfarbe einen Schatten dunkler, als die der Europäer. Das Haar ist schlicht, niemals kraus und kastanienbraun; der Bart sehr entwickelt und dicht, die Stirn nur mäfsig hoch und an den Schläfen abgeplattet, die Augen sind grofs, mit langem oberen Lid, die Augenbrauen bogenförmig gewölbt, über der Nase zusammengewachsen, die Wangen wenig fleischig, ohne rötlichen Anflug, die Lippen dünn anliegend. Auffallend hohe und schlanke Individuen finden sich ebenso selten wie beleibte. Die Gesichtszüge des Persers sind ernst, denn er läfst sich nicht durch heftige Gemütsbewegungen erregen, vielmehr ist es ihm Sache des Studiums und der Gewohnheit, sich wenigstens äufserlich zu beherrschen. Daher vermeidet er Geberdenspiel und Gestikulationen, die ihm am Europäer vor allem auffällig sind. Der Perser ist im allgemeinen habgierig, er liebt viel Geld zu erwerben ohne die Rechtmäfsigkeit der Erwerbsquelle zu prüfen; doch giebt er es ebenso leicht wieder aus, um Luxus zu entfalten.

Für Tugend, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen hat die persische Sprache kein Wort, trotzdem dafs sie sonst sehr frei ausgebildet ist. Da sich aber jedes Volk für die existierenden Begriffe ein Wort bildet, so dient der Mangel eines solchen als Beweis, dafs diese abstrakten Begriffe nicht gekannt sind. Mit der Wahrheit nimmt es der Perser nicht genau, obwohl er jedes Wort beteuert; er macht freilich auch keine Ansprüche darauf, dafs man ihm glaubt, sondern sagt, wenn auf einer Lüge ertappt, lächelnd die Worte «Gan churdem!» (Ich afs Koth) damit die Unwahrheit ohne Scheu zugebend.

So schwört er meist beim Kopfe Alis, Mohammeds, des Schah u. s. w., er wiederholt Wallah, Billah, Tillah. Die meisten Beteuerungen kommen jedoch auf Rechnung der Person, mit welcher er spricht, daher der Schwur: Bessaere schuma (bei Deinem Kopf) der häufigste ist. Für Bejahung hat er keine besondere Kopfbewegung, die Verneinung bezeichnet er dadurch, dafs er den Kopf auf- und abwärts beugt, bei gleichzeitiger Zusammenziehung der Lippen.

Charakteristisch sind auch die Schimpfwörter und Flüche des Persers. Sie betreffen selten das Individuum, sondern gewöhnlich seine Familie, besonders den Vater, die Frau, oder das Grab der Vorfahren, weil nach dem Begriff des Familienlebens die Beschimpfung der Familie weit härter trifft, als die des Individuums. Die gebräuchlichsten sind das peder—suchte (Dein Vater wurde verbrannt, d. h. er war ein Heide) und das peder—sek (Dein Vater ist ein Hund), welches letztere die Türken mit Koepoej—oglu (Hundesohn) übersetzen.

Der Perser ist mäfsig und genügsam in der Nahrung; wie hoch er auch gestellt sei, werden ihn zu Zeiten etwas Brot, Käse und einige Wüstenkräuter befriedigen. Doch verachtet er geistige Getränke und aufregende Mittel durchaus nicht.

Schah Dschemschid liebte ungemein die Weintrauben, und seine Unterthanen wufsten das. Sie brachten ihm deshalb die schönsten Exemplare in solcher Menge zum Geschenk, dafs der Monarch sie während der Zeit der Reife unmöglich sämtlich verzehren konnte. Um aber den Saft ohne Aufenthalt zu genieisen, preiste er ihn selbst aus. Nun ereignete sich einmal, dafs er so viel des Saftes hatte, dafs er ihn bei Seite stellen liefs. Als dieser späterhin von ihm genossen werden sollte, war er in Gährung übergegangen und herbe, so dafs Dschemschid ihn auf Flaschen füllte, welche er mit «Gift» bezeichnete. Längere Zeit darauf wurde Fatime, seine Lieblingsfrau, von solchem Kopfweh befallen, dafs sie sich den Tod geben wollte. Jene Flaschen fielen

Perserin. Kadscharischer Krieger. Bauer. Bürgersfrau. Ein Maler. Ein Mollah. Wahhabi-Häuptling.
Krieger.

Typen aus Persien.

Perserinnen im Enderun.

ihr in die Hande, sie öffnete eine derselben und trank — und trank, bis kein Tropfen mehr in derselben war. «Süfses Gift», murmelte sie selig lächelnd und entschlief, um am andern Morgen wohl und munter zu erwachen. «O, das süfse Gift», murmelte sie wieder und genofs es, auch wenn sie kein Kopfweh hatte oder an Lebensüberdrufs litt. Schah Dschemschid überraschte sie bald bei dem Genusse des süfsen Giftes und kostete selbst. «O Tag der Freuden!» rief er aus. «Gott hat uns das herrlichste Geschenk beschieden.» Seitdem wird der Wein in Persien gekeltert und getrunken, und die Dichter haben ihn besungen von Hafis bis in die neueste Zeit: und das süfse Gift (el zeher-e-kloosch) heifst er noch heute.

Die Nationalkleidung der Männer besteht aus einem Paar weiter Beinkleider, gewöhnlich von blauer Farbe, und einem Hemde ohne Kragen von derselben Farbe, das auf der rechten Brust zugeknöpft ist und bis auf die Mitte des Schenkels reicht. Die Ärmel sind von den Schultern an sehr weit und reichen bis zum Handgelenk, wo sie offen bleiben. Über dem Hemde tragen sie eine oder zwei Binden (Dschube), die, vorn mit Knöpfen versehen und um die Hüften mit einem Gurt oder einem blau und weifsen Tuch zusammengebunden, im übrigen bis an die Knöchel reichen. Die Ärmel sind von den Ellenbogen an offen. An den Füfsen trägt man wollene oder baumwollene Schuhe und Pantoffeln mit Ledersohlen und hohen Absätzen: sie treten vorn weit hervor, so dafs die Spitze nach oben gebogen ist. Die Kopfbedeckung ist eine 75 cm hohe kegelförmige Mütze (Kulah) von schwarzem Filz oder Schaffell, deren Spitze eingedrückt ist: bei gemeinen Leuten auch eine braune, rund enganliegende Mütze. Nur Studierte und einige Kaufleute tragen Turbane, die bei dem Mollah oder Geistlichen von weifsem Musselin sind.

Im Winter trägt man über den gewöhnlichen Röcken noch Jacken von Schaffell, deren Ärmel gewöhnlich bis zum Ellenbogen reichen und die in der Regel nur übergehängt werden. Das Haar wird auf dem Scheitel und am Hinterkopf geschoren: an den Seiten bleibt es stehen, meist in gesteiften Locken lang herabfallend.

Zu Herodots Zeiten zerfielen die Perser in eine Anzahl von Stämmen, welche teils sefshaft als Ackerbauer, teils nomadisch als Hirten lebten. Ihre Religion war die allen iranischen Völkern gemeinsame Lehre Zarathustras (mutige Kamele besitzend), den die Griechen Zoroaster nannten. Als die Zeit seines Wirkens dürfte das 15. Jahrhundert v. Chr. anzunehmen sein. Seine Lehren sind in der Zendavesta, d. h. dem Religionsbuche des Volkes der Zend niedergelegt, mit welchem Namen man den iranischen Zweig der Indogermanen zu benennen pflegte.

Den Anhängern des Zarathustra galt nächst der Sonne das Feuer als sichtbares Symbol des Lichtgottes Ormuzd (Ahurmazda).

«Wer zuerst zum Feuer, dem Sohne Ahurmazdas, reines Brennholz hinbringt mit gewaschenen Händen, den wird das Feuer segnen und sättigen. Bei Dir möge sich eine Herde von Vieh erheben und eine Fülle von Männern: möge es nach Wunsch Deines Sinnes gehen, nach Wunsch Deiner Seele. Wachse, lebe Dein Leben die ganze Zeit. Dies ist der Segenswunsch des Feuers für den, welcher ihm Brennholz bringt, trockenes, brennendes, altes.»

Die Moral der Avesta zerfällt in die drei immer wiederkehrenden Begriffe des Humata (der guten Gesinnung), Huhhta (der guten Rede) und Hvarsta (der guten Handlung). Weder Unwahrheit noch Trägheit sollen die Seele des Menschen verunreinigen. Der Fromme soll fleifsig sein und arbeiten: als die beste Arbeit wird aber diejenige hingestellt, welche die Nahrung und Frucht der Menschen und Tiere mehrt: daher legt die Avesta besonderes Gewicht auf den Feldbau und die Anpflanzung fruchttragender Bäume.

Einen harten Stofs erhielt die persische Lichtreligion durch die Eroberung des Reichs durch Alexander, den Makedonier: ganz gebrochen ward der Kultus derselben, als im siebenten Jahrhundert die Araber Persien eroberten. Bei der Grausamkeit und Heftigkeit der Verfolgung gingen die meisten Perser zum Islam über. Aus einem Teil der Treugebliebenen sind auch die Parsen hervorgegangen, mit denen wir uns weiter unten eingehender beschäftigen.

Die Perser bekennen sich jetzt ausschliefslich zum Mohammedanismus, und zwar sind sie eifrige Schiiten, daher schon deshalb geschworene Feinde der sunnitischen Türken, Araber u. s. w.

Einschaltend sei hier zum bessern Verständnis bemerkt, dafs der Streit der Schiiten und Sunniten ebenso ein politischer wie ein religiöser ist. Die Sunniten, zu denen weitaus die gröfsere Anzahl der Mohammedaner gehören, halten neben dem Koran an der Sunna (Überlieferung) fest, erkennen Abu Bekr, Omar und Osman als rechtmäfsige Kalifen (Stellvertreter) des Propheten, und erblicken im türkischen Sultan das Oberhaupt des Islam. Die Schiiten (von Schîa, Sekte) erkennen Ali-ben-Abu-Taleb, den Schwiegersohn des Propheten, als Kalifen an, und betrachten denselben als eine Art Gottheit.

Die Korangelehrten der Schiiten heifsen, soweit sie die Stellung von Geistlichen einnehmen, Mollah.

Die Häuser der Reichen haben einen bedeutenden Umfang und zerfallen in zwei Hauptabteilungen, in das Merdana (Männerhaus) und das Zenana oder Enderun (Frauenhaus), welches hinter jenem liegt und durch einen zweiten Hof mit Gartenanlagen getrennt ist. So freundlich meist das Innere der Häuser, so widerwärtig ist das Innere der Strafsen der persischen Städte. Hier, wie im Orient überhaupt, sind sie der Sammelplatz von Schmutz und Elend aller Art: nirgends von einer wimmelnden, geschäftigen Bevölkerung belebt, und dabei so eng, dafs sie ein beladenes Lasttier kaum passieren kann. An die hohen, fensterlosen Mauern, welche die besten Wohnhäuser der Reichen und jedes Grün verstecken, sind die Schmutzhöhlen der Armen angeklebt. Den Namen von Strafsen in unserem Sinnne verdienen nur die Bazare. Es sind dies meist gewölbte Ziegelbauten, und die verschiedenen Händler und Handwerker haben darin ihre eigentliche Stätte. Unter den grofsen Bogengängen der Bazare ist von früh bis spät ein unablässiges Wogen von Menschen aller Art. Der Kaufmann sitzt vor oder in seiner Bude und hat seine Waren mit Kunst und Geschmack zur Schau gestellt. Die Lutys, Stutzer, schreiten gespreizt einher, haben die Mützen auf das eine Ohr gerückt, und bahnen sich mit den Ellenbogen Raum. Die Blinden singen; ein Geschichtenerzähler hat sich einen Platz erobert und schreit, was nur die Lungen hergeben wollen. Da gehen Kurden, man erkennt sie an ihrem gewaltigen Turban und ihrer finsteren, sehr ernsten Miene. Mirzas (Schreiber), mit dem Schreibzeug im Gürtel, drängen sich wie Aale durch die Menge, gestikulieren wie Besessene und lachen laut, und der eine oder andere gerät zwischen eine Reihe Maulesel, die ihrerseits von Kamelen gedrängt werden. Durch ein solches Gewirr zu kommen ist nicht leicht, aber die Perser bringen das fertig. Gravitätisch schreitet ein Derwisch daher mit spärlichem Haar; er trägt eine rote Kopfbedeckung mit einem Streifen, auf dem man einen frommen Spruch liest; sein Leib ist halb nackt, über der Schulter hängt eine Axt, er rasselt mit einer Kette und unterhält sich erst mit einem Mollah, einem Gelehrten, der Bücher verkauft, und dann mit einem Drechsler, welcher ihm ein Pfeifenrohr in stand setzt. Dort reitet ein afghanischer Edelmann, dem die Dienerschaft zu Pferde folgt; er hat scharf ausgeprägte Züge und die Begleiter erinnern an die alten deutschen Landsknechte. Sie tragen blaue Turbane, dunkle Kleider, mächtige Säbel, breite Messer, lange Flinten und kleine Schilde.

In diesem Gewirr treibt sich auch eine Menge von Frauen umher. Gewöhnlich gehen sie zu zweien oder zu vieren, manchmal auch allein; alle tragen einen zumeist baumwollenen blauen Schleier, welcher sie vom Kopfe bis auf die Füfse verhüllt. Das Gesicht ist überdies durch einen Streifen von weifser Leinwand verhüllt, der hinten über dem blauen Schleier befestigt wird und vorne lang herabfällt. So kann man platterdings vom Antlitze gar nichts sehen, die Frau aber sieht und atmet recht gut durch ein viereckiges Stück Gaze mit weiten Maschen. Das Band vor dem Gesicht heifst Rubend, der blaue Schleier Tschader; unter denselben und über dem Leibrocke trägt die Frau ein langes Beinkleid von Seide oder Baumwolle, aber nur wenn sie ausgeht. Der Hausanzug der Frauen ist geradezu frech und unappetitlich, denn es reicht das Hemd noch nicht soweit herab, als eine unserer Herrenwesten und aufserdem hängt von den Hüften nur noch

ein kurzer, aber sehr weiter Rock herab. Damit ist sie förmlich umhüllt und eingewickelt und wackelt auf ihren kleinen Hackenpantoffeln keineswegs anmutig. Zu ihrer Bekleidung auf der Straſse dienen aufserdem eine Menge von Röcken, eine bis zu den Hüften reichende Jacke mit offenen Ärmeln, eine kleine, enge Kappe und oft auch ein Tuch, das bis zum Rücken herabhängt: als Schmuck Finger- und Ohrringe, Spangen, Stirnband u. s. w. Das Haar hängt in grofsen Seitenlocken oder in Flechten hinten herab. Die Augenbrauen malen sie in grofsen Bogen, die Nägel färben sie mit Henna. Die Frau setzt sich auf dem Bazar vor der Bude des Kaufmanns nieder, läfst sich Stücke Leinwand, Seide oder Baumwolle zeigen, schwatzt, handelt und feilscht, und geht am Ende fort, ohne etwas gekauft zu haben — sie macht es also genau, wie viele ihrer Schwestern in Europa. Der Kaufmann freilich giebt sich alle mögliche Mühe, seine Ware als preiswürdig und geschmackvoll anzurühmen. Vor anderen Buden wird inzwischen politische Kannegiefserei getrieben: man erzählt sich allerlei aus dem Enderun des Schah: die Skandalchronik geht von Mund zu Mund: man verborgt Geld oder leihet, versetzt Pfänder, und keift und zankt, aber zu Schlägereien kommt es nur in seltenen Fällen. Oft ist der Lärm so arg, dafs man meint, die Gewölbe müfsten einstürzen.

Die Art des Grüfsens ist die bei allen Muselmanen gebräuchliche. Man sagt: Salam aleckum (Friede mit Euch), worauf ihm U aleckum essalam u rahmet ullah (Auch mit Euch der Friede und die Barmherzigkeit Allahs!) erwidert wird. Nichtmohammedaner werden jedoch der Form des Salams nicht gewürdigt, weil man in derselben einen symbolischen Ausdruck des Islam zu finden glaubt; sie werden daher statt des Grufses mit Fragen und Komplimenten über das Befinden u. s. w. überhäuft. Niedriggestellte grüfsen ihre Vorgesetzten durch die Bewegung der Hand vom Knie bis zum Knöchel, als Zeichen der Unterwürfigkeit.

Die Sucht nach Komplimenten und Titeln in der Anrede findet keine Grenzen. Man tituliert sich mit Schärif, Särkar, Dschänab (Gnaden, Exzellenz, Liebden); selbst Knechte aus reichen Häusern werden sich das Särkar nicht vorenthalten. Man gebraucht selten bei der Anrede den bloſsen Namen, sondern setzt Mirza (Schriftkundiger) vor, oder läfst dem Namen den Titel Khan oder Bey folgen. Wer die Wallfahrt nach Mekka gemacht, erhält den Ehrentitel Hadschi; höher angesehen bei den Schiiten sind die Wallfahrer nach Kerbela und Meschhed, welche ihren Namen Kerbelai und Meschhedi zufügen.

Die Mädchen werden sehr jung verheiratet. Bei wohlhabenden Familien verlangt der Vater gewöhnlich dreifsig Tomans, etwa 255 Mark, als Kaufpreis für die Braut, und meistens wird diese Summe der letzteren selbst eingehändigt. Die Heirat wird vielfach durch Prokuration geschlossen. Die Verwandten versammeln sich in dem Hause des Mädchens. Der Heiratsvertrag wird in einem Zimmer aufgesetzt, in welchem sich aufser dem Bräutigam nur noch der Vermittler befindet, ein Mollah (Priester) und der Kadi (Richter). Die zugesagte Braut begiebt sich, begleitet von mehreren Frauen, nach einer Stube oder einer Kammer, deren Thür halb offen steht, aber so, dafs man niemanden, der darin ist, sehen kann. Darauf erheben sich die Vermittler und der der Braut sagt mit lauter Stimme und ausgestreckter Hand: «Ich, bevollmächtigter Vermittler, verheirate Dich dem und dem, welcher hier gegenwärtig ist. Du wirst für ewige Zeiten seine Frau sein und so und so viel nach Übereinkommen bestimmtes Wittum erhalten. — Darauf antwortet der andere Prokurator: «Ich, bevollmächtigter Vermittler, übernehme für alle Zeiten als Frau die und die im Namen meines Vollmachtgebers, welche ihm durch den hier gegenwärtigen Prokurator übergeben worden ist, unter der Bedingung des im voraus verabredeten Wittums.»

Die Hochzeit wird bei der Braut gefeiert und die Festlichkeiten dauern zehn Tage. Am zehnten übersendet der Mann die Aussteuer, welche aus Putz, Schmuck, Möbeln, und selbst aus Sklaven und Eunuchen besteht, je nach dem Stande und dem Reichtum der Vermählten. Kamele oder andere Lasttiere tragen diese Ausstattung: die Sklaven und Eunuchen begleiten sie meisten-

teils zu Pferde. Es geschieht häufig, dafs man Möbel borgt und leere Kisten schickt, um der Sendung mehr Glanz zu verleihen. In der Nacht führt man dann die Neuvermählte zu ihrem Manne. Sie sitzt dabei auf einem Kamel oder auf einem Pferde, oder geht wohl auch zu Fufs. Musikanten eröffnen den Zug; Diener folgen, jeder mit einer Fackel in der Hand; dann kommen die Dienerinnen, ebenfalls jede mit einer Fackel. Die junge Frau ist mit einem Schleier bedeckt, der sie vollständig verhüllt. Die Perser thun das, wie sie sagen, um Neidische zu verhindern, einen bösen Blick auf sie zu werfen. Zwei Frauen geben ihr den Arm, wenn sie zu Fufs geht, und wenn sie reitet, hält ein Eunuch den Zügel. Eine Stunde nach ihrer Ankunft bei dem Manne führen Matronen sie in das Brautgemach.

Persischer Nomade. Kurdischer Hirt. Nomadisierender Derwisch. Persischer Nomade.

Man hält übrigens die Frauen im Enderun, dem Frauengemach, insoweit streng, dafs in den Zimmern derselben nur Angehörige der Familie Zulafs finden. Andererseits können sie von früh bis spät ganz nach Belieben ausgehen, in manchen Fällen auch vom Abend bis zum Morgen fortbleiben. Die Frau eines wohlhabenden Mannes geht früh zuerst ins Bad und läfst sich von einer Magd begleiten; diese trägt einen Kasten mit allerlei Schmuck- und Putzsachen. Nach ein paar Stunden kommt sie heim, macht dann Besuche, und geht später in irgend eine Gesellschaft.

Häusliches Leben in unserm Sinne kennen die Perser nicht. Frauen und Männer sind draufsen, wenn es irgend angeht. Der Mann schlendert auf den Bazar und macht allerlei Besuche, bei welchen Förmlichkeiten und schöne Redensarten eine grofse Rolle spielen. Wer einen Anstandsbesuch machen will, schickt seinen Diener und läfst fragen, an welchem Tage er nicht lästig fallen werde. Die Antwort fällt nach Wunsch aus: man macht sich also eine Stunde nach Sonnenaufgang auf den Weg, weil es dann noch nicht zu heifs ist. Es verschlägt übrigens

gar nichts, wenn man später kommt, denn bei diesen Leuten hat die Zeit keinen Wert. Der vornehme Mann nimmt so viel Diener wie möglich mit; vor dem Pferde schreitet der Dschelodar einher mit einer gestickten Decke, die ihm auf der Schulter hängt, hinter dem Herrn der Kaliandschi mit der Wasserpfeife. So geht es im Schritt durch Bazare und Straſsen; man grüſst die Bekannten und verteilt Almosen.

Man kommt an die Thür, steigt ab, läſst den Diener vorausgehen, schreitet durch einige schmale, finstere Gänge und ein paar Höfe, und gelangt an die eigentliche Wohnung. Der Mann, welcher den Besuch empfängt, tritt bis an die vorderste Thür, falls er einen Mann von hohem Range erwartet; bei gleichem Range schickt er einen Sohn oder jungen Verwandten. Dann wechselt man höfliche Redensarten aus. Nach dem unvermeidlichen Salam aleckum und dem darauf üblichen Gegengruſs, heiſst es: «Wie kam Deine Herrlichkeit auf den Gedanken, diese bescheidene Wohnung zu besuchen?» Der andere preist die allzugroſse Ehre, die man ihm anthue, und spricht: «Was veranlaſst Dich, Deinem Sklaven so entgegen zu kommen? Ich bin darüber in unaussprechlicher Verlegenheit; dieses Übermaſs von Güte beschämt mich.» So kommen beide bis an die Thür des Empfangsaales, wo wieder die Komplimente über den Vortritt kein Ende nehmen wollen. Der Hausherr sagt: «Du bist ja in Deiner Wohnung und alles hat Dir zu gehorchen.» Dagegen werden alle möglichen Einsprüche erhoben, bis am Ende der Besuchende seine Pantoffeln auszieht, der Hausherr ein Gleiches thut und beide eintreten.

Gewöhnlich sind die zur Familie gehörenden Männer versammelt, stehen an der Wand umher und verneigen sich vor dem Eintretenden, welchen der Wirt in einen Winkel auf einen erhöhten Sitz geleitet. Wieder neue Komplimente und Ablehnungen, während die übrigen Anwesenden sich eines höflichen Lächelns befleiſsigen. Auf ein solches muſs ein Mann von Erziehung sich gründlich verstehen. Endlich nehmen beide Platz; der Besuchende fragt den Hausherrn, ob, unter Gottes Gnade seine Nase fett sei? «Sie ist es, Gott sei gelobt, durch Deine Güte.» — «Gott sei gepriesen dafür!» lautet die Antwort. Dann wendet man sich zu dem Manne, welcher zunächst steht, und fragt ihn, wie er sich befinde? Die Antwort lautet allemal günstig: «Dank sei Gott, durch Deine Güte.» So muſs man alle Anwesenden anreden, aber jedesmal einige Abwechslung in die Frage bringen, je nach dem Range dessen, an welchen sie gerichtet ist. Nachher wendet man sich wieder zum Hausherrn und stellt sich, als ob man ihn lange Zeit gar nicht gesehen habe. Deshalb dann abermals die Frage, ob, so es Gott gefällt, seine Nase fett sei? Antwort: «Sie ist es, Gott sei gedankt, durch Dein Erbarmen.» (Ein groſser Heiliger verdankte seine Beliebtheit beim Volke einzig und allein dem Umstande, daſs er sich auch bei Dienstboten und gemeinen Soldaten erkundigte, was ihre Nase mache.)

Nachdem die Fragen wegen der Nase erledigt sind, tritt eine kleine Pause ein; nachher wirft der Hausherr ein paar Worte über das Wetter hin. Gestern sei es nicht besonders gut gewesen, heute aber wunderschön geworden, und das habe man auf Rechnung Seiner Exzellenz zu setzen. Die Richtigkeit dieser Wendung wird von den Anwesenden bestätigt, und einer fügt hinzu: was selber exzellent sei, mache die ganze Umgebung und alles, womit es in Berührung komme, prächtig: hervorragende Vollkommenheit wirke Wunder: «Wie konnte es auffallend sein, daſs da, wo Deine Exzellenz erscheint, Gleichgewicht und Ebenmaſs in allen Dingen herrscht, und alles Schöne sich in seiner ganzen Vollkommenheit zeigt?» Auch diese Bemerkung findet groſsen Beifall und wird durch Verse aus mehr als einem Dichter bekräftigt. Der Besuchende muſs natürlich auch seinerseits in derartigen Komplimenten wetteifern. Er sagt also, das Wetter sei erst schön geworden, seitdem man so gütig gewesen sei, den Besuch zu genehmigen, und man verdanke das Glück ausschlieſslich dem vortrefflichen Herrn des Hauses. Dann macht er eine geschickte Wendung im Gespräche, um eine Anekdote erzählen zu können, über welche alle Anwesenden hoch erfreut sind. Der Hausherr drückt ihm dankbar die Hand, dieser Druck wird mit Lächeln und Zärtlichkeit erwidert und dann Pfeifen, Kaffee, Thee und Sorbet herumgereicht.

Beim Abschied sagt der Hauswirt: «Chusch amadi, sofa awurdi, muscharaf muzzain!» (Du brachtest Wohlbehagen ins Haus: ich bin geehrt, geschmückt!) worauf der Scheidende erwidert: «Lutfe anti kem neschaewaed!» oder «Saje schuma kem neschaewaed!» (Die Güte des Hochgestellten oder Euer Schatten möge sich nicht mindern!)

Übrigens wissen die Perser allen diesen übertriebenen Höflichkeiten eine scherzhafte Beimischung zu geben, durch welche sie das Steife verlieren. Der blofse Schwulst der Komplimente würde lächerlich sein, das begreift man recht gut. Wer wirkliche Geschäfte mit einem anderen abzumachen hat, fafst sich mit solchen Förmlichkeiten kürzer, aber die Vorschriften der äufseren Höflichkeit werden von allen Klassen beobachtet, selbst von den Lastträgern: nur die Nomaden kehren sich nicht daran. Sie werden deshalb von den eigentlichen Persern als plumpe, ungeschlachte Leute gering geachtet.

Der Perser liebt Gesänge und Erzählungen; aber die ersteren müssen neu sein und wo möglich einen satirischen oder politischen Inhalt haben. Manche Liebes- und Trinklieder kommen aus dem königlichen Palaste, in welchem selbst die Frauen dichten. In Tonweisen ist man aber nicht sehr erfinderisch und legt deshalb alten, allgemein bekannten Melodien neue Worte unter.

Wer kennt nicht Persiens bedeutenden Lyriker Mohammed Schemseddin, genannt Hafis (d. i. der Bewahrer des Korans, welchen er auswendig kannte), der um 1300 geboren ward und 1397 starb und der stolz seinen Geburtsort selbst kündet:

Beliebt bei Edlen, weitberühmt im Volk
Sittsamen Brauches, angemessener Art
Kam in dem schönen Schiras, dessen Ruhm
Durch ihn erschollen, Hafis auf die Welt.

Sein liebenswürdiger Übermut ist von einer Genialität, wie sie sich selten sonst mit solcher Feinheit in der Weltlitteratur offenbart hat.

Ein Gedicht beginnt mit der Strophe:

O Klausner, halte mich nicht ab
Vom Weingelage!
Mit Wein geknetet ward mein Staub
Am Schöpfungstage!

Und wie stimmungsvoll ist das Liebesgedicht:

O wär' ich ein See, so spiegelhell
Und Du die Sonne, die ihm blickte!
O wär' ich ein klarer Wiesenquell,
Und Du die Blume, die ihm nickte!
O wär' ich ein grüner Rosendorn,
Und Du die Rose, die ihn schmückte!
O wär' ich ein süfses, süfses Korn,
Und Du der Vogel, der es pickte!

Persiens gröfster Dichter aber ist Firdusi (Abul Kasim Mansur, 940 geboren und 1020 gestorben), der Paradiesische, dessen Heldensage Schah-Name (Fürstenbuch) sich Unsterblichkeit errungen hat.

Schwertscharf und beifsend ist in demselben seine Satire auf Schah Mahmud von Ghasna:

«O Welteroberer Mahmud, wenn Du Spott
Mit mir auch treibst, so zittre doch vor Gott;
Du meintest, keiner werde sich zum Kläger
Aufwerfen wider Dich, den Kronenträger,
Und dachtest nicht an meines Geistes Blitze,
An meines Wortes schneid'ge Lanzenspitze;
Kein zahmes Lamm bin ich, wie Du geglaubt.
Ich bin ein Löwe, der nach Beute schnaubt.»

Unter den Dichtern der Neuzeit spricht am meisten Hussein Ali Mirza an. dessen «Alkoran der Liebe» in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient:

Lieder um Lieder
Sing ich entzückt,
Weil Deiner Liebe
Heil mich beglückt.
Klänge den Sängen
Trägst Du hinzu,
Denn meiner Verse
Musik bist Du.

Der Lieder goldenhelle Saat
Streu' ich wie Rosen vor Dir aus.
Gesegnet, Liebe, sei Dein Pfad,
Dein Heimatland, Dein Vaterhaus,
Die Stätte, die Dein Fufs betrat,
Die Stelle, da Du ruhest aus,
Die Pforte, der Dein Schritt sich naht,
Und die, aus der Du trittst heraus.

Für theatralische Darstellungen hat das persische Volk eine wahre Leidenschaft. Sie werden auf offenen Plätzen und unter offenem Himmel aufgeführt. Die Frauen stehen auf der einen. die Männer auf der anderen Seite des Zuschauerplatzes.

Die Kaufleute bilden in Persien den achtbarsten Teil der Gesellschaft. Viele haben das Geschäft von den Vätern ererbt, sind wohlhabend, und halten sorgfältig auf guten Ruf. Sie bedürfen für ihr Geschäft des öffentlichen Vertrauens und man vertraut ihnen willig Gelder an. Der gröfste Teil der Kapitalien, über welche die Perser verfügen, befindet sich in ihren Händen und deshalb spielen sie auch der Regierung gegenüber eine wichtige Rolle. Der Minister ist oft in Bedrängnis und mufs bei den Kaufleuten borgen. Diese arbeiten mit fremden Kapitalien, müssen den Eigentümern Rechenschaft geben und borgen natürlich auch der Regierung gegen völlige Sicherstellung. Sie erhalten also zu diesem Zwecke irgend ein Monopol, Anweisungen auf gewisse Einkünfte. oder auch Juwelen als Versatzstücke. Der Kaufmann wird sehr geschont, er bezahlt keinen Heller Abgaben. Er ist Bankier, Kommissionär und handelt mit allen möglichen Waren. Mit seinen eigenen Zahlungen nimmt er es nicht besonders pünktlich, hält Tag und Stunde nicht immer ein, bezahlt aber gern Verzugszinsen.

Auch die Handwerker sind meist in recht guten Verhältnissen. Sie bilden Genossenschaften. Gilden. Esnafs, welche, gleich jenen der Kaufleute, ihre besonderen Beamten und Vorsteher haben und aus der Mitte der Berufsgenossen von diesen gewählt werden. Die Körperschaft hält ihre Auflagen, wie die europäischen Innungen, hat ihre eigenen Kassen und ihren Säckelmeister. Die Handwerker zahlen der Regierung keine Abgaben, halten zu den Kaufleuten, für welche sie arbeiten. und stehen auf gutem Fufse mit den Mollahs, den Geistlichen, welche sich ihrerseits bei diesen Leuten beliebt machen, um an ihnen eine Stütze zu haben. Der persische Handwerker lebt in gewöhnlichen Zeiten ganz ungestört, das Gesetz schützt ihn und die Regierung will ihm wohl. Er ist gewandt, sinnreich, betriebsam und fleifsig.

Eine zahlreiche Klasse bilden die Mäkler und Unterhändler. Ihr Beruf erfordert einen feinen Kopf, verschlagene List, Gewandtheit, Überredungsgabe, und ist also für Leute, wie die Perser sind, recht eigentlich geschaffen. Man kann sagen, dafs jeder Perser, insbesondere aber jener von Ispahan oder Schiras ein geborener Dellâl ist. Jedermann verkauft oder versetzt etwas: der König seine Diamanten und Juwelen, seine Frauen versetzen ihren Schmuck, der Mollah borgt auf seine Bücher, der Grundbesitzer auf seine Felder. Jedermann hat Schulden und Forderungen. Wer irgend etwas kauft, sei es ein Kleid, einen Kessel, einen Schmuck u. s. w., erkundigt sich genau, ob nicht etwas darauf geborgt sei. Besonders zur Zeit der grofsen Festlichkeiten, also am Nurus, Neujahr, und während des Moharrem, haben die Dellâls keine Ruhe bei Tag und Nacht, weil jeder versetzt. Es ist einmal herkömmlich, dafs jeder borgt und ausleihet.

Parsen.

Boston Public Library.

Einen der interessantesten Bestandteile der Bevölkerung Indiens bilden die Parsi oder Parsen. Man versteht darunter speziell die, gewöhnlich Quebern (Ungläubige) genannten, Perser, welche nach dem Untergange des Sassanidenreichs trotz der fanatischen Verfolgungen der mohammedanischen Araber der uralten Religionslehre Zarathustras treu blieben. Sie flüchteten teils in entlegene Gegenden Persiens, teils nach dem nordwestlichen Indien, wo sie bis heute ihre Nationalität und ihre Religion bewahrt haben. In Persien begegnet man den Parsen noch in Jezd, Taft, Teheran und Kirman. Während hier ihre Zahl sehr abgenommen hat, ist sie in Indien infolge der von den Briten geübten Toleranz fortwährend im Steigen begriffen. Hier nehmen die Parsen wegen ihrer Rechtlichkeit eine geachtete Stellung ein und sind durch ihre Handelsunternehmungen meist zu grofsem Wohlstande gelangt.

In Bezug auf Civilisation und Kenntnisse stehen sie den Europäern am nächsten; auch haben ihre religiösen Schriften viel Moral und richtige Begriffe.

Die Religion der Parsi ist noch heute fast ganz dieselbe, wie sie 500 Jahre v. Chr. aus den erhabenen Lehren ihres Stifters, Zarathustra — von alten Irrtümern und Verfälschungen allerdings vielfach gereinigt — hervorgegangen ist. Durch ihre äufseren Gebräuche sowie durch ihre Ceremonien irre geführt, hat man lange Zeit die Parsi für Anbeter des Feuers, also für Götzendiener gehalten. Dem ist nicht so. Die Parsen weisen diese Nachrede ganz entschieden zurück und behaupten: Wir glauben ebenso gut wie ihr Christen an einen einzigen, unsichtbaren Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer des Weltalls. Die Verehrung anderer Wesen halten wir für Gotteslästerung. Wir betrachten Gott als ein ewiges Licht, welchem alles Leben, Wirken, Wachsen und Gedeihen, alle Güte und Macht entfliefst, und deshalb ist es uns vorgeschrieben, während des Gebets das Gesicht immer der Sonne, irgend einem feurigen Lichte oder einer Flamme zuzuwenden, da wir diese als Symbol der höchsten Allmacht betrachten.

Doch mögen sich manche abergläubische Irrtümer in ihre religiösen Gebräuche und Anschauungen eingeschlichen haben; ja, es ist anzunehmen, dafs die Unwissenden ihre Gebete nicht an den unsichtbaren Lichtgott, sondern an das Sinnbild selbst richten. Ihre Sittenlehre ist rein und edel. In der unter dem Namen Zarathustras an das Licht getretenen Zendavesta, den heiligen Schriften der Parsen, verlangt dieser hohe Geist von allen Bekennern seiner Religion Reinheit des Denkens, der Sprache und des Handelns. «Die Tugend ist das einzige wahre Glück in dieser Welt: die angenehmsten Opfer für Gott sind gute Handlungen und gute Absichten. Aufrichtigkeit ist die Grundlage der Vervollkommnung, die Lüge aber ein verabscheuungswertes Laster. Jede gute That trägt ihre gute Frucht, wie jede Arbeit eine Schutzwehr für die Unschuld ist, ein Wall gegen die Versuchungen des Bösen. Müfsiggang ist die Mutter der Armut und der Schande. Zu den höchsten Pflichten des Menschen gehört Wohlthätigkeit und Ausübung der Gastfreundschaft.

Das heilige Feuer der Parsi, für den Kundigen lediglich ein Sinnbild der ällmächtigen Quelle des Lichtes, darf nicht verlöschen: die Priester bewachen dasselbe Tag und Nacht: es brennt in einer grofsen Pfanne und wird mit Santelholz und anderen wohlriechenden Stoffen unterhalten. Die Unkundigen nur und die gemeinen Leute verehren diese heilige Flamme, wohl auch Sonne, Mond und Sterne, ohne ihre Gedanken zum unsichtbaren Schöpfer zu erheben.

Die erhabenen Morallehren der heiligen Bücher der Parsi haben durch alle Zeiten ihre Geltung behalten; nur in den Ceremonien ist durch äufseren Einfluſs und Druck manches Fremdartige, namentlich aus der Hindureligion, mit in den Parsikultus übergeführt worden. Während des Aufenthaltes unter den Hindu in Sandschan verwuchsen diese Gebräuche allmählich mit dem Volksleben.

Von da an entschuldigten sie sich mit dem Troste: «Unsere Väter haben es so gemacht», und da der Asiate sehr gern annimmt, dafs alles recht sei, was und wie es Vater und Grofsvater gethan, so hält es jetzt sehr schwer, die eingeschlichenen Mifsbräuche wieder zu entfernen.

Ein Verein reicher und gebildeter Parsen, der «Rahnumai Madiasma», d. h. die Gesellschaft für religiöse Bildung», hat sich die Wiederherstellung der reinen Lehre durch Verbreitung guter Bücher und Flugschriften zur Aufgabe gemacht und wirkt mit sichtlichem Erfolg.

Die verrotteten Mifsbräuche fanden ihre entschiedensten Verteidiger an den Priestern — und an was für Priestern! Die wenigsten unter diesen verstehen auch nur ihre gottesdienstlichen Bücher; sie vermögen kaum mehr, als die verschiedenen, bei den Feierlichkeiten üblichen Formeln papageiartig herzuplappern; die meisten von ihnen sind so unwissend wie die ärmeren Laien. Zum Unglück ist dies Priesterhandwerk noch dazu erblich. Ein junger Mann wird nicht Priester, weil er sich die dazu erforderlichen Kenntnisse erworben, sondern weil der Vater zum Priesterstand gehört. Ein Laie kann nie Priester werden; dagegen ist dem Sohne des Priesters erlaubt,

Parsikinder.

irgend einen anderen Beruf zu ergreifen. Somit bilden die Parsipriester eine besondere Kaste, obgleich dies den Lehren Zarathustras und den Religionssatzungen durchaus zuwider ist.

Weil die Priester in ihrer Mehrzahl ungebildete Menschen sind, so geniefsen sie natürlich in der Gemeinde auch nur geringe Achtung; ist doch der gröfste Teil der vornehmeren Laienwelt bei weitem unterrichteter als sie und daher auch aufgeklärter. Infolge dessen hat man eine Anstalt für Ausbildung junger Priester gegründet, in welcher die Zendsprache, Pali und Persisch gelehrt wird. Wie allerwärts, so macht auch hier eine kleine Anzahl ehrenwerter und gebildeter Geistlicher eine achtungswerte Ausnahme und begünstigt alle löblichen Bestrebungen im Geiste unserer Zeit.

Die Kleidertracht der Parsen unterscheidet sich wenig von jener der übrigen Inder, nur ist insgemein die Kopfbedeckung eine andere, die Beinkleider sind gewöhnlich weifs, und oft ist es auch der Rock; bei Feierlichkeiten trägt man auch gern einen kostbaren Shawl. Bis zum

sechsten Jahre tragen die Kinder die Dschablah, eine Art Kittel, vom Halse bis zum Fufsknöchel reichend, und auf dem Kopfe die Topi. Wie bei uns an Festtagen, so wird auch die Parsi-Jugend an solchen recht stattlich ausstaffiert: ihre Kleider sind alsdann von Seide, mit Gold- und Silberstickereien ausgeputzt. Wenn das Kind sechs Jahre und drei Monate alt ist, zieht man ihm die Sudra und den Kusti an; ehe dies aber noch geschieht, wird es vor den Oberpriester gebracht und von diesem gesegnet. Die Sudra ist von Leinen oder Seide; es wird dies Kleidungstück in der Zendavesta als das Gewand des guten Wandels bezeichnet; der Kusti ist eine dünne, wollene Gürtelschnur aus 72 Fäden; jeder derselben bezeichnet eines der Kapitel des heiligen Buches «Isaschne». Die Sudra ersetzt den Panzer, welchen die Parsen vor ihrer Ankunft in Indien trugen: sie gewährt Schutz gegen die Angriffe des bösen Ahriman. Während der Kusti dreimal um den Leib geschlungen wird, ertönt Gesang und man unterläfst es nicht, die üblichen vier Knoten während dieser Ceremonie anzubringen. Insgemein erkennt man den Parsen schon von weitem an seiner hohen Mütze: im Hause trägt er statt derselben ein seidenes Käppchen mit roten und gelben Mustern. Die Priester bedecken das Haupt mit einer weifsen Mitra. Übrigens ist der Parsi auch an seinem Gesichtstypus zu erkennen, weil das Volk sich von Vermischung mit fremdem Blute freigehalten hat. Die Hautfarbe ist heller als bei den Hindu und anderen Südasiaten, das Auge lebhaft und intelligent, der Gang gemessen und die ganze Erscheinung eigenartig. Sie alle haben eine gewisse Familienähnlichkeit, eben weil sie unvermischt geblieben sind. Die Frauen tragen ein kleines Korset, ein Obergewand wie jenes der Hindufrauen, und Beinkleider wie die Mohammedanerinnen. Dazu schlingen sie ein Tuch über den Kopf, und das Haar wird sorgfältig unter weifser Leinwand verborgen.

Das Familienleben der Parsi ist patriarchalisch und erbaulich, und es gewährt einen erfreulichen Anblick, Vater und Mutter von munteren hübschen Kindern umgeben zu sehen. Alle Kinder müssen das Licht der Welt zu ebener Erde erblicken, und die Mutter mufs vierzig Tage in dem Gemache bleiben, wo sie ihre Niederkunft hatte, dann erst darf sie wieder in der Familie erscheinen. Höchstens fünf Tage nach der Geburt mufs ein Priester dem Kinde das Horoskop stellen, und es mit Gaomutra (Kuhurin) waschen, welche letztere Art der Reinigung übrigens bei allen religiösen Feierlichkeiten als ein besonders heil- und segenbringendes Mittel nicht fehlen darf.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind ganz eigentümlicher Art. Der Parsi denkt eher daran, wie er sein Kind verheiraten soll, als ihm eine Erziehung zu geben. Es kommen Fälle vor, dafs ein dreijähriger Knabe mit einem zweijährigen Mädchen verlobt wird. Gewöhnlich übernehmen einige Priester das Freiwerben, nachdem sie zuvor Erkundigungen über alle in Betracht kommenden Verhältnisse, namentlich über den Charakter der — Schwiegermütter eingezogen haben. Der Astrolog bestimmt einen guten Tag für die Verlobung und später auch den Hochzeitstag, bis zu welcher letzteren Feier die Verwandten des Paares Geschenke unter einander auswechseln.

Am Hochzeitstage zieht nach Sonnenuntergang der Bräutigam mit Gefolge mit allem Pomp nach der Wohnung des künftigen Schwiegervaters. Voran schreitet Musik, dann kommt der von Desturs (Priestern) begleitete Bräutigam, nachher folgen erst die Männer, zuletzt die Frauen. Im Brauthause sitzen in einer Halle oder in einem Sale zu ebener Erde Braut und Bräutigam neben einander auf reich geschmückten Stühlen und gegenüber stehen die Priester, welche den Ehesegen erst in Zend, dann in Sanskrit sprechen. Die Ceremonie schliefst damit, dafs man die Fufszehen des Bräutigams mit Milch wäscht und ihm das Gesicht mit der Schoti (der seidenen Jacke) der Braut reibt. Nachher werden Blumensträufse an die Gäste verteilt, welche man auch mit einigen Topfen Rosenwassers besprengt. Dann folgt das Gastmahl, bei welchem die Speisen zuerst für die Frauen aufgetragen werden: erst wenn diese ihre Mahlzeit beendet, nehmen die Männer am Tische Platz.

Das junge Paar kann natürlich keinen eigenen Hausstand bilden, sondern jeder Teil bleibt bis zur angemessenen Zeit in seiner Eltern Wohnung.

Begleiten wir einen Parsi auf seinem letzten Wege. Der Mann ist krank: der Arzt hat erklärt, dafs an seine Genesung nicht zu denken sei. Nun wäscht man den Sterbenden und zieht ihm reine Kleider an. Ein Destur sagt Stellen aus der Zendavesta her, welche dem Sterbenden Trost einflöfsen, und spricht ein Gebet um Vergebung seiner Sünden: «Möge der Allmächtige Dir alles verzeihen, was Du gegen seinen Willen, seine Gebote, und gegen die wahre Lehre Zarathustras gethan hast. Möge der barmherzige Gott Dir einen guten und glücklichen Aufenthalt gewähren in der Welt, in welche Du nun eingehen wirst, und möge er Dir gnädig sein!»

Der Sterbende nimmt, falls er noch bei vollem Bewufstsein ist, an diesem Gebete teil; im andern Falle neigt sich sein Sohn oder ein Verwandter, oder ein Priester über ihn hin und raunt ihm die Worte des Gebets in die Ohren. In das Gemach eines Sterbenden bringt man einen Hund, der die bösen Geister vertreiben soll, die darauf lauern, sich der entweichenden Seele zu bemächtigen. Die Leiche wird in ein reines Gewand gehüllt und auf einen länglich-runden Stein gelegt; die weiblichen Angehörigen setzen sich um denselben auf Teppiche, während die männlichen draufsen auf Bänken in der Veranda Platz nehmen.

Ein in der Nacht gestorbener Mensch bleibt bis zum Morgen im Hause; wer seine Seele bei Tage aushaucht, wird gegen Abend fortgetragen. Die Nassisalars, Totenbestatter, bringen eine eiserne Bahre und legen die Leiche darauf. Zwei Priester sprechen in der Zendsprache Totengebete, welche also von den heutigen Parsen nicht verstanden werden. Der Inhalt ist: Menschen sind sterblich, sie müssen einst diese Welt verlassen und vor Gott hintreten, um Rechenschaft von ihren Thaten zu geben. Den Sünder erwartet Strafe, wer aber in Gedanken, Worten und Handlungen tugendhaft war, hat auf Belohnung zu rechnen. Wer ins Paradies eingehen will, mufs hier auf Erden beten, tadellosen Wandel führen und an seinem Nebenmenschen Gutes thun. Diese Gebete dauern etwa eine Stunde. Die Leiche wird nun hinausgetragen zum Turm des Schweigens (Dakhma), der allemal auf einer Anhöhe, an einer ruhigen, einsamen Stelle liegt. Diese Beinhäuser haben drei mit Steinen gepflasterte Geschosse, die nach innen zu gegen eine Öffnung geneigt sind, in welche die Gebeine herabfallen. Im ersten Geschosse finden die Leichen der Männer ihren Platz, im zweiten jene der Frauen, im dritten die der Kinder.

Die Verwandten schreien und wehklagen; die Männer geben der Leiche das Geleit. Am Turm des Schweigens wird die eiserne Bahre niedergesetzt und das Antlitz auf einige Minuten enthüllt, damit alle Anwesenden noch einen Blick auf dasselbe werfen können. Dann bringen die Träger ihn in die Dakhma und stellen ihn aus für die Vögel der Luft, welche ihn verzehren. Wenn Raben und Geier das Fleisch abgenagt haben, fallen die Knochen durch einen eisernen Grat in die Grube, aus welcher man sie später herausnimmt und in ein Gewölbe trägt.

Diese Art der Leichenbestattung steht in Verbindung mit der Annahme, dafs der menschliche Leib ein Sitz der Sündhaftigkeit sei. Glücklich gilt der, welchem die Geier, bevor sie an andere Körperteile gehen, die Augen aushacken, denn seine Seele ist des himmlischen Reiches sicher und gewifs.

Man fragt wohl, weshalb die Parsen ihre Toten nicht begraben oder verbrennen? Die Antwort ist gegeben, wenn man erwägt, dafs durch ein Begraben die Erde verunreinigt würde, und durch das Verbrennen würde man das Feuer, dieses heilige Element, besudeln.

Nach der Rückkehr vom Leichenzuge waschen alle Gesicht und Hände und beten um Gnade für den Abgeschiedenen. Am vierten Tage gehen alle Angehörigen in den Feuertempel, um noch einmal für den Toten zu beten. Die Frauen bleiben, je nach Umständen, drei bis dreifsig Tage in Trauer.

Auch die gravitätischen Armenier, die sogenannten Juden des Morgenlandes, die sich selbst Hai. Herren nennen, gehören dem Stamme der Iranier an. Sie bilden einen besonderen Zweig der griechisch-katholischen Kirche, die sogenannte armenische, die sich an das Nikäische Glaubensbekenntnis hält. Im Blick und Ausdruck des Armeniers liegt eine ganz eigentümliche, auf alles gefafste Schlauheit, die selbst kein Jude in diesem Grade besitzt. Geschmeidig und immer doppelzüngig in seinem Thun und Lassen, ist besonders der Handeltreibende der einstigen Sitteneinfachheit seines Volkes entfremdet. Nur unter den Landbewohnern Armeniens findet sich noch Geradheit und Offenheit, die dem Gebildeten und Höherstehenden längst abhanden gekommen ist.

Trotzdem die Armenier Christen sind, blieben ihnen bis heute manche heidnische Gebräuche ihres alten Glaubens, einer Mischung der Lehre Zarathustras und der altgriechischen Götterlehre. So unter anderem feiern sie am Tage der Reinigung Mariä das Andenken an ihren alten höchsten Gott Mir, das Symbol des Feuers, noch gegenwärtig durch gewisse religiöse Ceremonien; vor der Kirche wird von jungen, nicht länger als ein Jahr verheirateten Männern eine Art Opferaltar errichtet, auf welchem in einem grofsen kupfernen Geschirr Lorbeer- und Weinrebenzweige, sowie verschiedene Getreidepflanzen und Weihrauch angezündet werden, während die Anwesenden mit brennenden Wachskerzen um das Feuer herumstehen und die Priester religiöse Lieder singen. Endlich, wenn das Feuer erlischt, segnet der Bischof das Volk, welches die Asche unter sich verteilt und als ein geweihtes Heiligtum aufbewahrt.

Die zweite Gottheit der Armenier war die Sonne, deren Verehrung noch jetzt in vielem ersichtlich ist. So wird beispielsweise derjenige für unglücklich gehalten, dessen Gesicht nicht während des Sterbens der Sonne zugewendet war. Die Toten begräbt man gern beim Aufgang der Sonne; während des Gebetes wendet man sich nach Osten.

Eine dritte Gottheit der alten Armenier war Anachides, die Göttin der Weisheit und Stärke, die Beschützerin des Wohlergehens des Volkes, Schutzgöttin der Weiber und Urquell alles Guten.

Die armenische Sprache zerfällt in die alte und die neue, welche erstere sehr schwierig und nur den Gelehrten bekannt ist. Noch jetzt stöfst man unter den Armeniern auf eine besondere Klasse Sänger, welche an die deutschen Meistersinger erinnern. In jedem Dorfe findet man einen solchen, meist blinden Dichter und Sänger, der das Volk durch seine Lieder und Erzählungen ergötzt und allgemein in hoher Achtung steht.

Die Häuser der Armenier sind aus Feldsteinen mit Lehm roh zusammengefügt, fast stets einstöckig und mit flachen Dächern versehen. Zu den Decken werden hier, der Kostspieligkeit des Holzes wegen, nur dünne Weidenstämme und ähnliches Material verwendet, und die Folge ist eine sehr geringe Haltbarkeit des Ganzen, so dafs ein unbewohntes Haus sicher innerhalb eines Jahres zur völligen Ruine wird. Die äufsere Fläche der Dächer ist mit einer Art Zement aus Sand, Erde, Asche und Mist bedeckt, welcher ziemlich undurchlässig für Wasser sein soll, dafür aber stete Erneuerung fordert. Der Dachraum ist in gleicher Weise Wohnraum der Insassen wie das Innere des Hauses, und wo ein Dorf, wie häufig der Fall, an eine Berglehne angebaut ist, dient das Dach des unteren Hauses zugleich als Strafse und Vorflur für das obere. Die Dorfgassen sind eng, winkelig und schmutzig, und der einzige Wunsch des Reisenden, der ein Dorf betritt, ist der, möglichst schnell am anderen Ende wieder hinauszukommen. Ein seltsamer Zierrat der Häuser wird durch die Seltenheit des Holzes und durch die deswegen unumgängliche Benutzung des Mistes zum Brennen bedingt; alle Wände der Gebäude sind mit tellergrofsen Kuchen aus einem Gemisch von frischem Mist und Häcksel bedeckt, und sobald diese Kuchen durch die Sonne gehörig ausgetrocknet sind, werden sie in Pyramiden auf den Dächern aufgestapelt und die Wand erhält eine frische Garnitur. Übrigens kann man nicht behaupten, dafs über dem Mistfeuer zubereitete Speisen einen unangenehmen Geruch oder Geschmack hätten; dieses Brennmaterial hat vielmehr den für eine Reiseküche nicht zu unterschätzenden Vorteil, sehr schnell Feuer zu fangen und nach kurzem Aufflackern in glühende Asche zu zerfallen, auf

Armenischer Kaufmann und persischer Eselstreiber.

Boston Public Library.

welcher das Wasser rasch zum Kochen gelangt. Der zu den Mistziegeln verwendete Häcksel ist ein Nebenprodukt der eigentümlichen Dreschmethode des Landes. Das auf einer Tenne aufgeschüttete Getreide wird so lange mit einer hölzernen Schleife, auf deren unteren Seite Steine eingekeilt sind, befahren, bis die scharfen Kanten der Steine das Stroh zur Spreu zerrieben haben: die auf den Boden gesunkenen Körner werden mittels der Wurfschaufel abgesondert.

Betrachten wir uns nun dieses Volk etwas näher. Was zunächst den Typus anlangt, so ist die Reinheit desselben bei den heutigen Vertretern der armenischen Rasse, und zwar infolge der stattgehabten starken Völkermischung in Armenien, etwas zweifelhaft. Die Armenier sind von hohem Wuchs, wohlgebaut, aber zur Dickleibigkeit hinneigend; die Schädelform ist entschieden iranisch oder dolichokephal: die Augen sind schwarz und grofs, nicht selten tiefliegend. Die Stirn ist niedrig, die Nase, ohne Ausnahme, lang, adlerartig und stark vortretend, bei länglichem Gesicht oval. Bei jungen Leuten zeichnet sich die Haut durch Weifse und Feinheit aus, während sie im Alter, bei Männern sowohl als bei Frauen, eine gewisse Kupferröte annimmt.

Über die Tracht der Armenier wollen wir nur kurz bemerken, dafs sie von der im Orient allgemein üblichen sich nur durch einen schwarzen Turban oder hohe Pelzmütze und einen dunkelfarbigen Kaftan unterscheidet. Ebenso sind auch die Armenierinnen nicht wesentlich anders als die mohammedanischen Frauen gekleidet, und ebenso wie diese verhüllen sie sich das Gesicht mit einem meist roten oder blauen Shawl oder Jaschmack. Sie neigen aber nicht, wie die türkischen Weiber, zum Putz hin, und sind, wie überhaupt das ganze Volk, sehr nüchtern, sparsam, mäfsig und bescheiden. Stilles, sanftes Wesen, ungemeine Höflichkeit, Zurückhaltung, Beharrlichkeit und ausgesprochene Erwerbslust sind als sonstige nationale Charakterzüge noch hervorzuheben.

So lange die Häupter der Familien, Vater und Mutter, leben, bleibt stets die Sippe ungetrennt und ohne Vermögensscheidung zusammen in unbedingtem Gehorsam gegen das Haupt. Es ist nicht selten, dafs bei einem achtzigjährigen Patriarchen drei Generationen zusammenleben: vier bis fünf verheiratete Söhne von 50—60 Jahren, dann noch Enkel von 30 Jahren mit ihren Kindern. Keine Absonderung des Vermögens, kein Glied kann etwas für sich erwerben, es sammelt nur das Ganze. Es giebt Gehöfte, auf denen Familien 40—50 Köpfe stark leben. Selbst Brüder trennen sich nur ungern: nach dem Tode der Eltern tritt der älteste Sohn an die Spitze und dann ganz mit den Rechten des Vaters. Erst bei den Enkeln beginnen die Teilungen.

In einer solchen Familie sehen die Glieder derselben Generation, also sämtliche Enkel aus den verschiedenen Ehen, sämtliche Urenkel sich untereinander als Geschwister an und nennen sich auch so, wenn sie von einander sprechen. Die armenische Religion verbietet die Ehe bis zum siebenten Grade der Blutsabstammung. Heiraten zwischen Urenkeln sind noch völlig unstatthaft, darüber hinaus ist Dispens in Edschmiazin möglich, aber schwer zu erhalten.

Die jungen Mädchen gehen unverschleiert, im blofsen Kopfe, wohin sie wollen; die jungen Männer dürfen sich offen um ihre Liebe bewerben, und auf Liebesbündnisse begründete Ehen sind nicht selten. Aber anders ist es mit der jungen Frau. Das «Ja» vor dem Traualtare ist vorläufig das letzte Wort, welches man von ihr hört. Nunmehr erscheint sie überall, selbst im Hause, tief verhüllt, besonders den unteren Teil des Gesichtes, den Mund, ganz verdeckt, selbst die Augen hinter dem Schleier. Niemals erblickt man sie auf der Strafse, selbst in die Kirche geht sie nur unter dichtem Schleier. Tritt ein fremder Mann ins Haus oder in den Garten, so verschwindet sie augenblicklich. Mit niemandem darf sie nur ein Wort sprechen, selbst mit dem eigenen Vater und Bruder nicht! Nur mit dem Manne spricht sie, wenn sie mit ihm allein ist. Mit allen übrigen im Hause soll sie nur durch Zeichen sich verständlich machen.

Es liegt in diesen Sitten keine Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes, denn die Frauen werden nie zu schweren Arbeiten aufgefordert, sie verrichten nur die kleinen Hausgeschäfte sowie die leichten Gartenarbeiten. Selbst der armenische Bauer ist viel zu zärtlich gegen seine Ehehälfte, um sie bei Feldarbeiten von der Sonne verbrennen zu lassen.

Junger Armenier und junge Armenierinnen.

Boston Public Library.

In diesem durch die Sitte gebotenen Stummsein beharrt die Frau, bis sie das erste Kind geboren. Von da an wird sie wieder allmählich selbständig: sie spricht mit dem neugeborenen Kinde, dann ist die Mutter ihres Mannes die erste, mit der sie reden darf. Nach einiger Zeit ist ihr auch die Unterhaltung mit ihrer eigenen Mutter gestattet, dann kommt die Reihe an die Schwestern ihres Mannes, dann auch an ihre Schwestern und die jungen Mädchen des Hauses, aber immer nur sehr leise, dafs es keiner der Männer hört. Erst nach sechs oder mehr Jahren ist sie völlig frei und ihre Erziehung vollendet: doch ist es nicht schicklich, dafs sie je mit fremden Männern spricht, oder dafs diese sie unverschleiert sehen.

Nach diesen Prüfungsjahren wird das Weib frei und tritt in die vollen Rechte der Ehefrau, der unabhängigen Hausfrau. Ja, ist ihr Mann das Familienhaupt und überlebt sie ihn, so tritt sie durchaus in dessen Stelle und Rechte, und ihr wird mit derselben Ehrfurcht gehorcht wie dem Vater, dem Hauptpatriarchen.

Wenn man die Haussitten mit Hinsicht auf die übrigen Verhältnisse im Volksleben der Armenier scharf ins Auge fafst, so kann man nicht umhin, anzuerkennen, dafs grofse Menschenkenntnis und tiefe Beurteilung des menschlichen Herzens, uns daraus entgegentritt.

Endlich gehören die Kurden, die Nachkommen der alten Karduchen, welche die Gebirge Kleinasiens und Persiens bewohnen, zum Stamme der Iranier.

Es existieren bei den Kurden zwei Stände oder Kasten: der Kriegerstand, Assireta genannt, welcher nur Herden besitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt, und der Bauernstand, Guran genannt, welcher im südlichen Kurdistan vier- oder fünfmal zahlreicher als ersterer sein soll. Die Guran unterscheiden sich durch ihre Physiognomie wie durch ihren Dialekt von der Kriegerkaste. Ihre Gesichtsbildung ist sanfter, weit regelmäfsiger und erscheint öfters ganz griechisch. Die echten Kurden der Kriegerkaste sind ein stämmiges, robustes, gesundes Volk, aber sie haben grobe Züge, einen dicken Vorderkopf, und tiefliegende, starre Augen. Die Kurdenkinder sind von reiner Haut, rosenwangig, sehr gewandt, gut gebaut, hart gewöhnt und erzogen.

Seit einigen Jahrzehnten sind die Kurden dem Namen nach den Türken unterworfen, doch haben die letzteren nicht die Macht, das Volk in wahrer Abhängigkeit zu erhalten. «Der Kurde gleicht einer wilden Ziege,» sagen die Türken, «wer ihn melken will, mufs ihm von Fels zu Fels nachspringen können, und weil dies die Diener unseres Sultans nicht im stande sind, so gelingt es den Kurden, sich immer ungeschoren aus der Affaire zu ziehen.»

Die Kurden denken aber nicht daran, sich «melken» zu lassen. Wie die tscherkessischen Häuptlinge wohnen auch die kurdischen Stammesfürsten in alten Festen, welche wie die deutschen Ritterburgen, auf den steilsten Felsenhöhen gleich Geierhorsten thronen. Von hier aus behaupten sie ihre Herrschaft, und plündern auf ihren Raubzügen Karawanen und Reisende.

Diese Schlösser haben den Türken schon viel zu schaffen gemacht, und mancher Kriegszug mufste gegen sie unternommen werden. Unser greiser Generalfeldmarschall v. Moltke, welcher bei Beginn seiner militärischen Laufbahn eine Zeitlang in türkischen Kriegsdiensten stand, weifs davon zu erzählen.

Die Tracht der Kurden ist nach den Gegenden, welche sie bewohnen, fast ebenso abweichend, wie ihre Physiognomie. Die hohe, gelbe Filzmütze ist nicht überall ihr Kopfschmuck. Im türkischen und russischen Armenien tragen sie häufig Turbane. Lebhafte, bunte, schreiende Farben lieben sie alle, Männer wie Frauen. In den südlichen Gauen des eigentlichen Kurdistan trägt der gemeine Mann einen weiten Kaftan, Antari genannt, gewöhnlich braun und weifs, darunter ein engeres Gewand im türkischen Schnitt mit einem ledernen Gürtel, welchen Metallplatten zieren. In den nordwestlichen Gegenden nähert sich die Tracht der tatarischen, in den Gebirgslandschaften am unteren Tigris der arabischen. Sehr verschieden ist auch die Bewaffnung. Die Feuergewehre sind überaus schlecht, meist Luntenflinten. Selbst bei den mächtigen und wohlhabenden Stämmen kommt selten mehr als ein Feuergewehr auf zehn Mann. Dagegen trägt

Kurdischer Häuptling.

Boston Public Library.

im türkischen Armenien und im persischen Kurdistan der kurdische Reiter eine sehr lange Bambuslanze, gewöhnlich oben mit einem Büschel von schwarzen Rofshaaren oder Wolle geziert. Viele tragen auch krumme Säbel und lange, breite, zweischneidige Dolche, Kandschar genannt. Der Häuptling besitzt gewöhnlich auch Pistolen. Das Schiefspulver wird von den Kurden Derman genannt, was so viel als «wirksame Medizin» bedeutet.

Die Stammesältesten sind bei den Kurden immer in grofsem Ansehen, auch wenn sie nicht aus fürstlichem Geblüte stammen. Im Hause oder Zelte des Häuptlings oder Stammesältesten versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer, sitzen im Halbkreise auf den Teppichen und dampfen die lange Pfeife. Die jüngeren, selbst die Söhne des Häuptlings sind dabei anwesend, dürfen sich aber nicht in Gegenwart der Alten setzen, sondern müssen dieselben stehend bedienen und ihnen Kaffee und Pfeifen reichen. Tritt ein junger Mann in das Zelt, so küfst er gewöhnlich sämtlichen Alten der Reihe nach die Hand und wird von diesen auf die Stirne geküfst. Ist der Eintretende ein älterer Mann, so ergreift er nur die Hand des Häuptlings und jeder berührt sich mit der Hand die Stirne zum Zeichen der Achtung. Beim Eintritt des Häuptlings erheben sich alle Anwesenden, bis er sich niedergelassen hat. Es ist Brauch, dafs der Häuptling beständig offene Tafel hält. Alle Geschenke an Vieh und Feldfrüchten, welche die verschiedenen Stammesglieder ihrem Khan oder Beg bringen, kommen ihnen bei dieser Gelegenheit wieder zu gute. Überhaupt wirken Sitten und Einrichtungen im Orient dem Anhäufen von Reichtümern entgegen. Ein persischer, kurdischer oder türkischer Grofser ist durch die Sitte gezwungen, sehr viele Diener zu haben und offene Tafel zu halten, überhaupt bedeutenden Aufwand zu machen. Alle von ihm empfangenen Geschenke oder die erpreften Gelder gehen auf diesem Wege wieder unter das Volk zurück. Mancher kurdische Stammesfürst mufs, um dem Gastrecht Genüge zu leisten, täglich dreifsig bis vierzig Schafe schlachten, vier bis fünf Pfund Reis zu Pilaw bereiten und einige Pfund Kaffee und Tabak an seine Gäste verteilen.

Die gewöhnlichen Speisen im Hause eines vornehmen Kurden sind Kufda und Pilaw, nämlich zerhacktes und in Klumpen gerolltes Fleisch mit Zwiebeln, Milch und Pfeffer in einer Schüssel mit gekochtem Reis, Lammsbraten, Käse und saurer Milch. Gewöhnlich werden alle diese Speisen in einer grofsen kupfernen Schüssel zu gleicher Zeit aufgetragen und in die Mitte der Tischgäste gestellt. Aus jeder Schüssel essen vier bis fünf Personen. Nachdem man sich die Hände gewaschen, greift jeder mit den Händen in die Schüssel und holt sich jene Bissen heraus, die er am liebsten hat. Sind die Älteren und Vornehmeren mit dem Essen fertig, so ziehen sie sich zurück und räumen den Gästen zweiten Ranges den Platz vor den Schüsseln. Nachdem auch diese gesättigt sind, kommen die Diener und Armen daran, die mit den Brocken vorlieb nehmen müssen, welche jene übrig gelassen haben. Nach dem Essen wäscht man sich wieder die Hände und schlürft sein Täfschen Kaffee. Ein fremder Gast, besonders ein Europäer, verläfst selten einen kurdischen Klan, ohne von dem Häuptling ein Pferd, ein Schaf oder ein Stück buntes Zeug zu erhalten. Doch ist dies bei den Kurden mehr ein Zeichen der Habsucht und Spekulation als Freigebigkeit. Denn er hofft in der Regel, dafs der Gast das Geschenk gar nicht annehmen, ihm aber ein viel wertvolleres Gegengeschenk machen werde. Die demütigen Höflichkeitsphrasen, deren sich Perser und Tataren bei der Bewillkommnung oder Verabschiedung vornehmer Gäste bedienen, z. B.: «Ich bin der Staub zu Deinen Füfsen» und dergl. verschmähen die Kurden, bedienen sich dagegen sehr oft der freundlichen Redensarten: «Du bist unser Bruder, unser Auge ..... möchte unsere Freundschaft von Dauer sein!»

Nur die vornehmen Frauen gehen verschleiert, die Weiber der gemeinen Krieger und Bauern sind immer unverhüllt. Die Kurdinnen sind nicht auf die Wohnung im Harem beschränkt, sondern gehen in und aufser dem Hause frei umher, sprechen und verkehren auch ohne Scheu mit anderen Männern. Nur reiche und vornehme Kurden heiraten mehrere Frauen; die gemeinen Krieger und die Guran sind froh, wenn sie eine Frau erkaufen und ernähren können.

Kurdischer Jäger.

Boston Public Library.

Die Kurdin thut sich, wie überhaupt jedes Nomadenweib, durch besonderen Fleifs und Emsigkeit hervor. Mit dem Kinde auf dem Rücken schlägt sie das Zelt auf, melkt Ziegen und Schafe, wirkt Strümpfe, striegelt das Pferd ihres Herrn, putzt seine Waffen und bindet ihm auch bisweilen die buntesten Tücher um den Turban. Im Regen und Schnee, in Sturm und in der Sonnenhitze ist sie das immer rege, ewig thätige Mitglied der Familie. Aber trotzdem steht sie nicht in sehr grofsen Ehren, denn nachdem sie mit Mühe die Wohnung in Ordnung gebracht und das Mahl bereitet hat, sieht sie mit einem sklavischen Gehorsam zu, wie sich das männliche Geschlecht sättigt, während ihr Geschlecht von den Überbleibseln zehren mufs. Ja, die Geduld des Nomadenweibes ist unbeschreiblich.

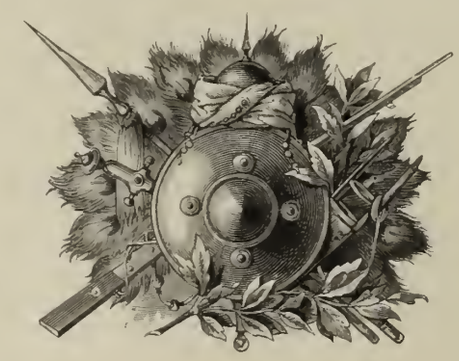
Wir stehen am Schlusse unserer Wanderung. In allen Teilen des Erdballs, in Nord und Süd, in Ost und West, unter brennender Äquatorsonne und im eisigen Norden haben wir Fremde Völker an ihren heimischen Herden und im Kampfe um das tägliche Dasein belauscht, uns mit ihrer Lebensweise und ihren Charaktereigentümlichkeiten, mit ihren Sitten und Gebräuchen, ihren religiösen Anschauungen, ihren Sagen und Liedern, ihren Waffen, Werkzeugen und Geräten bekannt gemacht. Hat uns auch vielleicht manches im Vergleich mit unseren heimischen Sitten nicht gefallen mögen, so dürfen und sollten wir doch nicht vergessen, dafs es ihnen nur an Gelegenheit gefehlt hat, die hohe Stufe der Civilisation einzunehmen, auf welcher zu stehen wir uns rühmen, und die auch wir erst nach jahrhundertelangen Kämpfen erreicht haben.

Freuen wir uns indessen dieses Triumphes nicht allzusehr. Wir können allerdings einesteils nicht leugnen, dafs sich durch eine Berührung der Naturvölker mit den Kulturvölkern im Verlaufe der Zeit, wenigstens in einzelnen Punkten, ein gewisser Fortschritt bei ersteren gezeigt hat, oder mit der Zeit ein solcher sich zu entwickeln verspricht, andernteils aber beschleicht doch den Menschenfreund ein wehmütiges Gefühl, wenn er auch so manche unverkennbare Nachteile wahrnimmt, welche jene Berührung für die kräftige, urwüchsige Fortentwicklung der Naturvölker mit sich bringt.

Das überhand nehmende Streben, den «Wilden» Gesittung mit solcher Wirkung einzuimpfen, dafs sie denselben gleichsam in Fleisch und Blut übergeht, und durch ihre innigere Verbindung mit der Civilisation allmählich neue und lebensfähige Kulturvölker aus ihnen zu schaffen, scheitert bei den meisten an der Unfähigkeit, dieselbe vollkommen in sich aufzunehmen und innerlich zu verarbeiten. Es droht ihnen vielmehr das Schicksal, dem überwältigenden Einflusse der Civilisation zu erliegen, und schliefslich derselben das Feld gänzlich zu überlassen.

Wie wahr ist hier des Dichters Wort, der da spricht:

> «Kämpft und ringt, würgt und erhebt euch, — lasset euere Interessen zusammen, oder wider einander gehen, nützt eure Kräfte einzeln oder verbündet, überbietet euch mit den Waffen des Friedens oder des Krieges, streitet um euer Dasein mit oder ohne Bewufstsein, mit Gewalt oder List, mit Kühnheit oder feiger Zähigkeit, folgt dem ewigen Drange, der euch beherrscht, von der Geburt bis zum Tode, — aber lügt nicht, dafs ihr einander liebt!»



Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

BOSTON PUBLIC LIBRARY
3 9999 08841 963 3